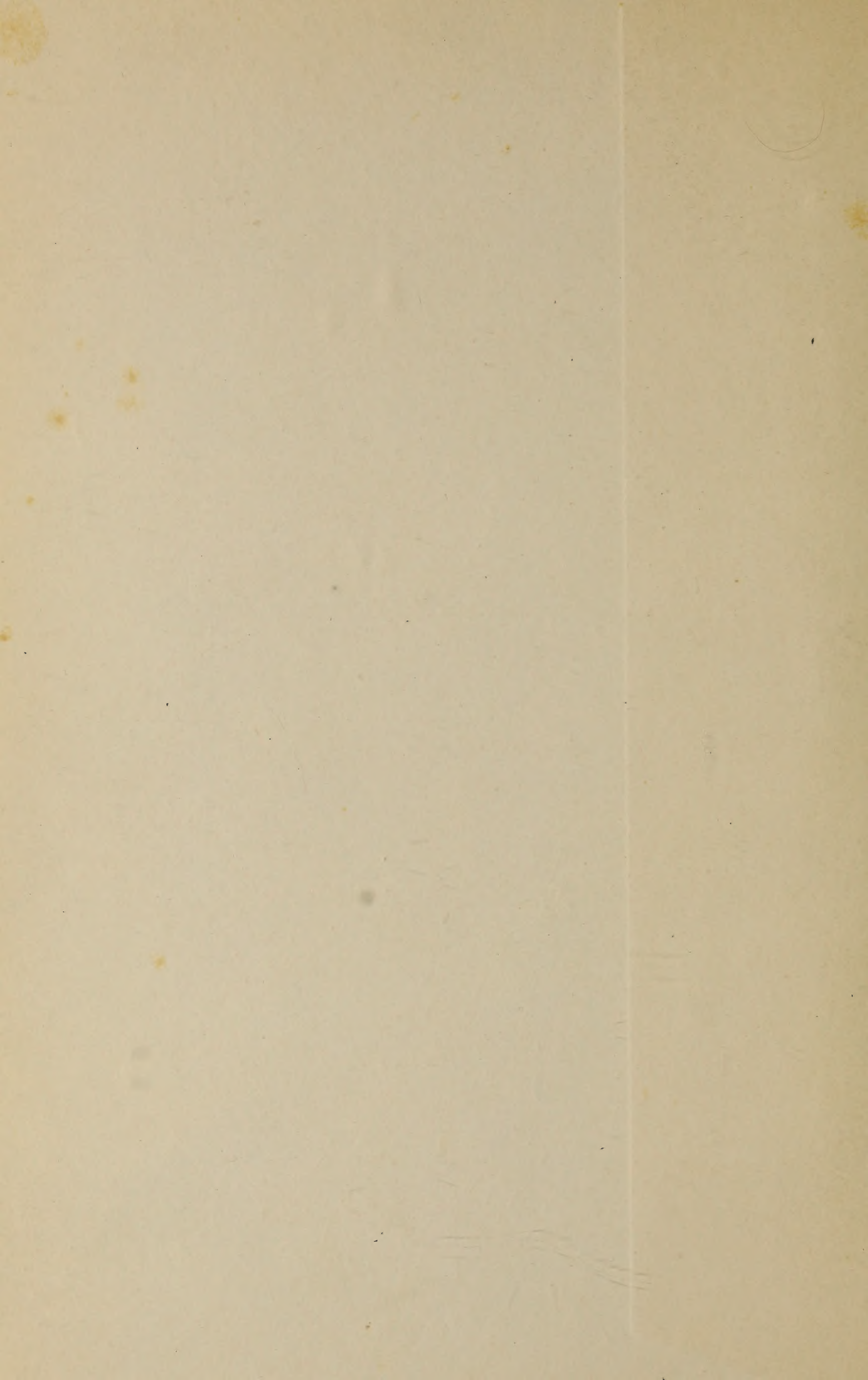
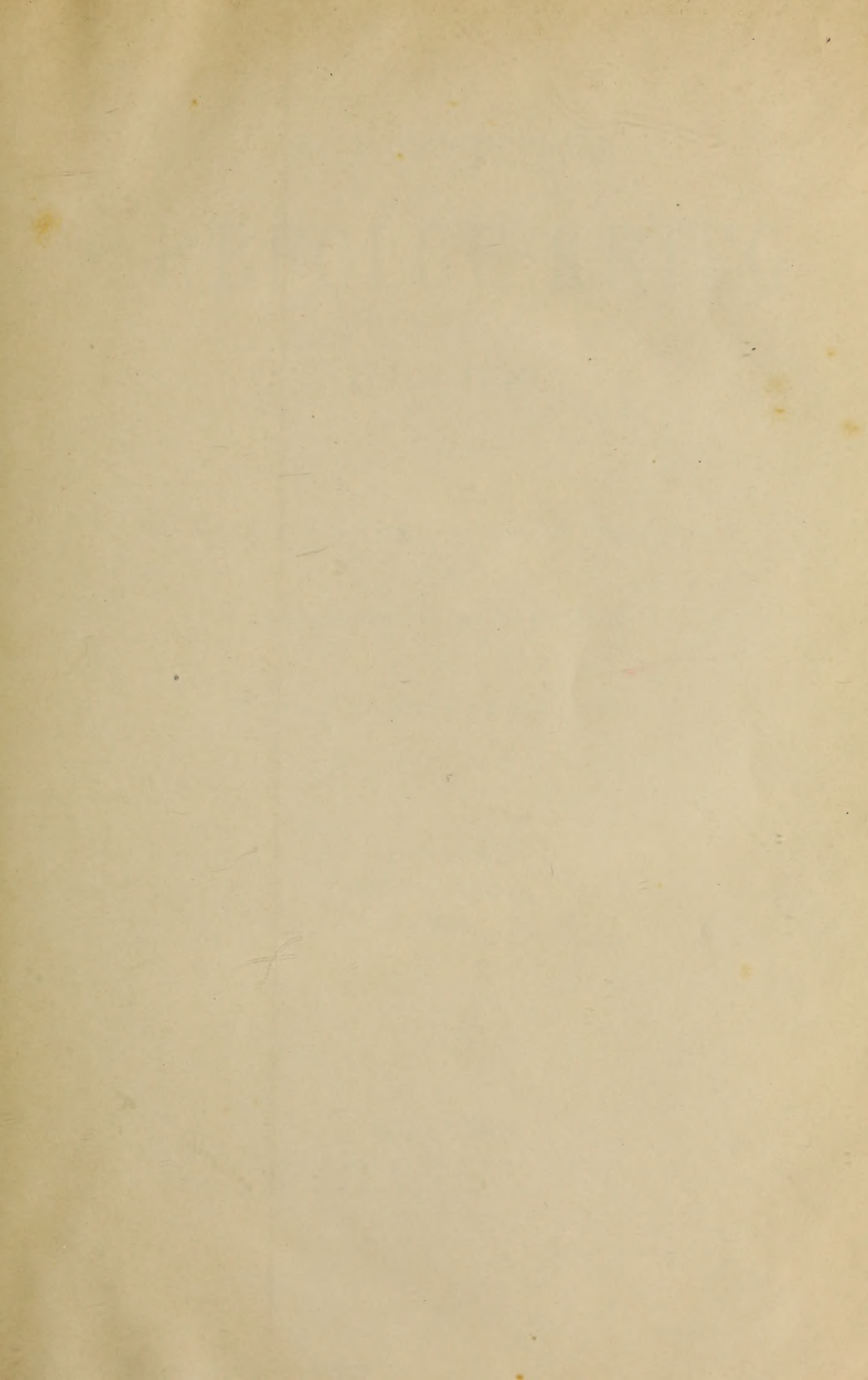
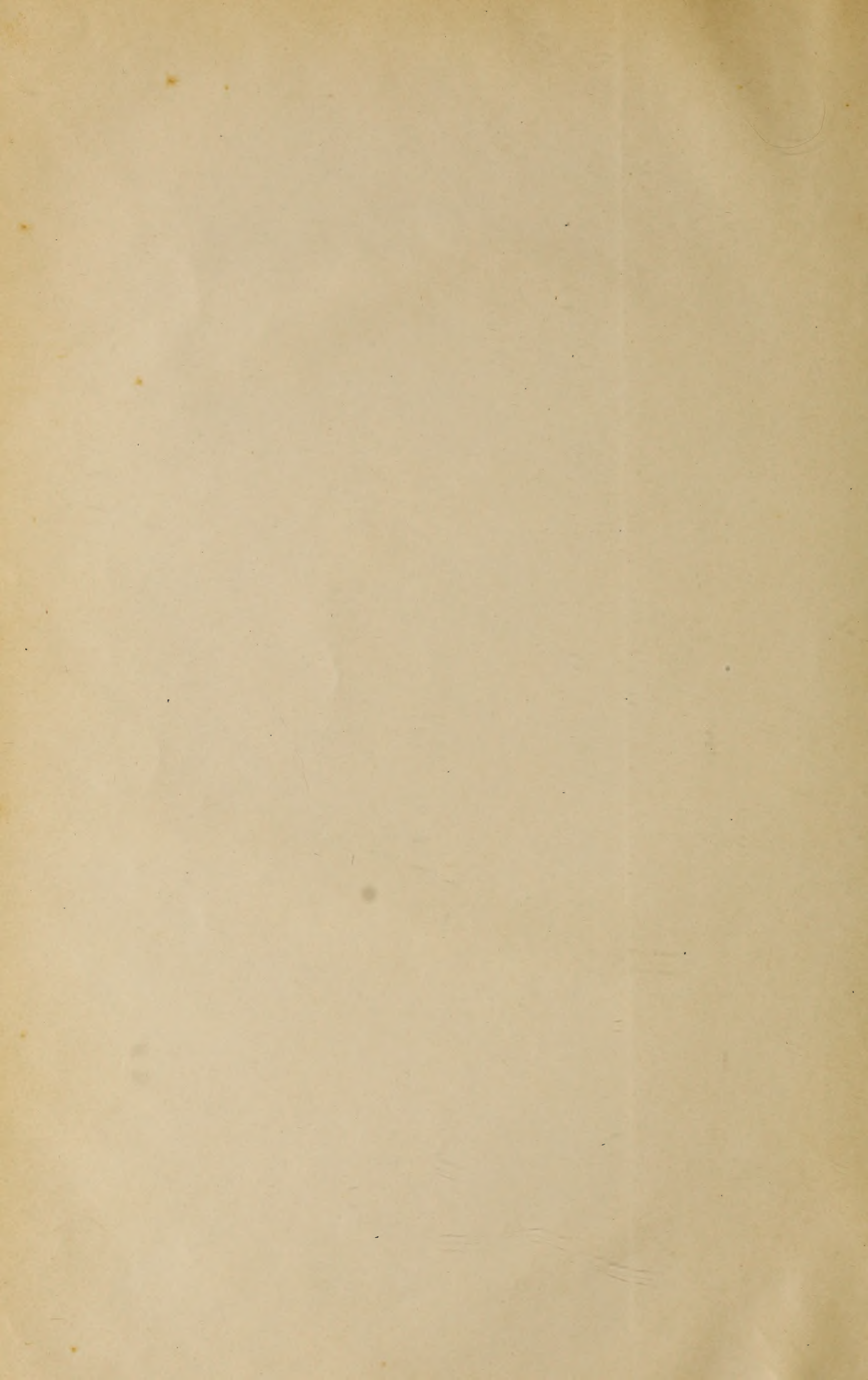

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00581702 8







OESTERREICHISCHER

ERBFOLGE-KRIEG

1740—1748.

Nach den Feld-Acten und anderen authentischen Quellen bearbeitet

in der

kriegsgeschichtlichen Abtheilung

des

K. und k. Kriegs-Archivs.

I. BAND

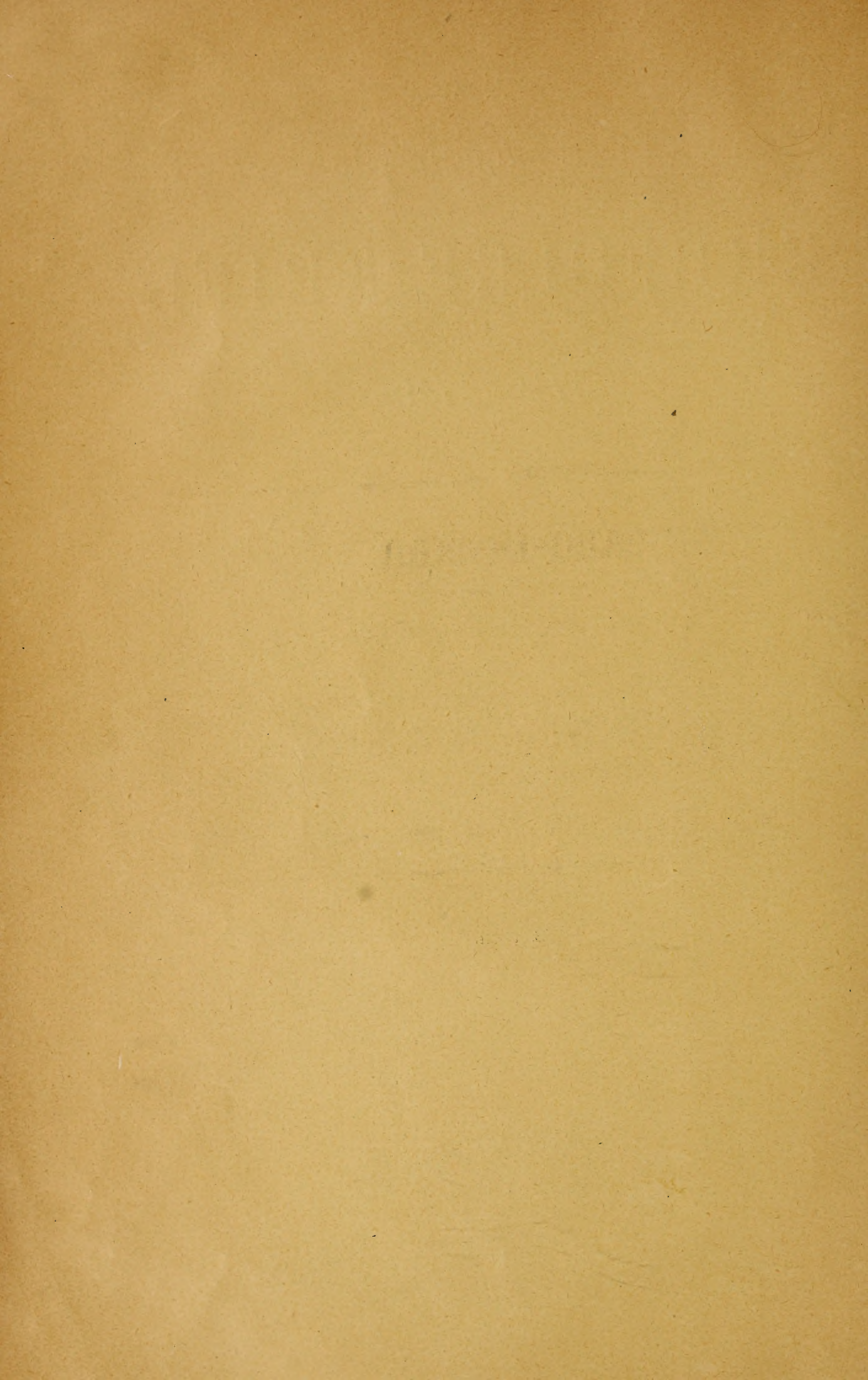
(Mit acht Beilagen).

2. Theil.

Wien 1896.

Verlag von L. W. Seidel & Sohn

K. und k. Hofbuchhändler.







Der
Oesterreichische Erbfolgekrieg
1740—1748.

I. Band,

2. Theil.



(Geschichte der Kämpfe Oesterreichs.)

KRIEGE

unter der Regierung der Kaiserin-Königin

Maria Theresia.

Im Auftrage des

K. und k. Chefs des Generalstabes

herausgegeben von der

Direction des k. und k. Kriegs-Archivs.

Wien 1896.

Verlag von L. W. Seidel & Sohn

K. und k. Hofbuchhändler.

OESTERREICHISCHER

ERBFOLGE-KRIEG

1740—1748.

Nach den Feld-Acten und anderen authentischen Quellen bearbeitet

in der

kriegsgeschichtlichen Abtheilung

des

K. und k. Kriegs-Archivs.

I. BAND

(MIT ACHT BEILAGEN).



Wien 1896.

Verlag von L. W. Seidel & Sohn

K. und k. Hofbuchhändler.



Druck von Josef Roller & Comp., Wien.

Die Kriegführung

zur Zeit

des österreichischen Erbfolgekrieges.



Um die Kriegesform während des österreichischen Erbfolgekrieges zu beleuchten, müssen jene Anschauungen, welche sich aus den Feldzügen des Prinzen Eugen entwickelt hatten, in Betracht gezogen werden. Sie waren das Fundament, auf welchem sich die Kriegskunst weiterbildete und der Feldherr, der dem grossen Savoyer zum glänzenden und ruhmreichen Nachfolger in der Kriegskunst wurde, König Friedrich II., hatte im Beginne seiner kriegerischen Laufbahn auch keine anderen Mittel, als die Erfahrungen der Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges und die traurigen Bilder des Krieges um die polnische Thronfolge.

Die schlesischen Kriege waren Friedrich II. Schule; wohl zeigt sich in ihnen schon mächtig die Löwenklaue, aber die eigentliche Feldherrngrösse Friedrich's tritt erst im siebenjährigen Kriege hervor, während in den schlesischen Kriegen noch eine Art genialen Versuchens die Kriegführung des Königs charakterisiert. Die österreichischen Generale leben noch völlig in den Eugen'schen Traditionen, sie sind erfahren in seinen Formen, aber nicht alle denken in seinem Geiste. Ihr Geschick und ihre Erfahrung gewähren ihnen noch Sicherheit, selbst Ueberlegenheit in den grossen Operationen, wie 1744, aber das tactische Genie des Königs erweist sich bald als das mächtigere. Seine Gegner sind nach Eugen, was die erfahrenen, vielerprobten preussischen Generale der nachfriedericianischen Zeit sind, die willigen Zöglinge ihres grossen Meisters, aber sie sind im Anfang noch ohne den Meister, dem neuerstandenen Genie gegenüber, oft unsichere Schüler. Darum Unfälle, wo der neue Kriegsmeister ihnen gegenüber erscheint; darum siegreich mit den Lehren ihres Erziehers, wo auch ihnen nur Schüler vergangener Grössen gegenüberstehen. Sie waren fleissige, weiterstrebende Schüler, die Lehre des Meisters beherrschte

sie noch, aber sein Geist lebte nicht in ihnen. Es bedurfte Zeit, bis ein Daun, ein Loudon sich mit dem Könige auch auf dem Schlachtfelde messen konnten. Was waren selbst die Marschälle des wunderbaren Empereurs ohne ihn so oft für schwache, schlechte Schüler!

Wohl gab es auch vor den Friedensschlüssen zu Utrecht und Nystadt zahlreiche wissenschaftliche Werke über den Krieg, aber es ist deutlich wahrzunehmen, wie mit dem Beginne des dritten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts der Aufschwung des militärischen Denkens in einer erhöhten Zahl von Publicationen sich äussert, welche dem Forscher den unmittelbaren Niederschlag der Denkweise jener Zeit darbieten.

Noch immer beeinflussten, wie in der Zeit vor dem Auftreten des Prinzen Eugen, die militärischen Schriftsteller der antiken Welt jene der Gegenwart in hohem Grade und manche Seltsamkeit, mancher Widerspruch in deren Schriften ist auf ihren manchmal allzuweit getriebenen Autoritätenglauben zurückzuführen. Seltsam wirkt es, zu sehen, wie so manches kriegswissenschaftliche Werk, welches sich die Untersuchung und Prüfung der zeitgenössischen Kriegsereignisse zur Aufgabe gemacht, mit der Besprechung der Phalanx und Legion oder sogar mit Betrachtungen über die Erschaffung der Welt beginnt.

Wie jederzeit, so bildeten sich Diejenigen, welchen im Kriege die Führung oblag, nicht nur im Felde selbst und durch die persönliche Erfahrung, sondern sie beschäftigten sich in wissenschaftlicher Weise mit dem Kriege und von vielen der bedeutenderen Generale jener Zeit bestehen Schriften, theils in Form von Mémoiren schlicht erzählend, theils theoretisierend in didaktischem Gewande. Die Schriften dieser Zeit erscheinen daher ganz besonders massgebend für die Beurtheilung ihrer Zeit. Es sind dies nahezu die einzigen Quellen, da die halb und ganz amtlichen Schriften über den Krieg sich meist oder vielmehr vorwiegend auf elementartactischem Gebiete bewegen.

Eine strategische Literatur gab es vor der Mitte des XVIII. Jahrhunderts eigentlich nicht, was durch die Art und Weise der damaligen Kriegführung erklärt wird, in welcher der Zug der Operationen im Grossen nicht einem angenommenen Systeme entsprach, sondern den jeweiligen Charakter- und Geistesgaben der Feldherren überlassen blieb. Gewiss finden sich Bruchstücke strategischer Lehren in den Lehrschriften jener Epoche eingestreut. Allein Systeme, welche in der strategischen Einleitung und Führung der Feldzüge den Weg zum Siege zu sichern suchen, wie beispiels-

weise das ausgesprochene Princip der relativen Ueberlegenheit, gab es nicht oder gelangten vielmehr wenigstens nicht zum Ausdrucke, obwohl die Feldherren selbst häufig genug Beispiele der Befolgung grosser strategischer Principien gaben. Im Allgemeinen galt die strategische Sphäre des Krieges als ein Feld der Auskunftsmittel und Aushilfen, auf welchem Alles der Individualität der jeweiligen Führer von Fall zu Fall, je nach Umständen, überlassen blieb.

Wenn dem aus einer späteren Zeit rückwärts schauenden Forscher die Kriegshandlung jener Tage oft matt und schwächlich und widerspruchsvoll erscheint, wenn er darüber staunt, dass selbst ein Prinz Eugen nicht wagte, auf den Rath Marlborough's, kühn auf Paris zu ziehen, einzugehen und wenn er sich oft vor Unterlassungen militärischer Natur jener Feldherrn sieht, für welche er keine Erklärung findet, so wird er sich sagen, dass die Feldherrn des XVIII. Jahrhunderts gewiss den Sieg so heiss ersehnten [1]), wie die Feldherren anderer Zeiten; dass sie nicht aus Fehlern des Charakters hinter dem zurückgeblieben sind, was zu einer anderen Zeit geschah, sondern dass die Kriegführung dazumal durch Hindernisse materieller Natur eingeschränkt gewesen sein muss, die Vieles nicht gestatteten, was seither möglich geworden ist. Diese Hindernisse aufzusuchen, ist Aufgabe der Forschung.

Die allgemeinen Grundsätze des Krieges.

Wenn die Erfahrung, diese erste Lehrmeisterin der Menschen, auch für den Krieg als unbedingt massgebend angesehen werden darf, so zeigt die Erforschung der militärischen Denkweise des dritten und vierten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts, dass sie damals hochgehalten wurde und dass man in der That auf Grund des Erlebten dachte und handelte.

Die allgemeinen Grundsätze des Krieges schlossen in ihrer Wesenheit unmittelbar an die Erfahrungen der letzten Feldzüge an und es finden sich wenig Gedanken vor, deren Entstehung auf anderem, als empirischem Wege zu suchen wäre. [2])

[1]) Dies gilt allerdings nicht uneingeschränkt. Es wird der Vorwurf in der zeitgenössischen Literatur erhoben, dass manche Feldherren aus Gewinnsucht oder Ruhmbegierde die Kriege in die Länge zu ziehen strebten; jedoch waren das seltene Ausnahmen und die Berechtigung jenes Vorwurfes müsste ausserdem mit zweifellosen Belegen erwiesen werden.

[2]) Es machte sich übrigens ein Widerstand gegen die übertriebene Ausbeutung der kriegerischen Erfahrung seitens der Wissenschaft geltend.

Die politische Doctrin der europäischen Staaten beruhte auf dem allseits stillschweigend anerkannten Grundsatze, keine Macht dürfe derart wachsen, dass sie die anderen merklich überrage, dabei aber naturgemäss in dem geheimen Wunsch, für den eigenen Staat hierin die thunlichst weitestgehenden Ausnahmen zu machen.

Das Streben nach Machterweiterung sah sich aber durch die Erfahrung eingeschränkt, dass politische Vorherrschaft auf dem Wege der Eroberungen oder des Krieges überhaupt schwer oder doch nur in äusserst langwieriger Weise zu erwerben sei. So hatte Ludwig XIV. fast ununterbrochen gekämpft, ohne die letzten Ziele seines Ehrgeizes — die Schiedsrichterrolle in Europa — wirklich zu erreichen. So hatte Carl XII. in dem Unternehmen, seinem grossen Ahn es gleichzuthun, den Untergang gefunden. Beide Fürsten waren in ihrer Politik sowohl, als in ihrer Kriegführung initiativ genug gewesen und aus dem Umstande, dass sie ihre Ziele nicht oder nur zum Theile erreichten, zog die Welt den Schluss, dass der Krieg als Werkzeug der Politik rasche und glänzende Erfolge für einen ganzen Staat nicht zu geben vermöge. An seine Stelle trat die Politik, die im Gewande einer routinierten Diplomatie fortwährend an Allianzen arbeitete, welche offen oder versteckt das Ziel verfolgten, das Gleichgewicht der Mächte zu eigenen Gunsten zu modificieren, aber selbst die Alliierten nicht an diesem Gewinn participieren zu lassen. So erklärt es sich, dass die Politik einen ausserordentlichen Einfluss auf kriegerische Entschlüsse gewann, dass sie auf das Engste mit der Kriegführung Hand in Hand gieng. Der Staat, der einen Krieg begann, suchte sich vor dem Beginne der Operationen möglichst politisch sicherzustellen, da die Erfahrung gezeigt hatte, ein Krieg sei nicht derartig rasch zu führen, dass man ihn beenden könne, ehe sich andere Staaten zur entscheidenden Antheilnahme an demselben entschlössen. Das Kriegsinstrument gestattete zu jener Zeit nicht, einen Krieg so schnell abzuthun, dass die andern europäischen Mächte durch ihn überrascht und lahmgelegt werden konnten. Dies hatten auch die bedeutendsten Feldherren jener Zeit nimmer vermocht. Wer einen Krieg begann, musste sich auf lange Dauer desselben und auf Complicationen politischer Natur von vornherein gefasst machen. Daher wirkte die vorsichtige Politik wieder auf den Krieg

---

Folard und Puységur behaupten und wiederholen mehrmals, dass der Krieg eher eine speculative und nicht vorwiegend Erfahrungswissenschaft sei. Dies führte allerdings zu manchen recht krausen Theorien.

verzögernd und hemmend ein und die ohnehin langsamen Operationen wurden es noch mehr, da man wohl fühlte, dass auch mit raschem Handeln nicht viel zu erreichen sei.

Wohl zeigt die Kriegsgeschichte Beispiele von energischem Handeln und es finden sich bei den Schriftstellern oft Mahnungen zur Schnelligkeit vor, doch immer sind dies Gelegenheitsstücke, Hilfsmittel für den Augenblick. Das Bestreben der einzelnen Staaten, es einander in Bereitstellung der Kriegsmittel und in der Eröffnung des Kampfes an Schnelligkeit zuvorzuthun, herrschte nicht vor oder war wenigstens höchstens in Preussen im Werden. Man glaubte dem Erfolge auf anderem Wege nachgehen zu sollen, als auf jenem des einander Zuvorkommens. Auch bei der von den Kriegslehrern anempfohlenen Besetzung eines Theiles des gegnerischen Grenzgebietes handelte es sich mehr darum, sich eine Basis zu schaffen, als eine Ausnützung der durch das frühe Bereitsein erzielten Ueberlegenheit.

Selbst während des Krieges, im Beginne einer Campagne nach den Winter-Quartieren, beeilte man sich nicht sehr, die Initiative zu gewinnen.

So sagt der Marschall von Sachsen in seinen „Rêveries," die um 1732 entstanden sind: „Viele Leute glauben, dass es vortheilhaft ist, früh im Felde zu erscheinen. Sie haben Recht, falls es sich darum handelt, einen wichtigen Posten zu gewinnen. Ist das nicht der Fall, so glaube ich nicht, dass man sich allzusehr beeilen muss, aber dafür trachten soll, länger im Felde zu bleiben. Was liegt daran, wenn der Feind Belagerungen unternimmt? Er wird sich in dem Masse schwächen, als er sich mit denselben beschäftigt. Und wenn Ihr Euch gegen den Herbst an seine Fersen hängt mit einer wohlerhaltenen und in gutem Zustande befindlichen Armee, so werdet ihr ihn verderben!"

Es erinnert dies fast an das Wort Waldstein's, das er seinen Obristen gegenüber in Pilsen 1634 aussprach: „Der Feind lässt uns stark werden, lässt uns in's Feld kommen, legt sich nur in unterschiedlichen Pässen, hält die ganze Armee auf, wenngleich alle Compagnien und Regimenter complet, werden stark strapaziert und gehen also zu Grunde, kommt der Winter herzu, müssen wir wieder in unsere Quartiere, alsdann fängt der ausgerastete Feind erst an, Progress zu machen."

Ueberhaupt wurde die Idee des Ueberfalles in grossem politischem Sinn dazumal gewissermassen als nicht erlaubt, nicht statthaft angesehen.

Die Grenze zwischen dem friedfertigen und dem ehrgeizigen Fürsten wurde sehr scharf gezogen und der letztere wird oft in den Lehrschriften der Zeit eindringlich verwarnt. Militärische Werke enthalten in ihren Widmungen oft die Verherrlichung des Friedens und den Wunsch nach Erhaltung desselben.

Es erklärt sich die Langsamkeit des Entschlusses zum Kriege und der Kriegshandlung selbst, die jener Zeit eigenthümlich sind, zunächst als ein Ausfluss der politischen Lage und zum Theile vielleicht aus allzu ängstlicher Befolgung der Lehren, welche die Erfahrung dargeboten hatte.

Doch ungleich mächtiger, als die Ideen jener Zeit über den Zusammenhang von Politik und Strategie, weit intensiver, als die zu weit getriebene Befolgung dessen, was die Vergangenheit gezeigt, weit entscheidender, als die angenommene Methode an sich, wirkten auf die Kriegführung materielle Dinge ein, wie der Zustand der Operationstheater und die Beschaffenheit der Kriegsmittel.

Klar ist zu erkennen, worin die materiellen Hindernisse der Kriegführung bestanden. Khevenhüller, der leider zu früh heimgegangene begabte und würdige Schüler Prinz Eugen's sagt in seinem Werke „Idee vom Kriege": „Es ist jederzeit erspriesslicher, durch die Liebe des Volkes, als durch Gewalt ein Land unter sein Joch und zum Gehorsam zu bringen, angesehen durch die Force die Armee geschwächt wird und wenn das feindliche Volk kriegerischen Gemüthes ist — vieler anderen Mühseligkeiten und sonstiger Inconvenienzen, der Unbequemlichkeiten, die besonders in bergigen Landen vorfallen thun, zu geschweigen — dass, wenn Einer auch das Land bereits eingenommen, ein sich unversehenerweise äussernder Zufall leicht verursachen könne, dass der Pöbel sich des Jochs entziehe und grosse Unglücksfälle causiere." Noch schärfer äussert sich Moriz von Sachsen hierüber. In diesen wenigen Sätzen ist als ein wesentliches Hinderniss des Krieges jener Zeit auch die Antheilnahme der Bevölkerungen an demselben hingestellt. In der That war dem so. Nicht genug daran, dass die politische Zerrissenheit mancher Kriegs-Schauplätze die Feldherren in ihren Operationen hinderte und beengte, welchen hemmenden Einflüssen die Feldherren sich nur äusserst schwer auf dem Wege politischen Lavierens, aber keinesfalls auf jenem der Gewalt zu entziehen vermochten, war der Antheil, den die nichtmilitärische Bevölkerung am Kriege nahm, ein im Ganzen grösserer, als gegenwärtig. Vielfache Umstände trugen hiezu bei. Vor Allem war

der Gedanke an Selbstwehr und Selbstschutz noch relativ lebendig in den Massen geblieben; die Erinnerung an die schrecklichen Plagen, welche die Kämpfe des XVII. Jahrhunderts nach sich gezogen hatten, überdauerte die Wandlung, welche inzwischen in der Art der Kriegführung vorgegangen war oder doch vorgegangen sein sollte. Die Erzählungen von der übertriebenen Schonung der Länder durch die kriegführenden Heere, die im Beginne des XVIII. Jahrhunderts gang und gäbe gewesen sein soll, sind Angesichts der geschichtlichen Thatsachen doch auch auf ein bescheidenes Mass zurückzuführen.[1]) Im Princip hatte allerdings eine gewisse Schonung platzgegriffen, das heisst, die Feldherrn strebten ihr nach, aber den Heeren war dieses Princip noch nicht gerade in Fleisch und Blut übergegangen. Besonders die Armeen Frankreichs behandelten das Land, in welchem sie sich befanden, in der althergebrachten Weise und Raub und Plünderung waren, wenn auch nicht als officielle Institution, so doch als geduldete Begleiterscheinung des Krieges damals noch im Flor. Wohl nahm die Ungebundenheit der Truppen im Kriege allmählich ab und um die Mitte des Jahrhunderts scheint sie im Allgemeinen wenigstens ziemlich unterdrückt gewesen zu sein, aber das Misstrauen der Bevölkerung gegenüber der Soldateska blieb, nach wie vor, rege und wurde gelegentlich noch künstlich genährt, wie beim Aufgebot von Landsturmformationen, durch gelegentliche Versuche, eine Landesvertheidigung zu organisieren oder durch officielle Vorschriften, wie jene, welche das russische Kriegs-Reglement vom Jahre 1737 hinsichtlich des Verhaltens der Bevölkerung gegenüber dem eingedrungenen Feinde enthält.

Das Misstrauen und der Widerwille der Bevölkerungen gegen die agierenden Armeen musste jedoch, um diese wirklich zu stören und zu beengen, sich in Thaten oder Unterlassungen äussern.

Hiezu war die Möglichkeit geboten. Der Umstand, dass die Heere gewöhnlich längere Zeit auf relativ beschränkten Räumen zubringen mussten, brachte die Localisierung der Kriegsoperationen und die hieraus sich ergebende Nothwendigkeit für das Heer, vom

---

[1]) Aus den Berichten von Unter-Feldherren erhellt, dass im ersten schlesischen Kriege, in einer Provinz, die Friedrich II. „absolute conservieret wissen" wollte, von preussischer Seite gelegentlich der Beitreibungen mit Sengen und Brennen gedroht wurde. So Schwerin in Jägerndorf am 4. März 1741. Eine ganze Anzahl von Flugschriften und Libellen schildert die während des österreichischen Erbfolgekrieges von den Truppen aller Kronen begangenen „Gewaltthätigkeiten und Excesse".

Lande zu leben, es in eine Art Abhängigkeit von den Hilfsquellen des Landes, die zu allen Zeiten und bei allen Heeren sich äusserte.

Wenn diese Abhängigkeit sich zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges manchmal mehr fühlbar machte, als zu anderen Zeiten vor und nachher, so lag das einerseits in der gegen das XVII. Jahrhundert bedeutend gestiegenen Stärke der Heere und anderseits in dem Fehlen der mächtigen Hilfsmittel der Heeresverpflegung, welche eine spätere Zeit auffand.

Das immer fühlbarer werdende Bedürfniss der Gewinnung einer ausgesprochenen Ueberlegenheit durch die grössere Zahl hatte bereits dahin geführt, dass im spanischen Successionskriege operierende Armeen von nahe an 100.000 Mann auftreten, die dort leben sollten, wo ehedem Armeen von 12.000 bis 20.000 oder 30.000 Mann gelebt, während die Hilfsquellen der Länder nicht entfernt in eben diesem Verhältnisse zugenommen hatten und der Haushalt der Heere gleichfalls wenig vorgeschritten war. Ressourcen und die Art, sie zu verwerthen, waren fast stationär geblieben, nur die Heeresstärke wuchs und so ergab sich als nothwendige Folge Verlangsamung ihrer Action. Sehr gut fühlten dies Soldaten von scharfem militärischem Blick[1]), wie der Marschall von Puységur, der in seinem Werke „Art de la guerre" zu der Anschauung gelangt, dass der Krieg mit Heeren von der Grösse jener, die Prinz Eugen und Villars gegeneinander führten, der schwierigste sei und dass sich wenig Feldherren fänden, welche auch nur den logistischen Theil dieser Kriegführung beherrschten. Im „Vollkommenen deutschen Soldaten" heisst es hierüber: „Ein Kriegsheer von 40.000 bis 50.000 Mann wohl resolvierter und disciplinierter Leute ist capable, Alles zu unternehmen, ja es kann sich ohne Verwegenheit gleichsam versprechen, die ganze Welt zu gewinnen. Was demnach über diese Zahl sich findet, ist nur überflüssig und erweckt lauter Ungelegenheit und Confusion ..." Diese Anschauungen entspringen gewiss nicht einfach nur verfehlten Ideen über die Kriegführung. Im Gegentheil, sie waren begründet in den Verhältnissen jener Zeit. Die ganze Eugenische Epoche hindurch tritt in den Correspondenzen der Feldherren die ewige Sorge zu Tage, ob es möglich sei, die Truppen

---

[1]) Auch Friedrich II. bekennt, dass die vergrösserten Heere erhöhte Schwierigkeiten der Verpflegung herbeigeführt hatten. (Histoire de mon temps, ältere Redaction, 201.)

zu erhalten und liegt mit dem Wunsche nach Vergrösserung der Truppenanzahl im Streit. Es gab gewisse Axiome, an welche man glaubte. So hiess es: „in dieser Provinz können 10.000, höchstens 12.000 Mann ihre Verpflegung aufbringen, daher muss man sich hüten, mehr Truppen auf diesem beschränkten Raum zu versammeln". Diese Idee beherrscht ohne Frage auch jenen Plan des Churfürsten Friedrich Wilhelm zur Occupation Schlesiens, sie wirkt vielleicht noch nach in dem Entschluss König Friedrich II. mit nur 20.000 Mann ein Unternehmen von unabsehbarer Tragweite, wie seinen Einmarsch in eben dieses Schlesien, zu beginnen.

Woher und warum nun die Schwierigkeit des Zusammenhaltens und Erhaltens der Armeen überhaupt und ganz besonders stärkerer Armeen?

Die Heere operierten als ein Ganzes, das heisst, es war dem Feldherrn nicht wohl zu Muth, wenn er nicht jeden Augenblick über seine ganze Macht durch eigene Einwirkung verfügen konnte oder wenn er gar vielleicht einzelne ihrer Theile nicht sah. Das Heer marschierte während der Operationen gefechtsbereit, allenfalls in mehreren Colonnen und lagerte vereint. Nicht überall und nicht immer fand sich ein Gelände, das die Bewegung in dieser Art erlaubte und gute Lagerstellungen, besonders für grössere Heere, waren eine Seltenheit. Der Zustand des Terrains, die Vertheilung cultivierter und jungfräulicher Strecken zu jener Zeit, der Mangel an zahlreichen und guten Communicationen, wirkte hier in einer Weise ein, die nur an ihren Resultaten wahrzunehmen ist, während die Ursachen nicht mehr immer deutlich zu erkennen sind. In allen Relationen und Feldzugsbeschreibungen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts spielen die Defiléen und Moräste eine grosse Rolle, an Stellen, wo gegenwärtig von Defiléen und Morästen keine Spur mehr ist. Wohl waren einzelne Gegenden, wie etwa Italien oder die Niederlande, so ziemlich in demselben Zustande der Landescultur, wie heute und doch wurde dort nicht in anderer Weise Krieg geführt, als dies überall geschah. Es galt eben für das Heer jener Zeit mit dem flügel- oder treffenweisen Gefechtsmarsch manches als Defilé, was heute kein Hinderniss der Bewegung mehr bildet.

Erzherzog Carl erklärt den Charakter der Kriegführung als innig zusammenhängend mit der Beschaffenheit des Landes und abhängig von dem Culturzustande des letzteren.[1]) „Wo sich das Land noch ganz

---

[1]) Ausgewählte Schriften des Erzherzogs Carl, V, 67, „Von dem Einfluss der Cultur auf die Kriegskunst".

in dem Stand der Natur befindet, bieten theils ausgedehnte Steppen unbeschränkte Freiheit zur Entwicklung von Streitkräften aller Art in jeder Richtung dar, theils stellen sich wieder Hindernisse entgegen, welche entweder gar nicht oder blos an bestimmten Stellen und auch da nur mit der grössten Schwierigkeit zu überwinden sind. . . In jedem Falle ist in uncultivierten Gegenden der Gang der Operationen langsam und schwerfällig und es bleibt die physische Uebermacht das Haupterforderniss des Sieges. . . . Wo es blos einzelne Zugänge zu einem entscheidenden Puncte gibt, ist der Besitz derselben der Preis längerer Ausdauer im Kampfe, diese hängt aber wieder von der Möglichkeit und Beharrlichkeit ab, zahlreichere Streitmassen in das Gefecht zu bringen, also wieder von der physischen Uebermacht. . . . Auf der Mittelstufe der Cultur tritt der Krieg der Stellungen ein. Freie Strecken können zwar da auch noch ohne Zeitverlust und Hinderniss durchzogen werden, aber beide treten ein, wo sich eine Stellung findet. Die Bedeutung derselben ist das Vertheidigungsmittel des Schwächeren, der in seinem Geiste die Ergänzung der mangelnden Kräfte suchen muss, indem er die Bildung des Landes zu einer Verwendung der Truppen benützt, die ihnen das Uebergewicht über die Mehrzahl gibt."

Der Erzherzog, mit einem thatenreichen Theile seines Lebens noch im XVIII. Jahrhundert stehend, letzteres kennend und würdigend, giebt hiemit Aufschluss über den Antheil, den die Beschaffenheit der Erdoberfläche und die Cultur auf die Kriegsweise der seiner Jugend vorangegangenen Zeit besass. Allerdings wirkte der Mangel an Strassen und Wegen, der geringe Reichthum an Hilfsquellen zur Selbsterhaltung nicht allein auf das strategische Verfahren des XVIII. Jahrhunderts ein. Erst im Zusammenhange mit der Beschaffenheit der Heere treten die Einflüsse jener Hemmungen und Hindernisse entscheidend hervor. Ein Heer, das Defiléen der Fahnenflucht wegen vermeiden musste, lange und beschwerliche Märsche der überhand nehmenden Krankheiten, somit des Abganges an theuer bezahlten Menschen wegen mied, das zu Beitreibungen nicht greifen durfte, weil es sich hatte ansehnlich theilen müssen, ohne jedoch durch diese Zertheilung der Ressourcen habhaft zu werden, welche, ohnehin gering, durch die Einwohner überdies verborgen und weggeschleppt wurden — ein solches Heer war von der Beschaffenheit der Operationstheater schon an und für sich weit abhängiger, als moderne Armeen und da die Operationstheater jener Zeit mehr von Hindernissen starrten und weniger ergiebig waren, als heute, so machte sich deren Einfluss auf das

Heer des XVIII. Jahrhunderts in ganz unberechenbarer Art und Weise geltend.

Aus allen diesen Umständen ergiebt sich als nothwendige Folge eine geringe Schnelligkeit im Operieren der Armeen, die man der unerlässlich scheinenden militärischen Ordnung[1]) zu Liebe in den Kauf nahm. Nächst dem Zusammenhalt galt es die Erhaltung der Armeen. Das Heu und Stroh konnten die Heere nicht mit sich führen und die Beistellung von Lebensmitteln für die Truppen durch die Heeresverwaltung beschränkte sich auf die Lieferung von Brod. Das Heer musste demnach den grössten Theil seiner Bedürfnisse, vor allem das Pferdefutter und das Fleisch, aus seiner Umgebung beziehen. Diese Umgebung war damals klein, weil das Heer vereint war. Ein Corps der napoleonischen oder modernen Zeit marschiert in langen Säulen auf den Strassen vor und nächtigt staffelweise. Eine gleichstarke Armee des XVIII. Jahrhunderts bewegte sich colonnenweise vielfach querfeldein und für die Nacht nahm sie ein concentriertes Lager. So konnte das Heer jener Zeit nur eine weit kleinere productive Fläche beherrschen, wobei noch zu erwägen kommt, dass diese Fläche damals weit weniger productiv war, als in späterer Zeit und dass die militärischen Anschauungen damals ein Aufsuchen von Lebensmitteln durch die Truppen selbst nicht für statthaft hielten.

In diesem, bis zu einer gewissen Grenze durch die Verhältnisse jener Zeit sehr gerechtfertigten Grundsatze bestand ein wesentliches Hinderniss der Operationen. Galt es, die Pferde zu verpflegen, so mussten Fouragier-Commanden ausrücken und oft weitschichtige Anstalten treffen, um nur überhaupt etwas zu finden, während zu ihrer Bedeckung nicht selten das ganze Heer bereitgehalten wurde. Die Mannschaften waren bezüglich der Verpflegungen auf das verwiesen, was sich in der Umgebung um hartes Geld und gute Worte freiwillig erkaufen liess. Die Bevölkerungen hatten es völlig in der Hand, das Heer dem Hunger preiszugeben, indem sie einfach mit ihren Vorräthen ein paar Meilen weit sich entfernten. Das Heer beherrschte sie dann nicht mehr oder es musste sich theilen, um zu leben, was schwere Uebel

---

[1]) Das geworbene, vielfach zum Dienst gepresste Soldatenmaterial, in dessen Köpfen noch vielfach die Vorstellung von Raub und Beutemachen herrschte, nöthigte zu ausserordentlichen Vorsichtsmassregeln auf dem Marsche. Das Durchschreiten eines Walddefilées, das Passieren von Ortschaften erregte oft die Versuchung zur Fahnenflucht. Daher die häufigen Befehle über Marsch-Verhaltungen mit scharfen Bestimmungen.

im Gefolge hatte, weil der Gegner nur darauf wartete, dass es sich theile. In der That zeigt die Kriegsgeschichte in ihren Einzelheiten oft genug, wie zu jener Zeit die Feldherren Alles aufbieten mussten, um die für den Unterhalt der Heere so nothwendigen Landesbewohner bei guter Laune zu erhalten. Diese Mahnung kehrte denn auch bei den Kriegsschriftstellern jener Zeit immer wieder. Sogar der Angreifer, der einen Staat mit der Absicht überzog, demselben ein Stück seiner Provinzen zu rauben, that klug daran, sich mit der Bevölkerung auf guten Fuss zu stellen, da diese sonst, durch Emissäre ihres Landesherrn ermuthigt, dem Feinde die grössten Schwierigkeiten durch Ueberfall der Etapenlinien, Wegnahme der Convois, Auffangen von Feld-Posten und dergleichen bereiten konnte. Viel ist in den Kriegen des XVIII. Jahrhunderts von der Belästigung der Verbindungen eines Heeres durch „Schnapphähne" die Rede. Diese waren nichts anderes als eine Art Franctireurs des XVIII. Jahrhunderts.

Fordert die moderne Zeit in strategischer Hinsicht die Theilung an sich, die Theilung zum Zwecke der Bewegung und Erhaltung der Heere, so zeigt die Vergangenheit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Heere, die, eng versammelt, peinlich zusammengehalten, gegen die Epoche Waldstein's und Gustav Adolph's ebensoviel an Freiheit der Bewegung eingebüsst hatten, als sie an Regelmässigkeit der Verpflegung und national-ökonomischer Zweckmässigkeit in Verwendung der Hilfsquellen der Länder gewonnen.

Wenn nun die Heere dazumal durch wirkliche und scheinbare Gründe zu einer gewissen Langsamkeit und Bedächtigkeit veranlasst waren, so liegt es nahe, anzunehmen, es hätte nur von der höheren Einsicht und grösseren Thatkraft der Führer abgehangen, gerade durch Erhöhung der kriegerischen Schnelligkeit das Heer sowohl zusammenzuhalten, als ihm durch die Ortsveränderung den Unterhalt zu sichern. Hier waren jedoch der Kriegsführung Grenzen gesetzt, die fast als unübersteiglich anzusehen sind.

Die Sicherstellung der Verpflegung galt den Feldherren als das allererste, wo nicht das wichtigste Geschäft im Kriege. Das erfahrungsgemässe Anwachsen der Zahl der Deserteure bei mangelnder Verpflegung, zusammengehalten mit der Schwierigkeit, die Heere zu ergänzen, war ein Grund hiefür. Jede strategische Offensive begann sowohl in Wirklichkeit, als in der Theorie mit Anhäufung von Lebensmitteln für das Heer, das heisst mit dem Magazinieren von Getreide (Mehl) und Hafer, sowie der Erkundung des

Ressourcenreichthums jener Gegend, in die der Angriff getragen werden sollte.

Wenn ferner der Mangel an Transportmitteln, wie jene der Gegenwart, der Mangel eines den militärischen Bedürfnissen in die Hand arbeitenden sichern Verwaltungsapparats, das Fehlen eines geschulten Verwaltungspersonals, in Rechnung gestellt werden und endlich bedacht wird, dass die Vorräthe damals concentrierter gelagert werden mussten, weil das Heer selbst concentrierter war, so ergibt sich, dass das Bereitstellen der Verpflegung für ein Heer jener Tage unbedingt länger dauern musste, als derer für ein Heer der Gegenwart, dem die Eisenbahnen den Proviant zuführen oder das durch gepresste Landesfuhren sich mit dem Nöthigen versieht. Hier spielt die mangelhafte politische Verwaltung vieler Länder merklich in die Kriegführung herüber und behindert sie. Die politischen Behörden erblickten in der Behinderung der operierenden Heere und in der Verweigerung des Beistandes durch Beistellung von Verpflegung oder Vorräthen geradezu einen der vornehmsten Zwecke ihres Daseins. Umständliche Correspondenzen pflegten selbst im eigenen Lande zwischen dem Armee-Commandanten, der ein paar hundert Landesfuhren brauchte und dem politischen Landes-Chef zu entstehen, der die Bereitstellung mit Hinweis auf das Wohl der Landwirthschaft nach Thunlichkeit von sich wies. Es ist nicht zu verkennen, dass hier Manches möglich gewesen wäre, was die Staatsgewalt und die Heeresleitung aus Gründen rein usueller Natur freiwillig unterliessen; allein welche Zeit besässe nicht ihre Vorurtheile? Auch heute wird der Einwohner möglichst geschont und es mag sein, dass eine andere Zeit dies vom kriegerischen Standpunct aus als unzweckmässig bezeichnet.

Alles in Allem dauerte das Einrichten einer soliden Basis für das Heer auf diese Weise ziemlich lange.

Aus dem Umstande nun, dass die jeweilige engere Basierung schwierig einzurichten war, floss der Wunsch, möglichst lange aus ihr die Bedürfnisse des Heeres zu ziehen. Es entschlossen sich die Feldherren schwer dazu, zu neuen Basierungen zu greifen, die ohne den Besitz fester Orte fast ganz illusorisch gewesen wären, da bei dem Charakter der damaligen Kriegführung die Magazine, besonders im Rücken eines Heeres, den zahlreichen Streif-Commanden und Partheien des Gegners ausgesetzt waren.

Aber auch die Ortsveränderung, als Mittel zur Erhaltung der Heere, bot wenig Aussicht auf Vortheil. Die Bewegung der Heereskörper erzeugt an sich Verluste oder doch vorübergehende Abgänge.

Diese Abgänge und Verluste waren den kleinen Heeren der damaligen Zeit empfindlicher, als den modernen Heeren mit ihrem fast unerschöpflichen Menschenvorrath und zwar aus mehreren gewichtigen Gründen.

Zunächst ist aber klar, dass die Bewegung in der Art, wie sie damals geschah und auf den Communicationen jener Zeit, ferner bei den mangelhaften sanitären Einrichtungen verlustreicher sein musste, als heute, da die Heere in sich getrennt, auf guten Strassen und begleitet von allen Hilfsmitteln der Kriegshygiene sich bewegen. In der That zeigen sich oft Abgänge in den Heeren des XVIII. Jahrhunderts, die unter gleichen Verhältnissen jetzt exorbitant erscheinen würden. Nun tritt die schwierige Ergänzung der damaligen Heere und die Kostspieligkeit des Ersatzes hinzu. Die Ergänzung der Armeen, mit den Hindernissen, die sie in dem Mangel eines wohlorganisierten wehrpolitischen Reserven-Systems, in dem latenten Widerstreben der ständischen Omnipotenz, in der Begrenzung der finanziellen Mittel, in der Weitläufigkeit des so oft mit Missständen aller Art verbundenen Werbe-Systems fand, wirkte, zumal erfahrungsgemäss die Kriege lange zu dauern pflegten, dahin, dass der Feldherr die ihm anvertraute kostbare Maschine vor Allem möglichst zu erhalten suchte. Zusammengehalten mit der grösseren Friction der kriegerischen Bewegungen führte der Wunsch, die Heere zu erhalten, dahin, dass man weniger marschierte, möglichst gut oder doch regelmässig lebte und möglichst wenig schlug.

Die Bewegungen an sich scheute man daher zu jener Zeit, das heisst, man trachtete darnach, sie auf das unumgänglich nöthige Mass zu beschränken. Besonders suchte man dies dann zu thun, wenn sie voraussichtlich verlustreich werden konnten. Und das wurden sie beim strategischen Angriff der damaligen Zeit.

Derselbe musste mehrmals nach einander basiert werden, der Verpflegung wegen. Jede neue Basis musste im Feindeslande erobert werden und auch im eigenen und Freundeslande bedurfte es umständlicher Verhandlungen, ja, manchmal der Drohung, um sie zu gewinnen. Noch waren viele, man kann sagen, die meisten Städte mit den Befestigungen früherer Jahrhunderte versehen, noch bargen gar manche städtische Gemeinwesen Bürger von stolzem localpatriotischem Sinn, die unter Umständen freiwillig zu den Waffen griffen, um Hab und Gut zu schützen. So erforderte die Gewinnung von Stützpuncten in Feindesland gar oft eine gewisse militärische Kraftentfaltung und unter allen Umständen Abgabe von militärischer Kraft, da Garnisonen in den Plätzen unentbehrlich waren.

Jede neue Zwischenbasis entzog daher dem Heere einen mehr oder minder ansehnlichen Theil lebendiger Kraft. Magazine mussten angelegt und nebstbei gesichert werden, da ein lebhafter kleiner Krieg zu den unvermeidlichen Begleiterscheinungen des grossen Krieges zählte und mitunter, häufig sogar, im Rücken der Heere spielte. Ausserdem wurde die Wegnahme eines feindlichen Magazins als eine besonders rühmenswerthe Kriegsthat angesehen und darin schon lag für die Führer von fliegenden Corps, Partheien und Detachements ein besonderer Anreiz, etwas zu wagen, dem vielleicht manchmal übertriebene Bedeutung beigelegt wurde. Ein lebhafter Partheigängerkrieg, in welchem der Ueberfall kleiner Abtheilungen, die Wegnahme von Convois, die Fortnahme von Magazinen vorherrschten, verschlang einen grossen Theil der Zeit und wohl auch einen guten Theil der schlagfähigen Heereskräfte. Ein Heer gab dem Partheigängerkrieg desto mehr Raum und Gelegenheit, je mehr es sich von seiner Basis entfernte, je mehr Magazine, Stützpuncte und gesicherte Verbindungslinien zu seiner Bewegung, Erhaltung und Schlagfähigkeit nothwendig wurden.

Das auffallendste Beispiel dieser Art des Krieges ist jener 1744 in Böhmen, wo gegen die Eindringlinge die fortwährenden kleinen Belästigungen mehr wirkten, als vielleicht eine siegreiche Schlacht.

Der Marschall von Sachsen äussert sich hierüber wie folgt:

„Ich habe stets wahrgenommen, dass die Heere im Laufe eines Feldzuges um ein Drittel, manchmal um die Hälfte zusammenschmelzen und dass besonders der Reiter im Beginne des October in einem jämmerlichen Zustande war, das heisst unfähig, sich im Felde zu zeigen. Ich möchte mich bis zu diesem Zeitpuncte gedeckt verhalten, den Feind durch Streifpartheien beunruhigen, um mich sodann zu Ende einer tüchtigen Belagerung an seine Fersen zu heften; ich glaube, dass ich leichtes Spiel mit ihm haben und er bald an den Rückzug denken würde." Hier räth somit einer der erleuchtetsten militärischen Geister zu dem Systeme des Ermüdens der feindlichen Armee. In der „École de Mars" heisst es in Bezug auf die Ausdehnung der Operationen: „Man muss entfernte Kriege möglichst vermeiden, es wäre denn, dass man wie Cäsar sagen könnte: Ich kam, sah und siegte." Der „Vollkommene teutsche Soldat" spricht langathmig von den Vortheilen der Schnelligkeit im Kriege, fängt aber bald von Fabius Maximus Cunctator zu erzählen an und schliesst: „Es ist nicht unrecht, wenn sich ein General Anfangs moderieret und in etwas

zurückhält und also des Feindes erste Furie aushält, um ihn müde zu machen und wird durch solches Mittel gar oft des Feindes Macht geschwächt. Es ist nicht ohne, dass diejenigen Verzögerungen nützlich sind, welche also angestellt werden, bis dass der Feind, wenn er sich allzufrüh hervorthut, in Ordnung stellt, durch Nebel, Regen, kalte, ungestüme Luft, Hitze, Hunger und Durst abgemattet wird und allen Eifer zum Fechten verliert, welches denn einen guten Vortheil und Gelegenheit gibt, einen Feind anzufallen." Fast alle Lehrschriften sind in diesem Tone gehalten. Das Streben, die Heere zu erhalten, das Kriegswerkzeug zu schonen, durchzieht wie ein rother Faden den operativen Theil der Kriegslehre. Es deckt sich die Forderung nach räumlich wenig ausgedehnten Angriffs-Operationen mit dem Rath, nicht zu viel in Hinsicht der Schnelligkeit vom Heere zu verlangen und führt zu Paradoxen, deren eines jene Lehre ist, man müsse suchen, den Krieg „mit möglichster Bequemlichkeit" zu führen. Gerade diese Bequemlichkeit ist jedoch nicht in dem bizarren Sinne zu verstehen, den das Wort anzudeuten scheint, sondern mehr als der Ausdruck des Bestrebens, den Truppen möglichst wenig zuzumuthen. Dieses Bestreben, welches sich zu anderen Zeiten in Verbesserungen logistischer, marschtechnischer Natur oder in der Einführung neuer Schutzvorkehrungen gegen Strapazen und Erkrankungen äusserte, trat damals in dem allmählich zunehmenden Gebrauche zu Tage, die Operationen in Raum und Schnelligkeit möglichst einzuschränken.

Dies war das Streben der Feldherren jedes der kämpfenden Heere. Gleichzeitig suchte Jeder den Andern zu ermüden, das heisst, ihm grössere Verluste durch blosses Manövrieren beizubringen, als er selbst erlitt. Das Bedrohen der Communicationen und Magazine, das sogenannte Abgewinnen von Märschen, das Verlocken zu falschen Bewegungen, das Alles waren Mittel, dem Feinde Marschverluste an todtem und lebendem Kriegsmaterial beizubringen. Ein Element, das die moderne Kriegführung kaum mehr kennt, beherrschte die des XVIII. Jahrhunderts. Es war dies das Schwächen des Gegners auf strategischem Gebiete, um auf dem tactischen desto leichteres Spiel zu haben. Der ganze künstliche und complicierte Apparat von Hin- und Her-Märschen, dessen sich die Strategie jener Zeit bediente, war vorwiegend ein Mittel, den Gegner strategisch zu schwächen, bevor derselbe zum Kampfe gedieh. So gelang es dem Marschall Villars im Feldzuge des Jahres 1712 den Prinzen Eugen durch wohlberechnete Scheinbewegungen in seinen Absichten

derart zu täuschen, dass er, als die Franzosen zum Angriff auf die Verschanzungen von Denain schritten, mehr als fünffache Ueberlegenheit zur Stelle hatte. Das Resultat war dementsprechend: die Eroberung der Linien von Denain. Nicht zu übersehen ist jedoch dabei, dass der französische Marschall einestheils nur einen kleinen Theil des gegnerischen Heeres schlug, dasselbe also nicht wesentlich schädigte und ferners, dass er selbst bei Eröffnung des Angriffs erst die Hälfte seines Heeres zur Stelle hatte.

Gerade an den Operationen um Denain ist die Tactik des XVIII. Jahrhunderts wie in einem Spiegel zu sehen; Villars demonstriert auf das Künstlichste, um eine Zahlüberlegenheit zum tactischen Schlage zu erzielen. Als er zu demselben gedeiht, stellt es sich heraus, dass er nur einem ganz geringen Theile des Gegners gegenübersteht und ausserdem selbst bei weitem nicht versammelt ist. Als bei Denain die ersten Schüsse fallen, erkennt Prinz Eugen die Sachlage und eilt herbei, um das strategisch Versäumte in eilfter Stunde tactisch auszugleichen, wozu die Möglichkeit vorhanden war und was ihm auch, so wie die Dinge lagen, theilweise gelang. [1])

Hier also, wie in vielen anderen Fällen bezweckte das Manöver die Herbeiführung günstiger Zahlenverhältnisse für die Schlacht. Das war die leitende Idee und die muss festgehalten werden, wenn die Beurtheilung der Operationen richtig ausfallen soll. Desshalb das Bedrohen der Communicationen und Wegnahme der Magazine zu einer Zeit, da die Truppen bei mangelnder Verpflegung massenweise desertierten und zwar zumeist zum besser versehenen Feind. Lehrreich sind hier die Worte eines französischen Schriftstellers: „Der Verlust, den ein Heer durch 4000 Deserteure erfährt, besteht nicht nur in dem Fehlen dieser 4000 Mann in den eigenen Reihen, sondern in dem Vorhandensein und Wirksamwerden derselben in den Reihen des Gegners; der Verlust stellt sich somit auf 8000 Mann [2])". Das ist ein Moment, mit dem die Kriegführung weniger mehr zu rechnen hatte, seit Friedrich II. mit den Gefangenen von Pirna so bittere Erfahrungen gemacht. Desshalb weiter die Gepflogenheit oder vielmehr das Bestreben, den Gegner zu grösseren Bewegungen, als man selber ausführte, zu bringen, welches Bestreben schliesslich in der Wahl eines verschanzten Lagers gipfelte, vor dessen

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, XIV, 186 ff. und Mémoires du maréchal de Villars, Paris 1891, III, 336 ff.

[2]) Institutions militaires de la France ou Végèce français, 51.

Front der Gegner durch Streifpartheien und ein ganzes Gewebe von falschen Nachrichten „amüsiert", das heisst beschäftigt, geschwächt und ermüdet werden sollte. Gewiss ist nicht zu verkennen, dass die Feldherren manchmal das methodische Manövrieren nicht mit vollem Zweckbewusstsein als ein Mittel, das gegnerische Heer für die Schlacht zu schwächen, handhabten, sondern vielmehr oft zu dem Manöver griffen, weil eine Hauptschlacht nicht in ihrem Plane oder den Absichten der Politik lag. Gewiss thaten sie oft zuviel darin und es mag manche gute Gelegenheit, Hauptschläge zu führen, über dem Abwarten und Herbeiführen der günstigsten Gelegenheit vernachlässigt worden sein. Dennoch kann gesagt werden, dass das Manövrieren nicht blos Ersatz für die Schlacht, die man nicht wagte und nicht blos ein matter Lückenbüsser für scharfe Operationen war.

Was die moderne Strategie durch rasche Schläge zu erreichen sucht, erstrebte jene durch zähe Ausdauer, in welcher der Führung mitunter Aufgaben gestellt wurden, die wahrhaften militärischen Blick, eine grosse Sicherheit und Kraft des Entschlusses verlangten. So sagt Khevenhüller, wenn der General, „durch seine Mouvements den Feind von einem Posten in den andern, von einem Lager in das andere herumwandern und herumdrehen kann und endlich zu rechter Zeit seinen Vortheil ersieht, ihn über den Haufen zu werfen, alsdann verspüret man, was die Kriegskunst ist".

Aber nicht blos materielle Schwächung des Gegners bezweckte das Manöver, so wie es keineswegs allein desshalb getrieben und übertrieben wurde, um die Zeit auszufüllen, die zwischen den traditionellen Winter-Quartieren lag. Ein dritter Gedanke, vermischt mit beiden vorgenannten, durchsetzte die strategischen Berechnungen und überwog gar oft die beiden vorgenannten, wenn es sich um das Manöver handelte. Khevenhüller deutet denselben an. „Zu rechter Zeit seinen Vortheil ersehen und dann losschlagen", hält er für das Richtige. Verständlicher klingt der Gedanke schon in den Worten eines andern Autors durch: „Die Schlachten entscheiden fast immer über die Operationen eines ganzen Feldzuges, oft über den Ausgang des Krieges, daher über das Schicksal des Staates. Aber, nachdem die zu denselben nöthigen Vorsichtsmassregeln zahllos sind . . . . so folgt, dass man niemals eine Schlacht wagen soll, der Sieg wäre denn soweit sichergestellt, als dies überhaupt möglich ist und man die Gewissheit hätte, ansehnliche Vortheile aus demselben zu ziehen, das heisst, man darf niemals Schlachten auf's Ungewisse wagen

und man darf nur selten welche liefern. Wenn der Ruhm, den man durch ein solches Benehmen erlangt, nicht gerade der glänzendste ist, so ist er dauerhafter, dem Vaterlande nützlicher und in den Augen der Kenner völlig gesichert." [1])

Klar zeigt sich hier, wozu die langen Vorbereitungen, das Zögern in den Operationen dienen sollten: vortheilhafte Bedingungen für die Hauptschlacht herbeizuführen und der Strategie lag es ob, solche Bedingungen zu schaffen. Quincy drückt sich noch bestimmter aus: „Wir wollen nun von der glänzendsten That im Kriege reden, von demjenigen Vorgange, dessen Folgen manchmal den Untergang oder die Vergrösserung der Staaten bestimmen. Die Schlacht ist es, welche Eroberer macht und welche, mehr als irgend eine andere That, den Ruf als grosser Feldherr verleiht. Und wenn auch in der Regel ein einziger Tag und manchmal drei und vier Stunden das Schicksal der Völker entscheiden, so kann man doch sagen, dass Alles, was vorausgegangen ist, keinen andern Zweck verfolgt hat, als den, in einer so wichtigen und kritischen Action zu reussieren." Klar wird hier ausgesprochen, dass das ganze Verhalten in dem Feldzuge, das Aufgebot an Kunst und List, das in der Spinnwebenstrategie jener Zeit seinen äusseren, sinnlichen Ausdruck fand, nichts anderes war, als das Bestreben, selbst für die Hauptschlacht möglichst stark zu sein und den Gegner für dieselbe möglichst zu schwächen. Im weitesten Sinne galt hier dieses „stark". Nicht blos, ja nicht einmal vornehmlich handelte es sich um das numerische Verhältniss, es waren vielmehr unter günstigen Bedingungen zum Kampfe auch gewisse tactische Erfordernisse zu verstehen, die jener Zeit unerlässlich erschienen und die bei den damaligen Terrainerscheinungen seltener auffindbar als heute und bei der damaligen Art des Marsches und des Lagers schwieriger zu gewinnen waren.

Nicht blosser Einbildung und dem ängstlichen Befolgen und Nachahmen irgend einer schlecht angewendeten Doctrin, entsprang die Gepflogenheit, den Augenblick zum Kampfe gleichsam erhaschen zu wollen. Verschiedene Umstände zwangen dazu, den Sieg auf dem Wege tactischer Specialdispositionen zu suchen.

Eine lang andauernde Kampfperiode hatte gewisse strategische Formen und Hilfsmittel herangebildet, welche um die Mitte des Jahrhunderts typisch zu werden, das heisst, allgemeine Anwendung zu finden begannen. „Es sind Einige, die gewisse

---

[1]) D'Arcq, Histoire génerale des guerres. Paris 1756, I.

Listen und Stratagemata gebrauchen, welche in sich selbst zwar gut sind, weil sie aber schon bekannt und öfters practicieret worden, so sind sie vergebens", sagt Khevenhüller. Wahrhaftig, die Schachzüge der Strategie jener Zeit mit ihrem allgemein gleich gehandhabten Handwerkszeug von Märschen und Gegenmärschen, von Drohung und Sichdecken waren schon öfters „practicieret" worden und wurden allmählich vergebens. Die Feldherren kannten einander sehr genau nach ihren Charaktereigenschaften; das ausgebreitete Spionenwesen gestattete, zumal sich die Heere oft wochenlang in Sehweite gegenüberlagen, völlig klaren Einblick in den Zustand, sowie auch manchmal in die Absichten des Widerparts. Wohl lehren einzelne Schriftsteller als Ersatz für das Unwirksamwerden der alten abgebrauchten strategischen Künste vorurtheilslose Originalität und hielten dafür, im Kriege handle es sich darum, das zu lassen, was der Gegner erwarte und das zu thun, was ihm neu und unbekannt sei. In operativen Fragen werden derartige fromme Wünsche mitunter laut. Wenn keine mächtige Originalität neben Friedrich II. aufgetreten ist, so liegt dies zum Theil in den unerforschlichen Gesetzen der Natur, die das Genie gar sparsam vertheilt und welche, wegen Vernachlässigung anzuklagen, zwecklos ist. Anderseits ist jedoch nicht zu verkennen, dass vor Friedrich II. kein Feldherr, auch Prinz Eugen nicht, über ein Kriegsinstrument verfügte, das merklich besser war, als die übrigen zeitgenössischen Kriegsmittel.[1]) Dass Friedrich II. ein solches vorzügliches Instrument zur Verfügung hatte, ist das Verdienst der aufopfernden Arbeit seines Vaters. Eine Originalität der Operationen, die sich in raschen und rücksichtslosen Märschen äussert, bedarf wohl einmarschierter Truppen, bedarf grösserer, wenn auch selbst usurpierter Omnipotenz des Feldherrn. Eine Originalität, die sich in schneidigem Draufgehen auf tactischem Gebiete darlegt, bedarf festerer Truppen, wenn sie nicht scheitern soll. Die bessere Beschaffenheit des Kriegsinstruments, welche den Feldherren so oft Aufforderung und Ermöglichung zu originellem Thun geworden, gab es damals sonst nirgends. Die Heere waren gleich leistungsfähig, gleich empfindlich und zerbrechlich und so waren die Grenzen enge gezogen, in denen sich

---

[1]) Dies kam zum weitaus grössten Theile aus dem Umstande, dass die Herrscher ihre Heere nicht selbst anzuführen pflegten (wenn man Carl XII. ausnimmt) und sich demnach in der Hand des Feldherrn nicht die wünschenswerthe Machtbefugniss und Machtfülle vereinigt fand.

die Originalität des Feldherrn bewegen konnte. Dies ist nicht das verzerrte Bild, das sich dem späteren Beschauer bietet. Khevenhüller, Puységur sprechen es als scharfe Beobachter in ihren Werken aus. Am allerdeutlichsten entwickelt den fraglichen Gedanken jedoch ein fast vergessener Anonymus des vorigen Jahrhunderts, allerdings im Hinblick auf eine spätere Periode, in der auch andere Heere die Vorzüge des preussischen wieder gewonnen hatten, den bayerischen Erbfolgekrieg. Cogniazzo sagt: „Beide Kriegsheere haben sich daher nach Erforderniss der politischen Lage Deutschlands im Ganzen sehr zweckmässig verhalten — genug, die Tactik und Logistik der beiderseitigen Feldherren war gleich gross, gleich stark, den Umständen angemessen und hält sich das Gleichgewicht." Diese Worte lassen sich im vollen Umfange auf die Periode vor dem Auftreten Friedrich II. von Preussen anwenden.

So erkennt unparteiische Betrachtung, dass die Methodik, welche der Kriegführung zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, ob mit, ob ohne Berechtigung, zum Vorwurfe gemacht wird, zum grossen Theile durch eine Reihe von hindernden und hemmenden Einflüssen nothwendig bedingt war, welche hinwegzuräumen, nicht das Werk eines Tages, nicht das Ergebniss eines plötzlichen glücklichen Gedankens, sondern einzig und allein die Frucht allmählicher Entwicklung und fortgesetzter Thätigkeit sein konnte. Auch in der Macht eines Unterthans musste die Originalität gewisse Grenzen finden, da das Bewusstsein der Verantwortlichkeit ihm schwer auf der Seele lag.

In fortdauerndem Kampfe mit diesen verzögernden und hemmenden Einflüssen lag nun der Wunsch nach dem Erfolge, das heisst nach dem Siege. Man pflegte denselben — ökonomisch, wie Staatsleitung und Heerführung damals dachten — vor Allem durch politische Künste entbehrlich zu machen und zögernd entschloss man sich zur militärischen Action. In dieser wurden nun vorerst billigere Mittel zur Erlangung des Zieles in Anwendung gebracht, als die Feldschlacht mit ihren gewaltigen Verlusten und der Unberechenbarkeit ihrer Resultate. Das ewige Drohen, das allmähliche Schwächen des Gegners wurde angewendet, um ohne Schlacht das Auslangen zu finden, wenngleich es scheint, als ob die Feldherren es gleichsam als eine Ehrensache angesehen hätten, in jedem Feldzugsjahre doch wenigstens einmal zu schlagen. Wirkten die politisch-strategischen Mittel nicht, so reifte nach und nach die Erkenntniss heran, dass es nothwendig werde, Schlachten zu liefern.

Ueber deren ungemeine Wichtigkeit und deren gewaltigen Einfluss auf die Kriegsoperationen täuschte man sich nicht, ja es scheint, dass man hierin sogar etwas zu weit gegangen sei, indem man über den ernsten Erwägungen von der Wichtigkeit der Schlacht, diese selbst mitunter zu liefern vergass oder vielmehr versäumte. Man kannte sehr genau den Werth der Schlachten, wovon ein Blick in den nächstbesten Kriegsschriftsteller jener Zeit überzeugt und wünschte sie zu schlagen. Natürlich nur mit Erfolg, denn um besiegt zu werden, sucht Niemand eine Schlacht. Und da frugen sich die militärischen Denker und es überlegten die ausübenden Feldherren, was denn den Sieg verbürge. Höchst merkwürdig und lehrreich fiel die Antwort auf diese Frage auf beiden Seiten aus.

Die Wissenschaft stand auf dem Standpuncte, den Montecuccoli und Turenne in diesem Stücke eingenommen hatten. Die Meinung dieser grossen Feldherren gieng dahin, man müsse die Schlachten dann suchen, wenn man Aussicht habe, Sieger zu bleiben, das heisst, wenn man an Zahl oder Güte der Truppen überlegen sei. Die Werthschätzung der grösseren Zahl war jedoch seit langer Zeit immer geringer geworden, was einestheils aus der Erfahrung kam, die man machte, dass kleine Heere unter tüchtigen Feldherren mehr geleistet hatten, als grosse und anderentheils mit dem Studium der Antike zusammenhieng. Die grosse Erfahrung der alten Welt, dass kleine, aber besonders organisierte Heere eine innerliche, specifische Ueberlegenheit über die Schaaren der Barbaren besassen, regte mächtig zum Nachdenken und zur Nachahmung an. Es leuchtete den denkenden Soldaten jener Tage ein, dass ein „System" in der Art, wie es die Legionar- oder Phalangentactik waren, erlauben müsse, mit gleicher Anzahl die gleiche Anzahl sicher zu schlagen und einer grösseren Stand zu halten; sowie dass die Führung unvergleichlich leichteres Spiel habe, wenn sie Truppen besitze, die dem Gegner qualitativ überlegen seien, das heisst, dass die persönlichen Eigenschaften der Feldherren gegen die Vortheile eines derartigen Systems entschieden zurücktreten würden. Die Kriegsliteratur des XVIII. Jahrhunderts durchzieht in gemeinsamem Bestreben das Suchen nach „Ordonnanzen" im Sinne der Phalanx und Legion und jene im Beginne des XVIII. Jahrhunderts hallt von diesen Wünschen wieder. So sagt der Marschall von Sachsen, dass die Kriegskunst seit der antiken Welt füglich nicht vorgeschritten sei und auch die anderen Schriftsteller nehmen denselben Standpunct ein, wenn sie auch Gustav Adolph und Carl XII. als Männer erwähnen, welche wenigstens

Anläufe zu neuen Kriegs-Systemen genommen haben. Klar spiegelt sich dieses Suchen und Forschen der militärischen Denker in folgenden Sätzen des Marschalls von Puységur: „Was man aus unserer Art und Weise, den Krieg zu lehren und auszuführen, aus der Lectüre seiner Lehrschriften und unserer ganzen Kriegsgeschichte schliessen kann, ist, dass es scheint, als ob seit den Griechen und Römern bis auf den heutigen Tag bei keinem Volke die Kriegskunst weder auf Grund einer Theorie, noch in Folge von auf Geometrie und Geographie gegründeten Erfahrungssätzen gelehrt worden sei, sondern dass man sich stets nur nach der natürlichen Einsicht benommen habe. Wenn sich auch schliesslich Feldherren gefunden haben, die es mit Fleiss und Talent verstanden, ihre Truppen besser für den Kampf zu disciplinieren, einzuexercieren und auszubilden, ja, die es sogar dahin brachten, gute Generale heranzubilden, so ist doch mit dem Augenblicke, da diese Menschen nicht mehr da waren, Alles, was sie an Kriegskenntniss erworben hatten, verloren gegangen, mit Ausnahme vielleicht einiger blosser Gebräuche, die sich erhalten haben". Ein anderer Schriftsteller aus den ersten Tagen der Revolution wirft einen Blick auf das militärische Denken knapp vor dem Auftreten Friedrich II. und widmet demselben ein ganzes, meisterhaft geschriebenes Capitel. Es heisst darin: „Trotzdem die Kriegskunst einigen Glanz unter den grossen Generalen Ludwig XIV. und unter dem berühmten Montecuccoli gehabt hatte, so schien sie doch noch mehr von den Fähigkeiten der Feldherren, als von positiven Principien und feststehenden Grundsätzen abzuhängen, deren genaue Befolgung demjenigen General, der sie ausübte, entscheidende Vortheile über jenen verschaffte, der sie vernachlässigt hatte". Ist es angesichts dieser Zeugnisse erlaubt, noch daran zu zweifeln, dass die militärische Welt um das Ende des vierten Decenniums des XVIII. Jahrhunderts reif gewesen sei für ein neues Kriegs-System und dass sie dasselbe eifrig herbeisehnte und suchte, nachdem in den endlosen Kämpfen der Vergangenheit nirgends die Zeit vorhanden gewesen war, ein solches zu schaffen? Und um was handelte es sich in letzter Linie? Blos um das Geheimniss, wie es möglich sei, wirksam überlegene Truppen zu erhalten, Truppen, die so gut organisiert und ausgebildet seien, dass man mit ihnen öfter als bisher und mit Sicherheit des Erfolges schlagen könne. Selbst die scheinbar zwecklosesten Künsteleien auf elementartactischem Gebiete, die überspannten Ideen eines Folard verdanken diesem Streben ihre Entstehung.

Allein die Welt fand das Arcanum des Sieges, das Geheimniss, die eigenen Truppen immer wirksam überlegen zu machen, nicht. Dass Schriftsteller, welche die ersten zwei schlesischen Kriege erlebt und überdacht hatten, nicht erkannten, Friedrich II. habe dieses Arcanum gefunden oder vielmehr ererbt, liegt in dem natürlichen Umstande, dass derartige Erscheinungen nur aus einer gewissen Entfernung und auf Grund eingehender Untersuchungen zu erkennen sind.

Blieb die speculative Kriegswissenschaft in ihrem Suchen nach einem neuen Kriegs-Systeme vorläufig ohne Resultate, so wandte sie sich desto eifriger den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit zu und begegnete in diesem Streben den allgemein herrschenden Anschauungen Derjenigen, die im Kriege zu führen hatten.

Die allgemeine Anschauung gipfelte darin, man müsse, da die Gegenwart Systeme nach dem Muster der Phalanx und Legion füglich nicht besässe, den Weg zum Siege auf ähnliche Weise suchen, wie dies die namhafteren Feldherren der nächst vergangenen gethan. Die militärische Praxis, die persönliche Erfahrung wurde hoch gehalten und so kam es vor, dass hohe Herren und Prinzen Feldherren von Ruf um die Erlaubniss baten, einer Campagne unter ihrem Befehl beiwohnen zu dürfen, um zu lernen. Es handelte sich für den Feldherrn ja darum, von Fall zu Fall die zum Siege nöthige Ueberlegenheit zu finden und Prinz Eugen, der stets mit der Unzulänglichkeit seiner Kriegsmittel zu ringen hatte, kann hierin als Muster angesehen werden. Feuquières, einer der geistvollsten Schriftsteller der vorfriedericianischen Zeit, erklärt dies mit folgenden Worten: „Ist der Entschluss, zu schlagen, einmal gefasst, so sind weiters die Mittel einer erfolgreichen Ausführung zu untersuchen. Unter diesen Mitteln gibt es einige, die man vorhersehen kann; was die anderen anbetrifft, so findet man sie nur am Schlachttage selbst und doch sind es gerade diese, welche den Ausgang bestimmen. „Als solche Mittel rechnet er" die Benützung des Terrains, die Befolgung der gegebenen Schlachtdisposition, ihre Abänderung, wenn sie nothwendig werden sollte; das Erhaschen der Vortheile, deren man sich bedienen kann, sei es, indem man seine Flügel ausdehnt, um den Feind zu umfassen, soferne solches möglich ist, sei es, indem man sie anlehnt und sichert, um sie entblössen zu können und seine Hauptkraft dort anzusetzen, wo der Feind am schwächsten erscheint." Nun sind dies Vorsorgen, die von den Feldherren aller Zeiten genommen

werden müssen. Wie kam es nun, dass in der Periode der linearen Schlachten diese Vorsorgen für so äusserst schwierig gehalten wurden, für so entscheidend mit einem Wort, dass das blosse Bewusstsein, er müsse die eigentlichen Schlüssel zum Siege auf dem Schlachtfelde selbst zu finden verstehen, den Feldherrn nahezu vom Wagniss einer Schlacht abhielt oder ihn zumindest nicht gerade einlud, Schlachten, das heisst Wagnisse, zu suchen? Warum waren die Schlachten damals, wie man gegenwärtig umumwunden zugibt, ungewisser, als jetzt?

Keinesfalls kann man behaupten, dass die Truppen aller Heere insgesammt unzuverlässig gewesen seien und dass sie einen nur beschränkten Grad der Schulung und Ausbildung besessen hätten, um wahrzunehmen, warum die Feldherren kein sonderliches Zutrauen zu ihrem Kriegsinstrumente haben konnten. Einestheils waren solche Umstände so ziemlich überall in gleichem Masse vorhanden, hoben sich daher in ihren gegenseitigen Wirkungen auf dem Schlachtfelde bei beiden Theilen auf und beide Theile konnten die überall vorhandenen Mängel nicht als einseitig wirkende Hindernisse empfinden.

Anderseits standen Schulung und Disciplin der Truppen doch auch wieder auf einem Standpuncte, um den spätere Zeiten die Feldherren jener Tage sicher beneiden durften. Sehr viel Beiwerk und Unnützes wurde gelehrt und geübt und fast scheint es, als ob den Truppen, die ja lange unter den Fahnen blieben, mehr beigebracht worden sei, als immer nöthig gewesen sein mag. Der Geist der Truppen aber muss Angesichts der für jene Zeit charakteristischen hohen Verlustziffern im Gefechte als ein auf dem Schlachtfelde guter, ja selbst vorzüglicher angesehen werden. Manche Beispiele sind anzuführen, wo selbst Mieth-Truppen, deren Zuverlässigkeit zu allen Zeiten gering geschätzt wurde, sich äusserst tapfer schlugen.

Die Ungewissheit des Ausganges der Schlachten lag also nicht in der Unvollkommenheit, sondern gewiss eher in einer gewissen Gleichwerthigkeit der Kriegsmittel. Nicht in von Hause aus vorhandener grosser Ueberzahl eines Heeres [1]), sondern in der jeweiligen

---

[1]) Die Kriegswissenschaft suchte vielfach in den Heeres-Einrichtungen Gustav Adolph's und Carl XII. Muster zu gewinnen, angesichts der bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts vollzogenen Umwandlungen im Kriegswesen mussten sich diese Versuche bald als fruchtlos erweisen und ausserdem war die Laufbahn der beiden königlichen Feldherren doch auch noch durchaus nicht derart gewesen, um ungetheilten Beifall, unwidersprochene

Verwendungsart der gegebenen Mittel lag der Schlüssel zum Siege. Wenn spätere Feldherren, denen das Geschick quantitativ überlegene Heere in die Hand gegeben hatte, die höchste Weisheit darin fanden, ihr überlegenes Kriegsinstrument auf dem kürzesten Wege zum Abmessen mit jenem des Gegners zu führen, so bot ein solches Verfahren damals keine Aussicht auf Erfolg, es musste vielmehr der Sieg durch höhere Geschicklichkeit angestrebt werden, es überwog wie in der Strategie, so auch in der Tactik das operative Element. Puységur bezeugt, dass dies zu jener Zeit bereits erkannt worden ist: „Nicht genug an dem, dass die Truppen fast aller christlichen Herrscher gleich bewaffnet sind, so ist auch die Art, sie zum Kampfe zu ordnen, zu lagern, zu marschieren, Plätze anzugreifen und zu vertheidigen, sind ihre elementare Ausbildung, ihre Vorschriften und ihre Disciplin nahezu gleich; dennoch gibt es Zeiten, wo die Truppen irgend einer Macht ihre Aufgabe geschickter anzufassen verstehen; dann vernachlässigen sie sich und andere gewinnen die Oberhand. Die häufigen Kriege, welche die Fürsten untereinander führen, die Bündnisse, in Folge welcher sie ihre Truppen untereinander mischen, der Gebrauch, dem die meisten Fürsten huldigen, ihre Truppen zu vermiethen, das Alles hat es ermöglicht, dass Jeder seinen Gegner oder Bundesgenossen nachahmen kann und das annehmen, was ihm vortheilhafter erschien, als der bei ihm eingeführte Brauch."

Die Sicherstellung des Schlachterfolges durch vorbereitende Strategie war schwierig, oder vielmehr die Kriegsgeschichte wies bis zur fraglichen Epoche nur wenig Beispiele hievon auf. Die beständige Versammlung der Heere im feindlichen Bereich erschwerte das Gewinnen relativer Ueberlegenheit und die zu diesem Zwecke vergeudeten Demonstrationen blieben meist ohne Erfolg. Auch bewies die Erfahrung, dass unter Umständen mit der Ueberlegenheit an Zahl auf dem Schlachtfelde selbst noch nichts gewonnen sei. Das strategische Umfassen der feindlichen Armee galt im Hinblick auf die hiezu unerlässliche Theilung der Kraft als gefährlich. Die strategische Flankenwirkung mit der Absicht, die tactische Flanke oder doch den tactischen Flügel zu gewinnen, scheiterte an der Beweglichkeit der kleinen, eng versammelten Heere. Ein kleines, concentriertes Heer des XVIII. Jahrhunderts fand immer Zeit, wie auf Commandowort die Front zu

---

Billigung und Nachahmung ihrer Einrichtungen zu beregen. Besonders Carl XII. hätte eher abschreckend wirken können.

ändern, während ein getrennt marschierendes und ruhendes modernes Heer längerer Zeit und umständlicherer Operationen hiezu bedarf. Hiezu kam die ausserordentlich sorgfältige Sicherung der Flanken, das wichtigste Geschäft, dem der Feldherr nach Beziehen einer Stellung oblag. So blieb als günstigste strategische Vorbereitung der Schlacht nur noch die Ueberraschung auf dem Marsche übrig. Dagegen sicherte man sich durch den Marsch in Schlachtordnung, das heisst, treffen- oder flügelweise quer durch das Gelände. Immerhin erschien die Ueberraschung des feindlichen Heeres als ausserordentlich günstige Einleitung für den Kampf und wurde vielfach gelehrt. Nun erregte dies aber wieder erhöhte Vorsicht, die manchmal, wie in den Operationen Prinz Eugen's und Villars' gegeneinander zu fortwährendem Lauern des Einen auf den Abmarsch des Andern führte, um ihn sodann im Marsche anzugreifen. Keiner gab sich eine Blösse, die der Andere hätte benützen können und so vergiengen Wochen des Feldzuges damit, dass die Schlacht vorbereitet wurde, ohne dass man zu derselben gedieh.

Entschloss sich aber der Feldherr endlich doch zur Schlacht und war es nicht gelungen, günstige strategische Vorbedingungen herbeizuführen, so hatte er nun zunächst nach tactischen Vortheilen auszuspähen. Hierin Tüchtiges zu leisten, galt als unendlich schwierig und als das Kennzeichen des grossen Generals. „Eine Schlacht macht die Tapferkeit, das Herz und die Vernunft, Geschicklichkeit und Geist eines Generals hervorscheinen, denn was Experienz, Wissenschaft, Standhaftigkeit erfordert es nicht, eine solche Generalaction auszuführen! Man müsste ein ganzes Buch allein beschreiben, wenn man von allen Qualitäten eines Generals die rechte Idee geben wollte," sagt Khevenhüller.

Vor der Action musste der Feldherr der damaligen Zeit vor Allem ein für den Kampf günstiges Gelände suchen; die Gestaltung desselben musste Raum für die Entfaltung der Front und gleichzeitig Stützpuncte für die Flügel bilden, da diese bei der linearen Form sehr empfindlich waren. Schwer zu vereinigende Bedingungen fürwahr! Wie oft mochte wohl zur damaligen Zeit ein Feldherr ein Schlachtfeld finden, das beiden Bedingungen entsprach, das gerade für sein Heer passte!

Nun kam der Aufmarsch; damit derselbe sich ohne Störung vollziehe, musste der Anmarschraum frei von Hindernissen sein, die Uebersicht, sowie Befehlgebung und Befehlsübermittlung erleichtern; all' das für lineare Heere, wie sich von selbst versteht;

wurde für dieselben ja die Forderung aufgestellt, der Feldherr müsse stets in der Lage sein, sein Heer persönlich sehen, überblicken zu können.

Alle diese Bedingungen trafen sehr selten zu; waren die Truppen geschwächt, entmuthigt oder durch Entbehrung herabgebracht, oder war das Heer an Zahl schwächer, als der Feind, so sträubte sich der Feldherr, auch nur von einer einzigen der zum geordneten Eintreten in den Kampf nöthigen Bedingungen abzugehen und verzichtete lieber auf letzteren, als dass er durch einen technisch nicht ganz vollendeten Aufmarsch ein erschüttertes und gelockertes Heer dem Feind entgegenführte.

Aber auch wenn das Heer in jeder Hinsicht vollwerthig war, richtete sich das Streben des Feldherrn danach, es möglichst intact und geordnet in den Kampf zu bringen. Er suchte lange nach geeigneten Räumen hiefür und aus der Schwierigkeit, solche Räume zu finden, entstand rückwirkend wieder der Wunsch, die Schlacht zu vermeiden.

War aber der An- und Aufmarsch des Heeres leidlich geglückt, so handelte es sich darum, die schwächste Stelle des Gegners zu erspähen, wozu sich der Feldherr meist selbst in Begleitung seines Stabes vorbegab.

Nach vollzogener Erkundung wurde auf Grund des Wahrgenommenen disponiert. Die Aufstellung geschah normal in zwei ziemlich gleich starken Treffen, manchmal trat wohl auch ein kleines Reserve-Corps hinzu, zu dem meist nur leichte Truppen eingetheilt wurden, welche man wegen der zu befürchtenden Unordnung nicht in die Schlachtfront aufnahm. Den Zweck der Schlachtentscheidung besass diese Reserve nicht; sie war mehr zur Ausbeute des Sieges oder zur Abwehr einer Niederlage da. Der Schwerpunct der Schlacht lag vorne, mitunter, wie vielfach bei den französischen Heeren, vorzugsweise im ersten Treffen. Wo es nöthig wurde, veranlasste der Befehlshaber die Bildung eines Vortreffens, er verstärkte einen Theil seiner Linie, er wies den einzelnen Theilen der Schlachtlinie die Vormarschrichtung zu. War alles dies erledigt und nichts wahrgenommen worden, was noch in eilfter Stunde vom Schlage abrieth, so wurde das Signal zum Kampfe gegeben. Nicht immer jedoch spielten sich die Schlachten so methodisch ab. Es kam vor, dass die zunächst aufmarschierten Theile den Kampf eröffneten oder eröffnen mussten oder sogar, dass die Vortruppen, indem sie handgemein wurden, die ganzen hinter ihnen stehenden Armeen in das Gefecht verwickelten, ohne Wissen und Willen der obersten Führer.

Hatte es der Feldherr verstanden, die zerbrechlichen linearen Formen wohlbehalten auf Gefechtsdistanz an den Gegner heranzuführen und war der Kampf begonnen, so begann für ihn erhöhte Aufmerksamkeit und verzehnfachte Thätigkeit. Oft ganz unbedeutende Einschnitte oder Hemmnisse in einem Gelände, das sonst übersichtlich und eben wie der Tisch war, erschütterten, störten, ja lösten die lineare Form, die einmal angenommen war und von der abzugehen, die verderblichsten Folgen nach sich gezogen hätte. Nur in der linearen Form waren die Truppen in der Hand der Führer, der Leitung unterthan, also gebrauchsfähig, abgesehen davon, dass die Auflösung der Truppen zu massenhafter Desertion, mithin Schwächung führte. Ein Bataillon des XVIII. Jahrhunderts, das, durch Jahre an die lineare Form gewöhnt, unter den Wechselfällen des Gefechtes aufgelöst wurde, repräsentierte keine Gefechtskraft mehr, hörte vorläufig auf, eine Truppe zu sein. Daher die ängstliche Sorge, die tactischen Verbände zu erhalten, die ihre Mittel in langsamem Angriffsmarsch und wiederholtem Alignieren suchte.

In der bei beginnendem Kampfe unvermeidlich eintretenden Störung der Schlachtordnung lag für den Einen die Gefahr, in der Störung der Schlachtordnung des Gegners für den Andern die Handhabe zum Erfolge. So wie der Führer, sobald er Trennungen, Stockungen u. dgl. in den zu bekämpfenden Truppen erblickte, sich beeilte, daraus Nutzen zu ziehen, ebenso strebte er selbst, geschlossen und aligniert zu bleiben, um die Blössen seines Widerparts rasch benützen zu können. Die Nähe, in welcher die beiderseitigen Schlachtfronten den Entscheidungskampf ausfochten, der Umstand mit einem Worte, dass jedes Bataillon in den entscheidenden Phasen des Kampfes nicht weiter vom Gegner entfernt war, als etwa seine eigene Frontlänge betrug, der Mangel ausgiebiger Tiefengliederung endlich erlaubte und ermöglichte es, Trennungen der ersten Linie des Gegners sofort mit intensivster Flankenwirkung zu begrüssen. Was die Trennung in der ersten Gefechtslinie bedeutete, falls sie der Gegner zu benützen verstand, ist klar, wenn man an die Länge und Starrheit eben dieser Linie denkt. Oft, ja, es ist nicht übertrieben, zu sagen meistentheils, erfolgte die Entscheidung der Schlachten nicht durch langsames Ausringen der Gegner, in welchem der Eine seine Kräfte rascher verbrauchte als der Andere, bis dieser schliesslich Sieger blieb, sondern durch örtliche Erschütterungen der Schlachtlinie, welche den allgemeinen Rückzug nach sich zogen. Ganz unvermittelt lagen die Gegensätze nebeneinander.

Während hier, durch günstiges Terrain erleichtert, der Angriff rüstig vorwärts schritt, herrschte ein paar hundert Schritte rechts oder links davon bereits Verwirrung. Nicht blos die Kampfesthätigkeit und der Contact mit dem Gegner, sondern die Vorbewegung über das Gelände an sich erschütterte die linearen Formen und barg im Angesichte des Feindes die Gefahr. Darin, dass die linearen Formen durch das Terrain allein verändert und fast selbst aufgehoben wurden und aus der daraus folgenden Schwierigkeit erwuchsen in jedem neuen Treffen den Feldherren besondere und neue Probleme, die es aus dem Stegreife zu lösen galt. Rasche Ausfüllung entstandener Lücken durch Heranziehung von Truppen der zweiten Linie, blitzschnelles Benützen des günstigen Moments, dem Gegner zu schaden, kurz Impromptus unter dem Donner der Kanonen gaben den Sieg. Die Schlachten Eugen's sind glänzende Beispiele. Gewiss finden sich auch Schlachten, in denen ein regelrechtes Ringen stattfand und wo schliesslich die grössere Zahl, mehr aber noch die grössere Tüchtigkeit den Ausschlag gab. Das Schicksal der Feldschlachten hieng in allen Fällen vornehmlich von der Persönlichkeit des Feldherrn ab und er hatte alle Mittel, das Einsetzen der eigenen Person mit eingerechnet, anzuwenden, um den Erfolg zu erlangen.

Dass nun gewisse, späterhin in Aufnahme gekommene Formen den tactischen Sieg sicherzustellen, wie etwa die schiefe Schlachtordnung, die man oft in König Friedrich II. Schlacht-Dispositionen erkennen zu müssen glaubt, vor Friedrich II. Auftreten nicht als Typ gehandhabt wurden, erklärt sich, insoweit dies nicht durch die der menschlichen Natur anhaftende Unvollkommenheit schon erklärt ist, auch wohl durch den Mangel an Truppen, welche durch einen ganz besonders hohen Grad tactischer Schulung solche Manöver ermöglicht hätten.

Das grosse tactische Manöver, der jeweiligen Lage besonders angepasst, galt als Mittel der Schlachtentscheidung. Nicht als einziges, sicherlich aber doch als vornehmstes, sowie zu anderen Zeiten dafür gehalten wurde, der Feldherr habe mit dem Bereitstellen der numerischen Ueberzahl den tactischen Erfolg bereits bestmöglichst gesichert.

Die manchen, aus den Verhältnissen der linearen Kampfform entstehenden Schwierigkeiten regten, wie sich von selbst versteht, zum Nachdenken über Verbesserungen an und zeitigten verschiedene Projecte. Bald nach Beendigung des spanischen Successionskrieges begannen die denkenden Soldaten einzusehen,

dass die Ausnützung des Feuers, mithin die Vortheile der linearen Form übertrieben zu werden begannen. Moritz von Sachsen hat dies sehr deutlich gefühlt: „Wenn der letzte Krieg (der spanische Erbfolgekrieg) noch einige Zeit gedauert hätte, so würde man sich ohne Zweifel beiderseits mit der blanken Waffe geschlagen haben, weil man die Uebertreibung der Schiesserei einzusehen begann, welche mehr Lärm, als Schaden verursacht und denjenigen, die sich ihrer bedienten, stets zur Niederlage verhilft. Ich glaube daher, dass, wenn man zu schiessen aufhörte, man gar schnell die jetzt übliche Methode, sich vier Mann hoch zu stellen, aufgeben würde, sammt den Waffen, die man gegenwärtig führt." Aehnlichen Erwägungen entsprang das berühmte Folard'sche Project der Colonne mit dem Loblied, das der Autor der Pike singt, in welchem sich die Sorge eines klarblickenden Soldaten vor einer richtigen und rücksichtslosen Cavallerieverwendung des Gegners wiederspiegelt. Die Idee des tactischen Angriffes, welche solange mit der Ueberzeugung von der mächtigen Abstossungskraft der Feuerfronten gerungen, gewann allmählich die Oberhand, das heisst, die öffentliche Meinung wandte sich ihr wieder mehr zu und besonders in Oesterreich scheint sie viel Partisane gewonnen zu haben, als deren gewichtigster Khevenhüller sagt: „In der Action sind folgende Observationen: dem Feinde zuvorkommen und ehe er sich in die Schlachtordnung gesetzt, attaquieren. Eine Generalregel ist, besser anzugreifen, als sich angreifen zu lassen, welches auch ganz natürlich ist, massen da man gegen den Feind avanciert, so erhitzt sich das Geblüt des Soldaten und animiert ihn, hingegen sich angreifen zu lassen, macht ihm schon eine gewisse Apprehension, sonderlich, wenn sie an den Todten und Blessierten schon voraus das Exempel sehen. Man muss langsam, ernsthaft und gravitätisch an den Feind marschieren. . . . Die Infanterie das Bajonett am Lauf . . ."

Alles in allem war man des vielen Schiessens satt und dachte an frischen, fröhlichen Angriff, vielleicht darüber die Schulung der Truppen im Feuergefechte etwas vernachlässigend. Nur in einem Heere wurde dieser Wandel in den tactischen Auffassungen nicht getheilt oder doch nicht bethätigt, im Heere Preussens [1]. Die preussische Infanterie

[1] Bernhorst behauptet indess in seinen bekannten „Betrachtungen", dass die Schiessfertigkeit des preussischen Fussvolkes weniger das Ergebniss tactischer Berechnung, als vielmehr die natürliche, gar nicht gesuchte Begleiterscheinung des unaufhörlichen und peinlich strammen Exercierens war. „Betrachtungen über die Kriegskunst", § 58.

besass durch die ausserordentliche Schulung eine grosse Ueberlegenheit im Feuer, sie schoss schneller als die österreichische, doch man sagt, dass das Schnellfeuer auf Kosten des Treffens gegangen sei. Die Theorie von der Geschossgarbe war damals noch nicht erfunden, man schoss also auch ohne Theorie schlecht, es wäre ja auch sonst bei einem langandauernden Salvenfeuer auf 200 oder 150 Schritte mit Krieg und Kämpfern bald zu Ende gewesen.

Doch sind diese Erscheinungen eben Ausnahmen und der Charakter der Kriegführung und Fechtweise erlitt auch durch sie nicht sofort einschneidende Veränderungen. Knapp vor dem Auftreten Friedrich II. herrschte allgemein die Ansicht vor, in dem muthigen Herangehen liege die grösste Weisheit des Fussvolkes.

Mit den überkommenen Mitteln dachte man sich eine Schlacht jener Tage ungefähr wie folgt: Aufmarsch, unterdessen Erkundung und Entschluss. „Ueber all' dies entscheidet die Fähigkeit des Generals; in diesen Stücken muss daher ein General so völlig klarblickend sein, dass ihm ein Augenblick genügt, um den rechten Entschluss zu fassen. In der That erheischen die Manöver, welche im Bereiche der Gefahr geschehen, eine unaufhörliche Thätigkeit und eine hochgradige Geschicklichkeit, mit einem Blick das einzunehmende Gelände und die Vertheilung, sowie die Bewegungen des gegenüberstehenden Feindes zu übersehen. Es ist dies das einzige Mittel, stets derart richtige Massregeln zu treffen, dass dem Feinde niemals leichtes Spiel gewährt sei" . . (École de Mars).

Guignard spricht ausführlicher über diesen Gegenstand und weist dem Oberfeldherrn ausschliesslich folgendes zu: Rockieren von einem auf den anderen Flügel, Ansetzen der zweiten Linie, Gebrauch des Corps de Réserve.

Aber auch seine Lehren klingen bald in das Geständniss aus, dass es nicht möglich sei, feste tactische Regeln zu geben, sondern dass es sich darum handle, von Fall zu Fall das Richtige zu treffen.

Dasselbe sagt der Marschall von Sachsen: „Ich hege die Willensmeinung, dass an einem Schlachttage der Ober-Feldherr nichts thue. Er wird in Folge dessen besser sehen, sein Urtheil gesunder erhalten und am besten im Stande sein, von den Lagen, in welche der Gegner durch den Kampf versetzt wird, Nutzen zu ziehen. Und wenn er den günstigen Moment erkennt, muss er sich im Nu entschliessen, mit äusserster Schnelligkeit auf den entscheidenden Punct eilen, die nächsten Truppen zusammenraffen, sie

rasch vorführen, endlich seine eigene Person einsetzen. Das ist's, womit man Schlachten gewinnt und sie entscheidet. Ich sage weder wo, noch wie das gemacht werden muss, weil dies die Verschiedenheit der Oertlichkeit, sowie der Gefechtslage zeigen muss. Alles liegt darin, zu sehen, zu erkennen und auszunützen."

„Prinz Eugen besass im höchsten Grade diese Eigenschaft, welche den erhabensten Theil der Kunst ausmacht und das sicherste Kennzeichen eines grossen Genies ist. Ich habe aus dem Studium dieses grossen Mannes eine angestrengte Thätigkeit gemacht und glaube, ihn in diesem Puncte gründlich zu verstehen."

Auch hier also wieder wird das kriegerische Impromptu als Mittel zur Schlachtentscheidung empfohlen. Begreiflich ist, dass man darauf verfiel. Man zieht leicht falsche Schlüsse über die damalige Tactik, weil die Kunstsprache der späteren Zeit noch fehlte, die jene Tactik den Modernen leicht verständlich machen würde. Ohne Zweifel wurde in den Feldzügen des vorigen Jahrhunderts mehr strategisch, als tactisch agiert [1]), mehr hin und her marschiert, als geschlagen, als in denen der Neuzeit und doch enthalten die kriegsgeschichtlichen Werke jener Zeit verhältnissmässig wenig über die Art und Weise, wie sich jene Strategie geltend machte; es wird zwar viel Chronik getrieben, aber Ursachen und Wirkungen werden nicht in ein anschauliches Verhältniss gestellt. Ein Aehnliches gilt für den Raum, den die Literatur jener Zeit den grossen tactischen Principien gewährte; das Detail füllte Bände an, die allgemeinen Grundsätze sind auf wenige Zeilen zusammengedrängt.

Die Ausnützung des Sieges betreffend, galten zum Theile Anschauungen, welche für die Gegenwart befremdlich klingen. Man glaubte noch die bekannte Lehre Vegetii, man müsse dem weichenden Feinde goldene Brücken bauen und man handelte vielfach danach. Nichts wäre verfehlter, als zu glauben, dass diese Irrlehren einzig und allein ein Ausfluss der Pflege der antiken Tradition gewesen seien. Im Gegentheile, sie waren in den militärischen Verhältnissen der Zeit begründet und bis zu einem gewissen Grade

---

[1]) Bernhorst macht auf das Ungewöhnliche in dem ersten Auftreten Friedrich II. aufmerksam, dessen Erfolge in den ersten beiden Kriegen keineswegs durch strategische Sicherstellung des Schlachterfolges, noch weniger durch überlegene tactische Führung im Gefechte, sondern lediglich durch den bis zu jener Zeit noch unbekannten Kampfwerth der preussischen Truppen zu erklären seien. „Betrachtungen", § 62.

sogar gerechtfertigt, das heisst, ihre Befolgung wohl angebracht. Die Reaction, welche durch die Kampfesthätigkeit in den Heeren hervorgebracht wurde, war eine ungleich grössere, als gegenwärtig. Es war in Folge der höheren Verluste an Todten und Verwundeten, da sich die Heere auf kürzere Distanzen, meist ohne ausreichende Deckung, schärfer und erbitterter schlugen, dass sich die Reaction schärfer äusserte oder sich doch in einer Störung der üblichen militärischen Ordnung äussern konnte, die mit der Störung, welche der moderne Kampf in den Truppen erregt, gar nicht verglichen werden kann. Es ist ein Anderes, wenn Truppentheile, die das Gefecht bereits in aufgelöster Ordnung begonnen haben, die in derselben eingeübt und ausgebildet sind, zum Schlusse der Action durcheinander gerathen und ein Anderes ist es, wenn eine Truppe, die immer nur in geschlossener Ordnung gekämpft hat, durch die Einwirkung des Gefechts gegen die Absicht ihres Führers zur Auflösung genöthigt wird. Dass letzteres zu jener Zeit der Fall war, bestätigen die Zeitgenossen. Guignard sagt von einem Heere, das wider seinen Willen zum Rückzuge genöthigt wird: „So befindet man sich statt in einem geordneten Heere mitten in einem wirren Durcheinander, in welchem der Schreck der Einen das Herz der Andern erschüttert und Alles in einen Zustand versetzt, der eher geahnt, als beschrieben werden kann; demselben abzuhelfen, ist der General aus moralischen Gründen nicht im Stande; ein Beispiel hievon haben wir bei Ramillies gesehen." Sicherlich ist die Auflösung in modernen Heeren auch eine grosse, aber sie liegt dem normalen Zustande näher, als damals; Ordnung und Unordnung stehen heute in dem schroffen Gegensatze nicht mehr, in dem sie ehemals auftraten. Die Auflösung war eine ungewohnte und bei der damaligen Herkunft und Zusammensetzung der Truppen doppelt gefährliche Erscheinung. Wandte der Feldherr während des mit äusserster Hartnäckigkeit geführten Gefechtes sein Aeusserstes auf, die so nothwendige Ordnung zu erhalten, so kostete es ihm einen schweren Entschluss, dieselbe nach erfochtenem Siege zum Zwecke der Verfolgung zu opfern, wovon ihm ausserdem die Sorge vor der, die Truppen völlig ausser Rand und Band bringenden Plünderung abrieth. Mit aufgelösten Truppen, und die der ersten Linie waren es nach der Entscheidung fast stets, konnte er ganz einfach nicht verfolgen. Mit intacten Truppenkörpern konnte er es wohl, allein auch für diese barg eine hitzige Verfolgung allerhand Gefahren. Vor allem begaben sie sich auf unbekanntes Terrain und für linear fechtende Truppen bedurfte man eines

genau durchforschten Geländes, in dem man sicher war, auf keinen Hinterhalt, auf keinen unvermutheten Widerstand zu stossen. Anderseits bot die lineare Form dem Gegner sogar die Möglichkeit, überraschend umzukehren und neue Feuerfronten zu bilden. Auch im Rückzugsgefechte äusserte sich das Kennzeichen der linearen Kampfweise in scharfen, kurzen Zusammenstössen, förmlichen Rencontres, während heute unter der Herrschaft des Massenschützenkampfes das Ausringen und allmähliche Ausbrennen der Heeresmassen vorherrscht. Alle diese Umstände zusammengenommen, lassen erkennen, dass die tactische Verfolgung jener Tage schwieriger, als gegenwärtig war und Elemente des Wagnisses in sich schloss, während heute, wenn sich die Wagschale des Kampfes einmal auf eine Seite gesenkt hat, damit das Resultat meist schon gegeben ist. Der Sieg konnte dazumal selten derart declariert sein, wie heute und demgemäss erklärten die Kriegslehrer, man dürfe den geschlagenen Feind nur dann unbekümmert und rücksichtlos verfolgen, wenn er „sich in äusserster Confusion zurückzöge". Dies kam jedoch, mit Ausnahme der Türkenkämpfe, sehr selten vor.

Erschwerte nun die Fechtweise an sich die Ausnützung des Sieges, so ist es sehr begreiflich, dass die Feldherren aus der Noth vielleicht allzusehr eine Tugend gemacht und manchmal hinter dem Möglichen zurückgeblieben sind. Dennoch herrschte in der Theorie vielfach der Vernichtungsgedanke deutlich vor. Er findet in Moritz von Sachsen einen beredten Anwalt: „Man pflegt gewissenhaft ein Sprichwort zu befolgen, welches sagt, man solle seinem Feinde goldene Brücken bauen. Dies ist falsch: Im Gegentheil, man muss ihn drängen und bis zum Aeussersten verfolgen; sein ganzer, scheinbar so schöner Rückzug wird sich bald in Flucht verwandeln, falls er beunruhigt wird. Zehntausend Mann detachierter Truppen werden eine fliehende Armee von 100.000 Mann zugrunde richten. Nun komme man und rühme nur die Klugheit Derjenigen, die dem Feinde goldene Brücken bauen, nachdem sie ihn in einer Feldschlacht besiegt: ich behaupte, dass sie ihrem Herrn schlecht dienen." Dies ist gewiss schneidig genug. Nun fährt der Marschall fort: „Ich will nicht sagen, dass man sich mit allen seinen Truppen auf die Verfolgung seines Gegners machen soll. Man muss ein Corps nehmen und ihm befehlen, nachzudrängen, solange das Tageslicht anhält und dem Feinde auf kurzer Entfernung in vollkommener Ordnung zu folgen. Flieht der Feind einmal, so jagt man ihn mit Blasen davon."

Guignard sagt vom Verhalten des Generals nach erfochtenem Siege, „er muss sehen, bis zu welchem Puncte er denselben verfolgen darf, das heisst, ob er bis zur völligen Niederlage des Gegners gehen, oder aber im Gegentheil, ob er ihm nach Vertreibung aus seinem Posten und Wegnahme desselben, wie man sich ausdrückt, goldene Brücken bauen wird, aus Furcht, ihm, indem er ihm allzuweit auf einem geordneten Rückzuge folgt, die Gelegenheit zu verschaffen, Front zu machen und ihm sozusagen den Sieg aus den Händen zu reissen und einen vollständigeren und sichereren zu gewinnen. Beispiele davon haben wir ja gesehen." Augenscheinlich liegt hier der theoretisch richtige Vernichtungsgedanke mit den Schwierigkeiten und Gefahren der practischen Ausführung in einem gewissen Widerstreit, den auszugleichen die Theorie noch nicht im Stande war. Begreiflich daher das Stutzen und Zögern im practischen Fall.

Meist zog sich der besiegte Gegner nur eine oder ein paar Stunden weit zurück, womöglich in eine Aufnahmsstellung und bot wohl gar dem Sieger trotzig neuerdings die Schlacht. War eine Festung in der Nähe, so lehnte er sich mit Vorliebe an diese. So wurde eine kräftige strategische Verfolgung meist schon durch die Schwierigkeit des tactischen Nachdrängens im Keime unmöglich gemacht, wenn nicht die starke eigene Erschütterung, sowie die Schwierigkeit plötzlicher rascher Bewegungen es dem Sieger selbst erschwert hätten, den erlangten tactischen Gewinn auszubeuten.

Nach alledem, was die Schlacht jener Tage an Schwierigkeiten in der Vorbereitung, an Geschicklichkeit und Glück in der Durchführung erheischte und an Ungewissheit des Ausganges barg, erscheint, noch verstärkt durch ihre relative Resultatlosigkeit, das heisst das Unvermögen, die Schlacht als einziges und sicherstes Mittel zur Niederwerfung des Feindes zu gebrauchen, die Meinung des Marschalls von Sachsen in nicht allzu ungünstigem Lichte: „Ich bin nicht für die Schlachten eingenommen, besonders im Beginne eines Krieges und bin überzeugt, dass ein geschickter General sein ganzes Leben Krieg führen kann, ohne sich je zum Schlagen gezwungen zu sehen. Nichts führt den Gegner mehr irre als diese Methode, nichts fördert besser den Zweck. Man muss zahlreiche Einzelkämpfe liefern und den Gegner sozusagen schmelzen, worauf er genöthigt sein wird, sich zu verstecken." Ein halbes Jahrhundert, nachdem der Marschall dies schrieb, hat König Friedrich II.

voll von den Erfahrungen dreier grosser Kriege, nahezu mit den selben Worten von der Schlacht gesprochen [1]).

Einen eigenthümlichen Charakter nahm der Krieg in jenen Gegenden an, in welchen sich zahlreiche und gute Festungen vorfanden, wobei sehr zu bemerken ist, dass um jene Zeit nicht alles, was befestigt war, Festung geheissen wurde. Es waren in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts noch fast alle Städte mit Wall und Graben umgeben; diese Anlagen stammten aus einer Zeit, wo die Vertheidigung der Gemeinwesen in der Hand der eigenen wehrhaften Bürger lag.

Ueberbleibsel dieser Einrichtung bestanden noch in vielen Orten, in denen ausser der Tradition, den halbzerfallenen Mauern und einigen Bürgersoldaten nichts auf eine Festung wies. Die allgemeine Befestigungsmanie gegen Ende des XVII. Jahrhunderts und im Beginne des XVIII. Jahrhunderts entsprang den verschiedensten Ursachen, unter denen falsche Ansicht vom militärischen Werthe befestigter Puncte die allergeringste war.

Ehedem war der Selbstschutz der Städte ein äusserst wirksames Hinderniss des Krieges gewesen, indem das Landvolk beim Nahen einer feindlichen Armee mit Hab und Gut, mit Kind und Kegel in denselben Zuflucht und Schutz suchte. Die Regierungen handelten daher nur politisch und ökonomisch klug, wenn sie die Befestigung der Städte mit Rath und That unterstützten. Mit ausserordentlicher Klarheit ergiebt sich die Geschichte der Festungsanlagen aus der Literatur jener Zeit, deren Hauptpuncte in dem betreffenden Capitel des „Teutschen Soldaten" knapp zusammengefasst sind. Nicht das bewusste militärische Bedürfniss hatte die Festungen geschaffen, sondern locale Impulse und so gewann der Staat ein Interesse daran, diese Impulse in jene Bahnen zu leiten, die ihm genehm erschienen. Worin bestand die Thätigkeit eines Vauban, als vornehmlich in dem Modernisieren veralteter Fortificationen? Ein ganz natürlicher politischer und nationalökonomischer Process wies den Staat dahin, Festungen zu bauen oder vielmehr die vorhandenen kriegstüchtig und widerstandsfähig zu gestalten. Hierin spielen allerdings besonders in Frankreich auch militärische Interessen bei der Schaffung der Staatenbefestigung

---

[1]) Militärisches Testament, Ausgabe Taysen. „Man darf sich mit den Oesterreichern nur mehr auf einen Postenkrieg gefasst machen; durch viele kleine Erfolge erringt man dasselbe, wie durch eine Schlacht."

mit. Aber der Standpunct darf nicht verlassen werden, dass für die Errichtung oder Umgestaltung der Festung jener Zeit nicht der ausschliesslich militärische Standpunct massgebend war, wie zu anderen Zeiten.

Hatte nun ursprünglich der Charakter der Festungen als Stützpuncte selbstthätigen nationalen Widerstandes denselben eine hohe Bedeutung verliehen, ja, hatte er recht eigentlich die Kriegführung im Grossen beeinflusst und sind die Positions- und Manöverkriege aus ihm entstanden und nicht umgekehrt die Festung in Folge des Positionskrieges, so ändert sich ihr Charakter unter dem Wandel der Zeiten und um die Mitte des Jahrhunderts erscheinen die Festungen in eigenthümlich falscher Stellung.

Hatte ehedem die Kriegführung der raschen und kühnen Märsche in der Ressourcenarmuth der Länder, die das Wenige, was sie besassen, in den Städten bargen, unübersteigliche Hindernisse gefunden, so sah sie sich in der Eugen'schen Periode genöthigt, Notiz von den Festungen zu nehmen. Da solche nun verbessert, nicht mehr im Fluge mit Sturm zu erobern waren, vielmehr die Kunst Vauban's jedem Belagerer eine schwere Aufgabe stellte, so sah sich die Kriegführung veranlasst, die Operationsobjecte, die sie nun nothgedrungen in den Festungen fand, mit Geduld, Folgerichtigkeit und Methode auf das Korn zu nehmen. Wohl überfloss in der Eugen'schen Periode bereits eine gewisse Ueberschätzung des Werthes, den die Eroberung von Festungen bot. Immerhin war sie durch historische Entwicklung begründet und der Fall einer Festung wirkte erfahrungsgemäss sehr kräftig auf das Resultat der Operationen, ja mitunter auf die Entschlüsse der Politik ein.

Da sich die Kriege der unmittelbar vorfridericianischen Zeit meist im Bereiche des französischen Festungsgürtels hinzogen, so leuchtet ein, dass die dort auftretenden Verhältnisse massgebend für die Beurtheilung des Festungskrieges wurden. In Gegenden, wo wenig Festungen lagen, spielten dieselben gewiss auch eine wichtige Rolle. Dieselbe beschränkte sich jedoch meist auf Benützung befestigter Puncte zur Einrichtung der Basis sammt ihrem Apparat an Magazinen und Depôts zur Sicherung der Verbindungslinien und dergleichen mehr. Die Operationen waren, wenn auch oft durch das Vorhandensein und die Lage befestigter Puncte beeinflusst, doch nicht in eine so besondere charakteristische Form, wie an Frankreichs Nordost- und Ost-Grenzen gezwängt. Wohl wandte sich so ziemlich auf allen Kriegs-Schauplätzen der

Feldherr, der die günstige Gelegenheit zu einer Feldschlacht nicht zu finden wusste, der methodischen Belagerung irgend eines festen Punctes zu; er lebte immerhin mit seinem Heere, er fand Gelegenheit, dasselbe durch das stete Vorhandensein der Gefahr und durch die Arbeiten der Belagerung kriegstüchtig zu erhalten. Aber den eigenthümlich methodischen Charakter gewann die Kriegführung doch nur in den bekannten Festungszonen.

Vorsicht und Umsicht war hier ihr Leitmotiv. Entfernt von seinen Hilfsquellen, auf die eigene Kraft verwiesen, stand das Angriffsheer vor der Frage, was es zu thun habe, um dem Gegner am meisten zu schaden. Zur Feldschlacht, die zudem so leicht zu vermeiden war, fand sich vielleicht der Feind nicht ein, der hinter einer festen Stellung oder unter dem Schutze der Kanonen irgend einer Festung sich abwartend verhielt. Das Land starrte von Fortificationen und in jeder stand eine Garnison, verstärkt durch die freiwillige Vertheidigung durch die eigenen Bürger. Was war zu thun? Konnte man ein kühnes rücksichtsloses Vordringen durch diese Gegend wagen, wo Ausfälle der feindlichen Besatzungen hinreichten, die Verbindungen gründlich zu zerstören? Durfte man mit einer Truppenmacht, welche der Gesammtzahl feindlicher Garnisonen keineswegs erdrückend überlegen war, diese im Rücken liegen lassen? Es scheint wohl nicht[1]. Der Satz, dass die im Freien gewonnene Schlacht eine Reihe von Festungsübergaben nach sich ziehen könne, galt nicht für jene Zeit. Was war die Wirkung der doch relativ so entscheidenden Schlachten von Audenarde und Malplaquet auf das nordfranzösische Festungssystem? Sie war gleich Null, denn die Festungen blieben, was sie vorher waren und verhinderten selbst einen Prinzen Eugenius, als Sieger die Früchte des Sieges zu ernten. Wenn solche Männer also handelten, wer wird es dem Theoretiker jener Zeit verübeln, wenn er vermeinte, es sei, wenn man ein Loch in den Festungsgürtel eines Staates gerissen, am besten, dasselbe zu erweitern, statt vorwärts zu gehen. Die Festungen waren damals unabhängiger von

---

[1]) Feldmarschall Khevenhüller widersetzte sich im Frühjahre 1742 der befohlenen Abgabe von Truppen seines Heeres an den Prinzen Carl von Lothringen, der Friedrich II. entgegentreten sollte, indem er geltend machte, dass Friedrich II. nicht nach Nieder-Oesterreich und Wien vordringen könne, weil das befestigte Brünn in seinem Rücken liegen bleibe; er müsse es belagern, das sei nothwendig, bevor er an ein Vorrücken denken könne. Wie glänzend haben hier die Ereignisse den militärischen Scharfblick des Feldmarschalls dargethan!

den Entscheidungen des grossen Krieges, als die rein militärischen modernen Festungen und selbst ein Prinz Eugen vermochte eine Festung nicht anders unschädlich zu machen, als indem er sie methodisch belagerte und nahm.

Nun ist unleugbar, das sich um die Mitte des Jahrhunderts ein gewisser Wandel in den Anschauungen von der Zweckmässigkeit des Festungsbaues geltend gemacht hat, der auf der Wahrnehmung fusste, dass fast alle mit den grössten Kosten und den damals modernsten Hilfsmitteln der Technik erbauten und ausgestatteten Festungen regelrechten Belagerungen über kurz oder lang doch erlegen waren. Ein theoretischer Streit darüber erregte damals die Gemüther. Mehrere gelehrte Werke suchen die Ursache des Falles der Festungen in technischen Fehlern nachzuweisen. Dennoch waren weit tiefere, freilich für jene Zeit kaum wahrnehmbare Ursachen der Grund einer Erscheinung, die man mit den Ergebnissen, welche Messkette und Zollstab indicieren, vergebens zu erklären suchte.

Die Vertheidigung der Festung beruhte durchaus nicht auf der Thätigkeit der Garnison allein. „Man darf eben nicht die Besatzung und deren Bestellung nach den Schuhen des Hauptwalles ausrechnen und ausmessen und ist schon genug, wenn nebst einer zahlreichen und wohl exercierten Bürgerschaft, der sich ein Commandant in Allem wohl vertrauen darf, man auf jede Bastion einer Festung fünfhundert geworbene Soldaten rechnet," sagt der „Teutsche Soldat". Es ergibt sich daraus, dass der Staat von den Bürgern seiner Städte volle Theilnahme an dem Vertheidigungswerke verlangte, das er selbst in die Hand genommen hatte, nachdem es ursprünglich spontan entstanden war. Nun hatte die unleugbar gewachsene Humanität der Kriegführung in Hinsicht der Eroberung und der Vertheidigung der Festungen gewisse conventionelle Grenzen festgesetzt. Wenn sich ein Platz rechtzeitig, das heisst vor dem Sturme ergab, so wurden der Garnison mannigfache Zugeständnisse gemacht und den Bürger traf im Grunde nichts anderes, als Wechsel der Besatzung. Plätze jedoch, die mit stürmender Hand eingenommen wurden, tractierte der Sieger sehr übel, indem er derartig hauste, dass, abgesehen von den hohen Kriegscontributionen, Mord und Todtschlag, Plünderung und Zerstörung die Stadt zugrunde richteten. In dieser Aussicht einerseits, durch eine Capitulation ihr Theuerstes zu retten und anderseits der Furcht vor den Folgen der Eroberung mit Sturm, liegen die Motive, welche

die freiwillige Antheilnahme der Bevölkerung an der Vertheidigung mehr und mehr beeinträchtigen mussten. Nur die Gewissheit, keine Wahl zu haben, bringt den Bürger dazu, sich mit der Waffe zu schützen. Sieht er Auswege, so wählt er diese und hiessen sie auch Wechsel seines Herrschers. Dies war der Grundzug jener Zeit, den aufzuhellen ein Blick in die ewigen Kämpfe genügt, welche die Festungs-Commandanten mit der lästigen und widerstrebenden Einwohnerschaft führten. Die Festung war ein Zwitter, dessen Vater Localinteresse, dessen Mutter staatliche Ingerenz sich nannte und dennoch zu wenig militärisch geworden war. Die zahlreichen Garnisonen zersplitterten die Kräfte des Heeres und so reichte die vorhandene, oft bedeutende Kraft nirgend zu einer grossen militärischen Action aus, während zu einer Vertheidigung der festen Plätze durch die Bevölkerung selbst kein zwingender Grund mehr vorhanden war.

Natürlich vermochte jene Zeit dies nicht deutlich zu sehen. Natürlich täuschte sich mancher Feldherr über die Widerstandsfähigkeit der Festungen, die er allzu hoch anschlug, sowie mancher Festungs - Commandant sich über die Offensivkraft des Angreifers irreführen liess und ohne Noth capitulierte. Gerade aus dem theoretischen Streite über den Nutzen der Festungen ist zu ersehen, dass damals jener Wandel begann, der die Festungen, indem er sie immer mehr und mehr zum militärischen Impedimente Desjenigen, der sie erbaute, machte, ohne dafür irgend welchen Ersatz zu finden, ihre Bedeutung auf eine absteigende Bahn gedrängt hat. Dass ein solcher Wandel in seinem Beginne nicht voll erkannt wurde und dass das Alte noch jahrzehntelang mit dem Neuen um das Dasein rang, ist eine durch die Erfahrungen aller Zeiten und in allen Dingen bestätigte Erscheinung.

Aber noch ein anderer Umstand erster Ordnung wirkte auf die Festungen ein. Wie in so vielen Dingen, war auch hier der geistvolle Sohn August des Starken derjenige, der den Dingen auf den Grund sah, wo die Zeitgenossen noch nichts als das oberflächliche Symptom zu erblicken vermochten. Nach einem kurzen Abriss über die Genesis der Festungen schreibt er: „Noch ein gewichtiger Grund überzeugt mich davon, dass befestigte Städte schwierig zu vertheidigen sind. Angenommen, es sei in einem Platze ein Lebensmittel-Magazin für drei Monate errichtet worden, so wird in dem Momente, wo er vom Feinde eingeschlossen wird, nur noch für acht Tage Proviant vorhanden sein, weil man nicht darauf gezählt hatte, zwanzig-, dreissig- oder vierzigtausend Menschen

erhalten zu müssen, indem sich die Landesbewohner in den Platz mit sammt ihren Habseligkeiten flüchten und derart die Zahl der Einwohner vermehren. Die Reichthümer eines Fürsten würden nicht hinreichen, um in allen Plätzen, die möglicherweise angegriffen werden können, entsprechende Magazine zu errichten und dieselben alljährlich zu erneuern. Und wenn er den Stein der Weisen besässe, er könnte es nicht, weil er das Land aussaugen müsste. Ich höre Jemanden sagen: ‚Man weise diejenigen unter der Bewohnerschaft, die sich mit Proviant nicht versehen haben, hinaus.' Dies ist eine grössere Calamität als jene, welche der Feind hervorruft, denn wie viele Menschen leben doch in einer Stadt nur von einem Tag auf den andern? Weiters, ist man sicher, eingeschlossen zu werden? Und wenn ja, wird der Feind zulassen, dass sich diese Masse unbehelligt zurückziehe? Er wird sie in die Stadt zurücktreiben. Was wird der Gouverneur thun? Wird er diese Unglücklichen Hungers sterben lassen? Wird er im Stande sein, ein solches Benehmen vor seinem Herrscher zu rechtfertigen? Also, was denn? Er wird genöthigt sein, das Magazin mit ihnen zu theilen und sich in acht oder vierzehn Tagen zu ergeben."

Hier ist die empfindlichste Stelle berührt. Die Belagerungskunst des XVIII. Jahrhunderts brauchte gar nichts anderes anzuwenden, als Geduld, das heisst eine geduldige und methodische Thätigkeit, um unter allen Umständen der Festungen, deren es zu viele gab und denen die Offensivkraft aus Mangel an entsprechenden lebenden und militärisch vollwerthigen Streitmitteln fehlte, Herr zu werden. Nicht mit Bewusstsein tritt diese Idee in den Lehrschriften jener Tage auf, aber sie durchsetzt, was gewichtiger ist, das practische Thun und Lassen. Nicht durch rein militärische Verhältnisse ist die schwankende Stellung der festen Plätze jener Zeit und der Streit über ihren Werth oder Unwerth zu erklären, sondern durch grosse Abwandlungen nationalökonomischer, socialer und politischer, also mit einem Worte cultureller Natur, welche aus den einstigen Asylen der durch den Krieg aufgescheuchten Völker allmählich technisch vollendete Bauten gemacht, die zu vertheidigen und auszunützen jene Zeit noch zu wenig wirkliche Truppen und zu viel in Mitleidenschaft gezogene Bürger besass.

Traten diese Momente nun allerdings in einem nach grossen militärischen Gesichtspuncten angelegten Festungs-System einigermassen zurück, so beeinflussten sie immerhin eine Kriegführung erheblich, die sich ihrer in den lebendigen Streitmitteln liegenden Kraft nicht recht bewusst geworden war oder vielmehr die Probe

auf diese Kraft aus Gründen des Herkommens oder aus solchen der höchsten Politik scheute.

Ebenso wie der Kampf oder, besser gesagt, die Operationen um Festungen, bewusst oder unbewusst, meist auch den Zweck verfolgten, die Zeit, die man mit grossen entscheidenden Schlägen nicht auszufüllen vermochte, irgendwie und zwar in nutzbringender Weise zu verbringen, ebenso diente auch die dritte typische Form des damaligen Krieges diesem Endzwecke. Der sogenannte kleine Krieg bestand dem Wesen nach in Einzelunternehmungen, welche den Haushalt des Heeres, die strategischen Erkundigungen und die allmähliche Ermüdung des Gegners fördern sollten. Reichliche und ausserordentlich geschickte Cavallerieverwendung bildete dessen Element, Wegnahme der Convois und Magazine, Ueberfälle, Einbringen von Nachrichten, Gefangenen und Deserteuren, seine Erscheinungsform. Es kam vor und wurde sogar gelehrt, den kleinen Krieg an Stelle des grossen zu setzen, da durch fortwährendes Anhäufen kleiner Erfolge das Gewicht eines grossen Erfolges zu erringen sei.

Um die Mitte des Jahrhunderts oblag der kleine Krieg vor Allem den leichten Truppen, welche eigens für diesen Zweck geschult und in einzelnen Staaten durch ihre Herkunft auf denselben verwiesen waren. Die Schlacht-Truppen blieben noch sorgfältig vereint und für die doch noch immerhin möglichen Haupt-Actionen geschont.

Ueberblickt der nachgeborene Forscher das militärische Denken kurz vor dem Auftreten Friedrich II. und während der ersten Zeit seiner Thätigkeit, die seiner Mitwelt vorläufig als nichts anderes erschien, als neuerliche Anwendung des Hergebrachten, wie sie es ja die ersten Jahre hindurch thatsächlich war, sucht er den Geist aus den umfangreichen literarischen Producten jener Epoche zu ziehen, so stellt sich heraus, dass die Welt die Unzulänglichkeit der damaligen Kriegsmittel und Kriegsformen, das heisst ihre conventionelle Gleichheit, daher die Schwierigkeit gründlicher Erfolge allerdings zu ahnen begann.

Sie war reif für eine neue Zeit, die Welt, in der sich die denkenden Soldaten darüber beklagten, der Erfolg hänge immer nur von der wechselnden Tüchtigkeit und Selbstthätigkeit der jeweiligen Führer und Truppen ab, während gesunde Anschauung vom Kriege die Sicherung des Erfolges dadurch zu erstreben habe, dass sie das Kriegswerkzeug vervollkommne. Es ist die Zeit, in der

dieses Haschen nach einer neuen „Ordonnanz" in den Worten Puységur's sich spiegelt: „Man findet in keinem Buche, noch in dem, was in den Heeren Kriegsgebrauch ist, den Weg, der uns zeigen könnte, womit man beginnen muss, um über den Feldkrieg Kenntnisse zu erlangen" und in dem jener seltsame Gedanke des nachmaligen Siegers von Fontenoy auftauchen kann: „Der Krieg ist eine von Finsternissen verhüllte Kunst, in deren Dunkel man nicht sicheren Schrittes zu gehen vermag. Die Angewöhnung und die Vorurtheile bilden die Grundlage derselben und sind die natürliche Folge der Unwissenheit. Alle Künste besitzen Grundsätze und Regeln; der Krieg allein hat keine."

Das allgemeine Bild des Krieges.

Zu allen Zeiten besteht ein merklicher Unterschied zwischen der augenblicklich herrschenden Kriegstheorie und dem, was im Kriege wirklich geschieht. Die Kriegslehre wird meist von der Wirklichkeit überholt und die Wissenschaft hüllt erst im Nachhinein das Erlebte in ihr didaktisches Gewand. So deckten sich auch zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges die Theorien, soweit sie vorhanden waren, keineswegs immer mit der Wirklichkeit, wenngleich es scheint, dass dieses Zusammenstimmen damals mehr und vollständiger stattgefunden habe, als zu anderen Zeiten.

Die Theorien von der Unterordnung des Krieges unter die Politik fanden ihre Bestätigung durch die vorsichtig zögernde und tastende Art, den Krieg politisch einzuleiten. Nicht eine Explosion nationalen Empfindens, ja, nicht einmal die Augenblickserregung eines beleidigten Monarchen, sondern wohl und lange durchdachte Fragen der höchsten Staatspolitik veranlassten die Kriege. War die diplomatische Vorarbeit zum Kriege aus diesem Grunde schon langwieriger Natur, so wurde sie noch nebenbei absichtlich verzögert, um Zeit für die Bereitstellung der Kriegsmacht zu gewinnen, die entsprechend den Schwierigkeiten der Heeresaufbringung, wie der Transportverhältnisse ohnehin umständlich war.

Bei der erfahrungsgemässen langen Dauer der Kriege erschien Eile nicht besonders nothwendig und daher wurde das Hauptgewicht auf die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit der Basierung der Armee gelegt. Häufig trat nach dem Aufmarsch der beiderseitigen Parteien eine Periode des militärischen Stillstandes ein. Es war dies der Zustand eines gewissen Gleichgewichtes, den beide Theile

dazu benützten, um vorerst möglichst viele und genaue Nachrichten über einander einzuziehen, sich die Kenntniss der vorliegenden Operationszone zu verschaffen, Klarheit darüber zu gewinnen, ob und inwieweit auf die Unterstützung der Bevölkerungen gerechnet werden dürfe. Ausgefüllt wurde der vorläufige Stillstand mit Vorsorgen für die Sicherstellung der Verpflegung, Ueberfällen kleinerer Orte zum Zwecke der Erkundung. Oft liefen die Fäden der Politik bis in das Feldlager und es gab ein Kommen und Gehen von Diplomaten.

Nun ergab sich vielleicht zufällig die Möglichkeit, den Gegner unter günstigen Bedingungen aufzusuchen und zu schlagen, vielleicht strategische Theilung von seiner Seite, das Eintreffen eigenen oder das Ausbleiben gegnerischen Succurses. Es waren jedoch derartige sich zufällig ergebende Gelegenheiten selten im Stande, einen Feldherrn zur raschen That zu vermögen, was, abgesehen von der physischen Schwierigkeit rascher und plötzlicher Bewegungen, in dem, die Feldherren angesichts der damals viel angewendeten List mit Recht beherrschenden Argwohn seine Erklärung findet.

In der Regel trachteten beide Theile, günstige Vorbedingungen für den Kampf selbst planmässig herbeizuführen. Vor Allem diente hiezu, sobald ein grosses Motiv überhaupt Entscheidungen verlangte, die Einschränkung des feindlichen Subsistenzraumes, der damals empfindlicher war, als je. Ein lebhaft und kühn geführter Parthei-gängerkrieg, der alle Hilfsmittel der falschen Nachricht, des Volks-aufstandes u. dgl. im Rücken des Gegners dienstbar zu machen suchte, förderte zunächst diesen Zweck. Die blosse Thatsache, dass jede Ortsveränderung für ein Heer jener Tage mögliche Gefahr, gewiss aber die so sehr gefürchteten Verluste in sich barg, forderte dazu auf, den Gegner zur Bewegung zu zwingen.

Genügte jedoch die Gefährdung des Subsistenzraumes nicht, um den Gegner selbst zu erschüttern, so gieng der eine Theil zu Mitteln über, die um einen Grad stärker wirkten. Es war ein solches Mittel die directe Bedrohung der feindlichen Verbindungen.

Nothwendig für ein solches Verfahren war, dass der Angreifer seine eigenen Verbindungen, die an sich ja genau so empfindlich waren, wie die des Gegners, nicht preisgab. Bei Auswahl der Lagerstellungen musste neben Wahrnehmung tactischer Rück-sichten das Augenmerk vor Allem auf die gesicherte Verbindung mit der Basis gerichtet werden und es kam daher vor, dass ein Feldherr es vorzog, ein tactisch schwächeres, aber strategisch wohlgelegenes Lager zu nehmen, als eine weit vorgeschobene,

kühn hinausgerückte Oertlichkeit, die als Ersatz strategischer Empfindlichkeit grosse örtliche Stärke bot. Die Sorge um die Erhaltung des Heeres bekämpfte den Wunsch nach kühnen und tactisch starken Stellungen; so kam es vor, dass der tactische Vortheil der strategischen Sicherheit nicht selten zum Opfer gebracht ward.

Wenn eine neuere Zeit ihre Verbindungen unabhängiger und weniger empfindlich gegen die Bedrohung zu machen wusste, so war jene Zeit darauf verwiesen, dies von Fall zu Fall durch besondere Anordnungen zu erreichen.

Der Feldherr war an die Magazins-Verpflegung gebunden. In der Geschicklichkeit, dieselbe in jedem besonderen Falle anzuordnen, in der Lage der Verbindungslinie, in dem Umstande, ob sie durch feste Puncte geschützt sei oder nicht, lagen Mittel, früher, rascher, sicherer als der Gegner über die Subsistenz zu verfügen. Diese Anordnungen waren zeitraubend, erforderten mancherlei technische Herstellungen und eine wohlerwogene Vertheilung der eigenen Kräfte. In der grösseren Geschicklichkeit in Sicherung der Magazine oder auch in geschicktem Bereitstellen einer dem Gegner überlegenen Menge an Verpflegsvoräthen lag die Möglichkeit, für eine bestimmte Zeit eine kühnere Operation zu unternehmen.

Also gerüstet rückte nun der Feldherr vor und trachtete, dem Feinde in die Flanke oder den Rücken zu gelangen, um ihn eine Strecke zurückzunöthigen oder wohl gar während des Rückzuges zur tactischen Entscheidung zu zwingen. Letzteres gelang selten. Meist entzog sich der Bedrohte zeitgerecht der nahenden Umgehung und das Spiel begann von vorne oder er blieb im Vertrauen auf die Stärke der eigenen Basierung unbeweglich stehen. In diesem Falle lagerte sich das Angriffsheer in einer festen Stellung gegenüber dem gleichfalls tactisch möglichst unangreifbaren Gegner und nun begann ein förmlicher Wettkampf, wer von beiden Theilen länger im Stande sei, in seiner Stellung militärisch zu zehren. Es ist dies das wohlbekannte „Ausdauern" der Heere, in welchem sie sich massen; immerhin war das Ausdauern eine Probe auf die im Heere vorhandene Ordnung und Tüchtigkeit, während die Partheien von beiden Seiten darauf bedacht waren, dies zu erschweren. Die Nachricht von der Wegnahme eines sicher geglaubten Magazins rief Bestürzung bei jenem Theile hervor, der es verloren hatte und der Gedanke, die Verbindungslinie

wieder zu verkürzen, erwachte. Das Alles war nicht Einbildung und ohne Noth entstanden. Ein im Lager eng vereintes Heer bedurfte, bei dem damaligen Truppenmateriale ganz besonders, geregeltster Verpflegung und ihr musste im Interesse der Erhaltung der Armee viel geopfert werden; so zeigt insbesondere der Feldzug in Böhmen des Jahres 1744, wie sehr die erfolgreiche Kriegführung jener Tage auf dem grösseren Geschicke und Glücke, die Erhaltung des Heeres sicherzustellen, beruhte.

War es nun durch diese Mittel doch keinem der Gegner gelungen, ein ernstliches Uebergewicht zu erhalten, so begann, vorausgesetzt, dass noch immer ein Motiv kräftig genug auf die Nothwendigkeit einer Entscheidung wies, der Feldherr an die Schlacht zu denken.

Manche Massnahmen giengen der Eröffnung der eigentlichen Operationen voraus und liessen dem Heere erkennen, dass eine „Action" in Aussicht stehe. Es war nicht nothwendig, dass der Feldherr seine Absicht, zu schlagen, offen ankündigte, aber es musste in Hinsicht der Ausrüstung und Bewaffnung Vieles ausgeglichen und hergestellt werden, was in der monatelangen Campagne zugrunde gegangen war. Die Truppen wurden wieder kräftiger exerciert, die Disciplin verschärft, die Heere nahmen ihre Feiertagsstimmung an. Es war unvermeidlich, dass die Truppen aus all' diesen Anzeichen auf das Herannahen der Schlacht schliessen konnten und so erklärt sich die Erscheinung, dass selbst Deserteure vor den Entscheidungsschlachten im Stande waren, die sichere Kunde hievon dem Feinde zu überbringen.

Nach dieser, das eigene Heer betreffenden Vorbereitung, die freilich nicht stets gleich gewissenhaft durchgeführt wurde, lenkte sich die Aufmerksamkeit des Feldherrn auf die Mittel, die tactische Entscheidung unter möglichst günstigen Umständen anzunehmen. Ein beliebtes Mittel hiezu war, eine tactisch und fortificatorisch feste Stellung zu beziehen, auf dass sie der Gegner angreife. Dies blieb freilich oft nur ein frommer Wunsch, weil selten eine Nöthigung für jenen vorlag, anzugreifen; auch er wusste, dass er warten könne. Nun kam es vor, dass beide Gegner durch längere Zeit einander in derartigen Stellungen gegenüberlagen, wobei ein Heer dem andern sozusagen in die Fenster sah und man einander sehr genau beobachtete. Bewegung kam in dieses Verhältniss dadurch, dass den einen Feldherrn natürliche Ungeduld, militärische Nothwendigkeit oder politische Ereignisse veranlassten, sich dieser

beengenden Lage zu entziehen. Einer suchte nun den Andern in dessen Abmarsche zu überraschen, wogegen jener sich durch nächtliches Verlassen seiner Stellung und allerhand Kriegslisten schützte. Das Anfallen im Marsche galt als sehr vielversprechende Einleitung zum Kampfe, allein es finden sich wenig Beispiele des Gelingens dieser Absicht vor, welche meist an der Schwierigkeit, selbst aufmarschiert zu sein, ehe es der Gegner war, scheiterte. Dem Feinde, der argwöhnisch nach allen Seiten spähte, vermochte der Feldherr auch nicht anders als in Marschformation nahezukommen und so hieng das Ueberraschen des Gegners von kleinen Vortheilen des Geländes, vom Erhaschen einiger Viertelstunden, endlich von der grösseren Manövrierfähigkeit der Truppen ab. Immer waren die Vortheile, die so zu gewinnen waren, beschränkt. Genaue Kenntniss des feindlichen Feldherrn, des Charakters seiner Rathgeber, man könnte sagen des Klatsches im gegnerischen Hauptquartier, eine Kenntniss, die sich zu verschaffen Prinz Eugen ein Meister gewesen, gab dagegen gewisse Sicherheiten im Operieren an die Hand. Erfuhr der Feldherr beispielsweise, der feindliche Ober-Commandant sei sorgloser Natur, er tafle viel und schlafe lang, kannte er die Gewohnheiten des feindlichen Heeres, so konnte diese Kenntniss Handhabe zu entscheidenden Ueberraschungen werden. Ebenso mussten die Gebräuche des Gegners berücksichtigt werden. Friedrich II. sagt von den Oesterreichern: „Wenn sie in Campagne stehen, so kann man die Tage errathen, wann sie marschieren werden, weil es ein ständiger Gebrauch bei ihnen ist, davon sie niemals abweichen, dass der Soldat alle Marschtage (scil. vor dem Marsche) kochen muss. Sieht man also in ihrem Lager Vormittags um fünf oder acht Uhr viel Rauch, so kann man Staat darauf machen, dass sie denselben Tag ein Mouvement machen werden". [1]) Alle Anzeichen suchte man zu verwerthen.

Kam dem Feldherrn die Nachricht zu, die Politik des Gegners verlange einen Waffenerfolg, so zog er daraus Nutzen, indem er sich dort angreifen liess, wo es ihm am angenehmsten war. Ein Heer von Gerüchten durchschwirrte die Reihen der Gegner, selbe verwirrend und es bedurfte eines hohen Grades an Kenntniss der Menschen und Dinge, um nicht irrezugehen.

Es klingt paradox und enthält doch eine gewisse Wahrheit, wenn behauptet wird, dass zu einer Schlacht jener Zeit eine Art

---

[1]) General-Principia vom Kriege, XIII.

Einverständniss beider Theile nothwendig war. Es fand sich eben für Denjenigen, der nicht schlagen wollte, verhältnissmässig leicht die Möglichkeit, sich dem Kampfe durch geeignete Gegenmassregeln im geeigneten Augenblicke zu entziehen. So kommt wiederholt die schier unglaubliche Thatsache vor, dass ein Entsatzheer das Blokadecorps nicht anzugreifen wagt und unthätig dem Falle des Platzes zusieht. Begreiflich und natürlich erscheint dies, wenn in den Lehrschriften jener Zeit davon die Rede ist, unter die Mittel, den Feind zum Schlagen zu zwingen, werde die Belagerung eines seiner Plätze gezählt.

War es nun einem der Gegner geglückt, dem andern eine tactisch schwache Seite abzugewinnen, indem er ihn in einer nicht genügend festen Stellung traf, oder veranlasste ihn die Nachricht vom Mangel, von zunehmender Desertion, von Unentschlossenheit u. dgl. im feindlichen Lager, die Entscheidung zu suchen, oder endlich trieb ihn selbst irgend ein politisches oder militärisches Motiv hinzu, so erfolgte endlich die Schlacht, mit deren Vorbereitung vielleicht schon Monate des Feldzuges dahingegangen waren.

(*Br. Binder v. Krieglstein.*)

Tactische Grundzüge, Verpflegs-System.

Seit Durchführung der allgemeinen Bewaffnung mit Feuergewehren und dem daraus entstandenen Linearsystem hatte die Infanterie einen grossen Theil ihrer Stosskraft verloren. Statt in fünf und sechs Gliedern, wurde sie jetzt in den meisten Armeen in vier Glieder mit einer Gliederdistanz von drei Schritten formiert. In der österreichischen Armee standen nur die Grenadiere und auch diese nur, wenn sie nicht exercierten, in drei Gliedern, „denn widrigenfalls können die Evolutiones nicht gemacht werden mit ihnen." [1]) Auch die preussische Infanterie war Anfangs in vier Glieder rangiert, wenn Griffe und Evolutionen ausgeführt wurden; beim Feuern aber, also im Gefecht, stand sie in drei Gliedern und das preussische Reglement vom Jahre 1743 kannte, nachdem Friedrich II. schon 1740 für die nach Schlesien marschierenden Regimenter die Rangierung in drei Gliedern angeordnet hatte, nur noch diese Formation. [2])

Im Linearsystem aber beherrschte das Feuer die Tactik der Infanterie. Freilich konnten noch nicht alle Feldherren sich mit dieser Thatsache befreunden; noch glaubten hervorragende Generale an die Möglichkeit, den Gegner ohne Feuer, mit der blanken Waffe allein vertreiben zu können [3]) und auch Friedrich II. huldigte Anfangs noch dem Grundsatze, Terrain zu gewinnen durch Verdrängung des Feindes mit dem Bajonnet. [4]) Erst die

---

[1]) Regal, Regulament über ein kaiserl. Regiment zu Fuss. 1734, 9.

[2]) Der erste schlesische Krieg. Herausgegeben vom Grossen Generalstabe. I, 140.

[3]) Moritz von Sachsen, Mes reveries. 1757. I, 40.

[4]) „S. K. Majestät sind der gewissen Meinung, dass man den Feind nicht so sehr mit dem Chargieren wegschlaget, als dass man ihn vielmehr

Erfahrungen des siebenjährigen Krieges belehrten ihn, „dass die Schlachten nur durch die Ueberlegenheit des Feuers gewonnen werden" und dass „die Infanterie, welche schneller ladet, den Sieg über die langsamer ladende davontragen werde".[1]) Trotz dieses Sträubens gegen die Uebermacht der Kugel musste man der Ausbildung im Schiessen nach und nach erhöhtes Augenmerk zuwenden. Da jedoch einestheils die Feuerwaffen noch im Allgemeinen mangelhaft construiert waren, anderntheils immer nur geschlossene Massen gegen geschlossene Massen feuerten, der Pulverdampf aber schon nach der ersten Salve jede Aussicht hemmte, so brach sich bereits die Ueberzeugung Bahn, dass der siegen müsse, der in der kürzesten Zeit die grösste Zahl von Kugeln abschoss und am entschlossensten vorgieng.[2]) Vor Allem sah man darauf, dass rasch und nur auf Commando geschossen werde und dass die grösste Ordnung und Regelmässigkeit in den langsam vorrückenden Abtheilungen herrsche. „Eine Bataille wird nicht so viel durch's Feuer, als durch wirklichen Einbruch gewonnen", heisst es dagegen wieder in den „Observations-Puncten bei der Infanterie" des Feld-Zeugmeisters Thüngen vom Jahre 1741[3]), „welches durch gute Ordnung und wohlgeschlossen mit Reihen und Gliedern geschehen muss. Im Fall aber des Feindes Linie einmal gebrochen und derselbe zum Weichen bemüssiget oder aber sich widersetzen und formieren wollte, alsdann ist das Feuer, welches in Reserve behalten worden und besser als das verlorene ist, mit guter Ordnung und nach dem Commando anzubringen, welches der Mannschaft grösseren Muth zum Fechten gibt, den Feind dagegen decontenancieret und der Sache einen desto besseren Fortgang verschaffet. Vor Allem aber wird mit Nachdruck wiederholet, dass ohne Commando kein Feuer gegeben und dem gemeinen Mann bei Lebensstrafe verboten werde, von sich selbsten das Gewehr loszuschiessen, ja hiebei gar aus dem Glied herauszutreten."

Das Feuer wurde entweder glieder- oder zugsweise auf Commando abgegeben; im letzten Falle schossen die drei ersten Glieder gleichzeitig, wobei das erste Glied kniete, das vierte mit fertigem Gewehr in Reserve blieb.[4]) Nur die preussische Infanterie

---

sozusagen, wegdrängen muss", heisst es in der „Disposition für die sämmtlichen Regimenter Infanterie" vom 25. März 1742. Taysen, Militärische Schriften Friedrich d. Gr., 473.

[1]) Taysen a. a. O.

[2]) Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, III, 2498.

[3]) K. A. 1741, Mähren und Schlesien, VII, 14.

[4]) Regal a. a. O. 272.

gab ausschliesslich abtheilungsweise Feuer, wobei alle drei Glieder, das erste knieend, schossen. Die wichtigste und schwierigste, im Gefecht angewendete Feuerart war das Feuer „im Avancieren". Hiebei rückte in der österreichischen Infanterie der feuernde Zug mit dem letzten Glied auf die Höhe des ersten der nebenstehenden Abtheilung vor und feuerte, so dass dieses Avancieren und Feuern staffelweise vom rechten gegen den linken Flügel fortgesetzt wurde.[1]) In der preussischen Infanterie machten die Abtheilungen, welche feuern sollten, Halt, rückten dann mit fertig gemachtem Gewehr drei grosse Schritte vor, ihre ersten Glieder fielen auf's Knie, die andern rückten in die Lücken. Nach abgegebener Salve marschierte die Abtheilung wieder in die Linie, die unterdessen im gewöhnlichen Schritt die Bewegung fortgesetzt hatte, ein und lud während des Marschierens von Neuem.[2])

Durch die eiserne Disciplin, die Friedrich Wilhelm I. mit Hilfe einer oft barbarischen Strenge gegen Officier und Mann in seine Infanterie gebracht hatte[3]); durch die Rangierung in drei Gliedern, die eine längere Feuerlinie und Ausnützung aller Feuergewehre gestattete; durch eine auf's Aeusserste gesteigerte Schnelligkeit des Schiessens, die durch Leopold von Dessau ausserordentlich gefördert worden war; durch die Schnelligkeit, Präcision und Correctheit aller Bewegungen und Evolutionen, erleichtert durch den ebenfalls vom Fürsten von Dessau wieder eingeführten gleichen Schritt, war aber die preussische Infanterie allen andern weit überlegen. Die österreichische Tactik baute eben auf den wuchtigen und brillanten Angriff der Reiterei, die preussische rechnete auf die Infanterie; sie liess „die Sache an die Triarier" kommen. Und die preussischen Infanterie-Bataillone waren „Triarier" in diesem Heere. Diese Infanterie besass die grösste kriegerische Tugend: sie wusste „auszuhalten". Die österreichische Infanterie hatte zur Zeit des Savoyers es auch verstanden und es wieder gelernt und bei Kolin bewiesen; sie hatte die Energie des Angriffes von dem grossen Prinzen empfangen und sie später wiedergefunden und bei Hochkirch bethätigt; aber zur Zeit des Ausbruchs des ersten schlesischen Krieges war sie den durch den Türkenkrieg

---

[1]) Regal a. a. O. 278 f.

[2]) Der erste schlesische Krieg, I, 141.

[3]) „Der Geist der ganzen Zeit verkörpert sich in dem Wort: Der Soldat soll den Stock mehr fürchten, als das feindliche Feuer." Boguslawski, Die Fechtweise aller Zeiten, 39.

decimierten, nun mit rasch aufgeworbenen Recruten angefüllten Regimentern nicht eigen.

Am schwächsten war wohl von den hervorragenden Armeen des österreichischen Erbfolgekrieges die französische Infanterie, die weder Beweglichkeit noch Standhaftigkeit besass, daher im freien Felde weder einen Angriff zu machen, noch einen solchen auszuhalten verstand und desshalb in gedeckten Positionen zu kämpfen liebte.

In der Schlachtordnung stand die Infanterie in zwei Treffen rangiert, die Bataillone mit einem Zwischenraum von 20 bis 80 Schritten. Die Treffendistanz betrug gewöhnlich 300 Schritte, doch konnte sie nach Umständen, wenn es auch selten geschah, verringert oder erweitert werden. Die Hauptaufgabe fiel dem ersten Treffen zu; das zweite, schwächere, diente zur Deckung des ersten oder zum Ausfüllen der Lücken. Nach dem einleitenden Artilleriekampf rückten die Infanterien wie wandelnde Mauern auf einander los und es kam nun darauf an, welche mehr Granit, welche mehr Ziegelwerk in sich hatte. War der Angriff des ersten Treffens abgeschlagen oder dasselbe vom feindlichen Anprall erschüttert, so hatte das zweite Treffen den Vorstoss zu erneuern, oder den erneuerten Angriff abzuwehren, eventuell den Rückzug des ersten Treffens zu decken, da ein Reserve-Corps nur sehr selten zur Verfügung stand [1]).

So vorzüglich die preussische Infanterie für das Feuergefecht in geschlossenen Linien geschult war, so mangelhaft war ihre Ausbildung im Vorpostendienst und im zerstreuten Gefechte. Selbst Friedrich II., der die Ueberlegenheit der österreichischen Truppen in dieser Beziehung bald erkannt hatte, entschloss sich, aus Sorge wegen der Desertion [2]) erst während des siebenjährigen Krieges Frei-Bataillone zur Vertheidigung der Dörfer, Wälder und für den Vorpostendienst zu formieren. Um nun den leichten Truppen des Gegners, die zerstreut und auf eigene Faust fochten, in der Schlacht selbst aber oft in grösserem Masse eine Sicherheit der Flügel besorgten und nach dem Gefechte bei der Verfolgung oder bei der

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen. I. 405 f.

[2]) Marquis Valory erzählt in seinen Mémoiren I. 244. „Une observation à faire sur le service prussien, c'est qu' il n'y a point d'armée plus mal gardée; la crainte de la désertion empêchant que l'on ne place de gardes en avant. Il n'y a jamais de poste plus loin qu'à cent pas du front de camp, et l'on ne sait ce que c'est que de faire des patrouilles d'un poste à l'autre."

Deckung des Rückzuges verwendet wurden und in dieser Verwendung Vorzügliches leisteten, etwas entgegensetzen zu können, wurden einzelne Züge, zu einem Gliede formiert, gegen sie gesendet. Ausserdem bildete der König in den schlesischen Kriegen kleine Corps von Fussjägern, die jedoch unzureichend waren, da sie, nebst den Husaren, noch die Aufgabe hatten, das desertionslustige Fussvolk zu überwachen [1]).

Gegen Cavallerie wurden in allen Armeen hohle Carrés gebildet, wenn die Infanterie allein marschierte; in der Schlacht erwarteten die Bataillone den Angriff in Linien. Die hiebei früher, besonders in den Türkenkriegen vielfach angewendeten „spanischen Reiter" kamen im Erbfolgekriege nach und nach ganz ausser Gebrauch [2]).

Die Reiterei bestand aus Cürassieren, Dragonern und Husaren; die letzteren zählten formell nicht zur Cavallerie, sondern galten als eine besondere Waffengattung. Die tactische Einheit war die 140 bis 160 Mann starke Escadron, die wieder in zwei administrative Einheiten, Compagnien, zerfiel.

In der österreichischen Armee fochten die Cürassiere in der Regel zu Pferde und in geschlossener Ordnung; die Dragoner wurden noch häufig für den Kampf zu Fuss verwendet, wesshalb sie auch im Schiessen so gut ausgebildet wurden, dass sie oft den Infanteristen im Gebrauch des Feuergewehrs übertrafen. Die Husaren, aus der irregulären ungarischen und croatischen Reiterei hervorgegangen, wurden meist zum leichten Reiterdienst verwendet; sie „scharmutzierten" mit dem Gegner, bedrohten seine Flanken, wichen aber jedem Anprall aus und überliessen das Einbrechen stets der „deutschen" Cavallerie.

Unter Prinz Eugen's genialer Leitung fand die leichte Reiterei schon seit Beginn des spanischen Erbfolgekriegs jene Verwendung, zu welcher sie sich am vorzüglichsten eignete, zum Nachrichten- und Sicherungsdienst [3]).

Auf diese Verwendung hatte man bisher wenig Bedeutung gelegt; nun erst entwickelte sich überraschend schnell die selbstständige Unternehmungslust, die bravouröse Kühnheit der meist aus Husaren oder Dragonern gebildeten Streif-Commanden und

---

[1]) Jähns, a. a. O. III. 2523.

[2]) Hof-Kriegsraths-Protocoll 1740.

[3]) Feldzüge des Prinzen Eugen. 1. 420.

steigerte sich nach und nach derart, dass nicht nur die eigene Armeeleitung stets mit den besten Nachrichten versehen, sondern auch der feindliche Nachrichtendienst stark eingeengt war und der Gegner, wie im Jahre 1744 in Böhmen, oft wochenlang ohne jede Nachricht blieb. Die feindlichen Streifpartheien wurden aufgehoben, der Proviant weggenommen, die lagernde Truppe in fortwährender peinigender Unruhe gehalten und selten kehrten die österreichischen Commanden von ihren Streifzügen zurück, ohne Gefangene, Beutepferde oder feindliche Proviantwagen mitzubringen.

Hatte die österreichische Cavallerie gegen die Türken zu kämpfen, so wurde sie in drei Glieder formiert und empfieng den Feind stehenden Fusses mit Gewehrsalven; gegen den „regulären" Feind bildete sie zwei Glieder, ritt anfangs im scharfen Trab, dann im Galopp gegen ihn vor, schoss auf 20 Schritte vom Feinde die Pistolen ab und brach dann in die feindlichen Reihen ein. Da durch die Anwendung des Feuers häufig die Attaquen stockten, so führte Prinz Eugen nach und nach die Attaquen ohne Feuer, mit wachsender Schnelligkeit der Bewegung ein.

War der Gegner geworfen, so wurde er durch eigens hiezu bestimmte Abtheilungen verfolgt; bei misslungener Attaque rallierten sich die geworfenen Abtheilungen unter dem Schutze anderer [1]. War das Terrain für den Kampf zu Pferde ungünstig, so sassen die Reiter ab und kämpften zu Fuss, gleich der Infanterie. In der Schlachtordnung befand sich die Cavallerie stets an den beiden Flügeln der Infanterie-Treffen und rückte mit ihnen vor. Erst 500 bis 600 Schritte vor der feindlichen Linie begann sie die gegnerische Cavallerie zu attaquieren.

•

Bei seinem Regierungsantritte fand Friedrich II. die, sowohl von Friedrich Wilhelm I., als auch vom Fürsten Leopold von Dessau stark unterschätzte Cavallerie in ziemlich schlechtem Zustande vor. Um so mehr litt er unter der Ueberlegenheit der österreichischen im ersten schlesischen Kriege, deren Cürassiere er die „Pfeiler des Reiches" nannte. Es war desshalb nach dem Breslauer Frieden seine Hauptsorge, seine Cavallerie ziemlich genau nach der österreichischen umzubilden. Besonderes Gewicht legte er darauf, sie beweglicher, sicherer im Reiten zu machen, unabhängiger vom Terrain und den Umständen. In der Schlacht hatten sie drei Treffen zu formieren, Cürassiere, Dragoner

---

[1] Feldzüge des Prinzen Eugen. I. 394 f.

und Husaren. Die Treffendistanzen waren 300 Schritte, Escadronsintervalle im ersten Treffen zehn, im zweiten sechzig Schritte, so dass die Dragoner und Husaren Flanken und Rücken des ersten Treffens, welches stets den entscheidenden Stoss zu führen hatte und in der Regel fast so stark war, als das zweite und dritte zusammen, vollständig decken konnten. Die Vorrückung hatte in möglichst breiter Front zu geschehen, zum Chock sollte schon 200 Schritte vom Feinde in Carrière übergegangen und beim Einbruch dann hauptsächlich nach dem Gesicht gehauen werden — eine Anordnung, die in ihrer Art bekanntlich bereits Julius Cäsar, Gustav Adolph und Carl XII. getroffen hatten [1]).

Die Artillerie spielt im österreichischen Erbfolgekriege noch keine hervorragende Rolle; erst im Laufe des Jahrhunderts gelang es ihr, fast das Uebergewicht über das Kleingewehr zu erringen.

Das gesammte Artillerie-Corps stand bei Beginn des Erbfolgekrieges noch nicht unter unmittelbarem Einfluss des höhern Commandanten; die Gliederung und Ausbildung wurde noch nicht unmittelbar im Zusammenhang mit der Truppe besorgt und eine tactische Gliederung dieser Waffe gab es nicht, sondern es bedurfte jederzeit specieller Anordnungen zur Zusammenstellung der Geschütze zu Gruppen oder Batterien.

In Preussen wurden die Feldgeschütze in Regiments- und Batteriestücke eingetheilt. Zu den ersten gehörten die 3-, 4- und 6-Pfünder, zu den letzteren die 8-, 12- und 24-Pfünder, auch Haubitzen [2]). In Oesterreich war bis zum zweiten schlesischen Kriege Feld- und Belagerungs-Artillerie noch nicht geschieden. Erst 1744 wurden zu den Feldkanonen gerechnet: die Quartierschlange (12-Pfünder), die Falkaune (6-Pfünder), das Regimentsstück (3-Pfünder) und die 7-pfündige Haubitze; zum Batteriegeschütz: die halbe Karthaune (24-Pfünder), die halbe Nothschlange (18-Pfünder), die Viertelkarthaune (12-Pfünder), die 10- und 12-pfündigen Haubitzen und die 10-, 30-, 60- und 100-pfündigen Bombenmörser [3]). Das allgemeine Streben nach Verstärkung des Infanteriefeuers führte seit den Zeiten Gustav Adolph's zu der Zutheilung von zwei bis vier leichten Geschützen zu jedem Bataillon. Um aber den tactischen Werth eines Theils der Front zu steigern; um ein bestimmtes

---

[1]) Disposition vom 25. Juli 1744 bei v. Taysen a. a. O. 499.

[2]) Der erste schlesische Krieg. I, 147.

[3]) Meynert, Geschichte des Kriegswesens. III, 173.

Manöver vorzubereiten, wurden mehrere schwere Geschütze an geeigneten Puncten zu grösseren Batterien vereinigt und entweder vor dem Corps de bataille des ersten Treffens oder in Reserve hinter dem zweiten Treffen postiert [1]).

Bei Beginn des Kampfes suchten die Positionsgeschütze günstige Aufstellungspuncte, von woher sie den Gegner beschossen; nach dem Vorrücken der Infanterie-Treffen bewegten sie sich mit diesen vor und nahmen eine neue Stellung. Die Bataillons-(Regiments-)Geschütze rückten gleichzeitig mit der Infanterie vor. In der Entfernung von 500 Schritten vom Feinde wurden sie abgeprotzt, die Gespanne in Sicherheit gebracht und die Geschütze durch Mannschaft der Infanterie weiter gezogen, wobei sie wenigstens 50 Schritte vor den Intervallen der Bataillone bleiben mussten. Erst von 350 Schritten angefangen, begann das Kartätschenfeuer, wobei die Geschütze solange vorrückten, bis das Infanteriefeuer begann; dann wurden sie, wegen der Gefährdung der Bedienungsmannschaft in die Front zurückgezogen.

Von tief einschneidendem Einflusse auf die Kriegführung im XVIII. Jahrhundert war die Art der Verpflegung. Die regellose Verpflegungsweise im XVII. Jahrhundert, welche die Leistungsfähigkeit der Länder so sehr geschwächt hatte, dass die Truppen keinen Unterhalt mehr in den ausgesogenen Gebieten fanden, trotzdem auch während des dreissigjährigen Krieges versucht worden war, die Existenz der Heere durch einen geregelten Nachschub aus Magazinen sicher zu stellen, hatte in den späteren Kriegen zur Folge, dass das System der Magazinverpflegung immer mehr entwickelt wurde, obwohl man sich natürlich nicht darauf allein beschränkte, sondern nach Bedarf auch zu Requisitionen oder zu Fouragierungen durch die Truppen selbst seine Zuflucht nahm. Dies letztere geschah jedoch so selten als möglich, weil es stets eine massenhafte Desertion zur Folge hatte oder weil man sich dieser Mittel nicht bedienen konnte, da, wie es 1744 in Böhmen geschah, die Bevölkerung sammt ihren Vorräthen bei Annäherung des Gegners entfloh.

Nebst den bereits im Frieden bestehenden Feld-Verpflegs-Magazinen, wurden für die Verproviantierung der Armee grosse Haupt-Magazine, wenn irgend möglich, in Festungen errichtet; in der Nähe des Kriegs-Schauplatzes aber, oder bei vorgeschrittenen

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen. I, 399 f.

Operationen, auch in der Nähe der Armee selbst grössere und kleinere Depôts aufgestellt [1]). In den Haupt-Magazinen sammelte man schon im Frieden Lebensmittel für die Armee, besonders Mehl in luftdicht verschlossenen Fässern, Salz, Grütze, Graupen, Erbsen und Anderes und Fourage für die Pferde. Diese Vorräthe wurden theils durch verschiedene contractlich gebundene Unternehmer, theils durch die Pächter und Verwalter der landesherrlichen Domänen als Zinsgetreide oder als Naturalleistung der Domänen-Unterthanen eingeliefert [2]). Der Nachschub der Verpflegsartikel geschah gewöhnlich durch Fuhren, welche das Land beistellen musste, wie durch gemiethete oder angekaufte Gespanne. Die Hauptschwierigkeit der Nachfuhr lag in dem grossen Mangel an Strassen und in dem schlechten Zustand der sonstigen Wege, der sich im Winter oder bei ungünstigem Wetter natürlich noch bedeutend steigerte. Konnten die Verpflegsvorräthe zu Wasser befördert werden, so war die Schifffahrt das bequemste und billigste Transportmittel, besonders sobald es sich um den Transport flussabwärts handelte. Es übten daher die Flusslinien einen bedeutenden Einfluss auf den Gang der Operationen. Wie sehr die Operationen aber durch diese nothgedrungene Art der Verpflegung überhaupt beeinflusst wurden, bedarf keiner näheren Erörterung. Sie bildet oft nur den einzigen Erklärungsgrund für die sonst fast räthselhaft langsame Vorwärtsbewegung der Truppen.

Die überaus beschränkte Bewegungsfähigkeit, namentlich in Feindesland; die fortwährende Sorge um Completierung der Vorräthe; die Gefährdung derselben durch die agilen, leichten Truppen; die bedingte Kürze der Operationslinien; die Empfindlichkeit der eigenen Verbindungen: all dies lässt es begreiflich erscheinen, wenn Friedrich II. in seinem Lehrgedicht „L'art de la guerre" sagt:

> „Préparez avec soin tous ces amas utiles
> Que Cérès à vos soins s'empresse à présenter;
> L'art de vaincre est perdu sans l'art de subsister".
>
> (*Criste.*)

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen. I, 283.

[2]) Richthofen, Der Haushalt der Kriegsheere. 503.

Militärische und geographisch-statistische

Schilderung der Kriegs-Schauplätze.



Der Kriegs-Schauplatz in Nieder- und Ober-Oesterreich, Böhmen, Schlesien, Sachsen, Bayern.

Gebiet des Kriegs-Schauplatzes.

Die Grenzen dieses Kriegs-Schauplatzes bilden im Allgemeinen gegen Norden die zusammenhängende Wasser- und Sumpflinie der Havel, Spree, Oder und Obra, im Westen die damalige Grenze des Churfürstenthums Bayern, im Süden der Nordfuss der Alpen, im Osten das Leitha-Gebirge und das westliche Bogenstück des Gebirgswalles der Karpathen bis zur Biala.

In politischer Beziehung fielen in dieses weite und nach natürlichen Bedingungen so verschiedene Gebiet ganz oder zum Theile vier Ländergruppen: die habsburgische, bayerische, sächsische und brandenburg-preussische.

Von den habsburgischen Ländern gehörten das Erzherzogthum Oesterreich mit dem Lande ob und unter der Enns, das Königreich Böhmen mit Mähren und Schlesien, dann die Grafschaft Glatz zum Kriegs-Schauplatze; die bayerische und sächsische Ländergruppe, Chur-Bayern und Chur-Sachsen, fielen ganz in denselben, während vom brandenburg-preussischen Besitze nur Theile des Markgrafenthums Brandenburg: die Churmark und der zur Neumark gehörige, innerhalb der Grenzen der Nieder-Lausitz gelegene Kottbuser-Kreis, dann das Herzogthum Magdeburg mit dem durch die Anhaltinischen Fürstenthümer abgetrennten Saale-Kreis entweder unmittelbar, oder im weiteren Sinne, dazu gehörten.

Mit Bezug auf die Kreiseintheilung des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation gehörte das Erzherzogthum Oesterreich zum österreichischen Kreise, Chur-Bayern machte mit den innerhalb seiner Grenzen gelegenen, kleineren geistlichen und weltlichen

Territorien den bayerischen Kreis aus, Chur-Sachsen mit Ausnahme der Markgrafenthümer Ober- und Nieder-Lausitz, welche nicht eingekreist waren, dann die Mark Brandenburg gehörten zum obersächsischen, das Herzogthum Magdeburg zum niedersächsischen Kreise.

Böhmen mit Glatz, Mähren und Schlesien standen ausserhalb der Kreisverfassung.

In orographischer Hinsicht sind innerhalb dieses Raumes zwei zusammenhängende Gebiete zu unterscheiden und zwar:

1. Das böhmisch-mährische Gebirgs-System mit seinen Ausläufern und Vorlagen, politisch: die Kronländer Böhmen, Mähren, die schlesischen Gebiete und das Churfürstenthum Sachsen;

2. Das Thalgebiet der Donau vom Lech bis zum Eintritte in das ungarische Tiefland, worunter im weiteren Sinne jenes ausgedehnte, relativ niedere Gelände verstanden ist, welches sich beiderseits des Stromes bis zu den nächsten zusammenhängenden Gebirgszügen ausbreitet, politisch: die Erzherzogthümer ob und unter der Enns, dann das Churfürstenthum Bayern umfassend.

1. Das böhmisch-mährische Gebirgs-System.

Als Kern dieses Gebietes stellten sich Böhmen und Mähren als ein circa 1300 Quadratmeilen grosses Parallelogramm dar, welches mit Ausnahme der gegen die Donau hin offenen Südseite, allerwärts von Randgebirgen oder gebirgigen Erhebungen abgeschlossen wird, während Sachsen und Schlesien im grossen Ganzen die nordwestlichen und nordöstlichen Abdachungen dieser Randgebirge bilden.

Die Böhmen und Mähren umschliessenden Randgebirge sind Mittelgebirge von wechselnder Höhe, nicht durchaus geschlossen und zusammenhängend, sondern von Einsenkungen und selbst ebenen Strecken unterbrochen. Das Innere dieses Gebietes ist vorherrschend unebenes Hochland, welches in Böhmen gegen Norden, in Mähren gegen Süden abdacht und einige, nicht sehr ausgedehnte Ebenen enthält.

Der leichteren Uebersicht halber und um topographisch Gleichartiges zusammenzufassen, empfiehlt es sich, die gebirgigen Ränder sammt ihren beiderseitigen Vorlagen, dann die im Innern vorkommenden Gebirgsglieder und Hochlandsflächen, endlich den in diesen Raum entfallenden Theil des Wiener Beckens als getrennte Abschnitte zu betrachten.

Orographie, Bodenbedeckung, Gangbarkeit.

Die Rand-Gebirge.

Der Südwestrand wird vom Böhmer-Wald gebildet, welcher durch das niedere Plateau von Waldsassen mit dem Fichtel-Gebirge und so mit dem deutschen Mittelgebirgskamm in Verbindung stehend, bis zur Strasse Linz-Budweis reicht.

Er stellt die Wasserscheide zwischen der Donau und Moldau dar und damals, wie heute, führte über seine höchsten Erhebungen die Grenze zwischen Böhmen einerseits, Bayern und Ober-Oesterreich anderseits. Nach Bayern fällt das Gebirge steil und kurz ab, während es sich gegen Osten allmählich, mit weit in das Land hineinreichenden Ausläufern, verflacht.

In seinem nordwestlichen Theile niedrig und ohne jeden plastischen Eindruck, präsentiert sich der Böhmer-Wald nördlich der Lücke von Taus bereits als ein im Mittel 800 Meter hohes, stark ausgeprägtes Mittelgebirge.

Die circa 23 Kilometer breite Lücke von Taus stellt eine tiefe Einsattlung im Gebirgswalle dar, indem derselbe hier, wahrscheinlich in Folge des veränderten geologischen Baues (Hornblend-Schiefer zwischen dem sonst vorwaltenden Granit und Gneis), zu einem flachen, kaum über 380 Meter hohen Hügellande herabsinkt.

Südlich dieser Senke steigt nun unmittelbar der höchste, breiteste und unwirthlichste Theil des Böhmer-Waldes an. Durchschnittlich 1300 Meter hoch, ist hier eine massenhafte Waldvegetation, stellenweise wahrer Urwald und das häufige Vorkommen von Mooren in den Thälern, wie auf den Sätteln und Hochplateaus, charakteristisch.

Diesem Theile des Grenzgebirges ist in Bayern, zwischen dem Längenthale des Regen und der Donau der mächtige, aus Gneis bestehende Parallelrücken des Bayerischen Waldes vorgelagert.

Im südöstlichen Theile verliert der Böhmer-Wald bedeutend an Erhebung (durchschnittlich 800 Meter hoch), und setzt sich östlich des Sattels von Kerschbaum, in den Hochlands-Charakter übergehend, als Greiner-Wald zwischen der Donau und dem Kamp fort.

Die südlichen Ausläufer des Böhmer-Waldes, welche den Raum zwischen der Ilz, Mühl und Aist als Donau- und Carls-Berge ausfüllen, bilden ein bis 800 Meter hohes Hochland, das gegen die Donau steil, oft felsig abfällt.

Die nordöstlichen Ausläufer senken sich allmählich und gehen in das böhmisch-mährische Hochland über.

Der Böhmer-Wald war zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges für grössere Truppenmassen nur auf vier Strassen gangbar.

Hievon führten die zwei mittleren durch die Lücke von Taus von Regensburg über Waldmünchen-Bischofteinitz und von Straubing über Furth nach Pilsen; dorthin führte auch die nördliche aus Amberg in der Ober-Pfalz über Waidhaus-Haid, während die südliche Passau über Freyung - Bergreichenstein, respective Winterberg mit Pisek verband.

Der Raum zwischen letzterer Strasse und jener Straubing-Pilsen war wegen seiner orographischen Beschaffenheit in einer Ausdehnung von 70 Kilometern nur für die Ortskundigen auf wenigen Saumpfaden mühsam zu überschreiten. In den übrigen Theilen des Gebirges fanden kleinere Abtheilungen, wenn auch stellenweise auf beschwerlichen Wegen, ihr Fortkommen.

Zunächst der Eger-Quellen erhebt sich die mächtige Granit-Masse des Fichtel-Gebirges, welches gegen Nordwesten mit dem Thüringer Walde, gegen Nordosten mit dem Erzgebirge in Verbindung steht. Im Mittel 38 Kilometer breit und 800 Meter hoch, in seinem östlichen Theile, jenseits der Strasse Kaaden-Annaberg-Chemnitz, jedoch an Breite und Höhe abnehmend, reicht das letztere von den Quellen der Elster bis zum Passe Peterswald - Nollendorf, so die nordwestliche Umwallung Böhmens und mit seinem Kamme die politische Grenze zwischen diesem Kronlande und Sachsen bildend. Während das Gebirge gegen Süden kurz und steil abfällt, senkt es sich zur sächsischen Seite als eine sanft geneigte Gebirgsplatte, welche von vielen, gewundenen Thälern durchzogen, in der Linie Hof - Chemnitz-Dresden in niedriges Berg- und Hügelland und in jener Zeitz-Colditz-Meissen zum weiten norddeutschen Tiefland übergeht.

Das Gebirge zeigt, entsprechend seinem einförmigen inneren Bau, eine geringe Mannigfaltigkeit an der äusseren Oberfläche. Auf dem breiten Hauptrücken mit seinen ausgedehnten Hochplateaus finden sich weite, auch auf den südlicheu Hang hinabreichende Waldregionen und mächtige Torfbildungen, welch' letztere stellenweise zusammenhängende Moordecken bilden.

An das Erzgebirge reiht sich, beiderseits der Elbe und von dieser zwischen Aussig und Pirna in einem engen Thale durchbrochen, das circa fünf Meilen lange und breite Elbsandstein-

Gebirge, dessen mittlere Erhebung 500 Meter beträgt. Es bildet eine mächtige, aus Quadersandstein bestehende, grösstentheils mit Wald bedeckte horizontale Felsplatte, über die sich zerstreute Basalt- und Phonolitkegel von den pittoreskesten Formen erheben und in welche steile, felsige Thäler eingeschnitten sind.

Auf wenige Kilometer südlich des Elbsandstein-Gebirges, mit diesem in directem Zusammenhange und die Aehnlichkeit der äusseren Form theilend, erhebt sich zwischen der Biela, dem Polzen, der unteren Eger und der Elbe, von dieser ebenfalls in einem engen Thale durchbrochen, das Böhmische Mittelgebirge.

Oestlich des Elbsandstein-Gebirges bis zum Oberlaufe der Lausitzer Neisse breitet sich das Lausitzer-Gebirge aus, ein unregelmässiges, in einzelnen Puncten bis zu 1000 Meter ansteigendes Bergland.

Oestlich der Elbe bildet die nördlichen Vorlagen des Elbsandstein- und Lausitzer-Gebirges ein wohlcultiviertes, gangbares Berg- und Hügelland, welches sich in der Linie Meissen-Bautzen-Görlitz in die flache Nieder-Lausitz herabsenkt.

Das Erz- und Lausitzer-Gebirge waren im Allgemeinen militärisch gangbar, doch blieb der Marsch grösserer Heere von Böhmen nach Sachsen und umgekehrt selbstverständlich auf die Strassen beschränkt.

Sehr wenig gangbar, auch in Folge des sandhaltigen Bodens, war das Elbsandstein-, beinahe unzugänglich das Fichtel-Gebirge.

Der breite Rücken und die nördliche sanfte Abdachung des Erz-Gebirges hatten die Anlage von Strassen und Querverbindungen begünstigt. So führten aus dem Raume Aussig-Carlsbad sechs Strassen über das Gebirge, welche auf sächsischer Seite durch die von Dresden über Chemnitz-Zwickau-Plauen und weiter in das Main-Thal führende Rocadelinie verbunden waren; auf böhmischer Seite setzten sie sich nach Prag fort und bildeten jene über Aussig und Teplitz die kürzesten Verbindungen von Prag nach Dresden.

Längs der Osthänge des Fichtel-Gebirges führte die seit uralter Zeit als Hauptverkehrslinie dienende Strasse Regensburg-Eger-Leipzig.

Das Elbsandstein-Gebirge besass keine Strasse, auch das enge Durchbruchsthal der Elbe gestattete keine Truppenbewegungen. Dagegen führten über das Lausitzer-Gebirge aus dem Raume Böhmisch Leipa-Reichenberg Strassen über Rumburg-Zittau und

Friedland, welche das böhmische mit dem sächsischen Verkehrsnetze verbanden.

Alle diese Strassen waren in ziemlich schlechtem Zustande, so dass man, namentlich im Erz-Gebirge, den höchsten Kamm des Gebirges nur mit Mühe zu übersteigen vermochte; im Winter bei Schneefall unpassierbar und bis tief in das Frühjahr hinein das Fortkommen auf ihnen sehr beschwerlich.

Jenseits der tiefen Furche der Lausitzer Neisse ziehen bis zur Mährischen Pforte, Böhmen von Schlesien trennend, die Sudeten, der nordöstliche Gebirgsrand des böhmisch-mährischen Massivs.

Das wichtigste seiner Glieder und den Kern des Ganzen bilden die zwei mächtigen Granitgebiete des Iser- und Riesen-Gebirges, ausgesprochene Kammgebirge.

Das höhere von beiden und der Sudeten höchster Theil überhaupt ist das Riesen-Gebirge, ein durchschnittlich 1200 Meter hohes, in einzelnen Kuppen bis zu 1600 Meter ansteigendes Mittelgebirge mit breiten Rücken und wenigen, sehr hoch gelegenen Einsattlungen, sehr steilen, vielfach zerklüfteten, oft felsigen Hängen und schluchtenartig eingeschnittenen Thälern. Es fällt nach Norden mit vielen kurzen und parallelen Füssen steil zum Landshuter-Hügelland und Warmbrunner-Becken ab, während es sich nach Süden in mehreren Querrücken allmählich zum böhmischen Terrassenlande hinabsenkt.

Die nordwestliche Fortsetzung des Riesen-Gebirges, das rauhe, stark bewaldete Iser-Gebirge, besteht aus mehreren parallelen, in den Obertheilen häufig versumpften Rücken. Der südlichste steht durch den Schwarzbrunner Gebirgsrücken mit dem fast durchaus mit dichtem, hochstämmigem Walde bedeckten Jeschken in Verbindung und schliessen diese drei Gebirgsglieder das Becken von Reichenberg ein, das wie eine Bucht von Norden nach Böhmen hineinreicht.

Die südlichen Vorlagen des Riesen-Gebirges füllen, nördlich als Berg-, südlich als Hochland, den Raum bis zur Linie: Turnau-Jičin-Hořitz-Jaromeř-Skalitz aus. Zwischen Königinhof und Trautenau liegt das Sandsteinplateau des Königreich-Waldes.

An das Riesen-Gebirge schliesst bis zum Glatzer Gebirgskessel das Waldenburger Bergland an. Circa 40 Kilometer lang, im Mittel 600 Meter hoch, weist es wohl stark bewaldete, aber niedere Formen, sowie gangbare Thäler auf; es bildet die zweite Depression im nordöstlichen Gebirgswalle.

Das Glatzer Gebirgsland stellt einen 300 bis 400 Meter hohen Kessel dar, von 700 bis 1000 Meter hohen, vielfach gegliederten und grösstentheils bewaldeten Gebirgen eingerahmt.

Die nordwestliche Seite dieses Gebirgsviereckes ist die niederste, wenigst geschlossene und bildet hier das Thal der Steine einen natürlichen Zugang. Die nordöstliche Seite wird durch die Neisse im Wartha-Passe durchbrochen; die südwestliche, doppelt umwallt, ist am unzugänglichsten. Die südöstliche, mit Erhebungen bis zu 1400 Meter, bildet die Verbindung mit dem letzten Gliede der Nordost-Front, dem mährisch-schlesischen Gesenke.

Der nordwestliche Theil desselben, das Hohe Gesenke, ist ein bedeutendes, bis 1490 Meter ansteigendes, stark bewaldetes Mittelgebirge, während der südöstliche Theil von der Quellengegend der Oppa und Mohra an, das Niedere Gesenke, ein ausgesprochenes Hochplateau von 450 Metern mittlerer Höhe darstellt, welches immer niederer werdend und wohlangebaut, steil zu den Thalfurchen der Oder und Bečva herabfällt. Bei Mährisch-Weisskirchen vermittelt ein flacher, bis zu 284 Meter herabsinkender Rücken die Verbindung des Systems der Sudeten mit jenem der Karpathen und führt die europäische Hauptwasserscheide von jenen zu diesen hinüber. Die schmale Lücke zwischen den beiden Gebirgs-Systemen längs der Bečva und oberen Oder, die Mährische Pforte, stellt die bequemste Verbindung des ganzen Weichsel- und Oder-Gebietes durch die March mit dem Donau-Thale dar.

Die nordöstlichen Randgebirge waren beiweitem ungangbarer, als jene zwischen Böhmen und Sachsen, ja auf einer Strecke von fast 80 Kilometern bildeten das Iser- und Riesen-Gebirge sogar eine vollkommene Unterbrechung der Gangbarkeit. Infolge dessen passierten die aus Böhmen und Mähren nach Schlesien führenden Communicationen die nordöstlichen Grenzgebirge nicht, wie auf der Nordwestfront, in ziemlich gleicher Vertheilung, sondern in zwei Hauptgruppen: von der oberen Elbe über das Waldenburger Bergland und von der March über das Niedere Gesenke. Beide Gruppen setzten sich bis an die Oder fort und vereinigten sich in der Gegend von Breslau.

Durch das Waldenburger Bergland führten 1740 von Königgrätz zwei Strassen, nämlich über Jaromeř-Trautenau-Schatzlar nach Landshut und über Nachod-Braunau nach Freiburg-Schweidnitz. Von letzterer, der besseren, zweigte bei Hronow noch eine dritte Verbindung, eigentlich nur ein schlechter Weg, über

Friedland ebenfalls nach Freiburg ab. Die erste der beiden Hauptstrassen führte auf böhmischer Seite durch die schwierigen Defiléen des ausgedehnten Königreich-Waldes und des Engpasses zwischen Trautenau und Schatzlar.

Beide Strassen hatten untereinander sowohl auf böhmischer, als sächsischer Seite je zwei Querverbindungen.

Im Glatzer Gebirgskessel bildete die Festung Glatz, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, den Mittelpunct eines Wegnetzes, welches von den Strassen nach Neisse, Frankenstein, Braunau, Nachod, Grulich und Altstadt gebildet war. Die beiden letzteren Linien führten, südlich Grulich in eine Strasse vereint, nach Littau an der March.

Das sehr gangbare Niedere Gesenke war von mehreren Strassen durchzogen, die aus dem Raume Olmütz-Sternberg nach Neisse, Cosel und Ratibor führten. Die beste von ihnen war die Strasse Olmütz-Troppau, die schlechteste jene Sternberg-Ziegenhals.

Durch die Mährische Pforte zogen zu beiden Seiten der unteren Bečva und oberen Oder je eine Strasse in den südöstlichen Theil Schlesiens.

Alle das nördliche Grenzgebirge übersetzenden Communicationen waren miteinander sowohl nördlich, als auch südlich desselben durch je eine grosse, durchlaufende Rocadelinie verbunden und zwar auf böhmischer Seite durch die Strasse Reichenberg-Jičin-Königgrätz-Senftenberg-Grulich-Olmütz, anf schlesischer Seite durch jene Görlitz-Hirschberg-Landshut-Schweidnitz-Frankenstein-Neisse nach Troppau und Ratibor. In den genannten Orten verzweigten sich die über die Grenzgebirge führenden Strassen in das reiche böhmisch-mährische und schlesische Verkehrsnetz.

Die Oder wurde auf ihrem linken Ufer, von Ratibor über Cosel-Oppeln-Brieg-Breslau-Grossglogau bis nach Frankfurt von einer grossen Thalstrasse begleitet, welche, sowie der Fluss selbst, den Hauptverkehr zwischen Schlesien und Brandenburg vermittelte.

Die Südostfront von der Donau zwischen Theben und Pressburg, der Porta Hungarica, bis zur Sola wird von den kleinen und mährisch-schlesischen Karpathen gebildet.

Ihrem Hauptcharakter nach ein Mittelgebirge, grösstentheils aus Sandstein und tertiären Ablagerungen bestehend, stellen sie die Wasserscheide zwischen der March, Oder, Weichsel einerseits und der Waag anderseits dar.

Der südlichste Theil, die Kleinen Karpathen, ist ein schmaler, fast durchaus bewaldeter, nach beiden Seiten steil abfallender Gebirgszug, im Mittel 630 Meter hoch, der in der Linie Szenic-Nádas eine breite Depression erleidet.

Die mährisch-schlesischen Karpathen steigen in der Richtung gegen Nordost stetig an und erheben sich in den höchsten Puncten ihres nördlichen Theiles, im Beskid, bis zu 1200 Meter. Gegen die Waag fällt das Gebirge steil ab, während es sich gegen die March zu einem wohlcultivierten Berg- und Hügellande verflacht. Höhere und compactere Vorlagen finden sich nur im Quellengebiete der Bečva und am Nordfusse der Beskiden, doch gehen auch diese nördlich der Linie Neutitschein - Friedland-Teschen-Bielitz in Bergland über, welches sich allmählich in das grosse schlesische Flachland verläuft.

Dieser Theil der Karpathen war für grössere Truppenmassen nur auf vier, in ziemlich gleichen Abständen von einander laufenden Strassen zu überschreiten, wovon die beiden südlichen die Verbindung mit dem March-Thale, die mittlere jene mit der oberen Bečva herstellten. Die nördlichste, eine ausgesprochene Gebirgsstrasse, gieng von Sillein über den auf 600 Meter eingeschnittenen Jablunka-Pass und im Thale der Olsa in den südöstlichen Theil von Schlesien und war als directer und kürzester Einbruchsweg nach Ungarn wichtig.

Die vier Karpathen-Routen waren untereinander durch je eine Strasse verbunden, welche einerseits von Pressburg über Tyrnau und im Waag-Thale nach Sillein, anderseits von Pressburg im March-Thale durch die Mährische Pforte über Teschen nach Bielitz führte.

Das Innere von Böhmen und Mähren.

Das Innere des vom Böhmer-Walde, dem Erz-Gebirge, den Sudeten und Karpathen umrandeten, zum Donau-Thale offenen Gebietes, welches das Königreich Böhmen und die Markgrafschaft Mähren umfasst, stellt im Allgemeinen ein weites Hochland dar, welches durch eine mächtige, allmählich ansteigende Bodenanschwellung längs der Grenze dieser beiden Länder, dem böhmisch-mährischen Höhenzug, in zwei nach Grösse ungleiche Hälften getheilt ist.

Das Böhmische Hochland, in seinem nordöstlichen Theile, ungefähr von der Elbe und Adler an, aus Gliedern der Kreideformation, sonst aus Granit und krystallinischen Schiefern

bestehend, fällt von Süd nach Nord in drei deutlich markierten Stufen ab.

Die südlichste, selbst bis zu 1000 Meter ansteigende, reicht bis zur Wottawa und Luschnitz. Westlich der Moldau wird sie von den Ausläufern des Böhmer-Waldes als mächtiges, stark coupiertes und bewaldetes Bergland, östlich dieses Flusses von den sanften Abdachungen des böhmisch-mährischen Höhenzuges erfüllt. Den in diesem Abschnitte liegenden ausgedehnten und fast ebenen Becken von Budweis und Wittingau sind zahlreiche, der Fischzucht dienende Teiche, todte Arme und Gräben, dann ein mooriger, ausgebreitete Torflager enthaltender Boden charakteristisch, welche Verhältnisse die Gangbarkeit, namentlich bei nasser Jahreszeit, ausschliesslich auf die Strassen verwiesen.

Die mittlere Stufe mit Höhen von 700 bis 800 Metern dehnt sich bis zur Beraun und Sazawa aus. Auch hier ist westlich der Moldau der Hochlands-Charakter nicht derart ausgesprochen, wie östlich derselben; so streicht südlich der Angel und Beraun ein ausgeprägter, stark bewaldeter Höhenrücken, der Brdy-Wald, bis zur Moldau in die Gegend von Prag und liegt im oberen Flussgebiete der Beraun das ausgedehnte, nur 300 Meter hohe Silurbecken von Pilsen.

Die nördliche, niedrigste Stufe von 500 bis 550 Meter mittlerer Höhe zeigt in dem Theile südlich des Eger-Flusses, wo sich die reichgegliederten Erhebungen des Kaiser-Waldes, Tepler- und Duppauer-Gebirges, dann das zerrissene Sandsteinplateau des Žbán-Waldes ausbreiten, den Berglands-Charakter.

Oestlich der Moldau umschliesst diese Terrasse, in Verbindung mit den Ausläufern des nordöstlichen Grenzgebirges, die fruchtbare und, mit Ausnahme der damals noch ansehnlicheren Teichcomplexe zwischen Elbe und Iser, gut gangbare Elbe-Niederung, ein vorzügliches Manövrierterrain. Nur das sandige, starkbewaldete und wasserarme Plateau von Dauba zwischen der Iser und dem böhmischen Mittelgebirge ist ein ausgesprochenes Durchzugsgebiet.

Längs der Grenze zwischen Böhmen und Mähren und die Wasserscheide zwischen den Fluss-Systemen beider Länder bildend, streicht eine breite, grösstentheils aus Urgestein bestehende, nach beiden Seiten allmählich abfallende Landschwelle: der böhmisch-mährische Höhenzug. Im Mittel 650 Meter hoch, steigt er in seinem unwirthlichsten, das Quellengebiet der Lušnic (Lainsitz) umschliessenden Theile bis zu 1000 Meter an. Aber auch in seiner

weiteren Fortsetzung bis über die Zwittawa hinaus ist diese Bodenanschwellung durch zahlreiche, von Nordost gegen Südwest streichende flach gewölbte Rücken und Kuppen ausgezeichnet, welche ihr vielfach, so namentlich in den 800 Meter hohen, stark bewaldeten Iglauer Bergen, das Gepräge eines sehr coupierten Berglandes verleihen.

Von diesem Höhenzuge dacht sich in südöstlicher Richtung das einförmige und flache Mährische Hochland ab, welches von der Thaya, Iglawa, Schwarzawa, Zwittawa und oberen March in tiefen und engen Thälern durchschnitten wird und in der Linie Horn-Znaim-Brünn-Prossnitz mit steilem Abfalle

das Wiener Becken

begrenzt. Diese grosse beckenförmige Einsenkung, welche östlich bis zu den Karpathen reicht und sich jenseits der Donau zwischen dem Wiener-Wald und dem Leitha-Gebirge fortsetzt, ist fast ausschliesslich von tertiären, diluvialen und alluvialen Ablagerungen erfüllt, welche nur in der Linie Stockerau-Nikolsburg-Napagedl von relativ altem und festem Sand- und Kalkstein unterbrochen werden, was auch äusserlich durch correspondierende, bis zu 500 Meter ansteigende Berg- und Hügelketten Ausdruck findet. Am ausgeprägtesten sind dieselben im durchaus bewaldeten Mars-Gebirge, welches zwischen Napagedl und Kremsier mit den gegenüber liegenden Ausläufern der mährischen Karpathen die March in eine enge Furche einzwängt. Alles übrige Terrain des Beckens ist ausgesprochenes Flachland, dessen tiefsten und ebensten Theil das fruchtbare Marchfeld im Winkel zwischen der March und der Donau bildet.

Das ganze Wiener Becken, ebenso wie das mährische Stufenland waren allenthalben militärisch gangbar und von vielen und guten Strassen durchzogen. Nur dort, wo selbe den böhmisch-mährischen Höhenrücken übersetzten, verzögerten sie die Bewegung durch zahlreiche und anhaltende Steigungen.

Hydrographie.

Sowohl Böhmen, als auch Mähren zeichnen sich durch ihre fluviale Einheit aus.

Die Gewässer Böhmens sammeln sich insgesammt in einer einzigen mittleren Stromrinne, welche zuletzt den Namen Elbe führt und den Nordrand des Landes ungefähr in seiner Mitte durchbricht. Aber nicht die Elbe, sondern ihr grösster Zufluss,

die Moldau, muss als der Hauptfluss des Landes angesehen werden, denn sie übertrifft wie an Wasserreichthum, so auch an Ausdehnung des Laufes und Flussgebietes in Böhmen die Elbe. Ueberdies entfernt sich dieser letztere Fluss in dem länglichen Bogen, den sein Lauf durch das Land beschreibt, verhältnissmässig nur wenig von seinem Ursprungsgebiet, dem Riesen-Gebirge und berührt kaum die centralen Gegenden Böhmens; die Moldau hingegen durchbricht das Land fast in der Mitte von Süd nach Nord in seiner ganzen Länge, dasselbe so in beinahe gleich grosse Hälften theilend.

Nach ihrem Austritte aus dem Böhmer-Walde durchfliesst sie das Budweiser Becken, wo ihre Ufer ganz flach erscheinen, bei Frauenberg tritt sie wieder in das Gebirge ein, welches sie von da ab in einem engen, felsigen Thale durchbricht. Erst von der Beraunmündung wird ihr Thal breiter und offener und ist sodann der Fluss häufig in mehrere Arme getheilt: so betrug seine Breite bei Prag damals an 700 Schritte. Dem Ueberschreiten setzte die Moldau im Gebirge ihrer Thalbeschaffenheit, weiter abwärts ihrer Wassermasse wegen, bedeutende Schwierigkeiten entgegen.

Der Fluss wurde von Hohenfurth an mit Kähnen befahren, die zahlreichen Sandbänke, Stromschnellen und Wirbel erschwerten jedoch die Schifffahrt sehr. Von Budweis bis Prag betrug die mittlere Fahrtdauer zwei Tage; flussaufwärts, wo die Schifffahrt nur bei ausnahmsweise günstigem Wasserstande möglich ward, bei sechs Tage.

Die Nebenflüsse der Moldau sind ausgesprochene Hochlandsflüsse mit engen, tief und steil eingerissenen Thälern, welche nur durch diesen Umstand einige Bedeutung gewinnen.

Von den linksseitigen weist die Wottawa, welcher rechts die Blanitz zufliesst, bei Pisek eine Thalerweiterung auf, während die torrentartige Mies-Beraun mit der Radbuša, Angel und Uslawa das ausgedehnte Becken von Pilsen bewässert.

Von den rechtsseitigen Zuflüssen der Moldau: Maltsch, Luschnitz und Sazawa, war nur die Luschnitz vom Eintritte in das Wittingauer Becken bis Tabor durch ihre sehr nasse, stellenweise moorige und versumpfte Thalsohle, dann die vielen sie begleitenden nassen Gräben ein bedeutendes militärisches Bewegungshinderniss.

Die Elbe fliesst bis Jaromeř in einem engen, von den rechtsseitigen Hängen beherrschten Thale; bei Pardubitz hat dieses bereits eine Breite von zwölf Kilometern, welche bis Melnik ziemlich

constant bleibt. In dieser Strecke treten links ausgedehnte Rideaux nahe an den Fluss heran und dominieren, mit Ausnahme bei Elbeteinitz, das jenseitige Ufer. Von Melnik an ein Hochlandsthal durchfliessend, dessen Hänge rechts überhöhen und sich nur an der Mündung der Eger zu einer reich cultivierten Ebene öffnen, durchbricht die Elbe, von Lobositz abwärts in einem engen, oft von senkrechten Felswänden gebildeten Defilé das böhmische Mittel- und Elbsandstein-Gebirge, hier dem Ueberschreiten fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitend.

Von Leitmeritz an wurde der Fluss mit grösseren Schiffen befahren, aufwärts gieng die Kahnfahrt bis Pardubitz. Ueberbrückt war die Elbe von Königgrätz bis zur Einmündung der Moldau zehnmal, von hier bis zur sächsischen Grenze aber nur bei Raudnitz und Leitmeritz.

Von den rechtsseitigen Nebenflüssen hat die Iser von Turnau an militärische Bedeutung, weniger ihrer Wassermasse wegen, denn bei niederem Wasserstande ist der Fluss überall zu durchfurthen, sondern wegen der steilen Thalhänge und der feuchten Thalsohle. Am linken Ufer erheben sich zwischen Münchengrätz und Jungbunzlau Höhenrücken, welche die ganze Umgebung beherrschen: auf beiden Ufern erstrecken sich ausgedehnte Waldungen.

Die Cidlina und der Bistritzbach sind ihrer breiten, nassen oder sumpfigen Thalsohle wegen tactische Hindernisse, der Polzen bei Böhmisch-Leipa in Folge seiner weichen Ufer, sonst wegen seines engen, oft felsigen Thales.

Von den Nebenflüssen links sind die Aupa, Mettau und Adler ihrer Nähe zur Grenze und der tief eingeschnittenen Thäler wegen erwähnenswerth. Die Eger, der dritte Hauptfluss des Landes, ist wegen seiner Laufrichtung im Allgemeinen parallel zum nordwestlichen Gebirgsrand und der Nähe zur Grenze, durchschnittlich ein bis zwei Märsche, dann der Thalbeschaffenheit und von Saaz an der Wassermenge (120 Schritte breit, 1·5 Meter tief) wegen militärisch wichtig. Das Thal, bis Klösterle ein enges Gebirgsthal, wird erst von hier an breiter, von Saaz abwärts auch das beiderseitige Anland gut gangbar. Die Eger überschwemmte oft ihre Ufer, war aber sonst an vielen Stellen zu durchfurthen und wurde bis zur Stadt und Festung Eger aufwärts mit Kähnen befahren.

Auch die Gewässer Mährens sammeln sich mit geringen Ausnahmen in einer einzigen Stromrinne: der March. Nach

ihrem Austritte aus dem Gebirge, nördlich Hohenstadt, durchfliesst selbe, häufig in mehrere Arme getheilt, ein breites, damals fast durchaus von hochstämmigen Wäldern bedecktes Thal, welches nur bei Napagedl beiderseits, bei Stillfried am rechten Ufer eingeengt wird. Von diesem Orte an trägt die March ihre Wasser in langsamem Laufe durch das weite, fruchtbare Marchfeld der Donau zu. Bis Tobitschau war der Fluss fast überall zu durchwaten, doch auch weiter abwärts fanden sich zahlreiche, wenn auch wechselnde Furthen. Von Göding abwärts wurde die March mit kleineren Schiffen befahren.

Die rechtsseitigen Nebenflüsse: Zwittawa, Schwarzawa, Iglawa und Thaya sind bis zum Eintritte in das Wiener Becken Gebirgswässer mit engen Thälern, sonst aber unbedeutend. Die Schwarzawa wurde bis Brünn hinauf mit Kähnen befahren.

Von den linken Nebenflüssen verdient blos die fast überall furthbare Bečva wegen ihres von Ost nach West gerichteten Laufes, auf welchen die durch die Mährische Pforte von Norden her führenden Verbindungen treffen, Erwähnung.

Die Oder, nur in ihrem Oberlaufe Mähren angehörend, ist hier, ebenso wie ihre Zuflüsse Mohra (Grenzfluss gegen Schlesien) und Oppa links, Olsa rechts, militärisch noch nicht bedeutend.

Bodenproduction.

Was die Bodenproduction in Böhmen und Mähren zur damaligen Zeit betrifft, so litt dieselbe hier, wie in den meisten übrigen Ländern, durch die ungünstigen socialen Verhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung, welche noch grösstentheils unter dem Drucke der Leibeigenschaft oder der Gutsgehörigkeit stand. [1]) Konnte daher die Intensität der Landwirthschaft mit dem heutigen Stande auch nicht verglichen werden, so genügte doch der Ertrag derselben, dank der natürlichen Fruchtbarkeit der genannten Länder im Zusammenhange mit der damals verhältnissmässig noch dünnen Bevölkerung, nicht nur dem eigenen Bedarfe, sondern

---

[1]) Maria Theresia erklärte die Leibeigenschaft und die Frohnen auf allen ihren Gütern für aufgehoben und diesem hochherzigen Beispiele folgend, regelte auch der böhmische Adel die Verhältnisse seiner leibeigenen Bauern auf eine billige Art. Kaiser Joseph II. hob im Jahre 1781 die Leibeigenschaft in Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien gänzlich auf. In Preussen, wo sich Friedrich II. zu einem so durchgreifenden Verfahren nicht entschliessen konnte, bestand die Leibeigenschaft, nur wenig gemildert durch einzelne königliche Verordnungen, auch weiter noch fort.

erzielten viele Producte derselben sogar einen beträchtlichen Ueberschuss.

In Böhmen bot das mittlere, namentlich aber das fruchtbare untere Stufenland mit der reich cultivierten Elbe-Niederung und dem Eger-Thale günstige Verhältnisse für die Landwirthschaft und wurde Getreide im Ueberflusse produciert. Im Leitmeritzer und Pilsner, besonders aber im Saazer Kreise gedieh viel und guter Hopfen; die Obstzucht lieferte eine reiche Ernte, namentlich an Zwetschken und dem Kartoffelbaue war schon seit Anfang des XVIII. Jahrhunderts die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt worden.

Während in den Gebirgsgegenden der Flachsbau stark betrieben wurde, gediehen bei Melnik, Aussig und Czernosek, wohin schon unter Carl IV. die ersten burgundischen Reben gebracht worden waren, vorzügliche Weine.

Der Böhmer-Wald und die waldreichen Sudeten boten eine Menge von Nutzhölzern, die auf der Moldau und Elbe thalwärts geflösst wurden. Eine systematische Cultur und Forstung der Waldungen bestand freilich hier, wie anderswo bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts nicht. Die Wälder waren durch Jahrhunderte sich selbst überlassen worden, ohne jede Ordnung wurde damals Holz, noch das ausschliessliche Feuerungsmittel, geschlagen und der Viehtrieb in den Waldungen war unbeschränkt. Diese Verhältnisse besserten sich aber, als die Regierung regelnd eingriff und die Steinkohle, von welcher Böhmen schier unerschöpfliche Lager besass, als Heizmittel allmählich in Gebrauch kam.

An Pferden war das Land nicht reich, die besten und meisten Zugpferde lieferte die Elbe-Niederung; in den westlichen und nördlichen, namentlich gebirgigen Gegenden herrschte die Ochsenbespannung vor. Besser war es dagegen mit der Hornviehzucht bestellt und bildete selbe, hauptsächlich in der wald- und weidereichen oberen böhmischen Terrasse, dann in der Grafschaft Glatz den Haupternährungszweig der Bewohner. In den zahlreichen Seen und Teichen des Wittingauer und Budweiser Beckens bestand schon seit dem XV. Jahrhunderte eine ergiebige Fischzucht.

Sehr reich war Böhmen an Mineralproducten jeder Art und das Erz-Gebirge war der Hauptsitz des Bergbaues. Hier wurden vornehmlich Zinn, Blei, Kupfer, Alaun und Silber in grosser Menge gegraben, letzteres auch in Přibram, bei Budweis und in dem schon 1273 entdeckten Bergwerke von Kuttenberg; Gold bei Eule südöstlich Königsaal, Eisen hauptsächlich im Pilsner und Berauner

Kreise. Salz wurde im Bechiner Kreise, Steinkohle im Beraun-Gebiete, dann bei Elbogen, Leitmeritz und im Glatzischen gewonnen.

In Mähren war das March-Thal und der südliche ebene Theil des Landes, vor Allem aber die Hanna[1]), reich an Getreide. Im nördlichen Theile wurde Flachs von besonderer Güte gewonnen, in den damals noch häufigen morastigen und sumpfigen Strecken der tieferen Theile des Landes pflanzte man vielfach Reis. Auf dem hügeligen Gelände bei Nikolsburg, Bisenz und Znaym war der Weinbau beträchtlich.

Die Viehzucht stand schon zu jener Zeit auf hoher Stufe. Mähren besass viele gute Pferde und das Fuhrwesen bildete für einen grossen Theil der Bevölkerung eine stattliche Einnahmsquelle. Sonst wurde die Viehzucht besonders gut und ergiebig im Kuhländchen[2]) betrieben, in den gebirgigen Gegenden mit vorzüglichem Erfolge die Schafzucht.

Der Bergbau, dessen Hauptproducte Silber, Blei, Eisen und Marmor ausmachten, war in Mähren schon von Alters her heimisch; das Iglauer Bergwerk hatte bereits im XIII. Jahrhunderte sein eigenes Bergrecht.

Aus dem Vorigen ergibt sich, dass in Böhmen und Mähren, mit Ausnahme der gebirgigen Grenzgebiete und der armen oberen böhmischen Stufe, bei günstigen Jahren auch grössere Heere und für längere Zeit den nöthigen Verpflegsbedarf aus dem Lande selbst aufbringen und ergänzen konnten, ebenso die Beistellung der erforderlichen Transportmittel keinen Schwierigkeiten unterlag.

Das Königreich Böhmen mit der Grafschaft Glatz.

Politische Verhältnisse.

Die Bevölkerung des Königreiches Böhmen, zu welchem seit dem Jahre 1561 auch die souveraine Grafschaft Glatz gehörte und dessen Herrscher Churfürst des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation war, zählte 1740 ungefähr zwei Millionen Einwohner, fast ausschliesslich römisch-katholischer Religion, czechischer und deutscher Nationalität.

Die Czechen sassen in compacten Massen im Innern des Landes beiderseits der Moldau und im Elbebecken, die Deutschen bewohnten den nördlichen Theil und die Gebirgsränder, dann die

---

[1]) Die Gegend zwischen Littau-Wischau-Kremsier-Leipnik.

[2]) Gegend von Neutitschein.

Grafschaft Glatz. In den grösseren Städten des Landes bildeten sie den überwiegenden Theil der Bevölkerung und die deutsche Sprache diente als allgemeine Umgangssprache der Gebildeten.

Die Bevölkerung war nicht gleichmässig vertheilt; während die obere und mittlere Stufe, obwohl sie zwei Drittel der Gesammtfläche Böhmens umfassten, doch nur zwei Fünftel der Einwohner zählten, wurde die unterste Stufe von einer zahlreichen und wohlhabenden Bevölkerung bewohnt.

Das Königreich war in zwölf Kreise eingetheilt. Die Hauptstadt Prag mit einem eigenen Stadtrechte und das Eger'sche Gebiet bildeten selbstständige Verwaltungskörper ausserhalb der Kreis-Eintheilung. Die Kreise, an deren Spitze zwei Kreishauptleute standen, waren: der Bunzlauer, Königgrätzer, Chrudimer, Czaslauer, Kauržimer, Bechiner (Budweis), Prachiner (Pisek), Pilsener, Saazer, Leitmeritzer, Rakonitzer und Berauner Kreis.

Die Grafschaft Glatz, deren Gebiet circa 40 Quadratmeilen betrug, mit eigener ständischer Verfassung und der Amtsregierung in der gleichnamigen Hauptstadt, war in sechs Districte eingetheilt.

Wohnorte. Befestigungen und deren Bedeutung für die damalige Kriegsepoche. Militärische Würdigung.

Böhmen zählte bei 486 Städte, doch war im Verhältniss zur Einwohnerzahl der Mangel an grösseren Städten auffallend, ein Umstand, der in den historischen Schicksalen des Landes seine Begründung fand. Die nationalen Stürme der Hussitenkriege hatten das aufblühende Städtewesen im Keime geknickt und die grosse Mehrzahl derselben verwüstet oder völlig verarmt zurückgelassen. Nur einige, welche sich später der Industrie zuwandten, nahmen einigen Aufschwung, aber die meisten, vorwiegend czechische Ackerstädte, erholten sich nicht wieder.

So waren nach Prag die volkreichsten Städte des Landes: Eger mit 8000, Budweis und Pilsen mit je 5000, Tabor und Pisek mit je 3000 Einwohnern.

Im Allgemeinen sei bemerkt, dass in älteren Zeiten die Unterscheidung der Wohnplätze auch mit Rücksicht auf ihre Vertheidigungsfähigkeit in „Stadt", „Markt", „Flecken" ziemlich scharf ausgeprägt war. Eine „Stadt" war stets mit Mauern, Wall und Graben umgeben, während „Märkte" und „Flecken", so sehr sie auch durch Zahl, Wohlstand und Gewerbfleiss der Bewohner über mancher Stadt stehen mochten, dieser Defensivmittel meist entbehrten.

War auch eine Ausgleichung dieser Begriffe bereits zu Ende des XVII. Jahrhunderts im Laufe der kriegerischen Ereignisse, in welchen manche mit stürmender Hand eingenommene Stadt ihre Mauern zerstört sah und durch die geänderten politischen Verhältnisse, indem die unter der Landeshoheit der Fürsten stehenden Städte, auf den Schutz durch die Hausmacht des Landesherrn bauend, schon seit langer Zeit die Sorge für ihre Vertheidigung gänzlich aus dem Auge verloren hatten —, angebahnt, so hielt man doch noch an der einstigen strengen Unterscheidung im Allgemeinen auch jetzt fest.

So war in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts die überwiegende Anzahl der böhmischen Städte, ebenso wie auf den anderen Gebieten des Kriegs - Schauplatzes, mit Mauern, Wall und Graben umgeben, aber ihre Vertheidigungsfähigkeit gegen Geschützfeuer war gleich Null geworden und nur wenige der „Städte", wie Pardubitz, Budweis, Tabor, Pisek, besassen eine gut erhaltene und auch nach den Anforderungen der damaligen Zeit vertheidigungsfähige Stadtbefestigung.

Sehr zahlreich lagen im Lande die Schlösser des Landesherrn und der Adeligen zerstreut, deren manche sehr stark und wehrhaft waren, wie Schloss Schreckenstein und Schloss Tetschen, welche die Elbe beherrschten, das Bergschloss Carlstein an der Beraun, in welchem die Reichskleinodien aufbewahrt wurden, dann das ausgedehnte Schloss Frauenberg an der Moldau, mit angehängten Befestigungen auf einem steil abfallenden Berge, in morastiger Gegend gelegen, eigentlich eine kleine Feste, welche den Besitz der dortigen Moldau-Brücke sicherte.

An Festungen gab es in Böhmen vier, nämlich: Prag, Königgrätz, Eger und Glatz[1]), welche sich aber, ebenso wie jene der andern österreichischen Länder des Schauplatzes in stark vernachlässigtem Zustande befanden, da seit langen Jahren für die Landes-Vertheidigung gar nichts geschehen war.

Die Hauptstadt Prag, im Centrum des Landes zu beiden Seiten der Moldau, über welche eine steinerne Brücke führte, gelegen, der Sitz der Landesregierung und des Militär-General-Commandos, des Erzbischofs und einer von Carl IV. im

---

[1]) Die Festungen Josephstadt und Theresienstadt wurden erst unter Joseph II. erbaut; erstere 1780 und bei dieser Gelegenheit der alte Stadtname Pless in Josephstadt umgeändert, letztere in den Jahren 1780 bis 1784.

Jahre 1348 gegründeten Universität, zählte 1740 circa 70.000 Einwohner.[1])

Die Stadt bestand aus vier Theilen: auf dem linken Moldau-Ufer die Kleinseite und in überhöhender Lage der Hradschin, von einer gemauerten bastionierten Front umgeben; vor der Südwestseite lag ein Erdwerk, „die alte Verschanzung". Auf dem rechten Moldau-Ufer die Altstadt und, diese umschliessend, die Neustadt, ebenfalls mit einer bastionierten Umfassung. Vor der Südseite der Neustadt lag das von den Hussiten zerstörte Schloss Višehrad, von einem verfallenen bastionierten Fünfeck, an welches sich landseits ein Hornwerk anschloss, umgeben.

Der arg vernachlässigte Zustand der nur aus Wall und Graben bestehenden Festungswerke, die überdies von allen Seiten eingesehen werden konnten, der Mangel jeden Aussenwerkes, ja, stellenweise selbst des Grabens, mussten die Vertheidigungsfähigkeit dieses Platzes überhaupt in Frage stellen. Und doch war Prag ein Punct von hervorragender Wichtigkeit.

Von hier verzweigte sich ein reiches Verkehrsnetz: vier Hauptstrassen giengen nach Nordwest über das Erz-Gebirge auf Leipzig-Dresden, eine in westlicher Richtung nach Eger, zwei nach Norden über das Lausitzer-Gebirge auf Görlitz und zwei Strassen elbeaufwärts zu beiden Seiten des Flusses nach Czaslau und Königgrätz. Südwestwärts führte eine Strasse nach Pilsen mit einer Abzweigung über Pisek nach Budweis, nach Süden die Kaiserstrasse über Beneschau-Tabor-Budweis nach Linz in das Donau-Thal.

---

[1]) Da Volkszählungen erst in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in einer, annähernd richtige Resultate liefernden Weise vorgenommen wurden, so können die Bevölkerungsziffern nur auf Grund späterer Zahlen combiniert werden. Speciell in Oesterreich wurde durch die Kaiserin Maria Theresia mit den Rescripten vom 13. October 1753, 7. Januar und 16. Februar 1754 eine zweifache „Seelen-Consignation" durch geistliche und weltliche Vorsteher angeordnet, welche sich alle drei Jahre wiederholen und die factische Bevölkerung nach Geschlecht, Alter und Civilstand aufzeichnen sollte. Nach diesen Gesetzen wurde auch im Jahre 1754 die erste Volkszählung vorgenommen. Doch diese, ebenso wie die zweite Zählung im Jahre 1761 (in der Zwischenzeit, der bedrängtesten Epoche des siebenjährigen Krieges, waren die Volkszählungen unterlassen worden), lieferten nur sehr ungenaue Resultate, so dass eine Erweiterung des Zählungssystemes unerlässlich und auch angestrebt wurde. Aber erst von jener Zeit an, wo die Reorganisation des Heerwesens die Einführung der Recrutierung nach sich zog und so die Volkszählung als eine Conscription die Grundlage der Heeresergänzung bildete, wurden, das erstemal mit der Zählung 1785 bis 1786, verlässliche Resultate erzielt.

Von Prag führten daher einerseits für die eigene Offensive die Vorrückungslinien zu beiden Seiten der Elbe in das Churfürstenthum Sachsen und durch dieses weiter auf Berlin, anderseits konnte aber auch von Prag aus den über die Nordfront hereinbrechenden feindlichen Heerestheilen entgegengetreten werden, falls man die Landesvertheidigung nicht an die Grenze selbst verlegen wollte oder konnte. Für den von Norden eingedrungenen Gegner jedoch führte über Prag die weitere Vorrückung, falls er sich mit den in das südwestliche Böhmen oder im Donau-Thale eingedrungenen feindlichen Colonnen vereinigen wollte. Die Festung konnte aber auch die Vereinigung jener feindlichen Kraftgruppen hindern, welche dieselbe von Norden, dann von Eger und Pilsen her anstrebten.

Da weiters der gesicherte Besitz von Prag den ungehinderten Uferwechsel über die Moldau gewährleistet, erlangte es eine hervorragende Bedeutung für den Rückzug einer westlich der Elbe und Moldau operierenden eigenen Kraftgruppe und konnte, gestützt auf diesen Platz, die untere Moldau als Vertheidigungslinie ausgenützt werden, ebenso wie er bei einer Elbe-Vertheidigung, Front gegen Norden, den linken Flügelstützpunct bildete.

Die Festung Prag behielt daher unter den wechselndsten Kriegslagen bleibenden Werth.

Die Festung Königgrätz befand sich bei Ausbruch des Krieges in noch üblerem Zustande, als Prag, so dass ihr jede Widerstandsfähigkeit abgieng.

In dem Winkel zwischen der Elbe, die aber erst später bis unmittelbar an den Festungswerken vorüber geleitet wurde und der Adler, auf dem sogenannten Stadtberge erbaut, war Königgrätz von zwei Mauern umgeben, der eigentlichen, von Thürmen flankierten Stadtmauer am oberen Rande des Berges und einer andern, die sich am Fusse desselben hinzog und um welche ein Graben führte. Aussenwerke waren keine vorhanden.

Mit dem Donau-Thale und Wien war Königgrätz durch die über Chrudim-Czaslau-Iglau-Znaym führende Kaiserstrasse verbunden. Von der Festung aus waren nicht nur Verbindungen nach Prag und Olmütz vorhanden, sondern von hier liefen auch die Strassen aus, welche über das Waldenburger Bergland und durch die Grafschaft Glatz nach Nieder-Schlesien giengen und in Jauer-Schweidnitz-Frankenstein an das weitverzweigte schlesische Wegnetz anschlossen. Ausserdem führte von der Festung noch eine Strasse über Turnau-Reichenberg nach Görlitz und Zittau in die Lausitz.

Die grosse Bedeutung von Königgrätz lag darin, dass hier und Elbe aufwärts der Sammelraum für die österreichische Armee lag, wenn sie die Offensive über die Senke von Trautenau und über Glatz auf Breslau führen wollte; eine universelle Bedeutung erlangte aber dieser Raum dadurch, dass von ihm auch jene Operationen ausgehen konnten, welche über die obere Iser und die Reichenberger-Senke, eventuell im Zusammenhange mit jenen von Prag aus, durch die Lausitz auf Berlin führten.

Für die Landesvertheidigung war Königgrätz von Wichtigkeit, indem es die über Reichenberg, Trautenau und Glatz an die obere Elbe hereinführenden Verbindungen auffieng, daher vom Gegner genommen werden musste, bevor er seine weitere Vorrückung auf Prag, oder in südlicher Richtung auf Wien fortsetzen konnte.

Für die Vertheidigung der oberen Elbe-Strecke von Arnau abwärts bildete es den rechten Flügelstützpunct.

Die Festungen Glatz und Eger endlich erhielten ihren Werth dadurch, dass erstere als Mittelpunct des Wegnetzes in der gleichnamigen Grafschaft die aus Nieder-Schlesien nach Westen und Süden hereinführenden Einbruchswege sperrte, daher ihr Besitz für die Sicherung der Verbindung zwischen Schlesien und Böhmen nothwendig war, während letztere als Vereinigungspunct der aus dem südwestlichen Sachsen und der Ober-Pfalz in das Eger-Thal und weiter nach Prag oder Pilsen führenden Strassen Bedeutung besass.

Glatz bestand aus der am linken Neisse-Ufer gelegenen Stadt und einer, hoch über dieser auf steilem Felsen gebauten, damals als „Festung" bezeichneten Citadelle. Die Stadt war von einer starken, mit Schiessscharten versehenen Mauer umschlossen, längs welcher auf den nicht von der Neisse umflossenen Seiten ein breiter und tiefer Graben führte. Diese altartige Stadtbefestigung gewährte wohl Sturmfreiheit, aber keine Widerstandsfähigkeit gegen einen Artillerie-Angriff. Die Hauptstärke der Citadelle, welche aus einer engen, altartig bastionierten, auf der nördlichen Seite durch zwei Ravelins verstärkten Front bestand und deren tiefer Graben in den Felsen eingehauen war, lag in dem festen, an der Südseite befindlichen Schlosse, welches, in drei Etagen gebaut, theilweise bombensichere Casematten enthielt.

Die halb verfallenen und allseits überhöhten Werke der Festung Eger bestanden auf der Wasserseite aus einem Halbmonde, welcher im Vereine mit der 200 Meter flussaufwärts gelegenen

kleinen Feste Spielberg die zwei Brücken über die Eger deckte und aus zwei schwachen, mit Thürmen versehenen Mauern längs des Fluss-Ufers. Gegen Süden umgab die Stadt eine starke Mauer und ein tiefer Graben.

Im südlichen Theile von Böhmen war der durch die befestigten Städte Pisek-Tabor-Budweis begrenzte Raum von Wichtigkeit. Hier fand die österreichische Armee, falls sie sich zu einem Offensiv-stoss gegen eine der, moldauaufwärts und aus der Ober-Pfalz in's Donau-Thal vorrückenden feindlichen Gruppen zu schwach fühlte, oder ein solcher bereits missglückt war, einen letzten Sammelraum und Vertheidigungsabschnitt, um die Vereinigung der gegnerischen Kräfte zu hindern.

Die Markgrafschaft Mähren.

Politische Verhältnisse.

Die Markgrafschaft Mähren zählte bei 900.000 Einwohner, fast ausschliesslich römisch-katholischer Religion. Etwa die Hälfte waren Deutsche, welche die Abfälle des Gesenkes, dann das Innere und den Süden des Landes bewohnten, der Rest Czechen, vornehmlich im gebirgigen westlichen Theile und eine geringe Anzahl von Polen, welche den an Ober-Schlesien angrenzenden Theil Mährens innehatten. Als allgemeine Verkehrssprache galt auch hier die deutsche.

Mähren war in fünf Kreise: Olmützer, Hradischer, Brünner, Znaymer und Iglauer eingetheilt, deren jedem ein Kreishauptmann vorstand. Der in Ober-Schlesien gelegene, circa 1¼ Quadratmeile grosse District von Katscher gehörte seit 1554, als Besitz des Bischofs von Olmütz, zu Mähren.

Die Verwaltung des Landes wurde von einem Landeshauptmann, der auch das Haupt der, wie in Böhmen viergliedrigen, Stände war, ausgeübt.

Wohnorte. Befestigungen und Bedeutung. Militärische Würdigung.

Von den 97 Städten Mährens war die volkreichste Brünn, der Sitz der Landes-Regierung, mit 11.000 Einwohnern. Es war mit einer nach Vauban'scher Manier angelegten Hauptumfassung, einem breiten Graben und gedeckten Wege mit Waffenplätzen umgeben. Der hart westlich der Stadt auf einem relativ 70 Meter hohen Bergkegel gelegene Spielberg bildete eine Art Citadelle der befestigten Stadt.

Brünn war wichtig als Vereinigungspunct der von Königgrätz, Glatz und über Olmütz auf Wien führenden Communicationen und als Centrum des reichen Verkehrsnetzes im Innern des Landes. Von dieser Centralstellung aus konnte man versuchen, dem eingebrochenen Feinde das weitere Vorrücken gegen die Reichs-Hauptstadt zu verwehren. [1])

Das mit gut erhaltenen Mauern umgebene Iglau hatte 8000, Nikolsburg 6000, Znaym 5000 Einwohner. Die ummauerten Städte Ungarisch-Hradisch und Ungarisch-Brod besassen einige Vertheidigungsfähigkeit.

Olmütz, damals die Hauptstadt der Markgrafschaft und Sitz des Bischofs, zählte 9000 Einwohner. Die altartige Festung, wohl günstig in der morastigen Ebene der March gelegen und von diesem Flusse auf drei Seiten umgeben, so dass der Angriff nur von der Südwestseite her geführt werden konnte, war aber bei Ausbruch des Krieges in völlig verwahrlostem Zustande und ohne jede Widerstandsfähigkeit [2]).

Olmütz, am Ende der von Wien in kürzester Richtung heranführenden Kaiserstrasse gelegen, erhielt seine Bedeutung als Ausgangspunct der über Troppau-Jägerndorf nach Ratibor-Cosel in Ober-Schlesien, dann der in der allgemeinen Direction über Neisse nach Breslau und endlich der über Grulich-Altstadt in die Grafschaft Glatz führenden Strassen. Ueber Mährisch-Trübau und Hohenmauth stand die Festung mit den Elbe-Strassen bei Königgrätz und Chrudim in Verbindung.

Für die eigene Offensive aus Mähren nach Schlesien bot daher die Gegend von Olmütz den günstigsten Aufmarschraum. Hier stand man auf der directen und kürzesten Einbruchslinie des Feindes Breslau-Wien, man hatte in der Festung einen Stützpunct und ein Hauptdepot für die Verpflegung.

Gegen den eingedrungenen Gegner konnte, gestützt auf das befestigte Olmütz, die March als Vertheidigungsabschnitt ausgenützt werden und unterlag auch die aus Ober-Schlesien durch die Mährische Pforte in das March-Thal führende Strasse der Einwirkung dieses Platzes.

---

[1]) Bei Beginn des ersten schlesischen Krieges wurden auch Anstrengungen gemacht, Brünn und den Spielberg in Vertheidigungszustand zu setzen.

[2]) Erst in den Jahren 1749 bis 1757 wurde die Festung zu einem starken Platze umgewandelt.

Iglau war als Knotenpunct für die hier von der mittleren Kaiserstrasse nach den beiden äusseren und zwar auf Brünn und Budweis laufenden Querverbindungen von Wichtigkeit.

So waren Prag, Königgrätz und Olmütz Puncte von hervorragend strategischer Bedeutung. Hier lagen die Sammelräume für die österreichische Armee, sowohl zum Vorgehen gegen Nord-Deutschland, als zur Vertheidigung von Böhmen und Mähren. Die drei Puncte kamen aber auch in gleicher Weise bei einem Angriffe aus Sachsen und Schlesien gegen Oesterreich in Betracht, denn nur von ihnen aus konnte derselbe auf einer der Kaiserstrassen bis in das Herz des Reiches, nach Wien, weitergeführt werden.

Das dem böhmisch-mährischen Gebirgs-Systeme nördlich vorgelagerte Gebiet.

Nördlich der Grenzumwallungen Böhmens und Mährens breitet sich, gleichsam wie ein grosses Glacis, beiderseits der Elbe und Oder ein Gelände aus, welches allmählich in die weite deutsche Tiefebene abdacht.

Dieser Theil des Kriegs-Schauplatzes umfasst, politisch genommen, das Churfürstenthum Sachsen, die schlesischen Herzogthümer und den südlichen Theil der preussischen Mark Brandenburg.

Orographie. Bodenbedeckung. Allgemeine Gangbarkeit.

Der südliche Theil von Sachsen bis in die Linie Zeitz-Colditz-Meissen-Bautzen-Görlitz ist von den Abfällen des Erz- und Lausitzer-Gebirges, einem reichbesiedelten und hochcultivierten Berg- und Hügelland, erfüllt, an welches sich in der Breite von Halle-Leipzig beiderseits der Elbe und Schwarzen Elster ein ausgedehnter fruchtbarer Tieflandstreifen anschliesst.

Beide Abschnitte gestatteten die Unterkunft, Bewegung und Erhaltung auch grösserer Heere.

Nördlich der Elbe und Elster erhebt sich als westlicher Ausläufer des uralo-karpathischen Landrückens die öde, circa 30 Kilometer breite Bodenanschwellung des Fläming. Grösstentheils sandig und mit Kieferwaldungen bedeckt, von zahlreichen brüchigen Niederungen durchzogen, bildete er ein ressourcenloses, beschränkt gangbares Durchzugsgebiet.

Am Nordrande des Fläming zieht eine theils von Wald, meist aber von Sümpfen und Mooren bedeckte Bodensenkung: der Fine-Bruch, die Sümpfe von Luckenwalde-Baruth und der Spree-Wald.

Auch weiterhin stellt der südliche Theil der preussischen Chur-Mark eine sandige, stark bewaldete Platte dar, welche beiderseits der Nuthe-Notte-Niederung bis zur Spree und Havel von zahlreichen Sümpfen und Seen erfüllt ist.

Diese Beschaffenheit des Geländes an der Grenze zwischen Chur-Sachsen und der Mark hatte den Verkehr der beiden Länder stets beschränkt und wies auch die Operationen auf die wenigen, in diesem Theile meist auf Dämmen führenden Strassen.

Hydrographie.

Das Churfürstenthum Sachsen wurde in seiner Mitte von der Elbe durchströmt. Infolge ihrer Wassermasse (200 bis 300 Schritte breit, drei bis vier Meter tief) ein bedeutendes Hinderniss, fliesst sie bis Pirna in einem engen, oft felsigen Durchbruchsthale, welches sich von da an öffnet und bei Dresden zu einem kleinen Becken erweitert; bei Meissen tritt die Elbe in das Tiefland ein.

Ueber den Fluss, auf welchem lebhafte Schifffahrt betrieben wurde, führten bei Dresden eine steinerne, bei Meissen, Torgau und Magdeburg hölzerne Brücken. Bei Wittenberg bestand nur eine Fähre. [1])

Die Elbe trennt jene Gruppen von Vorrückungslinien, welche aus dem westlichen Böhmen über das Erz-Gebirge und aus dem östlichen Böhmen über das Lausitzer-Gebirge und die Sudeten in das deutsche Flachland führen. Für eine österreichisch-sächsische Offensive auf Berlin bildete sie mit den befestigten Puncten Dresden-Torgau und Wittenberg eine ausgezeichnete Basislinie; gegenüber einer Vorrückung aus der Mark Brandenburg in dieser Strecke einen starken Vertheidigungsabschnitt. Hervorragende Wichtigkeit erlangte sie schliesslich als Nachschubslinie für den Verpflegsbedarf, der auf ihr je nach der Richtung der Operationen stromauf- oder abwärts herangeführt werden konnte.

Der Fluss wurde von Königstein bis Dresden von einer, von hier bis Torgau von zwei und von da über Wittenberg bis Magdeburg wieder von einer Strasse begleitet.

Von den linksseitigen Zuflüssen der Elbe sind die Müglitz und Weisseritz Gebirgswässer. Die Mulde, aus der Freiberger und Zwickauer Mulde entstehend und von Freiberg an beflösst, ist auch nach der Vereinigung an vielen Stellen zu durchwaten.

---

[1]) Die 1637 zerstörte Elbe-Brücke bei Wittenberg wurde erst im Jahre 1784 wiederhergestellt.

Die Saale, von Naumburg an, nach Aufnahme der Unstrut, ohne künstliche Mittel gewöhnlich nicht zu überschreiten, wurde abwärts dieses Ortes mit Kähnen befahren. Die (Weisse) Elster ist überall zu durchwaten.

Alle diese Gewässer durchfliessen die nördliche Abdachung des Erz-Gebirges in tief eingeschnittenen, vielfach gewundenen Thälern und bilden für die Bewegung senkrecht auf sie, immerhin tactisch einige Schwierigkeiten.

Von den Zuflüssen rechts war die Schwarze Elster von Hoyerswerda an, der vielen Gräben und todten Arme, dann der sehr sumpfigen und oft überschwemmten Thalsohle wegen, ein bedeutendes Hinderniss.

Die Havel bildet von Spandau bis Rathenow eine ununterbrochene Seenreihe. Die Spree hat von Cottbus an ein brüchiges und sumpfiges, mit Seen und Wald bedecktes Anland. Beide Flüsse setzten einem Ueberschreiten grosse Schwierigkeiten entgegen.

Die den östlichen Theil des Churfürstenthums durchfliessende Lausitzer-Neisse gehört dem Odergebiete an und war bei normalem Wasserstande überall zu durchfurthen.

Das Churfürstenthum Sachsen.

Politische Eintheilung.

In politischer Hinsicht bestanden die chursächsischen Länder aus dem Herzogthume Sachsen, dem grössten Theile der Markgrafschaft Meissen, einem Theile des Voigtlandes und der nördlichen Hälfte der Landgrafschaft Thüringen. Ausserdem gehörten dem Churfürsten, der infolge Personal-Union gleichzeitig auch König von Polen war, noch die Grafschaft Barby, ein Theil der Grafschaft Mansfeld und der im fränkischen Kreise gelegenen gefürsteten Grafschaft Henneberg, endlich die ausserhalb der Kreiseintheilung des deutschen Reiches stehenden Markgrafschaften Ober- und Nieder-Lausitz [1]) mit selbstständiger Verfassung und Verwaltung.

Alle diese Länder hatten einen Flächenraum von circa 730 Quadratmeilen, daher doppelt so viel, als das heutige Königreich Sachsen und 1,600.000 Einwohner, mit Ausnahme der beiden Lausitzen, wo überwiegend Slaven wohnten, deutschen Stammes. Die herrschende Confession war die evangelische, das chursächsische Haus aber bekannte sich zur römisch-katholischen Religion.

---

[1]) Die beiden Lausitzen kamen im Jahre 1620 als Pfandstück von der böhmischen Krone an Sachsen.

Chur-Sachsen war in sieben Kreise eingetheilt: der Chur-, Thüringische, Meissen'sche, Erzgebirgische, Leipziger, Voigtländer und Neustädter Kreis; hiezu kamen noch die ehemaligen Hochstifter Merseburg und Zeitz. Die Ober-Lausitz zählte zwei (Budissiner oder Bautzner und Görlitzer), die Nieder-Lausitz fünf Kreise (Luckau-, Guben-, Lübben-, Kalau- und Spremberg'scher Kreis).

Sachsen besass eine ausgebildete Landes-Vertretung mit ständischer Verfassung. Die Stände setzten sich aus drei Classen oder Curien zusammen: die erste Curie die Prälaten, Grafen und Herren, dann die beiden Universitäten zu Leipzig und Wittenberg, die zweite die allgemeine Ritterschaft, die dritte die Städte.

Bodenproduction.

Die churfürstlich sächsischen Länder gehörten zu den fruchtbarsten und ergiebigsten Deutschlands; immerhin ist es aber für den niederen Stand der damaligen Landwirthschaft bezeichnend, dass selbst dieses gesegnete Land, zu welchem in jener Zeit noch die Kornkammer Thüringen gehörte, Getreide vom Auslande beziehen musste. Der sächsische Antheil von Thüringen zeichnete sich aber auch durch seinen ergiebigen Obstbau und ein reiches Erträgniss an Tabak und Hopfen aus. In der Markgrafschaft Meissen wuchs Wein, in dem südlichen gebirgigen Theile des Landes wurde viel und guter Flachs, im Voigtlande Kartoffeln gebaut. Die ansehnlichen Wälder lieferten eine grosse Menge von Bau- und Brennholz, welches auf der Elbe thalwärts geflösst wurde.

Am wenigsten productiv waren die beiden Lausitzen, doch trieb man hier eine hochentwickelte Viehzucht und die Wolle der sächsischen Schafe war ein gesuchter Absatzarticel nach England, Holland und Frankreich.

Die natürliche Fruchtbarkeit des weitaus grössten Theiles von Sachsen und sein fleissiger und freier Bauernstand machten dasselbe zu einem reichen und vortrefflich angebauten Land, welches in Verbindung mit dem hoch entwickelten Strassennetz den Durchmarsch auch grösserer Heere nach allen Richtungen gestattete und ihrer Verpflegung nirgends Schwierigkeiten bereitete.

Wie in Böhmen, bot auch hier das Erz-Gebirge eine reiche Ausbeute von Metallen und Mineralproducten jeder Art. Nicht nur Zink, Kupfer, Silber, Eisen und Blei wurden in grossen Mengen gegraben, sondern auch edle Steine aus dem Schoss der Erde geholt. Das jährliche Erträgniss des Bergbaues, dem

sich ein grosser Theil der einheimischen Bevölkerung widmete, gab man auf zwei Millionen Reichsthaler an. Die Perlenfischerei in der Weissen Elster und einigen ihr zufliessenden Bächen bildete ein erträgliches churfürstliches Regale.

Wohnorte. Befestigungen und deren Bedeutung. Militärische Würdigung.

Von den 210 Städten des Churfürstenthums war die volksreichste Dresden, die Hauptstadt des Landes mit circa 40.000 Einwohnern. Zu beiden Seiten der Elbe gelegen und mit einer altartigen Befestigung umgeben, war Dresden ein wichtiger Communicationsknoten für die von Prag über den östlichen Theil des Erz-Gebirges führenden Strassen, wie auch für jene, welche parallel zu diesem Gebirge laufend, aus dem Main-Thale kamen und für die von Leipzig heranführenden Verbindungen. Mit Berlin war Dresden über Luckau und mit Breslau durch die sehr wichtige Strasse über Görlitz und Liegnitz fast geradlinig verbunden.

Im westlichen Sachsen war das ebenfalls nur altartig befestigte Leipzig mit 30.000 Einwohnern, die bedeutendste Handelsstadt des Churfürstenthums, der Mittelpunct eines ausgebreiteten Strassennetzes. Leipzig hat eine äusserst günstige geographische Lage in der Mitte des Tieflandsbusens der mittleren Elbe, am Zuflusse mehrerer Wasserlinien und nächst des Ueberganges der Ausläufer des Erz- und deutschen Mittelgebirges in die Ebene. Es ist das natürliche Centrum für jene grossen Verkehrslinien, welche aus dem Nordosten zum oberen Main und zur oberen Donau, aus dem Osten zum Mittel-Rhein und von der oberen Oder und Elbe zum Nieder-Rhein führen; auch die alte Verbindungsstrasse aus dem Alpen-Vorlande durch das Naab-Thal und längs des Fichtel-Gebirges in das deutsche Flachland führt über Leipzig. Dieser Raum war daher von altersher die Wahlstatt grosser, entscheidender Schlachten und gar oft fielen hier das Geschick von ganz Deutschland bestimmende kriegerische Entscheidungen.

Für den vorliegenden Kriegsfall war Leipzig wichtig als Vereinigungspunct der aus Böhmen über den westlichen Theil des Erz-Gebirges führenden Strassen und jener Verbindungen, die aus dem preussischen Gebiete von Berlin, Magdeburg und Halle in kürzester Richtung durch den werthvollsten Besitz des Hauses Wettin gegen die Hauptstadt Dresden führten.

Die übrigen Festungen des Landes waren Torgau und Wittenberg an der Elbe, mit nach alter Manier angelegten, nicht besonders widerstandsfähigen Werken. Torgau besass übrigens im Jahre 1740 nur eine brückenkopfartige Anlage auf dem rechten Elbe-Ufer. Von diesen Plätzen führten Strassen nach Frankfurt und Berlin, also in das Herz der Chur-Mark, von denen die Strasse Wittenberg-Berlin nur 16 Meilen, etwa sechs Tagemärsche, lang war.

Pirna, mit der auf hohem Felsen gelegenen Feste Sonnenstein und die starke Bergfestung Königstein auf einem nach drei Seiten fast senkrecht abfallenden Felsen, dessen weniger steile nordwestliche Seite durch gute Werke und dreifach etagierte Batterien gedeckt war, sperrten die Elbeschifffahrt. Königstein sollte auch als sichere Zuflucht des Landesherrn und Kronschatzes dienen.

Von den übrigen, grösstentheils ummauerten Städten des Landes zählte Zittau etwa 10.000, Bautzen, Görlitz und Lauban je 8000 Einwohnor. Freyberg mit 7000 Einwohnern war mit einer doppelten Mauer, deren jede Thürme und Aussenwerke besass und von einem gemauerten Graben umgeben.

Infolge der flankierenden Lage, welche das Churfürstenthum Sachsen zu den preussischen Vorrückungslinien aus der Mark nach Schlesien einnahm, kam diesem Staate eine grosse strategische Bedeutung zu. Falls Preussen mit demselben nicht verbündet und dessen wohlwollender Neutralität nicht sicher war, musste es auf die Aufstellung eines Beobachtungs-Corps gegen Sachsen Bedacht nehmen. War dasselbe nur zur Deckung der Chur-Mark bestimmt, so war es auf dem rechten Elbe-Ufer derart zu versammeln, dass es die Strassen Wittenberg-Berlin entweder directe oder durch eine Flankenstellung an der Havel deckte. In diesem Falle bot die Festung Spandau einen geeigneten Stützpunct und sicherte den Unterhalt dieses Heerestheiles. Verfolgte man aber preussischerseits mit der Aufstellung dieser Kräfte eine mehr offensive, auf den Angriff gegen Sachsen gerichtete Tendenz, so mussten selbe auf dem linken Elbe-Ufer, etwa in der Gegend von Halle bereitgestellt werden, da man von diesem Raume aus in zwei Tagmärschen Leipzig erreichen und von da auf den über Meissen und Nossen führenden Strassen auf Dresden vorrücken konnte. In letzterem Falle fand der Aufmarsch einen Rückhalt in dem Hauptstützpuncte des preussischen Gebietes an der mittleren Elbe, dem stark und neuartig befestigten, damals etwa 20.000 Einwohner zählenden

Magdeburg, welches auch die Verpflegung dieser Heeresgruppe bis zum Beginne der Operationen sicherstellte. [1])

Die preussische Mark Brandenburg.

Der Mark Brandenburg und des preussischen Staates Hauptstadt Berlin, besass 1740 einschliesslich der 12.900 Mann starken Garnison, 81.100 Einwohner.

War diese Stadt auch nur schwach und unvollständig befestigt, auf der Südseite der Spree mit einer Mauer, auf der Nordseite von einer Palissadierung eingeschlossen, so war sie doch durch ihre natürliche Lage gegen einen Angriff von Westen und Süden her geschützt. Gegen West legte sich die seenartig erweiterte Havel unmittelbar vor, im Süden bildeten die Baruther-Niederung und die Nuthe-Notte-Linie mit ihrem grossen Seegebiete zwei günstige Vertheidigungsabschnitte. Die starke Festung Spandau konnte ausserdem als Citadelle der Hauptstadt angesehen werden.

Von Berlin aus führten damals drei Strassen in östlicher und südöstlicher Richtung auf die Festungen Cüstrin und Frankfurt, dann nach Guben, wo sie an die Oder-Strassen anschlossen. Von letzterer Verbindung zweigte eine Strasse über Cottbus-Hoyerswerda, hier an das sächsische Verkehrsnetz anknüpfend, nach Dresden ab, während von Berlin eine Strasse in direct südlicher Richtung über Luckau dahin führte. Eine weitere Strasse lief, sich bei Potsdam weiter verzweigend, in ein Strassennetz aus, welches bei Magdeburg, Rosslau, Coswig und Wittenberg die mittlere Elbe erreicht.

Durch die Anlage des Friedrich Wilhelm-Canals war zwischen Oder und Elbe auch eine Wasserstrasse geschaffen worden, welche nur durch preussisches Gebiet gehend und für die grössten Flussschiffe benützbar, die Beförderung von Heeresbedürfnissen jeder Art von einem Strome zum anderen gestattete und desshalb in den schlesischen Kriegen eine wichtige Rolle spielen musste.

Die Mark Brandenburg war ein karges Land: Seen, Sümpfe und Moräste wechselten mit stark sandigen, dünne Haferfelder oder schlechten Wein tragenden Gegenden ab. Nur der nördliche Theil der Provinz und das Havelland hatten fruchtbaren Boden und gaben gutes Getreide. Wenn auch König Friedrich Wilhelm für die Hebung des Ackerbaues durch Austrocknung von Morästen und Urbarmachung wüster Strecken viel gethan hatte, so musste

---

[1]) Friedrich II., Oeuvres, XXVIII, 9.

doch der Bedarf an Getreide zum grössten Theile aus Pommern und Schlesien gedeckt werden.

Den Hauptернährungszweig der Bevölkerung machte die Viehzucht aus und die besonders zahlreichen Schäfereien lieferten gute Wolle. Die im grossen Ganzen minderen Wälder waren durch schlechte Wirthschaft und übermässiges Entholzen wenig ergiebig geworden, so dass schon damals nothgedrungen viel Torf und auch Steinkohle im Verbrauche stand.

Schlesien.

Boden-Gestaltung und Bedeckung. Gangbarkeit.

In der Bodengestaltung unterscheidet sich der Theil Schlesiens westlich der Oder merklich von jenem östlich dieses Flusses. In ersterem ist dem schmalen und steilen Nordostabhange der Sudeten seiner ganzen Ausdehnung nach ein ungefähr vier Meilen breites Hügelland vorgelagert, welches beiläufig in der Linie Bunzlau-Liegnitz-Strehlen-Cosel in das Flachland und weiter in die breite, völlig ebene Thalniederung des linken Oder-Ufers übergeht. Nur einzelne Erhebungen überragen das allgemeine Niveau des hügeligen Geländes, so das Frankenstein-Nimptscher Bergland, das isolierte granitische Zobten-Gebirge, in dem gleichnamigen Berge bis zu 730 Meter ansteigend und die Katzbacher-Berge zwischen der Katzbach und der Wüthenden Neisse.

Auch der sich östlich des Fläming fortsetzende uralo-karpathische Landrücken verändert nur zwischen Liegnitz, Glogau und Grüneberg in einer sandigen, vielfach mit Wein bepflanzten Hügelreihe seinen ebenen Charakter. Das schlesische Hügelland, sowie die Oder-Niederung waren gut angebaut und sehr fruchtbar, begünstigten daher in Verbindung mit dem reichen Wegnetze die Bewegung und Erhaltung grosser Heere.

Nicht so günstig standen die Verhältnisse in dem Theile Schlesiens auf dem rechten Oder-Ufer. Dieser war ganz von dem ebenen und einförmigen uralo-karpathischen Landrücken erfüllt. Dessen westlicher Theil, die Trebnitzer Höhen, tritt in der Umgebung von Breslau knapp an die Oder heran, die südöstliche Fortsetzung, das Tarnowitzer Plateau, umfasst mit den Abfällen der Sudeten das obere Oder-Gebiet und steht im Süden zwischen Weichsel und Olsa mit den Beskiden in Verbindung. In diesem sterilen, wenig bevölkerten Theile des Landes erschwerten ausgedehnte Waldungen, sowie die sumpfigen Niederungsflüsse die Bewegung grösserer Massen, begünstigten dagegen den kleinen Krieg und hier geschah

auch manche kühne und glückliche Waffenthat der österreichischen leichten Truppen.

Das schlesische Gebiet, namentlich der Theil links der Oder, war von einem reichen Verkehrsnetze durchzogen. Die das böhmisch-mährische Gebirge übersetzenden Strassen führten alle an die Oder, bei den an diesem Flusse gelegenen Hauptorten des Landes in einzelnen Gruppen concentrisch sich vereinigend.

Die Gewässer Schlesiens.

Wie Sachsen durch die Elbe, so war auch Schlesien in seiner ganzen Ausdehnung von Südost nach Nordwest von einem mächtigen Strome durchschnitten: der Oder. Dieser Fluss hatte damals nicht jenen regelmässigen Lauf, wie ihm derselbe seither durch die Kunst aufgezwungen, sondern war in zahlreiche, Auen tragende Inseln oder wechselnde Sandbänke umschliessende Arme getheilt. Häufige und plötzliche Hochwässer überschwemmten, namentlich im Frühjahre, auf weite Strecken das breite Thal und das flache Ufergelände.

Oberhalb Oppeln war die Oder fast durchaus, unterhalb nur bei niederem Wasserstande an wenigen variablen Stellen zu durchfurthen. Schifffahrt wurde bis Ratibor hinauf betrieben. Brücken bestanden bei Ratibor, Cosel, Krappitz, Oppeln, Brieg, Ohlau, Breslau (drei) und Grossglogau.

Der Fluss bildete für die längs desselben geführten Operationen eine werthvolle Flügelanlehnung und eine Hauptlinie für den Verpflegsnachschub.

Seine linken Nebenflüsse sind rasche Gebirgswässer, tief eingeschnitten in ihrem Oberlaufe. Im Hochsommer und bei anhaltender Dürre wasserarm und leicht zu überschreiten, schwellen sie im Frühjahre und bei Regenwetter plötzlich an, überschwemmen ihre Ufer und sind dann bedeutende Bewegungshindernisse. Von denselben verdienen Erwähnung: die Glatzer- oder schlesische Neisse, welche von der Festung Neisse an, ihrer Tiefe wegen, nur auf den Brücken zu passieren war; die Schweidnitzer-Weistritz mit dem Striegauer-Wasser, letzteres bei Hohenfriedberg in einem tief eingeschnittenen Bette; die Katzbach von dem befestigten Liegnitz an, infolge ihrer Tiefe, ein militärisches Hinderniss, ebenso der Bober abwärts Bunzlau wegen seiner Breite und der ihn begleitenden sandigen Kieferwaldungen. Sein linker Nebenfluss, der Queiss, bildete zum grössten Theile die Grenze zwischen Schlesien und dem Churfürstenthum Sachsen.

Alle diese Nebenflüsse haben einen zur Oder fast senkrechten Lauf, begünstigen daher wohl die Bewegung in ihrer Laufrichtung, werden aber zu Hindernissen und Vertheidigungsabschnitten für Operationen, welche entlang des Gebirgsfusses und der Oder führen; letzteres namentlich dort, wo das Gebirge an diesen Strom nahe herantritt, wie an der Neisse, Weistritz und Katzbach.

Die rechtsseitigen Nebenflüsse der Oder sind träge dahinfliessende, vielfach in Arme getheilte, stets aber sehr wasserreiche Niederungsflüsse mit sumpfigem, von Auen bedecktem und häufig überschwemmtem Ufergelände. Sie erschwerten daher die Bewegung in jeder Richtung. Der bedeutendste derselben, die Bartsch, war in ihrem Oberlaufe von einem fast undurchdringlichen Bruche begleitet.

Bodenproduction.

Schlesien war ein mit Schätzen der Natur reich gesegnetes Land. Im westlichen Theile reihten sich wohlbestellte, Getreide im Ueberflusse bietende Aecker an üppige Wiesen und saftige Weiden, so die Bedingungen für eine treffliche Viehzucht bildend. Diese machte auch in den an Feldfrüchten weniger ergiebigen Gebieten des Landes im Südosten und an der polnischen Grenze den Hauptnährungszweig der Bewohner aus. Die Pferdezucht war durch ein bereits musterhaftes Gestütswesen sowohl nach Menge, als Güte hervorragend, die Schafzucht hochentwickelt. Im südlichen gebirgigen Theile wurden Kartoffeln, dann viel und guter Flachs gebaut, auf den Sandhügeln von Muskau und Grüneberg Wein, wenn auch nicht von besonderer Qualität.

Auf den Abhängen der Sudeten war das Bergwesen in hoher Blüthe, es ergab eine reiche Ausbeute an Silber, Kupfer, Blei und Eisen. Das Herzogthum Schweidnitz, dann die freien Bergstädte Reichenstein und Silberberg, endlich Neisse waren die Mittelpuncte des Bergbaues.

Politische Verhältnisse.

Die schlesischen Fürstenthümer[1]), welchen in ihrer damaligen, auf 650 Quadratmeilen geschätzten Ausdehnung die jetzige österreichische und preussische Provinz Schlesien entspricht und zu denen noch der von Polen und der Mark Brandenburg umschlossene

---

[1]) Die politische Eintheilung Schlesiens siehe: Der Wiener Hof und die Lage der europäischen Mächte, 43.

Schwiebuser-Kreis gehörte, zählten insgesammt circa 1,500.000 Einwohner, bildeten daher eines der bestbevölkerten Länder mit 2200 Bewohnern auf die Quadratmeile. Nieder-Schlesien [1]) wurde meist von protestantischen Deutschen, Ober-Schlesien [1]) fast ausschliesslich ven katholischen Polen bewohnt.

Bis 1740 hatten die Fürstenthümer und freien Standesherren, dann die Stadt Breslau ihre eigenen Regierungen und Gerichte. In Breslau tagte die oberste Amts-Regierung des habsburgischen Landesherrn. Die Fürstenthümer waren theils in Weichbilder, theils in Kreise eingetheilt, denen die Landesältesten vorstanden.

Wohnorte. Befestigungen und deren Zustand. Militärische Würdigung.

Unter den Städten Schlesiens, deren Zahl man mit 168 angab, war die bedeutendste Breslau, 1740 mit 40.000 Einwohnern. Seit jeher hatte diese Stadt infolge ihrer geographischen Lage eine hohe Wichtigkeit, da hier einerseits die grossen Verkehrslinien aus dem sarmatischen Flachlande längs des Nordfusses der Gebirge nach Westen führen, anderseits die Verkehrsadern, welche vom Adriatischen Meere in das Donau-Thal und von da weiter durch die Mährische Pforte in den östlichen Theil der deutschen Tiefebene laufen, sich von Breslau aus nach allen Seiten ausbreiten und zu den Häfen der Ost- und Nordsee führen.

Die auf dem linken Oder-Ufer gelegene ummauerte Stadt war von einer bastionierten Front und einem von der Oder gespeisten Wassergraben umgeben, an den sich der gedeckte Weg anschloss. Die durch die Umwallungen führenden Thore waren durch Ravelins gedeckt. Die Dom-Insel, sowie die anderen kleinen, durch die zahlreichen Arme des Flusses gebildeten Inseln waren durch schwache Erdwerke geschützt. Die Vorstädte schlossen unmittelbar an das Glacis an, mussten daher abgebrannt werden, wenn man die Stadt vertheidigen wollte. Die Werke von Breslau befanden sich, wie die aller übrigen schlesischen Festungen, in arg vernachlässigtem Zustande, welcher deren Vertheidigungsfähigkeit sehr in Frage stellte.

Die Befestigungen von Grossglogau bestanden aus einer, zum grössten Theile noch aus dem dreissigjährigen Kriege stammenden bastionierten Front und einem trockenen, stellenweise

---

[1]) Die Eintheilung in Ober- und Nieder-Schlesien war schon seit der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts gebräuchlich.

gemauerten, aber an vielen Stellen eingestürzten Graben; ebenso waren Theile der Wälle eingesunken, so dass beim Abfeuern der eigenen Geschütze deren Einsturz zu befürchten war. Der mit aus- und einspringenden Waffenplätzen versehene gedeckte Weg fand durch das nicht genügend hoch angeschüttete Glacis nur geringen Schutz. Von der auf dem linken Oder-Ufer gelegenen Festung führte eine hölzerne Brücke auf die durch eine schwache Verschanzung geschützte Dom-Insel, von welcher wieder Brücken über zwei andere Oderarme nach dem am rechten Fluss-Ufer gelegenen und von einem kleinen Erdwerke bestrichenen Dorfe Zerbau führten.

Ohlau war eine kleinere vernachlässigte Festung, ihr die Stadt umgebender Wall zum Theile eingestürzt und nur von einem trockenen Graben umgeben. Ein in Erde ausgeführtes, das Schloss einschliessendes Hornwerk war in besserer Verfassung und konnte ohne Geschütz nicht genommen werden.

Brieg hatte aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges stammende, halb verfallene Werke.[1]) Die ummauerte Stadt war von einer, meist nur in Erde ausgeführten und mit hölzernen Unterkunftsräumen versehenen bastionierten Front umgeben. Die mit der Oder durch Schleusen verbundenen Gräben konnten nur theilweise und ungenügend mit Wasser gefüllt werden, von der Escarpe waren blos kleine Stücke gemauert. Die über die Oder führende Brücke war durch ein kleines Erdwerk auf dem rechten Fluss-Ufer gesichert.

Neisse, auf dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses gelegen, war durch eine bastionierte Umfassung nach Vauban'scher Manier geschützt. Die Gräben wurden durch das die Stadt durchfliessende Gewässer der Biele gespeist und das Vorgelände der Südseite konnte durch Stauungen weithin überschwemmt werden.[2])

Liegnitz, Schweidnitz[3]), Münsterberg, Frankenstein, Ottmachau, Neustadt, Jägerndorf, Troppau und Namslau waren altartig „befestigte Städte", mit Wall und Graben umgeben, aber ohne Widerstandsfähigkeit gegen Geschütz-

---

[1]) An dem Hauptwalle der Festung war seit neunzig Jahren keine Ausbesserung vorgenommen worden. Arneth, Maria Theresia, I, 137.

[2]) Zu einer starken Festung wurde Neisse erst 1743 durch die Preussen umgewandelt.

[3]) Schweidnitz wurde von den Preussen nach dem zweiten schlesischen Krieg zu einer starken und regelmässigen Festung umgebaut, Cosel überhaupt erst von ihnen, 1744, durch Anlage einer fünfseitigen Sternschanze mit einem breiten und tiefen Wassergraben befestigt.

feuer. Ottmachau und Namslau besassen überdies innerhalb der Stadtbefestigung feste Schlösser.

Der Jablunka-Pass, über welchen die Strasse von Sillein im Waag-Thale nach Ober-Schlesien führte, war durch eine geschlossene, ausgedehnte, aber beinahe gänzlich verfallene Schanze gesichert.

Von den österreichischen Erblanden durch eine zusammenhängende Gebirgskette geschieden, hatte Schlesien eine sehr isolierte Lage, welchem Umstande auch die verhältnissmässig zahlreichen Festungen ihr Entstehen verdankten. Kein natürliches Hinderniss schied diese Provinz von den angrenzenden fremden Staaten. Wie gegen das Churfürstenthum Sachsen, war Schlesien auch gegen Preussen vollkommen offen und für diesen Staat boten sich bei einem Angriffe von der Mark Brandenburg aus, äusserst günstige Bedingungen. Aus dem durch die Grenzverhältnisse gegebenen, an der Oder wohlbasierten und geschützten Aufmarschraume bei Crossen konnte dar Einbruch in das österreichische Gebiet und die weitere Vorrückung auf den beiden grossen, mit der Oder gleichlaufenden Strassen, die eine längs dieses Flusses, die andere entlang dem Gebirge, günstig durchgeführt werden. Die Oder, diese „Pflegemutter der Armee", wie sie Friedrich II. nannte, gestattete das Heranschaffen der Heeresbedürfnisse und die zahlreichen Querverbindungen zwischen der schlesischen Thal- und Bergstrasse ermöglichten das Vorschieben der Magazine bis an den Bergfuss.

Die der Oder am linken Ufer zufliessenden Wasserlinien boten wohl Abschnitte für die Vertheidigung, doch konnte deren nicht an den Strom gelehnter Flügel unschwer umfasst und umgangen werden.

Diesen ungünstigen Verhältnissen wäre wohl österreichischerseits am besten durch eine energische Offensive zu begegnen gewesen, doch konnte an eine solche bei den damaligen politischen und militärischen Verhältnissen nicht gedacht werden und den wenigen, in Schlesien stehenden österreichischen Truppen blieb nichts übrig, als dem übermächtigen feindlichen Einfalle hinter den schützenden Wall der böhmisch-mährischen Grenzgebirge auszuweichen.

War nach der Occupierung von Schlesien preussischerseits der Angriff auf Böhmen oder Mähren geplant, so erlangte der Raum Schweidnitz-Neisse hervorragende Wichtigkeit, da man von

hier entweder durch das Waldenburger Bergland auf Königgrätz oder über das Gesenke auf Olmütz vorrücken konnte. Aber auch wenn der Feind den österreichischen Angriff abwarten und sich vorerst auf die Vertheidigung von Schlesien beschränken musste, bot ihm die Versammlung seiner Armee in diesem Raume, durch Ausnützung der Strasse Schweidnitz-Neisse, die Möglichkeit, den aus Böhmen oder Mähren vorrückenden Oesterreichern entweder von einer Flankenstellung aus in ihre Marschlinie hineinzustossen oder die Entscheidung durch directes Vorgehen gegen ihre aus dem Gebirge debouchierenden Colonnen herbeizuführen.

Der Bedeutung dieses Raumes und der Rocadestrasse Schweidnitz-Neisse wurde auch preussischerseits durch regelrechte und starke Befestigungsanlagen an beiden Puncten Rechnung getragen.

II. Das Donau-Thal.

Der Schauplatz, auf welchem sich die Ereignisse des österreichischen Erbfolgekrieges in Bayern und im Erzherzogthum Oesterreich abspielten, war das obere Donau-Thal, im Westen begrenzt vom Lech und dem fränkischen Jura, im Süden vom Nordfusse der Alpen, gegen Norden bis zum Oberlaufe des Main, dem Böhmer-Walde und der böhmisch-mährischen Gebirgslandschaft, im Osten bis zum Wiener Becken reichend.

Bodengestaltung und Bodenbedeckung. Gangbarkeit.

In seiner ganzen Ausdehnung von West nach Ost war dieses Gebiet von der Donau durchströmt. Auf dem rechten Ufer derselben, zwischen dem Lech einerseits, dem unteren Inn und der Salzach anderseits, im Süden bis zum Nordfusse der Alpen, der in der Linie Füssen-Tölz-Rosenheim-Traunstein scharf markiert ist, breitet sich die bayerische Hochebene aus.

Es ist dies eine weithin einförmige, wellige Landschaft, von vielen flachen, wenig ausgesprochenen Rücken erfüllt, welche zwischen den Donauzuflüssen und deren Nebenwässern nordwärts ziehen und, sich allmählich absenkend, an diesen Flusslinien stellenweise ausgedehnte Ebenen freilassen. Nur die Gegend zwischen den Unterläufen der Isar und des Inn bildet ein abwechslungsreiches Hügelland.

Der Boden des ganzen Hochlandes besteht aus tertiärem Gestein mit thonigen Zwischenlagerungen, vielfach überdeckt von Alluvionen und breiten Moorstrecken.

Die, häufig die Flüsse begleitenden Riede, Moose und Filze sind grössere ebene Flächen, theils mit Weideboden, damals aber vorwiegend mit Gerölle und Sumpf bedeckt und daher ansehnliche Bewegungshindernisse.

Etwa ein Drittel der bayerischen Hochebene war mit Wald bedeckt; ausser an den Abhängen der Alpen auch in sehr grossen, zusammenhängenden Complexen östlich und südöstlich München, dann westlich Passau der „Neuburger Wald". Sonst war jedoch dieses Gebiet im Allgemeinen gut gangbar und von zahlreichen Strassen durchzogen.

In dem damals bayerischen Gebiete östlich des Inns und der unteren Salzach, dem jetzigen oberösterreichischen Inn-Viertel, war nur der Abschnitt zwischen den Strassen Baierbach-Schärding und Haag-Braunau gut gangbares Gelände, sonst hoben zusammenhängende und dichte Waldungen die Gangbarkeit fast ganz auf.

Der nördlich der Donau gelegene Theil Bayerns, die Ober-Pfalz, war in dem vom fränkischen Jura erfüllten Abschnitte westlich der Naab, ein im Mittel 500 Meter hohes, wenn auch vielfach bewaldetes, so doch fruchtbares und gesegnetes Land. Oestlich des breiten und fruchtbaren Naab-Thales füllen die bis 1400 Meter hohen, rauhen und durchaus bewaldeten Vorlagen des Böhmer-Waldes und der ebenso unwirthliche Bayerische Wald den Raum zwischen der böhmischen Grenze und der Donau aus. In diesem Theile waren die Bewegungen grösserer Heere ausschliesslich auf die wenigen Strassen angewiesen.

Im Erzherzogthume Oesterreich wird die Donau auf ihrem linken Ufer bis in die Gegend von Krems von den knapp an den Strom herantretenden Ausläufern des Böhmer-Waldes, den Donau- und Carls-Bergen, dem Greiner-Wald und Jauerling begleitet, welche ein durchschnittlich 600 bis 800 Meter hohes, stark coupiertes und bewaldetes, minder erträgnissreiches und strassenarmes Bergland bilden. Oestlich des Manhards-Berges, eines circa 500 Meter hohen, deutlich markierten Rückens, füllt den Raum zwischen der mährischen Grenze und der Donau bis zum Wiener Becken ein wohlcultiviertes und gangbares Hügelland aus, auf welchem ausgedehnte Laubwaldungen mit Aeckern und Weingärten abwechselten.

Südlich der Donau erstreckt sich bis zu dem in der Linie Salzburg-Gmunden-Waidhofen an der Ybbs-Gaming-Lilienfeld deutlich erkennbaren Fusse der Kalkalpen und dem Wiener Walde ein im

Ganzen offenes, fruchtbares und wegsames Gelände, das grösstentheils von einem niederen, flachwelligen Berg- und Hügellande gebildet wird und nur in dem steinigen bewaldeten Hochlande zwischen der unteren Steyer und Enns, dann in dem zwischen Melk und Mautern gelegenen Dunkelsteiner Walde die Bewegung erschwerte.

Die das gangbare Gelände im Süden abschliessenden Salzburger und österreichischen Kalkalpen sind ein durch seenerfüllte Einsenkungen in Gruppen plateauartiger Alpenstöcke zerlegtes, schroff zerklüftetes und felsiges Gebirge, aus welchem nur die schmalen Thäler der Saalach, Salzach, Traun, Steyer und Enns die Zugänge zum Donau-Thale vermittelten.

Gegen Osten schliesst den Operationsraum der Wiener-Wald ab, ein aus Sandstein bestehendes, mit dichtem Laubwalde bedecktes, in vielen Theilen den Charakter des Mittelgebirges tragendes Bergland, welches im Westen kurz, im Kahlenberge steil zur Donau abfällt und mit dem gegenüberliegenden Bisam-Berge und dessen nordöstlichen Fortsetzungen den Westrand des Wiener Beckens bildet.

In der Richtung von West nach Ost war das Gebiet östlich des Inn von zwei Hauptstrassen durchzogen, jener im Donau-Thale und der längs des Nordfusses der Alpen führenden; zwischen dem Inn und der Traun lief noch eine mittlere Strasse von Braunau über Ried-Haag-Grieskirchen nach Wels. Untereinander standen diese Hauptcommunicationen durch zahlreiche, zumeist in den Thälern der rechtsseitigen Donauzuflüsse führende Weglinien in Verbindung.

Hydrographie.

Die Donau, welche die deutschen Handelsstädte Ulm, Augsburg (durch den Lech) und Regensburg mit Wien und dem europäischen Osten verband, war eine sehr belebte und bei der schlechten Beschaffenheit der übrigen Communicationen für den Verkehr höchst wichtige Wasserstrasse, in deren Gebiete sich auch die bedeutendsten Kriegs-Ereignisse, sobald diese überhaupt in das Innere Deutschlands getragen waren, abspielten. Auf bayerischem Boden war die Masse ihres Wassers meist vereint und kamen Inselbildungen nicht häufig vor; auf österreichischem Gebiete, insbesonders von Aschach bis Grein, dann im Tullner- und Marchfelde war sie in zahlreiche Arme getheilt, welche mit dichten Auen bedeckte Inseln umschlossen. Dort, wo sie in ungetheiltem Bette dahinfliesst, hat sie bis Passau eine Breite von 200 bis 300, in Oesterreich eine solche von 300 bis 400 Schritten und ist durch-

schnittlich zwei bis vier Meter tief. Der Strom bildete daher in seiner ganzen Strecke eine mächtige Barrière, die nur auf den bestehenden Uebergängen zu überschreiten war.

Die eigentliche Thalfurche der Donau ist aus einer Reihe von Durchbrüchen und dazwischen liegenden Becken zusammengesetzt. So treten von Donauwörth bis Neuburg die Thalhänge beiderseits knapp an den Strom heran, während sich sodann am rechten Ufer bis zur Abens-Mündung das damals stark versumpfte und mit dichtem Gebüsche bewachsene Donau-Moos ausbreitet. Hierauf folgt eine Thalenge bis Regensburg, in welcher speciell der Durchbruch durch die Kreide des Jura den Fluss zwischen senkrecht abstürzende Wände einengt. Von Regensburg bis Vilshofen erstreckt sich vorzugsweise am rechten Ufer die fruchtbare niederbayerische Ebene, die Kornkammer Bayerns, nach welcher der Durchbruch durch das Urgestein des Bayerischen und Böhmer-Waldes über Passau bis Aschach folgt. Diese Strecke, deren beiderseitiges Anland von dichten Waldungen bedeckt war, setzte dem Brückenschlage fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Von Aschach abwärts durchfliesst die Donau ein breites, offenes und fruchtbares Thal, welches nur oberhalb Linz, zwischen Grein und Ybbs, dann zwischen Melk und Krems enge, aber verhältnissmässig kurze Durchbrüche erleidet. Zwischen letzterem Orte und Korneuburg erstreckt sich das 16 Kilometer breite, wohlcultivierte Tullnerfeld, jenseits der Enge des Kahlen- und Bisamberges das ausgedehnte, fast ebene Wiener Becken.

Die Schifffahrt begann auf der Donau bei Ulm und war sehr lebhaft, doch fand sie in den ungeregelten Stromverhältnissen arge und viele Fährlichkeiten, so namentlich auf österreichischem Gebiete in dem übelberüchtigten Strudel und Wirbel bei Grein, dann durch zahlreiche Felsklippen und wechselnde Sandbänke.

Ueberbrückt war der Strom, abgesehen von seinem obersten Laufe, bei Ulm, Lauingen, Dillingen, Hochstädt, Donauwörth, Marxheim [1]), Neuburg, Ingolstadt [1]), Kelheim, Regensburg [1]), Straubing, Deggendorf und Passau, dann in den österreichischen Erblanden bei Linz, Stein (Mautern) und Wien.

---

[1]) Bei Marxheim befindet sich derzeit keine Brücke; bei Ingolstadt und Regensburg bestanden steinerne Bogenbrücken, wovon letztere als die stärkste in Deutschland gerühmt wurde.

Am rechten Ufer war die Donau auf bayerischem Gebiete von Donauwörth über Rain-Neuburg-Geisenfeld-Neustadt-Regensburg-Straubing-Vilshofen bis Passau von einer durchlaufenden Thalstrasse begleitet, im Erzherzogthume Oesterreich führte von Aschach bis nach Wien knapp längs des rechten Ufers eine Strasse, die sich nur zwischen Enns und Melk bis auf 15 Kilometer vom Strome entfernte. Auf dem linken Ufer fehlte sowohl in Bayern, als in Oesterreich eine durchgehende Thalstrasse, nur Aschach gegenüber begann eine fahrbare Communication längs des Flusses, die aber zwischen Grein und Krems sehr schlecht war. In der Strecke Passau-Aschach fehlte auf beiden Ufern eine fahrbare Parallel-Verbindung.

Von den Nebenflüssen der Donau sind jene auf dem südlichen Ufer bedeutender, als die auf dem nördlichen. Erstere in den Alpen entspringend und in nördlicher oder nordöstlicher Richtung der Donau zueilend, bilden Terrainabschnitte, welche für kriegerische Operationen auf dem rechten Donau-Ufer grosse Bedeutung erlangen können.

Der Lech, welcher die Grenze zwischen Schwaben und Bayern bildete, vermittelte, als schiffbarer Fluss an Augsburg vorüberführend, dessen Handel mit dem ganzen Donaugebiete. Bis Landsberg in einem tief eingeschnittenen Thale eingeengt, betritt der reissende Fluss von da an eine mit dichten Auen bedeckte, im Lechfelde bei Augsburg drei Stunden breite Niederung, welche er nun bis zur Mündung in zahlreichen Armen zwischen Schotterbänken und Inseln durchfliesst. Von Landsberg an dominiert das rechte Ufer und ist der Fluss unterhalb Augsburg ohne künstliche Mittel in der Regel nicht zu überschreiten. Von Schongau abwärts führten sieben Brücken über den Lech, von welchen jene bei Landsberg, Augsburg und Rain die wichtigsten waren.

Die nur flossbare Isar hat bis unterhalb Landshut Torrentencharakter: mächtig und verheerend bei Hochwasser, unbedeutend unter gewöhnlichen Verhältnissen. Oberhalb München betritt der von hier an ebenfalls in viele Arme getheilte Fluss einen bei neun Meilen langen und breiten, vollkommen ebenen Kessel, der zwischen München und Moosburg vom stark versumpften Erdinger-, am linken Ufer der Isar bis zur Würm und Ammer vom Dachauer- und Freisinger-Moos bedeckt ist. Dieses Ufer weist noch zwischen Landshut und Landau das schon damals grösstentheils

urbar gemachte Isar-Moos auf. Bei Freising, wo sich der Fluss nach Osten wendet, überhöht das linke Ufer, sonst aber die nahe herantretenden rechtsseitigen Thalbegleitungen. Von München abwärts führten sechs Brücken über die Isar.

Der Inn, von Hall an schiffbar, ganz Nord-Tyrol und von Rosenheim an die bayerische Hochebene durchströmend, bot ein vorzügliches Verkehrsmittel. Sein Thal, bis Mühldorf enge, erweitert sich von hier an und enthält stellenweise, wie zwischen Mühldorf und Oetting, Braunau und Schärding, über eine Meile breite und fruchtbare Ebenen; von letzterem Orte bis Passau treten aber wieder beiderseits steile Abhänge an den Fluss heran. Von Oetting bis zur Salzach-Mündung dominiert das linke, von hier bis zur Mündung das rechte Ufer.

Der schon oberhalb der Salzach-Mündung nur an wenigen Stellen furthbare Inn ist weiter abwärts zwei bis fünf Meter tief, in zahlreiche Arme getheilt und war nach seinem Austritt aus Tyrol bei Rosenheim, Wasserburg, Kraiburg, Mühldorf, Oetting, Braunau, Schärding und Passau überbrückt.

Seine linken Nebenflüsse sind unbedeutend, nur die Rott bildet, gleich wie die bei Vilshofen in die Donau mündende Vils, ihrer morastigen Ufer wegen ein tactisches Hinderniss. Von den rechtsseitigen Zuflüssen ist die Alz, der Abfluss des Chiem-Sees, erwähnenswerth, die reissende und nirgends durchwatbare Salzach militärisch wichtig. In ihrem Ober- und Mittellaufe das Pinzgau und Pongau durchfliessend, tritt sie beim Schlosse Hohenwerfen in eine zwei Stunden lange, tiefe Felsschlucht, an deren nördlichem Ausgange die Sperrbefestigung des Passes Lueg lag. Von da an öffnet sich das Thal und bildet von Salzburg ab eine über drei Stunden breite, von den rechten Thalhängen beherrschte Ebene durch deren hochstämmige Auen der meist in mehrere Arme getheilte Fluss dahineilt. Thalwärts wurde derselbe von Hallein an befahren, Brücken bestanden bei Salzburg, Laufen und Burghausen. Unterhalb Salzburg fliesst der Salzach die Saalach zu, bis Reichenhall in einem steilen Thale, von Lofer nicht mehr furthbar.

Die Traun durchfliesst das Salzkammergut in einem engen felsigen Thale, welches nur bei Ischl eine kleine Thalebene aufweist. Auch nach ihrem Austritte aus dem Traun-See bei Gmunden, bis gegen Lambach, an welch' beiden Orten die linke Ufergegend dominiert, bildet das Thal ein enges Defilé. Bei Lambach, wo die reissende Agger aus dem Atter-See mündet, breitet sich links die Welser-Haide aus, während rechts ausgesprochene Thalbegleitungen

steil gegen die schmale Thalebene abfallen und das linke Ufer bis zur Mündung in die Donau beherrschen. Der Fluss war nur flossbar, von Wels abwärts nicht mehr zu durchfurthen.

Der letzte der bedeutenden Donau-Nebenflüsse am rechten Ufer, die von Steyr abwärts schiffbare Enns ist auch nach dem Austritte aus der wilden Felsschlucht des „Gesäuses", von Hieflau an durch ihre Wassermasse und die steilen bewaldeten, schwer gangbaren Thalhänge ein bedeutendes Hinderniss. Erst von Steyr an, wo der reissende, in seinem Unterlauf ohne künstliche Mittel nicht passierbare Fluss gleichen Namens einmündet, fliesst die Enns in einer bei vier Kilometer breiten und gangbaren Thalniederung, welche von Steyr bis Ernsthofen-Kronsdorf, bei welchen Orten sich Furthen befanden, von den rechtsseitigen, von da abwärts hingegen von den linken Hängen beherrscht wird.

Die übrigen in Betracht kommenden Donau-Zuflüsse am rechten Ufer, die Ybbs, Erlaf und Traisen sind Gebirgswässer, in raschem Laufe dem Strome zueilend und bei hohem Wasserstande nicht zu durchfurthen.

Die linksseitigen Nebenflüsse der oberen Donau sind ziemlich unbedeutend: die Wörnitz durchzieht das Nördlinger-Ried, welches bei nasser Jahreszeit nur auf den gebahnten Strassen gangbar war. Die Altmühl, damals noch jeder Canalisierung bar, überfluthete häufig ihr, innerhalb des Durchbruches durch den fränkischen Jura von Pappenheim bis zur Mündung, zwischen felsigen Wänden eingeengtes Thal. Die bei günstigem Wasserstande mit kleinen Schiffen zu befahrende Naab fliesst bis zur Einmündung der Vils in einem breiten, wohlcultivierten Thale, weiter abwärts in einer felsigen Furche; der von Cham an flossbare Regen zwischen tief eingeschnittenen, rechts dominierenden Hängen.

Bodenproduction.

Bayern besass beiderseits der Donau, in Nieder-Bayern und dem oberen Theile der Ober-Pfalz, einen Getreideboden, der zu den vorzüglichsten ganz Europas zählte und dessen Producte nicht nur den eigenen Bedarf, sondern auch den Abgang in den angrenzenden sterileren Gebirgsländern, so namentlich Tyrol, deckten. In dem mehr gebirgigen Ober-Bayern, dann im östlichen Theile der Pfalz begünstigten die ansehnlichen Wälder und Weiden eine treffliche Viehzucht, welche mit dem Ackerbau den Haupternährungszweig der Bewohner Bayerns ausmachte; in den tiefer gelegenen

Landestheilen lieferte auch der Obst- und Hopfenbau eine einträgliche Ernte.

Die Salzwerke zu Reichenhall und Traunstein waren sehr ergiebig; der Bergbau lieferte Silber, Kupfer, Blei und Eisen; selbst etwas Gold wurde damals noch in der Donau, dem Inn und der Isar gewaschen.

Im Erzherzogthum Oesterreich war das Land unter der Enns von der Natur reich gesegnet. „Das Land ist vortrefflich angebaut und scheint ein Garten zu sein. Die Hügel sind mit Wein bedeckt und in den Thälern erblickt man blumenreiche Wiesen, Safrangärten, Weizen- und Hirsefelder. Wohin man nur das Auge kehrt, sieht man Landhäuser, Schlösser und Landgüter".[1])

Nieder-Oesterreich producierte auch im fruchtbaren Hügellande beiderseits der Donau und im Marchfelde Getreide im Ueberflusse und hatte viele vorzügliche Weine, die auf dem ganzen Continente gesucht waren und deren Erträgniss jährlich auf zwei Millionen Gulden geschätzt wurde. Im Donau-Thale gedieh eine Fülle herrlichen Obstes und der zwischen der Erlaf und Melk gebaute Safran gehörte zu dem besten Europas.

Ober-Oesterreich zeichnete sich durch eine hochentwickelte Viehzucht aus, für welche es in den herrlichen Triften und dem ausgezeichneten Kleebau die günstigsten Bedingungen besass. Aber auch der infolge der Boden- und klimatischen Verhältnisse naturgemäss minder ergiebige Feldbau war wohlbestellt. Im Salzkammergute wurde eine unerschöpfliche Menge von Salz gewonnen, mit welchem nicht nur die Erblande versorgt, sondern auch ein schwunghafter Handel in das Ausland betrieben wurde [2]).

Das Churfürstenthum Bayern.

Politische Verhältnisse.

Der churfürstlich bayerische Besitz bestand aus dem Herzogthume Bayern (Ober- und Nieder-Bayern), dann dem Herzogthume der Ober-Pfalz und umfasste einschliesslich der im schwäbischen Kreise gelegenen Herrschaften Wiesensteig und Mindelheim ungefähr

---

[1]) Büsching, Erdbeschreibung.

[2]) Die Ischler und Hallstätter Salzwerke nahmen schon im XII. Jahrhunderte ihren Anfang. Das dort gewonnene Salz wurde auf den eigens gebauten schmalen und langen Salzschiffen die Traun über den Traunfall herab nach Mauthausen gebracht, von wo es theils per Achse nach Böhmen, theils auf dem Wasserwege der Donau nach Wien, oder stromaufwärts in das Reich gieng.

730 Quadratmeilen, war daher fast nur die Hälfte des jetzigen Königreiches Bayern. Die auf 1,300.000 Einwohner geschätzte Bevölkerung bekannte sich fast ausnahmslos zum römisch-katholischen Glauben. Verhältnissmässig sehr dicht waren die ebenen Gebiete des Landes bevölkert, während im gebirgigen Theile desselben wohl kaum mehr als 1000 Seelen auf einer Quadratmeile wohnten.

Die innerhalb der Grenzen des Churfürstenthums gelegenen fremden Territorien, deren Besitzer auch Stände des bayerischen Kreises des Römischen Reiches bildeten, waren: Das Hochstift Freising mit der an Tyrol angrenzenden Grafschaft Weidenfels, das Hochstift Regensburg, die gefürsteten Abteien Niedermünster, Obermünster und zu St. Emeran, sämmtliche drei zu Regensburg, das Hochstift Passau, welches an Böhmen und Ober-Oesterreich grenzte und im letzterem, wie im Lande unter der Enns zahlreiche Besitzungen hatte; die pfälzischen Churfürstenthümer Neuburg (mit der Herrschaft Ehrenfels) und Sulzbach, die gefürstete Landgrafschaft Leuchtenberg, die gefürstete Grafschaft Sternstein, die Herrschaften Sulzburg und Pyrbaum, Hohenwaldeck, Breiteneck, endlich die Reichsstadt Regensburg.

Vom Erzstifte Salzburg, welches auch ausgedehnte Besitzungen in Kärnthen, Steyermark und Nieder-Oesterreich inne hatte, lag ein kleines Gebiet mit der Stadt Mühldorf innerhalb des churfürstlich bayerischen Territoriums [1]).

Bayern hatte eine landständische Verfassung und der Ausschuss, der aus den Prälaten, Rittern, dem Adel- und Bürgerstande bestehenden Stände, die sogenannten „Verordneten", kam regelmässig jedes Jahr in München zusammen.

Wohnorte. Befestigungen und deren Bedeutung.

Das Churfürstenthum, fast ausschliesslich von einer Ackerbau treibenden Bevölkerung bewohnt, besass nur eine geringe Anzahl von Städten, die aber auch hier grösstentheils mit Mauer und Graben umgeben waren. Regelmässige Festungen kamen nur wenige vor. Die vorzüglichste derselben war Ingolstadt, eine neuere Festung, welche auch die nöthigen Aussenwerke besass. Dieser Platz verdankt seine Bedeutung der Lage in der Mitte der wichtigen Donaustrecke Donauwörth - Regensburg, innerhalb

---

[1]) Zu den Ständen des bayerischen Kreises gehörten ausserdem: die gefürstete Propstei Berchtesgaden und die Grafschaft Haag, welch' letztere seit 1567 im Besitze der bayerischen Churfürsten war.

welcher relativ gangbares Gelände auf beiden Ufern des Stromes liegt, somit eine eventuelle Ausnützung desselben als Manövrierlinie gestattet. Die churfürstliche Haupt- und Residenzstadt München, bei 40.000 Einwohner zählend, war mit einer bastionierten Umfassung neueren Systems und einem Wassergraben umgeben, hatte aber bei dem Mangel an irgend welchen Aussenwerken nur geringe Vertheidigungsfähigkeit.

Hingegen war im Hochstifte Passau die gleichnamige Hauptstadt und Residenz des Bischofs, zu beiden Seiten des Inns und der Donau gelegen und aus der eigentlichen Stadt, der Inn-, Ilz-Stadt, sowie den Bergfesten Ober- und Niederhaus bestehend, trotz der altartigen, in nicht besonders gutem Stande erhaltenen Werke, vermöge ihrer Lage doch ein starker und wichtiger Platz, welcher die Donau-Schifffahrt sperren konnte. Mit den kleineren alten Festungen Braunau und Schärding, dann der befestigten Stadt Vilshofen[1]) bildete Passau ein Festungsviereck, welches für eine Vorrückung im Donau-Thale von Belang war.

Die Reichs-Stadt Regensburg mit dem am linken Donau-Ufer gelegenen Theile Stadt am Hof besass alte, ziemlich ausgedehnte, aber schlecht erhaltene Befestigungen. Regensburg ist wichtig durch seine Lage an dem am weitesten nach Norden vorspringenden Donaubuge und am Vereinigungspuncte der besten und kürzesten Verbindungen aus Böhmen durch die Lücke von Taus und an der Ausmündung des kürzesten Zuganges aus Nord-Deutschland durch das Naab- und Regen-Thal in jenes der oberen Donau. Augsburg, schon damals ein bedeutender Communicationsknoten, über welchen auch eine der Hauptverbindungen zwischen Süd- und Nord-Deutschland (Reutte-Donauwörth-Nürnberg) lief und am Hindernisse des Lech gelegen, hatte eine mittelalterliche Umfassung, welcher eine bastionierte vorgelegt war.

Amberg, Rain und das stark vernachlässigte pfälzische Neuburg waren kleinere altartige Festungen. Amberg war als Schnittpunct der aus Böhmen, dem Donau-Thale und von Franken kommenden Communicationen von Bedeutung. Unter den ummauerten Städten zeichneten sich Reichenhall, Burghausen, Straubing und Deggendorf[2]) durch ihre bessere Vertheidigungsfähigkeit aus.

---

[1]) Vilshofen wurde erst im Laufe des Krieges durch passagère Werke wesentlich verstärkt.

[2]) Durch die Franzosen wurde Deggendorf im Verlaufe des Krieges zu einem sehr haltbaren place du moment hergerichtet.

Die aus Nord-Tyrol in den Thälern des Inns, der Aachen, Isar und des Lechs nach Bayern führenden Communicationen waren auf Tyroler-Boden durch eine Anzahl infolge ihrer Lage fester Pass-Sperren gesichert, wie die starke Bergfestung Kufstein, deren casemattierte Werke theilweise in den Felsen gehauen waren, die Verschanzungen am Aachenbache und bei Scharnitz (damals „Festungen" genannt), dann die Festung Ehrenberg[1]) mit der Sternschanze und Lechschanze an der Ehrenberger Klause nächst Reutte.

Auf salzburgischem Gebiete sperrten die starken Bergschlösser Hohen-Salzburg, Werfen und die Lueger Pass-Sperre den Zugang im Salzach-Thale.

Das Erzherzogthum Oesterreich.

Das Erzherzogthum Oesterreich, schon damals eines der bestbevölkerten Länder mit 2000 bis 2500 Einwohnern auf die Quadratmeile, wies nur eine Festung auf: Wien, die damals circa 170.000 Einwohner zählende Hauptstadt und Residenz der deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg. Für die Werke der Stadt war aber seit lange nichts geschehen und dieselben entbehrten bei Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges jeder Widerstandskraft und Vertheidigungsfähigkeit. Die Hauptumfassung, welche die jetzige Innere Stadt umschloss, bestand aus zwölf, theilweise mit Cavalieren und stellenweise dreifachen Flanken versehenen Basteien, welche durch einen starken Wall, dem eilf Ravelins vorlagen, verbunden und von einem sehr breiten und tiefen, beiderseits gemauerten Graben umgeben waren. Ausserhalb des Glacis lagen die mit Wall und Graben, der „Linie", umschlossenen Vorstädte.

Die Hauptumfassung war in kläglichem Zustande; die Wälle grösstentheils mit Gärten, Häusern und Gebüschen bedeckt, der Graben an vielen Stellen eingesunken. Auch die meisten detachierten Werke waren in ebensolcher Verfassung und konnten selbe laut Meldung des Festungs-Directors von Wien „auch durch 3000 bis 4000 Mann, die täglich arbeiten, nicht in zwei Monaten in einen nur mittelmässigen Stand gesetzt werden".

Man beschränkte daher das Hauptaugenmerk auf die Vertheidigungs-Instandsetzung der Hauptumfassung und begnügte sich,

---

[1]) Nach Büsching's Erdbeschreibung V. Theil, Hamburg 1789, eine sehr starke Festung.

zum Schutze der Leopoldstadt an der Spitze der Brigitta- und Mühlstein-Au, sowie hinter der Brücke am „Tabor", Redouten aufzuwerfen.

Sonst war das Erzherzogthum durch keine, den Anforderungen der damaligen Fortification entsprechende Festung geschützt. Auch das durch seine Lage im Donau-Thale und an der vorzüglichsten Vorrückungslinie des Gegners wichtige Linz, damals 17.000 Einwohner zählend, hatte nur eine altartige, wenn auch bereits unter dem Einflusse der Pulvergeschütze entstandene Befestigung aus mit Erdwällen verstärkten Mauern, an deren ausspringenden Winkeln zur Geschützvertheidigung eingerichtete Rondelle angebracht waren. Aussenwerke fehlten völlig. Die ganze Anlage, die infolge der Mangelhaftigkeit und des Zustandes ihrer Werke den Namen „Festung" nicht mehr verdiente, war überdies von dem nächsten Umterrain vollkommen dominiert und entbehrte daher bei Ausbruch des Krieges nahezu jeder Vertheidigungsfähigkeit.[1]) Ebenso besassen Enns und Steyr nur halbverfallene Stadtmauern.

Dagegen waren Schloss Klaus an der Steyer, die Schlösser Windischgarsten und Spital am Pyhrn fest und wohl vertheidigungsfähig; das Schloss Spielberg auf einer Donau-Insel westlich Mauthausen, durch seine Lage wichtig, war halb verfallen.[2])

Pressburg endlich, zu jener Zeit die erste und volkreichste Stadt Ungarns, hatte mit Gräben umgebene doppelte Mauern und das feste königliche Schloss auf dem Schlossberge.

Militärische Würdigung.

Das Thal der Donau mit der am südlichen Ufer des Stromes führenden durchlaufenden Strasse stellte auch damals die wichtigste, weil beste und kürzeste Operationsrichtung für die kriegführenden Parteien dar. Das im Allgemeinen gangbare, fruchtbare und ressourcenreiche Gelände zwischen der Donau und dem Nordfusse

---

[1]) Nach der Einnahme durch die Verbündeten wurde Linz von diesen zu einem starken place du moment umgestaltet.

[2]) Bei Beginn des Krieges wurde die Sperrung der aus dem Donau-Thale in die Steyermark führenden Pässe und Uebergänge in dem Raume von Friedberg am Wechsel bis zum Mandling-Pass in Angriff genommen. Bei Mariazell, Altenmarkt, bei Spital am Pyhrn, hier eine ausgedehnte Anlage, dann bei St. Wolfgang, Ischl und Aussee zur Sicherung des Salzkammergutes, endlich am Pass Mandling wurden passagère Befestigungen, Erdwerke, Wachhäuser und Verhaue, angelegt. Enns wurde mit einer neuen Umwallung versehen und auch die steyerische Landeshauptstadt Graz in nothdürftigen Vertheidigungszustand gesetzt.

der Alpen war günstig für die Versammlung, Bewegung und Erhaltung der Streitkräfte. Die Donau war eine vorzügliche Nachschubs- und Etapenlinie und konnten, ähnlich wie bei der Oder im schlesischen Operationsraume, auch hier die Bedürfnisse auf den meist schiffbaren Nebenflüssen landeinwärts geschafft werden.

Für eine Offensive der Oesterreicher gegen Bayern lag der Hauptsammel- und Aufmarschraum zwischen der Enns und Traun. Hier stand man auf der vorzüglichsten Vorrückungslinie des Feindes längs der Donau und deckte so die Hauptstadt; von hier konnte man entweder auf Regensburg oder auf München vorrücken und hiebei waren die beiden Flügel durch die Donau einerseits, das hohe Gebirge anderseits geschützt.

Bei der Vorrückung auf diese Operationsobjecte war der Inn, bei ersterer Richtung auch die Isar zu überschreiten. Wollte der Gegner den Inn und die untere Salzach als Vertheidigungslinie ausnützen, so kam die Strecke von Schärding bis Burghausen in Betracht. Dieselbe war jedoch ungefähr acht Meilen lang, das rechtsseitige Ufer dominierend und die vielen Auen und Inseln erleichterten auch noch dem Angreifer den Brückenschlag. Dagegen bot der Inn immerhin ein ohne künstliche Mittel nicht zu überschreitendes Hinderniss und der Vertheidiger besass in den Festungen Schärding und Braunau die Möglichkeit eines gesicherten Uferwechsels und einer activen Vertheidigung.

Die Innstrecke Oetting-Wasserburg, welche bei der weiteren Vorrückung anf München in Betracht kommen konnte, war wohl infolge des defiléartigen Thales ein Hinderniss der Bewegung, ebendesshalb und wegen Mangel einer Querverbindung am linken Ufer, dann wegen der Empfindlichkeit des rechten Flügels gegen eine Einwirkung von Kufstein her, als Vertheidigungs-Abschnitt ungünstig.

Auch die Isar bot in ihrem unteren Laufe der Vertheidigung gegen Osten keine besonderen Vortheile, da der Fluss hier schräge zur feindlichen Vorrückungsrichtung lief, in zahlreiche Arme getheilt und das rechte Ufer das beherrschende war.

Die zwischen Inn und Isar fliessende Rott und Vils boten ihres morastigen Anlandes wegen wohl Schwierigkeiten, jedoch rein localer Natur.

Eine Vorrückung auf München konnte übrigens österreichischerseits durch das Vorgehen von, wenn auch naturgemäss nur schwächeren Kräften aus dem das feindliche Gebiet umfassenden nördlichen Tyrol wirksam unterstützt werden.

Als Aufmarschraum für einen Einfall aus dem südwestlichen Böhmen nach Bayern kam die Gegend von Pilsen in Betracht. Von hier führten die Communicationen durch die Lücke von Taus an die Donaustrecke Regensburg-Straubing, ausserdem eine Strasse von Hayd in das Naab-Thal und in diesem nach Regensburg. Dieser Raum war für jene Kräfte wichtig, welche über Taus-Furth die Vereinigung mit der im Donau-Thale aufwärts rückenden Hauptkraft anstrebten. Für den Gegner erlangten diese Operationslinien ebenfalls hohen Werth, wenn er aus dem Naab- und Regen-Thale über Pilsen und Prag die Vereinigung mit einem von Norden oder Nordosten in Böhmen eingedrungenen Verbündeten suchte oder falls er nach Passierung der Moldau bei Budweis, die weitere Vorrückung auf Wien beabsichtigte.

Eine ähnliche Wichtigkeit konnte die Strasse Passau-Strakonitz-Pisek oder Budweis, namentlich aber die Hauptverbindung Linz-Budweis gewinnen. Daraus resultierte auch die Bedeutung des Raumes von Budweis als des einen Endpunctes dieser Rocadelinie und als Kreuzungspunct der Linien Prag-Linz und Pilsen-Krems-Wien. Ebenso musste Linz bei den kriegerischen Ereignissen eine bedeutende Rolle spielen. Es sperrte die Vorrückungslinien längs der Donau und war der Ausgangspunct für das Verschieben von Kräften aus dem Donau-Thale in das südliche Böhmen; entsprechend befestigt, bot dieser Platz auch einen Flügelstützpunct für die Vertheidigung der Traun und Enns und eine Gefährdung des linken Flügels des gegen diese Vertheidigungs-Abschnitte vorrückenden Angreifers.

Für den Gegner, welcher im Donau-Thale auf dem rechten Ufer des Stromes gegen Wien vorzurücken beabsichtigte, lag der Haupt-Sammel- und Aufmarschraum hinter dem Inn und auch er hatte bei seiner Offensive Flusslinien, wie die Traun und Enns, zu überschreiten.

War die Traunlinie auch wegen ihrer grossen Länge (von Lambach bis zur Mündung 45 Kilometer), der schrägen Lage zur Vorrückungsrichtung des Feindes und der daraus resultierenden Exponiertheit des linken Flügels, der überdies auch leicht umgangen werden konnte, für die Oesterreicher minder günstig, so bot dagegen die Enns in der Strecke von Ternberg bis zur Mündung in die Donau, einen sehr guten Vertheidigungs-Abschnitt. Dreissig Kilometer lang, liegt er senkrecht zu den beiderseitigen Verbindungen, das rechte Ufer dominiert zumeist und eine Umgehung des linken Flügels

war nur durch eine weit ausholende Bewegung über Windischgarsten auf Altenmarkt möglich; doch konnte eine dorthin detachierte Gruppe oder eine Befestigungs-Anlage auf dem hiefür günstigen Puncte diesen Nachtheil paralysieren.

Die Ybbs, Erlaf und Traisen sind zu unbedeutende Wasserlinien, um eine grössere militärische Wichtigkeit zu gewinnen, so dass der Gegner nach Ueberschreiten der Enns ungehindert auf Wien vorstossen konnte, wo nur unmittelbar vor der Hauptstadt der Wiener-Wald dem Widerstande behufs Zeitgewinn eine Stütze bot.

Die Ausnützung der Donau als Vertheidigungslinie, um den Gegner zu hindern, aus dem südlichen Donau-Thale auf den nördlichen Kriegs-Schauplatz zu rücken, konnte nur in den Strecken Linz-Mauthausen und Krems-Tulln, wo Brücken über den Strom führten und von diesem sodann Communicationen in nördlicher, beziehungsweise nordwestlicher Richtung weiterführten und innerhalb welcher Abschnitte sich beiderseits offenes und gangbares Terrain ausbreitete, in Betracht kommen. Eine active Vertheidigung war freilich auch hier wegen Mangel an befestigten, also gesicherten Uebergängen nicht möglich.

Verkehrs-System.

Die grossen Verkehrsrouten.

Die grossen Routen, längs welchen sich auf den geschilderten Gebieten der internationale und Weltverkehr, insofern zur damaligen Zeit davon die Rede sein konnte, bewegte, liefen in der Richtung Nord-Süd aus dem norddeutschen und sarmatischen Flachlande durch Schlesien und Mähren an die Donau bei Wien und von hier weiter durch Inner-Oesterreich an das Gestade der Adria oder durch das Saale- und Naab-Thal an die Donau bei Regensburg und weiter durch Tyrol oder Graubündten in die Po-Ebene nach Venedig und Genua.

In der Richtung West-Ost folgte der Verkehr der wichtigen und belebten Wasserstrasse der Donau oder jenen Verbindungen, welche vom Rhein entweder im Main-Thale oder nördlich des deutschen Mittelgebirges und weiter entlang der nördlichen Gebirgsumwallung Böhmens über Dresden-Leipzig nach Polen führten.

Der grosse Verkehr wich also dem böhmischen Gebirgsmassiv aus; immerhin war das Land seiner Lage wegen nicht gänzlich zu vermeiden und Prag zog als Stapelort aus dem lebhaften Transito-

handel zwischen Wien-Berlin und Linz-Hamburg, zwischen Berlin und Regensburg oder Eger bedeutende Vortheile.

Wirft man einen Blick auf die Bedeutung und Entwicklung der Verkehrswege in den österreichischen Ländern, so hatte sich schon seit alter Zeit ein lebhafter Verkehr aus dem Innern Böhmens gegen Südost auf Wien entsponnen, da in dieser Richtung keine nennenswerthen Hindernisse zu überwinden waren und die Donau als hochwichtige und vielbegangene Verkehrsstrasse eine grosse Anziehung ausübte. Je weiter sich die Verhältnisse nach der politischen Vereinigung Böhmens mit Oesterreich entwickelten, eine umso höhere Bedeutung für Krieg und Frieden und umso mehr Ausbildung erfuhr das Strassennetz, welches zwischen Wien-Krems und Pardubitz-Prag diesem Verkehre diente. Neben diesen Linien verband der Verkehrsweg der Mährischen Pforte nicht nur Schlesien und Mähren mit dem Herzen der Monarchie, sondern war seit jeher eine weltbedeutende Völkerstrasse, auf welcher schon die römischen Kaufleute den Bernstein der Ostsee und andere Waaren bezogen hatten und welche später von den Schwärmen der Völkerwanderung ebenso benützt wurde, als von den österreichischen Herzogen auf ihren Preussenfahrten, von den Mongolen, Schweden, Polen unter Sobieski und vielfach später noch.

Ausser den Verbindungen zum Wiener Becken hat speciell Böhmen noch zwei wichtige Ausgänge und Wege in das Donau-Thal. Der eine, grösstentheils Wasserverbindung, führt von Prag entlang der Moldau über Budweis nach Linz, der andere ebenfalls von Prag durch's Beraun-Thal nach Pilsen und von hier durch die breite und tiefe Depression von Taus nach Regensburg.

Für die Entwicklung der anderen Verkehrswege war die Lage des meistcultivierten nördlichen Theiles von Böhmen zu anderen communications- und productenreichen Gebieten (Rhein-Thal, Sachsen, die Ostseeländer, Schlesien und Polen) massgebend, welche natürliche Anziehungspuncte für den Handel bildeten. So führte von Prag über Saaz durch das Eger-Thal ein Ausgang nach Eger und von da durch das Main-Thal zum Rhein. Wegen der Beschwerlichkeit des Eger-Thales und der angrenzenden Gebiete war diese Richtung aber minder begangen.

Den natürlichen Zugang nach Sachsen bildete der Elbe-Durchbruch. Hier gieng ein lebhafter Schiffsverkehr; eine Strasse aber wurde der grossen Schwierigkeiten und leicht möglichen Absperrung wegen nicht angelegt. Nachdem auch das angrenzende Elbsandstein-Gebirge infolge des sehr zerrissenen Terrains zu vermeiden

war, so sah sich der Verkehr am linken Elbe-Ufer über das hier schon minder hohe Erz-Gebirge zwischen die Richtungen Prag-Dresden und Prag-Leipzig gewiesen, wo denn auch unter dem Impulse verschiedener Industrien ein verhältnissmässig reiches Strassennetz entstand.

Noch höhere Bedeutung beanspruchte jedoch die Senke von Reichenberg, da hier die kürzeste Verbindung von Wien nach Berlin und weiter an die Ostsee führte.

Ein letztes wichtiges Passageland stellte endlich die Depression von Trautenau dar, welche seit alten Zeiten in der kürzesten Richtung friedlichen und kriegerischen Verkehr zwischen den Czechen einerseits, Schlesiern und Polen anderseits vermittelte. Aber auch der kürzeste Weg von Wien nach Breslau führte über Glatz und auf dieser Linie erreichte man am leichtesten jene Verbindungen, die aus Böhmen in das Wiener Becken führen.

Dies sind jene wichtigen Richtungen, in welchen sich, den Bedürfnissen des Verkehrs entsprechend, aus Saumwegen nach und nach reich verzweigte Strassenzüge entwickelten.

Im Innern von Böhmen waren Prag, Pilsen, Budweis und Königgrätz, in Mähren Brünn und Olmütz, in Schlesien Breslau, Neisse und Grossglogau, in Sachsen Dresden, Leipzig und Torgau die Mittelpuncte des Verkehrsnetzes.

Das Strassenwesen.

Mit den Strassen war es freilich noch in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts schlecht bestellt; Chausséen nach heutigen Begriffen gab es damals überhaupt nicht. Die als Poststrassen benützten Wege, welche für die Operationen grösserer Heereskörper vor Allem in Betracht kamen, waren bis zu zehn Meter breit und vielfach so ziemlich von derselben Beschaffenheit, wie das umliegende Gelände, von dem sie oft nicht einmal durch Baumreihen oder Gräben geschieden waren. Die Instandhaltung der Strassen war zumeist, wie auch in Oesterreich, Sache der betreffenden Länder, welche sie wieder den angrenzenden Grundbesitzern überliessen und geschah durch Einwerfen von Steinen und Faschinen, um allzugrosse Vertiefungen auszufüllen. Eine Aufsicht hierüber durch den Staat fehlte damals beinahe noch gänzlich. Erfüllte ein Besitzer seine Pflicht nicht, so war der Reisende berechtigt, an der betreffenden Stelle über den Acker desselben auszubiegen.

Dieser Zustand der Strassen, der im Winter, im Gebirge und bei ungünstiger Witterung sich noch entsprechend verschlimmerte

und bei der Abhängigkeit der Heere von einem geregelten Verpflegsnachschube weitaus mehr in's Gewicht fiel, darf bei Beurtheilung der damaligen Kriegsweise nicht aus dem Auge gelassen werden, namentlich dann nicht, wenn es sich um den Vergleich mit der Schnelligkeit der Operationen einer späteren Zeit handelt.

Die Anlage von Chausséen fällt erst in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurde dann aber rasch und in grossem Umfange in Angriff genommen.

Am besten bestellt war das Strassenwesen in den chursächsischen Landen, wo bereits über churfürstliches Patent vom Jahre 1722 die Landstrassen genau abgemessen und mit grossen und kleinen steinernen Postsäulen oder Meilenzeigern versehen worden waren.

Auch in den österreichischen Ländern, wo die Kunststrasse über den Semmering schon im Jahre 1728 angelegt wurde, wendete die Regierung dem Strassenbaue ihre Obsorge zu. So war das Erzherzogthum Oesterreich mit dem nördlichen Theile des Reiches durch drei grosse, gut angelegte Kunststrassen verbunden, die Kaiser Carl VI. in die vorliegenden Gebirgslandschaften hatte hineinbauen lassen. Es waren dies die nach ihm benannten „Kaiserstrassen", welche durchschnittlich 6 Meter breit, mit Schotter und Bruchsteinen eingeschlagen und mit theils gemauerten, theils hölzernen Brücken versehen waren. Sie führten von Linz über Budweis nach Prag und von Wien über Iglau nach Königgrätz und über Brünn nach Olmütz. Doch erst 1751 wurden Veranstaltungen getroffen, diese Strassen zu Chausséen umzubauen. Gefördert war die Entwicklung des Strassennetzes durch den beträchtlichen Waarendurchzug, der auf selben gieng und durch das Postwesen, welches sich speciell in Oesterreich in guter Verfassung befand.

Mit der Post fuhr man auf der Extrapost, oder dem gewöhnlichen Postwagen, der Diligence. Wöchentlich einmal fuhr die Postkutsche von Wien durch Mähren nach Prag und von hier ebenfalls einmal in der Woche nach Sachsen. Alle vierzehn Tage gieng die Reichs-Diligence von Prag über Pilsen-Waldmünchen nach Regensburg. Ausser der Post gab es noch eine Menge von Landkutschen und wurde mit solchen die Reise von Wien nach Prag gewöhnlich in sechs Tagen gemacht.

Das weitverzweigteste und dichteste Strassennetz besass das handeltreibende und hochcultivierte Schlesien, doch waren auch diese Strassen bei nasser Witterung und dort, wo sie über die

schwarze Erde führten, fast unpractikabel und die Fuhrleute klagten sehr, dass sie insbesonders auf der Schweidnitzer-, Reichenbacher-, Frankensteiner-, Strehlischen- und Bohrauer- „Strasse" auf einer sogenannten „schwarzen Meile" bisweilen wohl einen ganzen Tag, ja noch länger zubringen müssten.[1])

In Bayern, wo die Natur dem Verkehre keine wesentlichen Hindernisse entgegenstellte, war die Menge der Verbindungen, wie dies die Landkarten aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts darstellen, eine von der gegenwärtigen nicht wesentlich verschiedene und sollen selbe nach dem Zeugnisse von Reisenden zu den besseren gehört haben.

Besonders fühlbar machte sich der Mangel an Kunststrassen in den Alpen. Der Handel Venedigs mit Deutschland hatte zwar schon in uralten Zeiten die Strassen im Etsch-Thale und über den Brenner-Pass geschaffen, allein diese waren theilweise in recht schlechtem Zustande, nur für die üblichen Güterkarren fahrbar und über den Brenner äusserst beschwerlich. Die Ueberschreitung der Pässe in der nördlichsten Kette der rhätischen Alpen bei Reutte, Scharnitz, am Aachenbach und bei Kufstein bot dagegen weniger Fährlichkeit und die erste und letzte derselben, in der Route der grossen Handelswege nach Ulm und Augsburg einerseits, Regensburg, Nürnberg und Leipzig anderseits gelegen, wurde lebhaft benützt.

Ausser durch die genannten Pässe führten nur Saumpfade über die Alpen und der Kärrner war, wenn er selbe passieren musste, gezwungen, sein Fuhrwerk zu zerlegen und dieses, wie auch die Fracht, auf Saumthieren verladen, in das nächste Thal zu schaffen.

Am weitesten im Strassenwesen war Preussen zurück, welches erst im Jahre 1787 die erste Chaussée erhielt. Wie selbst Friedrich II. die Interessen des Verkehrs verstand, geht aus seiner Aeusserung hervor: „Je schlechter die Strassen, desto länger müssten die Fuhrleute im Lande verweilen, desto mehr Geld liessen sie darin zurück"[2]).

Wasserstrassen und Schifffahrt.

Bei der Unvollkommenheit der Landverbindungen gewannen damals die Wasserstrassen, namentlich als Bahnen des Güterverkehres, eine erhöhte Bedeutung. Drückende Hemmnisse für den

---

[1]) Büsching.

[2]) Biedermann, Deutschland im XVIII. Jahrhundert. Leipzig 1854.

Verkehr auf den Flüssen waren aber die hohen Zölle, eine Haupteinnahmsquelle des Landesherrn, mit einer Unmasse von Zollstätten.[1])

Eine weitere Erschwerung der Schifffahrt waren die Stapelrechte, durch welche die verschiedenen Städte und Länder den Verkehr gewaltsam an sich zu fesseln suchten. So konnte ein Regensburger Schiffer zwar jede beliebige Waare nach Wien verschiffen, allein von da zurück war ihm nur gestattet, österreichische Weine zu laden. Der Wiener Schiffer durfte nur bis Regensburg, der Regensburger stromaufwärts nur bis Ulm fahren; stromabwärts dagegen mussten beide leer zurückkehren. Auf der Elbe übte Magdeburg sein unerbittliches Stapelrecht, auf der Moldau besass dasselbe die Stadt Budweis.

Die Frachtschiffe auf der Donau waren damals noch von sehr unvollkommener Bauart, ungetheert, ohne Masten und Segel, blos zum Rudern stromabwärts und zum Ziehen durch Pferde stromaufwärts eingerichtet. Für die Reise auf der Donau von Regensburg bis Wien, wozu man mit der gewöhnlichen Gelegenheit, dem jeder Bequemlichkeit baren Marktschiff, ungefähr sechs Tage brauchte, zahlten sogenannte „gemeine" Leute zwei Gulden oder einen Conventionsthaler, dagegen „gepuderte" oder Leute von Distinction einen Ducaten.

Handel, Gewerbe und Industrie.

Was Handel und Gewerbe anbelangt, so lagen selbe zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts in Deutschland infolge der fortwährenden Kriege, des Niederganges der grossen Reichsstädte, des Mangels einer einheitlichen Handelspolitik und der Umgestaltung der allgemeinen Verkehrsverhältnisse durch Bevorzugung des leichteren Seeweges vor den beschwerlichen und langsamen Landwegen fast allerwärts tief darnieder und fiengen nur allmählich wieder an, sich zu heben.

Die oberdeutschen Reichsstädte.

Die einst so reichen und mächtigen Reichsstädte Augsburg, Nürnberg, Ulm und Regensburg, ehemals die Brennpuncte des

[1]) Am Main allein z. B. zählte man von Bamberg bis Frankfurt (eine Strecke von ungefähr 25 Meilen) 33 Zollstätten. Auf der Donau, wo die Zölle verhältnissmässig sehr gering waren, zahlte man von Regensburg bis Passau 24 Kreuzer für den Centner bayerischen Zoll, in Passau 30 Kreuzer bischöflichen und ebensoviel von da bis Wien österreichischen Zoll, also im Ganzen, auf einer Strecke von 120 Stunden, 1 Gulden 24 Kreuzer.

deutschen Handels, waren kaum noch ein Schatten ihres früheren Glanzes. Das stolze Augsburg, die Stadt der Fugger, in dessen Mauern sich einst die Waarenzüge aus der Levante und die aus Flandern, England und Skandinavien begegnet hatten, war nur noch Mittelpunct eines Verkehres, der sich zwischen Oesterreich, Schwaben, der Schweiz und dem nördlichen Italien hin und her bewegte. Seine Kunst war im Sinken und seine Industrie, namentlich die früher so blühende Weberei, hielt sich nur mit Mühe gegen die fremde Concurrenz aufrecht.

Auch für Nürnberg waren die glänzenden Zeiten seines Reichthums und seiner weltberühmten Kunst längst vorüber. Für die ehemalige üppige Handelsblüthe suchte man jetzt Ersatz in einer, wenn auch nicht unergiebigen, so doch kleinlichen Industrie (Nürnberger-Waaren), dann in gewissen Zweigen des Buch- und Kunsthandels, namentlich dem Landkartendruck, welch' letzterer in dem von Joh. Bapt. Homann im Jahre 1702 gegründeten grossen Kunstinstitute gepflegt wurde. Die dort hergestellten Karten, allerdings meist Copien niederländischer und französischer Originale, gewannen infolge ihrer Billigkeit bald eine ausserordentliche Verbreitung und behaupteten durch mehr als ein halbes Jahrhundert ihren Ruf.

Schlimmer ergieng es durch die geänderten Verkehrsverhältnisse den Städten Ulm und Regensburg. Mühsam behauptete Ulm einen Rest des früher viel bedeutenderen Binnenhandels nach Italien und Regensburg musste froh sein, durch die regelmässige Versammlung des Reichstages in seinen Mauern sich eine Erwerbsquelle erschlossen zu sehen.

Was den Verfall des Handels und der Gewerbe dieser oberdeutschen Städte hauptsächlich beschleunigte, waren die Zolllinien, welche infolge der Handelspolitik der benachbarten Landesherren bald von allen Seiten rings um die Reichsstädte emporstiegen und ihnen den Absatz ihrer Waaren, wie die Freiheit des Verkehres verkümmerten. So entstanden neue Mittelpuncte des Verkehres und der industriellen Thätigkeit in den Residenzen und Hauptstädten, selbst in manchen Landstädten der grösseren fürstlichen Territorien. Hier wurde die heimische Industrie im Sinne des Colbert'schen Mercantilsystems durch Unterstützung von Staatswegen und durch ein System der Absperrung gegen die Nachbarländer gefördert und fand in der eigenen zahlreichen Bevölkerung einen genügenden Markt für den Verbrauch ihrer Erzeugnisse.

Auf diese Weise rückte der Schwerpunct des industriellen Lebens, der früher in Ober-Deutschland geruht hatte, jetzt mehr und mehr nach Osten und Norden, nach Oesterreich und Preussen.

Die österreichischen Erblande.

In ersterem Staate war schon die Regierung Kaiser Leopold I. bemüht gewesen, dem Handwerke aufzuhelfen, eine Industrie in das Leben zu rufen, Fabriken zu errichten und die Handelsthätigkeit zu wecken. Man trachtete, die Verarbeitung der heimischen Rohproducte im eigenen Lande zu fördern, die Seidenmanufactur ward 1669 eingeführt, der Verbrauch und die Einfuhr fremder Waaren möglichst eingeschränkt und Anstrengungen gemacht, die Ausfuhr zu heben. Alle diese Bemühungen waren jedoch von wenig Erfolg begleitet, da die Jahre des spanischen Erbfolgekrieges den Industrie- und Handelsunternehmungen nicht günstig gewesen, so dass zur Zeit Kaiser Carl VI., als die Regierung nach glücklich beendetem Türkenkriege der friedlichen Thätigkeit der Staatsbürger ihre Aufmerksamkeit wieder zuwandte, eigentlich von neuem begonnen werden musste.

Im Anschlusse an den Passarowitzer Frieden war zwischen Oesterreich und der Türkei ein Handelsvertrag geschlossen worden, kraft welchem den Unterthanen beider Reiche der freie Handel zu Wasser und zu Lande unter Zusicherung gegenseitiger Zollbegünstigungen gestattet war. Ferner wurde bestimmt, in welchen Städten des osmanischen Reiches der Kaiser Consuln, Dolmetsche und Agenten bestellen dürfe.

Mit Patent vom 18. März 1719 wurden Triest und Fiume zu Freihäfen erklärt und so der Grund zum Aufblühen dieser Handelsplätze gelegt.

In innigem Zusammenhange damit stand die Gründung der kaiserlich privilegierten orientalischen Compagnie, ein für die damalige Zeit mit ihren engen und beschränkten Anschauungen grossartiges Unternehmen.

Diese Compagnie war ein Actien-Unternehmen, an dem sich auch die Wiener Stadt-Bank betheiligte, mit Antheilscheinen zu 1000 Francs, deren Director vom Kaiser als oberstem Protector ernannt wurde. Sie sollte den Handel mit der Türkei zu Lande und auf der Donau treiben, von Triest, Fiume und Buccari aus, in welchen Plätzen Magazine und Lazarethe, in ersterem Hafen auch ein Schiffsbauplatz angelegt wurden, den Producten und Manufacturen der Erblande ein Absatzgebiet nach der Levante,

dann nach Sicilien, Neapel und Portugal eröffnen, den Handel mit dem Orient speciell, welchen bis dahin ausschliesslich die Venetianer innehatten, in die österreichischen Länder lenken. Auch neue Industrien und Manufacturen wurden von der Compagnie durch Berufung fremder Meister, wie Arbeiter und Errichtung von Fabriken in das Leben gerufen und dadurch die commercielle und industrielle Unabhängigkeit vom ausländischen Markte angestrebt.

Wenn auch alle diese Unternehmungen mit grosser Energie in Angriff genommen und durch die Fürsorge des Kaisers unterstützt wurden, auch einzelne Zweige derselben den österreichischen Ländern bedeutenden Nutzen brachten, so hatte doch die orientalische Compagnie gegen zu grosse Hindernisse anzukämpfen, um prosperieren und mit Erfolg die auswärtige Concurrenz bestehen zu können.

Die Feindschaft der Venetianer, die ungünstigen Weg- und Mauthverhältnisse [1]), die Unvollständigkeit der Einrichtung in den Seehäfen [2]), die Unsicherheit der Justiz, die Gegnerschaft der Kaufleute und mancher Behörden, welche oft genug den guten Intentionen der Regierung entgegenarbeiteten, die allzugrosse Selbstständigkeit der einzelnen, ein eigenes Zollgebiet ausmachenden Provinzen liessen eine gedeihliche Entwicklung nicht aufkommen. Der grossartige Betrieb und die grosse Zahl der gleichzeitigen Unternehmungen mit einem verhältnissmässig geringen Fond waren ebenfalls eine Ursache des Niederganges und das Fehlschlagen der Lotterie, welche der Compagnie einverleibt war, raubte ihr den Credit.

So siechte dieses kühne und weit über die Grenzen der damaligen Zeit angelegte Unternehmen dahin und löste sich nach dem Tode Carl VI. ganz auf.

---

[1]) So war die Hauptstrasse von Wien nach Triest im Jahre 1740 stellenweise noch in sehr schlechtem Zustande; über manche der von ihr übersetzten Wasserlinien fehlten die Brücken, so dass die Waaren abgeladen und mit Kähnen überführt werden mussten. Ueberhaupt waren nur bis Planina Vorkehrungen für die Unterkunft und Verpflegung der Waarenzüge vorhanden und bei diesem Orte endete auch der Postverkehr. Auch die Mauthverhältnisse lagen sehr im Argen; in den österreichischen Ländern gab es damals dreierlei Arten von Mauthen: landesfürstliche, landständische und private. So bestanden z. B. auf der Linie Neudorf-Wr. Neustadt-Schottwien allein fünf Privatmauthen, wo die Waaren angehalten, visitiert und verzollt wurden.

[2]) Triest hatte bis 1750, wo der grosse und prächtige Molo gebaut wurde, nur eine Rhede.

Dieser Monarch aber, der seine ganze Regierungszeit über an der Hebung der Industrie und besonders des Handels in Oesterreich gearbeitet, hat sich mit der orientalischen Compagnie, so wenig sie auch seinen Intentionen zu entsprechen vermochte, ein erhabenes Denkmal seiner Regententhätigkeit gesetzt. Unter ihm hatte sich die inländische Industrie zur Concurrenz mit der auswärtigen vorbereitet und war versucht worden, eine den westeuropäischen Ländern ähnliche handelspolitische Organisation zuwege zu bringen. Und wenn man weiters auf das Chaos blickt, das früher in Bezug auf das Zollwesen geherrscht hatte, so muss man die verhältnissmässige Ordnung, welche auch hier beim Tode Carl VI. bestand, einen bedeutenden Fortschritt nennen: es war damit der Grund zum Aufschwunge der Industrie und des Handels Oesterreichs unter der Kaiserin Maria Theresia gelegt worden.

Die Reichshauptstadt Wien war, begünstigt durch die politischen Verhältnisse und ihre geographische Lage am Zusammenstosse dreier Gebiete von natürlicher Sonderstellung: der österreichischen Alpenländer, Böhmens und Ungarns, in relativer Nähe zum Adriatischen Meere und am Kreuzungspuncte zweier Strassenzüge, welche seit jeher von der grössten Bedeutung gewesen, nämlich der schon zur ältesten Zeit befahrenen Salz - Donau-Strasse und der bereits von den Etruskern benützten Bernstein-Adria-Strasse, im Laufe der Zeit der Mittelpunct eines ausgebreiteten Handelsverkehres geworden. Sowohl zu Lande, als auf der Donau giengen die Waarendurchzüge von dem Litorale und aus Ungarn in das Deutsche Reich,.

Schon im XVI. Jahrhunderte hatten sich in Wien die sogenannten „Niederläger" etabliert, Kaufleute, welche den Handel im Grossen betrieben. Später hatte Carl VI. durch bedeutende Privilegien aus den Reichsstädten viele reiche, auch protestantische Handelsleute in seine Residenz gezogen, welche namentlich in den Zeiten Maria Theresia's, als das Einfuhrverbot strenger gehandhabt wurde, ihre Speculation auf die Beförderung auch des inneren Handels richteten und zahlreiche Fabriken begründeten.

Grosse Märkte, wie die Frankfurter- und Leipziger-Messe, bestanden damals in den Erblanden noch nicht, nur in Bozen, wo der Hauptzug der Waaren aus Deutschland nach Italien und Graubündten lief, blühten seit alter Zeit die Märkte, welche vier Mal des Jahres abgehalten wurden und sich grosser Privilegien erfreuten. Sonst gab es in den österreichischen Ländern nur sogenannte Jahrmärkte, welche in den Hauptstädten der Provinzen jährlich zwei Mal

statthatten. Haupt-Stapelorte, in denen die durchgehenden Waaren „niedergelegt" und auf eine bestimmte Zeit den Landesbewohnern feilgeboten werden mussten, waren in Wien, Linz, Brünn, Prag, Eger, Troppau und Breslau.

Die Industrie der österreichischen Länder hatte ihren Hauptsitz in Schlesien, welches sich unter habsburgischer Herrschaft zur blühendsten und activsten Provinz entwickelt hatte und gegenüber den anderen Theilen des Reiches die Rolle des Fabrikanten, zugleich mit jener des Grosshändlers und Spediteurs spielte. Aus Böhmen und Mähren bezog es Wolle, Garn und geringere Leinwand, um erstere auf seinen Stühlen zu verweben und letztere mit seinen eigenen, durch Güte und Feinheit berühmten Fabrikaten in die Ferne zu senden; aus Inner-Oesterreich erhielt es Eisenwaaren und Leder, aus Ungarn Weine, Kupfer und Salz, nicht sowohl um den eigenen Bedarf, den ja das Land selbst erzeugte, zu decken, sondern um als Artikel des Zwischenhandels mit den östlichen Ländern, Polen und Russland, zu dienen. Hinwider versorgte Schlesien die übrigen österreichischen Länder mit feineren Webewaaren, wie Schleiern, Spitzen nach Brabanter Art und sonstigen Industrie-Erzeugnissen, vornehmlich Papier, die dort nur in untergeordneter Menge und Qualität gefertigt wurden, dann mit Colonialwaaren und Gewürzen, die von Hamburg den Weg nach Breslau nahmen.

Dadurch gelangten diese Länder nach und nach in einen Zustand commercieller und industrieller Abhängigkeit von Schlesien, der sich, solange diese Provinz mit Böhmen und Mähren zu einem Zollgebiete gehörte und die von dem Handel mit den anderen inländischen Territorien erhobenen Gebühren ein Geringfügiges betrugen, nicht fühlbar machte, aber drückend wurde mit der Abtretung Schlesiens.

Unter den Kunstproducten Böhmens stand die Leinen-, Woll- und Tuch-Manufactur obenan, welche hauptsächlich die Bevölkerung in den nördlichen Gebirgsgegenden, mit der Gegend von Reichenberg als Centrum, beschäftigte und eine beträchtliche Ausfuhr erzielte. Glas, welches als das beste auf dem Continente galt, wurde in grosser Menge erzeugt, ebenso waren die Spitzenklöppelei im Erz-Gebirge, die böhmischen Granaten, dann die Carlsbader Stahl- und Zinnwaaren weithin berühmt.

In Mähren hatte die Leinen- und Tuchweberei von altersher ihren Sitz, letztere vorzüglich in Iglau, Brünn und der nördlichen Gebirgslandschaft. Im Erzherzogthum Oesterreich waren Wien und Linz die Hauptcentren der Industrie und stand dort vor Allem die

Seiden- und Cattunfabrication, hier die Wollenmanufactur in hoher Blüthe. Ober-Oesterreich war auch wegen seiner Eisenwaaren berühmt, welche mit den steyerischen einen einträglichen Ausfuhrartikel bildeten.

Die Erzeugung von Waffen und Ausrüstungsgegenständen für den Heeresbedarf fand nur in verhältnismässig geringem Masse in ärarischer Regie statt. Die Lieferungen erfolgten wohl zum grossen Theile aus den Gewerken des Inlandes, doch war man noch theilweise in Bezug auf Gusseisen, Projectile, Geschützrohre u. dgl. bei dringendem Bedarfe an Lieferanten des Auslandes gewiesen. Um sich von dieser Abhängigkeit zu befreien, wurde bereits im Jahre 1704 von Seite der Hofkammer ein regerer Verkehr mit den Armaturs-Meisterschaften zu Wr.-Neustadt, Stadt Steyr und Römerstadt, dann mit den Besitzern der Eisenhämmer in Steyermark und Kärnthen angebahnt, welche Bestrebungen auch Erfolg hatten, indem gegen die Mitte des Jahrhunderts die für die Armee nöthigen Gewehre bereits ausschliesslich im Inlande, in den landesfürstlichen Gewehrfabriken zu Wien, Steyr, im Saazer Kreise, dann auch zu Mecheln in den Niederlanden, ausserdem in privaten Fabriken, wo man nebst den Feuergewehren auch Degen, Cürasse, Casquets, Säbel u. dgl. verfertigte, beschafft wurden. Ueberdies gab es auch einzelne Gewehrmacher und zahlreiche Waffenschmiede, besonders im oberösterreichischen Traun-Viertel und im böhmischen Ellbogner Kreise.

Geschütz-Giessereien waren zuerst in einigen der grösseren Zeughäuser etabliert, leisteten aber wenig Erspriessliches. Aus diesem Grunde vereinigte man 1704 sämmtliche „Stückgiesser" in Wien, wo Rohre gegossen, gebohrt, eingeschossen und geprüft wurden. Bei Beginn des Erbfolge-Krieges befanden sich jedoch nebst in Wien auch schon wieder Gussstätten in Graz, Innsbruck, Ofen und Hermannstadt, deren Erzeugnisse wegen der Genauigkeit der Ausführung und Zierlichkeit von den zeitgenössischen Fachleuten sehr gelobt wurden.

Die Erzeugung von Schiesspulver war zum Theile in den Händen von Privaten, zum Theile in der Regie des Staates. Das Ergebniss erwies sich aber nicht immer als genügend, obwohl in allen Provinzen, besonders aber in Ober-Oesterreich, zahlreiche Pulverstampfen bestanden und ohne behördliche Bewilligung Pulver nicht ausgeführt werden durfte. In der Zeit des Erbfolgekrieges war die Erzeugung wie der Verkauf des Pulvers durchaus Staatsmonopol und die einheimische Industrie hatte sich bereits vollkommen unabhängig vom Auslande zu machen gewusst.

Die Beschaffung der Materialien für die Bekleidung und Feldausrüstung des Heeres erfolgte grösstentheils in den Erblanden und die Heeresverwaltung legte auch damals stets ein grosses Gewicht darauf, nur inländisches Material zu verwenden. Die hohe Stufe der Tuchfabrikation in Böhmen und Mähren ermöglichte, die Bedürfnisse der meisten Truppen zu befriedigen und erfreute sich namentlich das Iglauer- und das „böhmische Wimmertuch" einer besonderen Beliebtheit. Auch wurden hie und da die Stoffe durch Vermittlung von Wiener Kaufleuten, aber auch von jüdischen Handelsleuten, aus England und Holland bezogen, wobei jedoch viel über den hohen Preis geklagt ward.

Preussen.

In Preussen hatte zum Aufblühen der Manufacturen schon der Churfürst Friedrich Wilhelm den ersten Grund gelegt durch die Aufnahme, welche er den aus Frankreich vertriebenen gewerbfleissigen Hugenotten gewährte und durch die Berufung von Professionisten aus der Pfalz und aus Holland. Die folgenden Regenten förderten diese Richtung und namentlich König Friedrich Wilhelm I. verwendete ansehnliche Summen zur Aufnahme gewisser Fabrikationszweige, wie der Seidenerzeugung und Wollenmanufactur. Die Ausfuhr von inländischer Wolle wurde verboten und 1713 zu Berlin ein Lagerhaus errichtet, wo den mittellosen Tucharbeitern die Wolle zum Verarbeiten hinausgegeben und die fertige Waare gegen sogleiche baare Bezahlung abgenommen wurde. Schon 1716 ward die ganze Armee aus diesem Lagerhause bekleidet. Die Leinen- und Baumwollweberei deckten dagegen kaum den eigenen Bedarf und die Industrie Preussens schwang sich überhaupt erst durch die Erwerbung Schlesiens, dieser Perle in der habsburgischen Krone, zu einer allgemeineren und höheren Bedeutung empor.

Die Schifffahrt und der Verkehr in den drei Haupthäfen Preussens, Stettin, Königsberg und Elbing, waren jedoch schon damals nicht unbedeutend und König Friedrich Wilhelm I. hatte durch Anlage von Canälen und Flussregulierungen auch die Binnenschifffahrt zu heben getrachtet.

Sachsen.

In Sachsen kümmerte sich die Regierung nicht so planmässig, wie in Oesterreich und Preussen um Handel und Gewerbe. Der üppige Hof Friedrich August I. und II., der dadurch in den

höheren Ständen eingerissene Luxus und die durch beides in Umlauf gesetzten Capitalien hatten wohl einen künstlichen Aufschwung gewisser Gewerbszweige, wie z. B. der Seidenweberei hervorgerufen, der jedoch nicht von langer Dauer war.

Dagegen besass Sachsen die Bedingungen einer dauernden Handels- und Gewerbeblüthe in seiner günstigen geographischen Lage zwischen dem Westen und Osten, Norden und Süden Europas, in der verhältnissmässig vorgeschrittenen Bildung und Betriebsamkeit seiner Bewohner, in dem alten Flor seiner Leipziger Messen und der reichen Ausbeute seiner mineralischen Schätze.

Die sächsischen Leinen-, Baumwoll- und Tuchwaaren, die Mousseline des Voigtlandes und die Producte der alten sächsischen Gewerbe, der Spitzenklöppelei und Porzellanmanufactur, waren im Auslande gesuchte Artikel.

Chemnitz, Freiberg und Zwickau, dann die lausitzischen Städte Görlitz, Bautzen und Zittau waren die Hauptsitze einer blühenden Industrie, Leipzig mit seiner berühmten Messe der Brennpunct des deutschen Handels und speciell das Centrum des deutschen Buchhandels.

Bayern.

Bayern, welches die natürlichen Verhältnisse mehr auf den Ackerbau verwiesen, war über die ersten Anfänge einer primitiven Industrie noch nicht hinaus und dieselben beschränkten sich hauptsächlich auf die Erzeugung von grobem Tuch und wollenen Zeugen.

Der Kriegs-Schauplatz am Ober-Rhein und im Elsass.

Die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1743 und 1744 im Elsass und am oberen Rheine spielen in einem Raume, welcher das Thal des Rheins von seinem Austritte aus dem Boden-See bis zur Einmündung des Neckar und das beiderseits des Rhein-Thales gelegene Gelände, westlich einschliesslich der Vogesen, östlich das Flussgebiet des Neckars und der oberen Donau bis in die Gegend von Donauwörth, umfasst.

Dieser Kriegs-Schauplatz begriff somit in sich: die französische Provinz Elsass, Theile des Herzogthums Lothringen, der Chur-Pfalz und von Pfalz-Zweibrücken, das Hochstift Speyer, die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach, das Herzogthum Württemberg, die österreichischen Vorlande, hauptsächlich den Breisgau, die Fürstenberg'schen Länder, sowie die Gebiete der zahlreichen kleineren, von den genannten Staaten umgebenen oder an selbe angrenzenden Reichsfürsten, Reichsritter und einiger reichsunmittelbaren Städte.

Die Bodenerhebungen und deren Einfluss auf die Operationen. Gangbarkeit.

Die das Rhein-Thal gegen Westen abschliessenden Vogesen, von der Lücke von Belfort bis einschliesslich des Hardt-Gebirges über 220 Kilometer lang und 30 bis 35 Kilometer breit, werden durch den tiefen Einschnitt von Zabern in zwei, ihrem Baue nach ganz verschiedene Hälften getheilt. Die Süd-Vogesen, vorherrschend aus Granit bestehend, sind ein bis zu 1400 Meter ansteigendes, stark bewaldetes und wasserreiches Mittelgebirge, dessen kuppelförmige Gipfel tragender Kamm nur von wenigen tief eingeschnittenen Engpässen durchschnitten wird. Die Nord-Vogesen hingegen, aus

Sandstein zusammengesetzt, sind bedeutend niedriger und treten im grossen Ganzen als Hochland auf, das sich erst gegen den Hardt hin wieder erhebt und gebirgsartiger wird. Doch herrscht auch im Hardt-Gebirge die Plateauform vor und tief eingerissene Schluchten bilden enge Wald- und Felsdefiléen, ohne ein für grössere Körper gangbares Seitenterrain. Vogesen und Hardt-Gebirge fallen steil gegen den Rhein hin ab, verflachen sich aber gegen Westen allmählich zum reichgegliederten und bewaldeten Mosel-Hügellande, sowie zur wohlcultivierten gangbaren Lothringer Hochebene.

Nördlich des Hardt füllt das breitwellige, wohlbebaute Pfälzische Hügelland den Raum zwischen der Rheinebene und der Nahe aus, während jenseits dieses Flusses bis zur Mosel das rauhe, stark bewaldete Felsplateau des Hunsrück streicht.

Die Vogesen trennen theilweise das Elsass vom übrigen Frankreich und von Lothringen und wenn sich auch auf diesem Kriegs-Schauplatze die Hauptoperationen nie bis an den Hauptrücken des Gebirges erstreckten, so übte dasselbe dennoch einen bedeutenden Einfluss auf die Kriegführung aus, da es die französischen Heere am Rhein von den Depôts im Innern Frankreichs und in dem bei kriegerischen Entwicklungen stets occupierten Lothringen trennte und alle Nachschubslinien quer durchschnitt.

Die Wichtigkeit der leichten Passierbarkeit des Vogesen-Gebirges für die am Rheine operierenden Armeen hatte auch den Anlass geboten, die vorhandenen Wege zu verbessern, ja theilweise selbst Strassen anzulegen. Ueber die Süd-Vogesen führten solche von Mühlhausen über Cernay (Sennheim) - St. Amarin längs der Thur nach St. Maurice in das Mosel-Thal und hier weiter nach Epinal, dann von Schlettstadt über Markirch-St. Dié in das Thal der Meurthe und in diesem nach Luneville, beide Strassen in weiterer Fortsetzung nach Nancy. Sonst übersetzten diesen Theil des Gebirges wohl eine ziemliche Anzahl von Wegen, unter welchen jedoch nur ein von Belfort über Giromagny nach St. Maurice und von Colmar über Kaisersberg, wie von Strassburg über Mutzig-Saales nach St. Dié führender den grösseren Theil des Jahres für Wagen praktikabel waren. [1])

---

[1]) Büsching erwähnt in seiner Erdbeschreibung, III. Theil, dass im Laufe des XVIII. Jahrhunderts zwölf Landstrassen mit grosser Kunst und Mühe über das Wasgauische Gebirge (Vogesen) nach Lothringen angelegt wurden, von denen jedoch zwei nur für Fussgänger und Reiter

Ueber die Nord-Vogesen führten Strassen von Strassburg über Zabern (Saverne), welche den kürzesten und bequemsten Weg aus dem Elsass nach Lothringen darstellte und von Hagenau über Bitsch nach Saargemünd; von ersterer Communication zweigten bei Pfalzburg Strassenzüge über Luneville und über Marsal nach Nancy, dann in nördlicher Richtung nach Saargemünd ab. Das Pfälzische Bergland war von einem reichen Verkehrsnetz durchzogen.

Der den Vogesen diesseits des Rheins parallel gegenüberliegende Schwarzwald bildete den natürlichen Schutzwall Süd-Deutschlands gegen Westen und derselbe erhielt bei den schwierigen Communicationen und der Schwerfälligkeit der Kriegführung jener Zeit eine umso höhere Bedeutung.

Der Schwarzwald reicht von Basel bis zum Neckar und ist ein von dichten Tannenwäldern bedecktes, durchschnittlich 1000 Meter hohes Mittelgebirge ohne ausgesprochene Kammlinie, welches im südlichen Theile die grösste Breite, bis zu 70 Kilometer und die grösste Höhe, Feldberg 1405 Meter, aufweist. Hier findet man undurchdringliche Moore und mit kahlem Haideboden bedeckte Kuppen, die Wohnorte gewöhnlich nur in den Thälern; dieser Theil des Gebirges bietet ein namhaftes Hinderniss für militärische Operationen. Nördlich Freiburg beträgt die Breite nur mehr 40 Kilometer, jenseits der Linie Pforzheim-Durlach fällt die Höhe bis zu 400 Meter herab und bildet hier der Schwarzwald ein welliges, gut bewohntes und gangbares Hochland. Das aus Granit und Gneiss bestehende Gebirge fällt gegen Westen unvermittelt hoch und steil zum Rhein-Thale ab, während es sich an der in bedeutender Mächtigkeit von Sandstein überdeckten Ostseite in sanft geneigten Terrassen absenkt.

Vom Schwarzwald zieht sich gegen Osten längs des linken Donau-Ufers der Schwäbische Jura hin, dessen südwestlicher höchster Theil in der Plateaumasse des Heu-Berges bis über 1000 Meter ansteigt; in der bis zur Fils reichenden Rauhen Alp sinkt das Gebirge wohl bis zu 700 Meter Mittelhöhe herab, bleibt aber auch hier wegen des Kalkbodens ein kahles, meist nur mit Weiden und Haidekraut bedecktes, wasserarmes und schwach bevölkertes Plateau, während es in seiner weiteren Fortsetzung bis zur Wörnitz

---

passierbar seien, eine Bemerkung, welche in drastischer Weise den Begriff beleuchtet, den man noch vor 100 Jahren mit dem Ausdrucke „Landstrasse" verband.

ein niedriges und wohlbebautes Bergland darstellt, welches lange, flache Rücken in das Flussgebiet des Neckars entsendet.

Die militärische Bedeutung des Schwäbischen Jura liegt darin, dass er sich gerade mit seinem rauhesten, für Bewegungen grösserer Körper am wenigsten geeigneten Theile, dem Heu-Berge und der Rauhen Alp, dem kürzesten Wege aus dem mittleren Neckar- zum Donau-Thale entgegenstellt, ein Umstand, der allerdings dadurch gemildert wurde, dass das Gebirge auch schon damals von mehreren Strassen übersetzt war.

In dem Raume zwischen den Ostabhängen des Schwarzwaldes und des jenseits des Neckars seine nördliche Fortsetzung bildenden reich bewaldeten Odenwaldes einerseits und dem Schwäbischen Jura anderseits breitet sich, das Gebiet des Neckars und seiner Zuflüsse ausfüllend, das Schwäbische Hügelland aus, ein fruchtbares, sehr gut bebautes, dicht besiedeltes und von vielen Communicationen durchzogenes Gelände.

Was die Wegsamkeit anbelangt, so trugen das Rhein- und obere Donau-Thal, inwieweit letzteres hier in Betracht kommt, im allgemeinen auch vor 150 Jahren zu sehr den Charakter vorgeschrittener Culturländer an sich, als dass nicht genügende Verbindungen vorhanden gewesen wären, umso mehr, als in diesen Gebieten die Natur dem Verkehre keine besonderen Schwierigkeiten entgegenstellt.

Das Rhein-Thal war reich an Communicationen. Knapp am linken Ufer begleitete den Strom eine Strasse von Hüningen über Neubreisach-Strassburg-Lauterburg-Speyer-Worms bis nach Maynz, während eine zweite durchlaufende Strasse von Belfort längs des Fusses der das Rhein-Thal im Westen begrenzenden Gebirge über Colmar-Schlettstadt-Hagenau-Weissenburg-Landau ebenfalls nach Maynz führte. Am rechten Ufer zog wohl nur in der Strecke Kehl-Mannheim eine Strasse knapp am Rhein, doch entfernte sich auch die am Fusse des Schwarz- und Odenwaldes, von Basel über Freiburg-Offenburg-Rastatt-Bruchsal-Heidelberg-Darmstadt nach Frankfurt am Main führende Haupt-Communication nur wenig von dem Strome. Diese beiden Längsverbindungen, namentlich die letztere, bildeten werthvolle Rocadelinien für ein am rechten Rhein-Ufer stehendes Heer. Auf beiden Ufern ward die Verbindung zwischen der Thal- und Bergstrasse durch zahlreiche Querwege hergestellt.

Bei Maynz und Frankfurt schlossen die Rheinstrassen an die grosse Route, welche den bequemsten Weg aus Inner-Deutschland

durch die breite Mündungsebene des Mains über die Depression zwischen Hardt und Hunsrück an die mittlere Saar und Mosel darstellte, während sie bei Basel und Belfort an jene Verbindungen anknüpften, welche seit alten Zeiten den Verkehr durch das niedrige Hügelland zwischen Vogesen und Jura, der trouée de Belfort, zwischen dem Süden Deutschlands und Burgund vermittelten.

Mit den beiderseitigen Nachbargebieten stand das wegsame und gangbare Rhein-Thal durch zahlreiche Communicationen in Verbindung. Auf dem rechten Rhein-Ufer bildeten nur der südliche Theil des Schwarzwaldes und der südwestliche Theil des Schwäbischen Jura infolge der geringen Wegsamkeit ein Hemmniss für die Operationen, während von der Rheinstrecke Rastatt-Mannheim ein gut entwickeltes Strassennetz durch das fruchtbare und volkreiche Neckar-Gebiet an den Donauabschnitt Riedlingen-Donauwörth führte. Diese Strassen waren am Ostfusse der das Rhein-Thal abschliessenden Gebirge durch die Rocadelinie Möskirch-Tübingen-Heilbronn-Miltenberg-Aschaffenburg mit einander verbunden. Auf dieser Linie fand eine östliche Armee in dem offenen Gelände bei Stuttgart gegen den aus dem Rhein-Thale an die obere Donau vorrückenden Gegner eine günstige Centralstellung, von welcher aus sie demselben, ob er nun von Breisach oder Strassburg auf Möskirch, oder aus dem Abschnitte von Strassburg bis zur Neckar-Mündung, oder endlich vom Main aus gegen die Donau vorrücken sollte, auf den vorhandenen zahlreichen und guten Verbindungen zeitgerecht und in günstigerer Gruppierung, als der beim Ueberschreiten des Gebirges in einzelne Colonnen getrennte Gegner, entgegentreten konnte.

Längs der Donau führte eine durchlaufende Thalstrasse von Tuttlingen an über Riedlingen-Ulm-Günzburg bis Donauwörth, die jedoch häufig das Ufer wechselte. Am rechten Ufer des Stromes war das gut bevölkerte Ober-Schwaben reich an Communicationen.

Auf dem linken Rhein-Ufer boten im Elsass nur die Süd-Vogesen dem Ueberschreiten namhafte Hindernisse, sonst führten aus dem linken französischen, wie deutschen, Rheingebiete viele und gute Wege in die Thäler der Meurthe und Mosel an den Abschnitt Nancy-Metz-Thionville.

Die Gewässer.

Die Haupt-Wasserader des Schauplatzes und seit dem westphälischen Frieden auch theilweise die Grenzscheide zwischen

Frankreich und dem südwestlichen Deutschland, bildete der Rhein. Der mächtige Strom durchzog vor seiner hauptsächlich erst in diesem Jahrhunderte erfolgten Regulierung [1]) die Strecke Basel-Mannheim in vielfach gewundenem, durch zahlreiche Auen, Inseln und Sandbänke getheiltem Laufe, so dass das Strombett oft die Breite von 3000 Schritten noch überstieg. Die Uebersichtlichkeit, somit auch die Ueberwachung beider Ufer, wird überdies selbst heute noch durch Buschwerk und viele dichte Auen, welche sich längs des Stromes hinziehen, beeinträchtigt und dies war zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts in noch weit höherem Masse der Fall. Hiedurch und infolge des getheilten Bettes ward dagegen die Passierbarkeit des Flusses und der Brückenschlag nicht unwesentlich begünstigt; erstere wurde aber in der Gegend von Bruchsal durch ausgedehnte Versumpfungen des rechten Ufers erschwert. Die mittlere Tiefe des Rheins beträgt zwischen Basel und Kehl ein bis vier Meter, von hier bis Mannheim bis zu sechs Meter. Die vielfältigen Hindernisse, welche das Strombett theilten und einengten, beeinflussten naturgemäss den Wasserstand, welcher weit wechselvoller war, als gegenwärtig, so dass sowohl Ueberfluthungen der Ufer, als auch anderseits abnorme Seichtheit nicht selten vorkamen. Auf Hochwässer ist in der Regel im März und Juli zu rechnen.

Handel und Schifffahrt waren auf dem Strome einst sehr lebhaft, obwohl ersterer durch Zölle und Stapelrechte, welche eine Haupteinnahmsquelle der Fürsten und Reichsstädte am Rhein bildeten, arg bedrückt war und letztere in den Schnellen und Fällen bis Basel, dann wegen der zahlreichen Arme, namentlich in der Strecke Altbreisach-Fort Louis, viele Fährlichkeiten fand.

Das Thal des Rheins von Basel bis Maynz ist von wechselnder Breite und nicht völlig eben. Am linken Ufer begleitet den Fluss eine drei bis fünf Meilen breite Tiefebene, welche im Süden durch den hügeligen Sundgau und die Vorläufer der Vogesen nur zum Theile abgeschlossen ist, so dass zwischen Jura und Vogesen eine fünf Meilen breite, von niederem Hügellande erfüllte Mulde sich erstreckt: die trouée de Belfort. Die hohen Vogesen fallen in der Linie Thann-Molsheim scharf zur Rheinebene ab, während weiter

---

[1]) Die Regulierungsarbeiten begannen am Rhein vor etwa 100 Jahren; die meisten datieren jedoch erst seit 1816, namentlich aber seit Abschluss der Rheinschifffahrts-Acte vom Jahre 1831. Erst 1866 fielen die lästigen Rheinzölle.

nördlich die Ausläufer dieses und des Hardt-Gebirges vielfach bis nahe an den Strom herantreten, namentlich zwischen der Breusch und Moder, dann der Sauer und Lauter, sowie bei Rheinzabern, Worms und Maynz. Die Thalebene des Rheins am rechten Ufer ist zwei bis drei Meilen breit und der Schwarzwald wie nördlich des Neckar der Odenwald fallen meist steil und kurz zu selber ab; deren Sohle ist daher meist völlig eben, nur zwischen Basel und Schliengen reichen die Ausläufer des Schwarzwaldes bis dicht an den Rhein heran und zwischen Alt-Breisach und Kenzingen erhebt sich steil und unvermittelt der isolierte Bergstock des Kaiserstuhls.

Ueberbrückt war der Rhein vom Austritte aus dem Bodensee bis Basel zehn Mal, dann bei Breisach und Strassburg; Schiff-Brücken gab es bei Fort Louis, Mannheim und Maynz, welche jedoch im Winter abgetragen und geborgen wurden. Fliegende Brücken, Fähren und Ueberfuhren waren in beträchtlicher Anzahl vorhanden.

Für die Franzosen bot die Vertheidigungslinie des Rheins mit den an ihm und westlich davon gelegenen Festungen eine ausgezeichnete und wohlgesicherte Front; für beide Theile jedoch bildete er ein mächtiges trennendes Hinderniss, welches nur mit bedeutendem Aufwande an Zeit und Mitteln überwunden werden konnte.

Die Nebenflüsse des oberen Rheins auf dessen rechtem Ufer sind ihrer Wassermasse nach bis auf den Neckar unbedeutend, erhalten aber Wichtigkeit durch ihre westliche oder nordwestliche Laufrichtung, wodurch sie für den über den Rhein nach Deutschland eindringenden Gegner natürliche Zugangslinien darstellen, der Neckar überdies auch als Flankendeckung in Betracht kommen konnte. Für den am rechten Rhein-Ufer stehenden Vertheidiger erschweren diese zahlreichen Wasserlinien die Bewegung längs des Stromes und die Verbindung seiner einzelnen Theile. Dagegen bildeten der Neckar und, wenn man im Besitze der Rheinstrecke Mannheim-Maynz war, auch der Main sehr werthvolle Nachschubslinien für Kriegsmaterial und Verpflegsbedarf.

Die dem oberen Rheine aus dem Schwarzwalde zueilenden Gewässer, die Dreisam und Elz mit ihrem Nebenwasser, der wilden Gutach, die flossbare Kinzig mit der Schutter, die Rench und Murg sind Waldbäche in engen, tief eingeschnittenen Gebirgsthälern, in deren Gründen die vom Rhein an die obere Donau führenden Verbindungen als ebensoviele Defiléen liefen.

untereinander nur dann durch ganz minderwerthige Wege verbunden, wenn sie den höchsten Rücken des Gebirges überstiegen hatten.

Die Communicationen in dem Murg- nnd Rench-Thale waren beschwerlich und schlecht, dort, wo sie über den Kamm des Gebirges führten, konnten sie für Fuhrwerk nicht benützt werden. Die vorzüglichste Verbindung führte längs der Kinzig, deren Thal das best besiedelte, breiteste und gangbarste war, so dass sich in demselben stellenweise auch mehrere Wege vereinten. Weiter gegen Süden gab es nur eine Verbindungsstrasse durch das beschwerliche Defilé des Höllen-Thales.

Der Neckar war wohl nur eine kurze Strecke weit für grössere Schiffe benutzbar, doch konnten auf ihm, sowie auf seinen rechtsseitigen Zuflüssen Kocher und Jaxt die reichen Producte des Flussgebietes, Getreide, Obst und Wein, auf Flössen und Kähnen thalwärts geschafft werden. In den engen, defiléartigen Thälern der dem Neckar ebenfalls am rechten Ufer zufliessenden Rems und Fils führten Haupt-Communicationen an die Donau. Von den sonst unbedeutenden linksseitigen Nebenwässern fliesst die Enz mit der Nagold und Wurm in einem engen und tiefen Thale. Abgesehen von den häufigen Ueberbrückungen im oberen Laufe führten bei Esslingen, Heilbronn und Mannheim Brücken über den Neckar.

Von den linksseitigen Nebenflüssen des Rheins bildete die Ill, welche Strassburg die reichen Producte des Sundgaues und oberen Elsass zuführte, durch ihre Laufrichtung von Süd nach Nord, bei einer Invasion Frankreichs vom Ober-Rheine her, einen Vertheidigungsabschnitt, der umso mehr an Bedeutung gewann, als er, durch Befestigungen verstärkt, unmittelbar nach Ueberschreiten des Rheins genommen werden musste. Von den linken Zuflüssen der Ill sind die Thur, welche den Sundgau nördlich begrenzte, dann die den Osthang der Vogesen in tief eingeschnittenen Thälern durchfliessende Fecht (Münster-Thal) und Breusch erwähnenswerth.

Im nördlichen Elsass und der Pfalz laufen die Rheinzuflüsse, von welchen die schiffbare Moder mit der Zorn, die Sauer, Lauter, die Queich und die Speier die bedeutendsten sind, in der Hauptrichtung von West nach Ost, daher Truppenbewegungen, welche parallel mit dem Rhein vor sich gehen, wiederholt Abschnitte zu überschreiten haben, deren Bedeutung durch die nördlich Hagenau vorkommenden grösseren Waldungen gesteigert wird.

Von den vielen, mit dem Ober-Rhein jetzt in directer oder indirecter Verbindung stehenden Canälen existierte damals nur der Vauban- oder Neu-Breisacher Canal.

Die obere Donau, welche in der Strecke Donaueschingen-Donauwörth den Kriegs-Schauplatz gegen Süden abgrenzt, ist bis Ulm überall ohne künstliche Mittel zu durchschreiten, während sich von diesem Orte an, wo die Donau anfängt, schiffbar zu werden, bei gewöhnlichem Wasserstande keine Furthen mehr finden und der Uebergang über den in der ganzen Strecke durchschnittlich 100 Schritte breiten und bis zwei Meter tiefen Strom überall beschwerlich ist. Mit Ausnahme des 75 Kilometer langen, oft felsigen Durchbruches durch den Jura und der Enge zwischen Riedlingen und Erbach sind die Ufer der Donau flach, im Ulmer- und Donau-Ried vielfach versumpft; von Ulm bis Donauwörth dominiert fast allenthalben das linke Ufer.

Die linken Nebenflüsse des Stromes in dieser Strecke sind ganz unbedeutend, von den rechtsseitigen ist die von Kempten an flossbare Iller erwähnenswerth.

Bodenproduction und Bodenbedeckung.

Ackerbau und Landwirthschaft standen in den Gegenden des Rheins und der oberen Donau, obwohl sie, namentlich auf den ersteren Gebieten, durch die fast ununterbrochenen Kriegsstürme des XVII. Jahrhunderts, welche ganze, früher blühende Landstriche in Wüsten verwandelt hatten, dann durch die lange Kriegsepoche zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts in empfindlichster Weise zu leiden gehabt, um die Mitte dieses Jahrhunderts doch wieder auf einer ansehnlichen Stufe.

Die gebirgigen Ufer des Rheins, von seinem Ausflusse aus dem Boden-See bis Basel, glichen einem blühenden, hauptsächlich der Wein- und Obstcultur gewidmeten Garten. Der österreichische Breisgau, sowie die sonstigen kleineren Gebiete im Rhein-Thale zählten schon damals zu den gesegnetsten deutschen Landstrichen, welche vornehmlich Getreide, aber auch Wein und Obst in hervorragender Güte besassen. Weiter nördlich zeichneten sich der getreidereiche Kraichgau [1]), das nicht minder fruchtbare Bruchrain [2]) und der Rheingau [3]) durch grosse Ergiebigkeit aus.

---

[1]) Der Landstrich zwischen dem Rhein und dem Schwarzwalde in der Gegend von Pforzheim, Neuenburg bis gegen Bruchsal.

[2]) Nördlich von obigem, um Philippsburg.

[3]) An beiden Rhein-Ufern bis gegen Bingen.

Jenseits des Schwarzwaldes, der nicht nur Nutzhölzer aller Art, sondern auch die Vorbedingungen für eine erfolgreiche Viehzucht bot, waren die Gelände des Neckar-Thales zu allen Zeiten durch die Vorzüglichkeit ihrer Reben berühmt, nebstbei aber auch reich an Getreide und Obst, von welch' beiden ebenfalls grosse Mengen zur Ausfuhr gelangten. Auf den weidereichen Höhen des Schwäbischen Jura wurde eine ergiebige Viehzucht, besonders Schafzucht, betrieben.

Am linken Rhein-Ufer bis an den Fuss der Vogesen, lieferten der Sundgau und das wohlbebaute, von zahlreichen Wasseradern durchschnittene Elsass viel Getreide; an den unteren Hängen der Vogesen, welche seit jeher durch ihren Reichthum an Silber, Kupfer, Blei und Eisen berühmt gewesen, wuchs viel und guter Wein. Auch der Kartoffelbau wurde hier, wie in Lothringen, stark gepflegt und die Viehzucht stand in beiden Ländern auf hoher Stufe.

Zwischen den Abhängen des Hardt-Gebirges und dem Rhein breitete sich der Speiergau aus, eine überaus fruchtbare und dichtbesiedelte Landschaft, so dass es hiess, „den Landauer Markt könnten sogar die Bauern von 300 Dörfern versorgen und doch vor Sonnenuntergang wieder zu Hause sein". [1])

Im Donau-Gebiete erfreute sich das theilweise gebirgige Ober-Schwaben auf dem rechten Ufer des Stromes wohl nicht jener Productivität, wie das gesegnete Nieder-Schwaben am Neckar und am Rhein [2]), war aber doch vortrefflich angebaut. Die Zersplitterung Deutschlands in kleine politische Gemeinwesen, welche gerade in Ober-Schwaben die höchste Entwicklung gefunden hatte, wirkte in Hinsicht der Bodencultur äusserst vortheilhaft. Ueber die hier befindlichen kleinen, oft nur den Bruchtheil einer Quadratmeile umfassenden, unmittelbaren Reichsgebiete übten fürstliche, gräfliche und ritterliche Dynasten, Aebte oder Aebtissinen und Magistrate nicht nur die Landeshoheit, sondern meist mehr oder minder auch die Eigenthumsrechte aus. Bemüht, ein möglichst grosses Erträgniss dem kleinen Besitze abzuringen, beaufsichtigten sie genau die Bearbeitung des Bodens, in der Ausübung der Landeshoheitsrechte weit mehr Mittel zur Aneiferung und Bestrafung der

---

[1]) Büsching, Erdbeschreibung. III. Theil. 1788.

[2]) Im engeren Sinne jedoch bezeichnete man auch unter Ober-Schwaben das Land zwischen Boden-See, Donau und Iller, unter Nieder-Schwaben jenes westlich des Lechs bis zur Donau.

Säumigen findend, als veränderte Verhältnisse und eine humanere Anschauung gegenwärtig den Grundherren zur Verfügung stellen.

Der Waldbestand auf dem Kriegs-Schauplatze war in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts bedeutend grösser, als heute; doch wurde eine eigentliche Forstwirthschaft auch hier nicht betrieben und die vielen Fabriken, wie die ausschliessliche Holzfeuerung verzehrten ganze Waldungen. Grosse, zusammenhängende Wälder gab es in den Vogesen, dann auch im Elsass, wie: der Nieder-Hardtwald, der Hagenauer-Forst und der Bienwald. Am rechten Rhein-Ufer zeichnete sich vor allem der Schwarzwald durch seine dichten Waldungen aus, aber auch andere, wie der Haardtwald [1], der Mannheimer- und Lorscherwald, an welche sich noch viele, kaum minder ausgedehnte Waldungen reihten, bedeckten einen grossen Theil des Bodens bis gegen Darmstadt.

Das Königreich Frankreich.

Politische und culturelle Verhältnisse.

Das Königreich Frankreich, welches damals bei 22 Millionen Einwohner gezählt haben dürfte [2], war gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts eines der leistungsfähigsten und reichsten Länder Europas. Mit immensen Hilfsquellen durch den Reichthum, die Güte seines Bodens und durch die Industrie seiner Bewohner ausgestattet, begünstigt durch die klimatischen Verhältnisse, begrenzt durch zwei Meere, in welche eine grosse Zahl schiffbarer und durch Canäle verbundener Flüsse münden, hatte dieses Land die kostspielige Regierung Ludwig XIV. mit ihren zahlreichen Kriegen [3] und die Misswirthschaft Philipp's von Orleans auch finanziell zu überdauern vermocht. Handel und Industrie waren blühend und überragten beiweitem die Bodencultur, für welche von Seite der Regierung und der grossen Grundeigenthümer wenig geschah, da man vorzog, mit dem Capitale in den Colonien und im auswärtigen Handel zu speculieren. Grosse Gebiete des Landes lagen vollkommen unbebaut und auch sonst wurde die Landwirthschaft von

---

[1]) Zwischen der Pfinz und Alb längs des Rheins.

[2]) Die erste genauere, durch den Contrôleur-général Abbé Terray vorgenommene Volkszählung datiert aus dem Jahre 1773 und ergab 23½ Millionen.

[3]) Trotz des auf dem Volke lastenden furchtbaren Steuerdruckes soll sich die Staatsschuld in der Zeit von 1660—1710 auf das mehr als Sechsfache, von 700 auf 4300 Millionen Livres, gesteigert haben.

den im drückendsten Hörigkeitsverhältnisse lebenden Bauern nicht rationell betrieben. Aus ähnlichen Gründen deckte auch die Viehzucht im Allgemeinen nicht den Bedarf des Landes und jährlich mussten bedeutende Mengen an Vieh, namentlich aus Deutschland und den österreichischen Niederlanden, eingeführt werden. Dagegen war im XVIII. Jahrhunderte der Wein ein Hauptproduct Frankreichs, welches in grossen Quantitäten erzeugt und ausgeführt wurde.

Die Regierungsform Frankreichs war die unumschränkt monarchische mit äusserster Centralisation der Gewalt. Wohl bestanden noch als Ueberbleibsel der Feudalzeit sogenannte „Souverainitäten", wie das Herzogthum Bouillon, die Fürstenthümer Boisbelle und Henrichemont und Andere. Doch die Herren dieser gänzlich unter französischer Verwaltung stehenden Gebiete erfreuten sich, als Pairs von Frankreich und Höflinge des Königs, lediglich nur des Titels der Souverainität. Auf die, die absolute Herrschermacht beschränkenden, aus dem Mittelalter stammenden Gesetze nahmen die Könige schon seit der Zeit Ludwig XI., besonders aber Ludwig XIV., sehr wenig Rücksicht und die Stände hatten nur noch in einigen Provinzen, so in der Bretagne, in Bourgogne, im Dauphiné, in der Provence, im Languedoc und in den französischen Niederlanden einige Vorrechte hinsichtlich der Eintreibung der geforderten Steuern.

Frankreich zerfiel in 51 Landschaften, deren Namen sich zum Zwecke geographischer Bezeichnung auch noch gegenwärtig erhalten haben. Rücksichtlich der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung war das Land judiciell in Parlaments-Bezirke, finanziell in Généralités unter eigenen Intendanten und militärisch in 36 Gouvernements eingetheilt. An der Spitze der letzteren und mit der Oberleitung auch aller politischen, judiciellen und finanziellen Angelegenheiten betraut, standen hohe Staatswürdenträger, meist Prinzen, Herzoge und Pairs. Die Gouverneure grösserer Festungen und Städte, obwohl selbe obigen königlichen Statthaltern nicht beigezählt werden können, besassen doch eine ähnliche Stellung, insoferne diese Festungen und Städte, eventuell mit einem kleinen Territorium, den Provinzial - Gouvernements nicht untergeordnet waren.

Das Elsass.

Das Gouvernement des Elsass, zu welchem auch ein kleines Gebiet in der Chur-Pfalz mit der Festung Landau gehörte, hatte 1740 ungefähr eine halbe Million Bewohner, überwiegend römisch-katholischer Religion, welche sich damals noch der deutschen, als der gebräuchlichsten Umgangssprache bedienten.

Die alte Eintheilung von Elsass[1]) in den Sundgau, zu welchem auch die Unter-Statthalterschaft Belfort rechnete, in Ober-Elsass, bis zum „Landgraben" in der Höhe von Ober-Berkheim und in Unter-Elsass nördlich hievon, war auch damals gebräuchlich; die im Sundgau gelegene Stadt Mühlhausen sammt Gebiet gehörte der schweizerischen Eidgenossenschaft an. Die rücksichtslose Beseitigung alter, aus dem deutschen Reichsverbande stammender Privilegien, wie auch die Unduldsamkeit gegen die Protestanten hatte die Bevölkerungszahl im Elsass weit von ihrer ehemaligen Höhe herabgedrückt, so dass um das Jahr 1740 wohl kaum mehr als 2000 bis 3000 Einwohner auf eine Quadratmeile kamen. Mit der französischen Herrschaft schien sich jedoch die Bevölkerung schon so ziemlich versöhnt zu haben, ja zeitgenössische französische Berichte heben sogar die Treue und Ergebenheit der Elsässer in der damaligen Kriegs-Epoche rühmend hervor.

Das Herzogthum Lothringen.

Das Herzogthum Lothringen, welches nur an seinen Grenzen von einzelnen kriegerischen Ereignissen berührt wurde, zählte auf 328 Quadratmeilen bei 800.000 Einwohner. Unter dem milden Scepter seiner angestammten Herrscher hatte das Land durch den Wohlstand seiner treuen und loyalen Bevölkerung, wie durch die Blüthe seines Handels und Gewerbes hervorgeragt, war aber seit der Regierung Stanislaus Leszczynski's ganz unter französischen Einfluss gerathen, so dass seine politischen und administrativen Einrichtungen jenen Frankreichs vollkommen conform waren. Hiedurch war das ohnehin stets lockere Verhältniss, in welchem Lothringen seit jeher zum Römischen Reiche gestanden, ganz gelöst worden. Als Markgraf von Nomény und Graf von Falkenstein war jedoch der Herzog ein Reichs-Stand des oberrheinischen Reichs-Kreises.

Das Römische Reich.

Politische Zustände. Bevölkerung.

Das heilige Römische Reich deutscher Nation oder das Königreich in Germanien umfasste im Jahre 1740 folgende Theile gegenwärtig bestehender Staatskörper:

---

[1]) Bis zum westphälischen Frieden gehörten fast der ganze Sundgau, dann der grösste Theil von Ober-Elsass und einzelne Herrschaften im Unter-Elsass dem Hause Oesterreich.

Das Deutsche Reich mit Ausschluss der preussischen Provinzen Posen, Preussen und Schleswig, dann eines Theiles des Reichslandes Elsass-Lothringen; die ehemaligen deutschen Bundesländer der österreichisch-ungarischen Monarchie, ausschliesslich des unter dem Titel der Herzogthümer Zator und Auschwitz begriffenen Theiles von Galizien; das Fürstenthum Liechtenstein; kleine Gebiete der Schweiz (Trasp und Frick-Thal); Theile Frankreichs (Mömpelgard und ehemals lothringische Bezirke); das Königreich Belgien; Stücke des niederländischen Antheiles an Limburg; das Grossherzogthum Luxemburg.

Die Eintheilung Deutschlands war doppelter Art; nämlich eine auf die Reichs-Gesetzgebung begründete geographisch-politische und eine auf thatsächlichen dynastischen Verhältnissen beruhende. In ersterer Hinsicht nimmt die auch militärisch wichtige Kreis-Eintheilung, welche aber nicht alle Reichsgebiete umschloss, den ersten Rang ein. Anfänglich war jeder Reichs-Stand mit seinen sämmtlichen Gebieten, mochten sich dieselben auch in geographischer Hinsicht gerundeten Kreis-Begrenzungen nicht einfügen lassen, doch nur Einem Kreise einverleibt. Als aber später durch Erbschaft, Kauf, Tausch etc. die dynastischen Verhältnisse sich änderten, während die Kreis-Eintheilung unverändert blieb, so wurden manche Dynasten Stände mehrerer Kreise.

Die zehn Kreise des Deutschen Reiches waren: der österreichische, burgundische, churrheinische, fränkische, bayerische, schwäbische, oberrheinische, niederrheinisch-westphälische, obersächsische und niedersächsische.

In dynastischer Beziehung bestand das Reich in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts aus vielen hundert Staats- und Gemeinwesen von verschiedenster Grösse, Wichtigkeit und Würde. Eines davon war ein Königreich, ein zweites ein Erzherzogthum, andere waren geistlichen Herren unterthan als Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien, Propsteien, oder weltlichen Herren als Herzogthümer, Markgrafschaften, Fürstenthümer, Landgrafschaften, gefürstete Grafschaften, einfache Grafschaften und Herrschaften; weiters die freien Reichs-Städte mit republikanischer Verfassung und endlich gewisse ritterschaftliche Gebiete, Ganerbschaften und Reichs-Dörfer. Ueberdies waren die dynastischen Verhältnisse der einzelnen Reichs-Gebiete sehr wechselvoll. Nur in einer geringen Anzahl der hohen Adels-Geschlechter war das Recht der Regierungs-Folge nach der Erstgeburt und damit die Untheilbarkeit des Besitzes zum Hausgesetze erhoben. Die Folge hievon war, dass immer

erneuerte Theilungen stattfanden, oder der Besitz zwar an mehrere Dynasten fiel, von diesen aber ungetheilt, gemeinsam regiert wurde. Starb ein Dynasten-Geschlecht aus, so gaben die Lehens-Verhältnisse [1]) der Reichs-Stände meist den Anlass zu langwierigen Processen und zu jener Zerstückelung des Besitzes, welche die Haupt-Charakteristik der politischen Gestaltung des Reiches bildete. Die reichsunmittelbaren Besitzungen einzelner Dynasten bestanden oft nur aus einer Anzahl, in fremden Gebieten zerstreuter Höfe und die Bewohner eines einzigen Städtchens oder Dorfes waren oft zwei oder mehreren Herren unterthan.

Die zum oberrheinischen Kreise gehörenden, nördlich des Elsass am linken Rhein-Ufer sich erstreckenden Reichs-Gebiete, wie auch die auf dem rechten Ufer dieses Stromes gelegenen Theile der Chur-Pfalz und des Hochstiftes Speyer, hatten durch die französischen Verheerungs-Züge im letzten Viertel des XVII. Jahrhunderts unsäglich gelitten. Die Bevölkerung war decimiert worden und Tausende hatten den stets gefährdeten heimischen Herd auf immer verlassen. Wie bewunderungswürdig auch der Aufschwung in den folgenden Friedensjahren gewesen, so dürfte doch die Durchschnitts-Bevölkerung gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts nicht viel mehr als 2000 auf die Quadrat-Meile betragen haben [2]).

Von den deutschen Reichsgebieten auf dem rechten Ufer des Ober-Rheins zählten die vorderösterreichischen Lande zum österreichischen, die übrigen, insoweit sie auf diesem Kriegs-Schauplatze in Betracht kommen, zum schwäbischen Kreise.

Vorder-Oesterreich, welches, nebst den vorarlbergischen Herrschaften, den Breisgau mit den vier Waldstädten, die Markgrafschaft Burgau, die Landgrafschaft Nellenburg, die Grafschaft Hohenberg, die Land-Vogtei Altdorf und Ravensberg, dann

---

[1]) Die Reichs-Stände hatten ihren Besitz theils directe vom Reiche (Reichs-Lehen), theils von anderen Mit-Ständen, die mit demselben vom Reiche belehnt worden waren (After-Lehen). Erstere bildeten gewissermassen einen Allodial-Besitz, hinsichtlich dessen der Ausdruck „Lehen" nur mit Rücksicht auf die Grund-Gesetze des Reiches Anwendung fand. Sie wurden daher nach dem Aussterben des Mannsstammes eines Geschlechtes vom Reiche meist den nächsten, auch aus weiblicher Linie stammenden, Agnaten überlassen. Die After-Lehen hingegen waren meist Manns-Lehen, d. h. sie fielen nach dem Aussterben des Mannsstammes wieder an den Lehens-Herrn zurück, der sie entweder gänzlich einzog, oder auch nach seiner Wahl erneuert vergab.

[2]) Gegenwärtig beträgt selbe ungefähr 6000 auf die Quadrat-Meile.

neunzehn Stifter, Landschaften und Städte umfasste, war von einer fleissigen und intelligenten, bei 300.000 Seelen zählenden Bevölkerung bewohnt. Ausserdem übten die habsburgischen Herrscher auch die Oberhoheit über die Grafschaft Sigmaringen und Vöhringen der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und besassen gewisse Schutz- und Schirm-Rechte über viele schwäbische Reichs-Stände, deren Gebiete im Umfange des kaiserlichen Land-Gerichtes und der Land-Vogtei in Schwaben lagen.

Zum schwäbischen Kreise gehörte die nördlich des Breisgaues entlang des Rheins bis zum Hochstift Speyer reichende Markgrafschaft Baden, bis 1771 in jene Baden-Durlach, von welcher ansehnliche Theile innerhalb des Breisgaues lagen, und Baden-Baden [1]) getheilt; beide absolut regierte Staaten ohne Land-Stände, mit ungefähr 160.000, überwiegend der römisch-katholischen Religion ergebenen Bewohnern.

Das östlich der baden'schen Lande gelegene Herzogthum Württemberg, dessen Herrscher mit dem Bischofe von Constanz kreisausschreibender Fürst des schwäbischen Kreises, aber allein dessen Director war, hatte eine ständische Verfassung, mit jedoch nur zwei Ständen, den Prälaten und Städten, da sich die Ritterschaft reichsunmittelbar zu erhalten gewusst hatte. Das Herzogthum, welches unter allen deutschen Ländern durch sein hochentwickeltes Bildungs- und Unterrichtswesen hervorragte, zählte 1740 auf 158 Quadratmeilen bei 600.000 Einwohner, meist evangelischen Bekenntnisses und gehörte zu den dichtbevölkertsten Gebieten Schwabens.

Ausser den genannten Territorien waren nur noch die Fürstenberg'schen Lande, welche auf 36 Quadrat-Meilen bei 65.000 Bewohner zählten, bedeutender, sonst gehörten zum schwäbischen Kreise noch eine Unzahl von kleinen geistlichen und weltlichen Gebieten, nebst zahlreichen reichsunmittelbaren Städten, welche insgesammt mehr als 80 Kreis-Stände repräsentierten.

Ein allgemeines Interesse für das Reich und dessen Bedürfnisse konnte infolge solcher Zersplitterung hier, wie übrigens auch anderswo in Deutschland, nicht aufkommen. Auf dem flachen Lande nahm der grösstentheils unfreie Landmann an den grossen politischen Vorgängen kaum irgend einen Antheil und auch der Städter

---

[1]) Der Markgraf von Baden-Baden besass auch die Land-Vogtei Ortenau, welche ihm vom Hause Oesterreich als Manns-Lehen überlassen worden war.

kümmerte sich nur um das zunächst seinen Vortheil Berührende. Der Patriotismus gieng in kleinlicher Eifersucht gegen den Gebietsnachbar und in ängstlicher Wahrung von Vorrechten und Privilegien unter; das eigene deutsche Reichsheer wurde während des Krieges von Bürger und Bauer kaum weniger scheel angesehen, als die Truppen des Feindes.

Das Städtewesen.

Hinsichtlich der Wohnplätze sind diesem Kriegs-Schauplatze eine verhältnissmässig grosse Zahl von reichsunmittelbaren Städten charakteristisch. Diese Reichsstädte hatten früher, in den Bemühungen benachbarter Reichs-Stände, sie unter ihre Landeshoheit zu zwingen, genügende Veranlassung gehabt, nicht allein ihren Defensionsmitteln Aufmerksamkeit und Geldopfer zu widmen, sondern auch einen wehrhaften, kampfesmuthigen Geist in der Bürgerschaft zu pflegen. Mit dem Aufhören der Fehden schwand die Gefahr und mit dieser auch ihre Wirkungen. Die neuen Kriegsmittel bedingten überdies andere und neueren Bedürfnissen angepasste Befestigungen, zu deren Herstellung jedoch den Bürgern bereits die Opferwilligkeit mangelte. Gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts hatten daher nur wenige Reichsstädte Vertheidigungseinrichtungen, welche den Anforderungen der Kriegskunst einigermassen entsprachen, wenn dieselben nicht von den kriegführenden Parteien selbst, nach der Nothwendigkeit der jeweiligen Kriegslage, hergestellt wurden, wie dies z. B. wiederholt bei Heilbronn geschehen war.

Ganz verschieden von jenen der Reichsstädte waren die Verhältnisse der unter der Landeshoheit deutscher Reichs-Stände befindlichen Städte. Da sorgte der Landesherr für die mehr oder minder gute Instandhaltung der älteren Bollwerke einzelner Städte und Schlösser oder liess manche Plätze nach den neuen Systemen Vauban's und Coehorn's fortificieren. Wenn auch in solchen landeshoheitlichen „befestigten Städten" und Festungen die Vertheidigung fast ausnahmslos regulären Truppen anvertraut war, so entband dies jedoch keineswegs die Bürgerschaft von der, übrigens in deren eigenem Interesse liegenden Theilnahme an derselben, woraus sich die oft staunenswerth geringe Stärke der Besatzungen erklärt.

Diese Momente galten noch in erhöhtem Masse von den, der unumschränkten Gewalt des Königs unterthanen Städten Frankreichs.

Am Ober-Rhein, in Schwaben und im Elsass, hatte das mittelalterliche Städtewesen seinen Höhepunct erreicht. Durch die von Ludwig XIV. zur Verwüstung der Pfalz entsendeten Mordbrennerbanden hatten wohl auch die Städte am Ober-Rhein empfindlich zu leiden gehabt, ja einige, wie Baden, Durlach, Bretten, waren ebenso, wie die uralte und glänzende Reichsstadt Speyer, das lustige Heidelberg und die schöne, neu angelegte Festung Mannheim vom Grunde aus zerstört worden. Wenn auch gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts die Mehrzahl dieser Städte aus Schutt und Asche wieder neu und zwar meist mit Gräben und Mauern umgürtet, erstanden waren, so konnten doch die Folgen all' der Greuel damals noch nicht völlig überwunden sein.

In Schwaben, wo einst der Städtebund gestiftet worden war, lagen weit über die Hälfte der unmittelbaren Reichsstädte, zu denen noch viele vorderösterreichische, württembergische und badische, sowie unter der Hoheit anderer Reichs-Stände stehende Städte kamen. Wenn auch diese den Kriegs-Drangsalen des XVII. und zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts nicht entgangen waren, so hatten sie darunter doch nicht in dem Masse, wie die pfälzischen Städte zu leiden gehabt und sich rasch wieder erholt.

Im Elsass befanden sich nebst grösseren Städten, wie Strassburg mit 50.000 und Colmar mit 15.000 Einwohnern, noch viele kleinere Landstädte, ungefähr 70 an der Zahl, von denen zehn einst die Reichsunmittelbarkeit besessen hatten.

Befestigungen und deren Bedeutung für die damalige Kriegsepoche.

In Frankreich hatte Vauban, der geniale Kriegsbaumeister Ludwig XIV., ein Befestigungs-System geschaffen, welches die Nordostgrenze dieses Staates von der Meeresküste bis zum Jura mit einem mehrfachen Festungsgürtel umschloss, so dem feindlichen Einbruche eine fast unüberwindliche Schranke entgegensetzend. Unter diesen zahlreichen Festungen befand sich kaum ein Platz, der nicht in gutem Zustande erhalten und nach Vauban'schen Ideen verbessert worden wäre: die wichtigeren derselben standen daher nach Anlage und Ausführung durchwegs auf der Höhe der Zeit.

Anders sah es auf deutschem Gebiete aus. Deutschlands Grenze war am Ober-Rheine fast ganz offen; nur wenige feste Plätze, denen einiger Werth beigemessen werden konnte, fanden sich hier und auch diese waren fast durchaus in stark vernachlässigtem Zustande.

Lothringen, fast ganz von französischem Gebiete umschlossen, besass nahezu keine Befestigungen; auch die Werke der Hauptstadt Nancy waren zufolge des Ryswiker Friedens bis auf die Umfassung der Altstadt geschleift worden. Hingegen lagen in den angrenzenden französischen Gebietstheilen eine Reihe starker Festungen, wie Metz und Thionville, welche die aus dem Rhein-Thale über die Depression zwischen Hunsrück und Hardt gegen Paris führenden Strassen sperrten. Metz war einer der vorzüglichsten Waffenplätze Frankreichs, der mit seinen zahlreichen und starken Werken einen bedeutenden Raum umfasste und grosse Kriegsvorräthe barg. Die kleineren Festungen Toul und Marsal stellten die Verbindung des Befestigungs-Systems der Maaslinie mit der Gruppe der Rhein- und Vogesen-Befestigungen her. An der Saar war Saarlouis ein starker, nach Vauban's erster Manier befestigter Platz.

Im Elsass hatte Frankreich nach dessen Besitzergreifung und den darauf gefolgten Reunionen nicht nur die vorhandenen Festungen erweitert und den Anforderungen der Zeit angepasst, sondern auch neue Festungen angelegt, um sich den errungenen Besitz möglichst zu sichern.

Die Vogesen-Uebergänge wurden durch eine Reihe von Befestigungen, wie das von Vauban neu angelegte und starke Pfalzburg, die kleine Festung Lichtenberg und das Bergschloss Lützelstein (Petite Pierre), gesperrt. Zabern hatte eine verfallene, nicht mehr vertheidigungsfähige Citadelle; die Festungswerke von Bitsch (lothringisch) und Homburg (nassauisch) waren dem Ryswiker, beziehungsweise Badener Frieden zufolge geschleift worden unter der Bedingung, dass sie nie mehr hergestellt werden sollten.

Belfort war eine von Vauban erbaute kleinere, aber starke und gut erhaltene Festung.

In der Niederung des Ober-Rheins lagen an der Ill das schweizerische Mühlhausen und das französische Colmar mit altartigen Stadtbefestigungen, dann das von Morästen eingeschlossene Schlettstadt, dessen alte Werke gegen Ende des XVII. Jahrhunderts von Vauban wesentlich verbessert worden waren. Unmittelbar am linken Rhein-Ufer, zunächst des mit einer altartigen Umfassung versehenen Basel, Hauptort des gleichnamigen schweizerischen Cantons, war 1679 auf französischem Boden die Festung Hüningen, ein bastioniertes Fünfeck mit nassem Graben, mehreren starken Aussen- und Vorwerken erbaut worden. Der auf

dem rechten Rhein-Ufer auf deutschem Boden angelegte Brückenkopf, wie die Werke auf der Rhein-Insel Frauenwörth sollten zufolge des Ryswiker Friedens geschleift werden, was aber erst nach dem Rastatter Frieden geschah. Hüningen zählte, wie Neu-Breisach und Strassburg zu den „Festungen erster Classe", welche permanent in Vertheidigungszustand erhalten wurden.

Weiter abwärts lag nahe dem linken Rhein-Ufer Neu-Breisach, eine sehr starke, von Vauban nach dem Ryswiker Frieden in seiner dritten Manier erbaute Festung, auf 1000 Schritte vor derselben, hart am Rhein, das Fort Mortier, welches früher als Brückenkopf einen Theil der im Ryswiker Frieden an das Reich zurückgegebenen und mit Vorder-Oesterreich wieder vereinten Festung Alt-Breisach gebildet hatte. Dieser von Vauban wesentlich verstärkte, mit einer bastionierten Umfassung versehene, im Innern die selbstständig befestigte obere Stadt und das Fort La Butte umschliessende Platz war früher wohl „des heiligen Römischen Reiches Hauptkissen" und „der Schlüssel zu Deutschland" genannt worden. mit einiger Uebertreibung, da Alt-Breisach doch nur locale Bedeutung als Sperre der von hier ausgehenden Strasse längs des Rheins und jener über Freiburg durch das Höllen-Thal besass. Die Werke der Festung befanden sich in sehr schlechtem Stande. Das auf einer Rhein-Insel angelegte Fort St. Jacques war geschleift und die Brücke über den Strom, ebenso wie jene von Hüningen, abgetragen worden. [1])

Der Hauptstützpunct der französischen Ober-Rhein-Vertheidigung und des nördlichen Elsass war Strassburg, welches nach der Besitzergreifung durch die Franzosen mit einer starken bastionierten Umfassung, der gegen Westen und Süden je ein Fort vorlag und einer ausgedehnten Citadelle, deren Werke fast bis an den Rhein reichten, versehen und so zu einem Platze ersten Ranges gemacht worden war. Durch die mit Hilfe der Ill zu bewerkstelligende Inundation des Umterrains konnte der Platz noch ausserdem eine Verstärkung erhalten. [2]) Bei Strassburg

---

[1]) Die Auflassung von Alt-Breisach als Festung wurde jedoch schon Mitte 1741 von der österreichischen Regierung beschlossen und sollte die Festung, sobald die Franzosen den Rhein überschritten, gesprengt werden. Thatsächlich wurden auch die Festungswerke noch im Laufe desselben Jahres geschleift.

[2]) Strassburg, ebenso wie Hagenau, Schlettstadt, Colmar, Basel und im Deutschen Reiche Ulm und Ingolstadt waren bereits in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts von dem berühmten deutschen Kriegsbaumeister Daniel Speckle befestigt worden.

mündeten die vorzüglichsten der aus dem Innern Frankreichs gegen den Ober-Rhein führenden Heeresstrassen und fanden sich hier vortheilhafte Uebergangsstellen über den Strom; im weiten Umfange der Festung konnten alle Kriegserfordernisse in einem solchen Masse beschafft und gesichert aufbewahrt werden, dass Frankreich zur Aufstellung einer schlagfertigen Armee am Ober-Rhein kaum anderer Anstalten bedurfte, als der Vereinigung seiner Truppen bei Strassburg.

Gegenüber, am rechten Rhein-Ufer, lag das Fort Kehl, welches 1683, während der Occupation dieses Strom-Ufers durch die Franzosen, von diesen in dem von Rhein, Kinzig und Schutter gebildeten Winkel und von diesen Flüssen gedeckt, nach Vauban'schem Systeme erbaut worden war, ein bastioniertes Viereck mit vorgelegten Hornwerken von grosser Stärke. Die Werke dieser „Reichsfestung" waren jedoch nach der letzten Belagerung, 1733, nicht wieder in Stand gesetzt worden, so dass ihrer Baufälligkeit wegen im Jahre 1754 der schwäbische Kreis seine Truppen ganz herauszog. Die auf den zwischen Kehl und Strassburg gelegenen Rhein-Inseln hergestellten Befestigungen waren zufolge des Ryswiker Friedens geschleift worden.

Am Moder-Bache, etwas über eine halbe Meile oberhalb seiner Mündung in den Rhein, lag, von Forsten ganz eingeschlossen, Hagenau, das 1680 von Vauban wesentlich verbessert und mit neuen, ziemlich ausgedehnten Werken versehen worden war. Oestlich von Hagenau, auf einer Insel des Rheins, war 1686 das Fort Louis, ein bastioniertes Viereck nach Vauban's dritter Manier erbaut worden; ein Brückenkopf deckte den Uebergang zum linken Rhein-Ufer, während jener auf dem rechten Ufer infolge des Ryswiker Friedens, bei Rückgabe des occupierten Terrains an das Reich, geschleift werden musste.

An der Lauter lagen zwischen den kleineren und altartigen, aber gut erhaltenen Festungen Weissenburg und Lauterburg die sogenannten Lauterburger oder Weissenburger Linien, eine Reihe passagèrer, durch Inundationen zu verstärkender Erdwerke, die aber zur Zeit des Ausbruches des Krieges fast gänzlich verfallen waren.

Landau, mitten in der Pfalz, zweieinhalb Meilen vom linken Rhein-Ufer, an der Queich gelegen, war von Vauban in der Periode von 1680 bis 1700 nach seiner zweiten Manier vollkommen umgebaut und mit neuen Werken, nebst einer Citadelle versehen worden, welche, wie das ganze Umterrain, unter Wasser

gesetzt werden konnten. Während des spanischen Successionskrieges hatte die Festung vier hartnäckige Belagerungen auszuhalten gehabt; nach dem Badener Frieden, laut welchem sie in französischem Besitze verblieb, waren die Werke wieder ausgebessert und verstärkt worden, so dass Landau nach den Anschauungen der damaligen Zeit einen Waffenplatz ersten Ranges repräsentierte.

Auf deutschem Boden befanden sich, ausser den Festungen Alt-Breisach und Kehl, am oberen Rhein bis Philippsburg hinunter keine Befestigungen von militärischem Werthe. Die vorderösterreichische Stadt Rheinfelden hatte eine schwache, kaum vertheidigungsfähige Befestigung, die Festungswerke des gleichfalls vorderösterreichischen Städtchens Neuenburg waren von den Franzosen im spanischen Successionskriege geschleift worden und jene des badischen Stollhofen, gegenüber dem Fort Louis, waren altartig und nicht widerstandsfähig. Die in der Nähe zu Beginn jenes Krieges aufgeführten Stollhofner oder Ober-Bühler Linien, passagère Erdwerke, waren bereits gänzlich verfallen.

Die „Reichsfestung" Philippsburg, auf dem Gebiete des Bischofs von Speyer innerhalb ausgedehnter Moräste gelegen, war ein bastioniertes Siebeneck mit zahlreichen Aussenwerken. Durch die Belagerung im Jahre 1734 hatten aber die Werke stark gelitten, sie waren zu Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges noch nicht völlig wiederhergestellt und in keinem besonderen Stande. Der von den Franzosen auf dem linken Rhein-Ufer angelegte Brückenkopf war zufolge des Ryswiker Friedens geschleift worden.

An der Neckar-Mündung stand das pfälzische, theilweise von Coehorn befestigte Mannheim, eine sehr ausgedehnte Befestigungsanlage mit einer bastionierten Umfassung, einer starken Citadelle, mehreren Aussenwerken und Befestigungen zum Schutze der über den Rhein und Neckar führenden Brücken.

Die Hauptverbindung aus dem Rhein-Thale an die obere Donau durch das Kinzig-Thal wurde durch die österreichische kleine, in altartigem Style mangelhaft befestigte Stadt Villingen gesperrt, welche sich nach ihrer Lage zu einem Hauptmagazinsorte für kriegerische Operationen aus dem Donau- nach dem Rhein-Thale vorzüglich eignete.

Die weiter südlich längs der Dreisam und von Alt-Breisach aus dem Rhein-Thale heranführenden Verbindungen, welche sich sodann in der wichtigen, aber zur Zeit noch sehr schlechten und

von grösseren Abtheilungen nur mühsam zu passierenden Strasse durch das Höllen-Thal fortsetzten, deckte die österreichische Festung Freiburg. Auch diese hatte, während sie nach 1713 in französischen Händen war, einen durchgreifenden Umbau ihrer veralteten Werke erhalten. Eine besondere Verstärkung bot die auf dominierender Höhe gelegene Citadelle, das „Schloss" und die von Vauban angelegten Stern- und St. Peters-Forts, welche bei der Rückgabe des Platzes von Seiten Frankreichs an das Reich, beziehungsweise an das Haus Oesterreich, unversehrt geblieben waren.

Tiefer im Lande lagen die württembergischen Festungen Freudenstadt, ein achteckiges bastioniertes Werk mit einer Citadelle, 1667 neu angelegt und die im Murg-Thale und über den Kniebis führenden Verbindungen sperrend, dann das kleine aber feste Schorndorf an der Rems; weiters die durch ihre Lage festen Bergschlösser Hohen-Twiel in der Landgrafschaft Nellenburg, Hohen-Urach, Hohen-Neuffen, Vaihingen, Hohen-Asperg, die Citadelle von Tübingen, sämmtliche württembergisch das Bergschloss Hohen-Zollern und einige ältere Schlösser, sowie eine grosse Zahl von Abteien und Klöstern, welche sich vermöge ihrer aus dem Mittelalter stammenden Bauart gleichfalls zur Vertheidigung eigneten.

Die Reichsstadt Reutlingen hatte ältere, wenig widerstandsfähige Werke; die als Strassenknoten wichtige, auf dem rechten Ufer des Neckars gelegene Reichsstadt Heilbronn besass bessere Befestigungsanlagen, welche 1702 erweitert worden waren und einen Brückenkopf am linken Fluss-Ufer.

Im Osten des Schwarzwaldes war die, wenn auch nur mit älteren, so doch ziemlich umfangreichen Werken versehene Reichsstadt Ulm, an der Donau und der Einmündung der Vertheidigungslinie der Iller gelegen, mit etwa 15.000 Einwohnern, ein Punct von grosser militärischer Bedeutung. Er sperrt nämlich die vom Rheine in den kürzesten Richtung quer durch den Schwarzwald in die schwäbisch-bayerische Hochebene führenden Communicationen und bedroht eine eventuelle feindliche Vorrückung, welche, das Gebirge im Süden umgehend, durch die Enge von Stockach über Biberach und das damals befestigte Memmingen beabsichtigt wäre. Diese Bedeutung von Ulm führte auch zum späteren Ausbau des Platzes zu einer regelmässigen Festung.

Die schwäbische Reichsstadt Nördlingen, der Vereinigungspunct der aus dem Neckar-Gebiete gegen die Donau führender

Strassen, hatte Werke, welche 1702 infolge Beschlusses der associierten Reichskreise verstärkt und erweitert worden waren. Donauwörth, an der Grenze von Bayern und Schwaben, wichtig durch seine Lage an der Donau dort, wo das relativ gangbare Gelände zu beiden Seiten des Stromes beginnt und an der Ausmündung des, den bequemsten Zugang über den Deutschen Jura zur schwäbisch-bayerischen Hochebene darstellenden Wörnitz-Thales, dann unfern der Einmündung der Vertheidigungslinie des Lechs in die Donau, besass nur seine alte, von der nächsten Umgebung vollkommen eingesehene Stadtbefestigung.

Am Boden-See lagen endlich das weitläufig befestigte, aber sehr schlecht erhaltene Constanz (österreichisch) mit dem Fort Petershausen jenseits des Rheins und die Reichsstadt Lindau mit mittelalterlichen Werken.

Der Kriegs-Schauplatz am mittleren Rhein bis zum Neckar südwärts und in den Niederlanden.

Die Kämpfe des österreichischen Erbfolgekrieges am mittleren Rheine und in den Niederlanden spielten auf einem Gebiete, das gegen Osten den Unterlauf des Neckars und Mains, dann die Quellengegend der Lahn, Ruhr und Lippe umfasst, im Westen vom Canal La Manche und der Nordsee, im Norden durch eine Linie Münster-Arnheim und das Mündungsgebiet des Rheins begrenzt ist, während nach Süden die Grenze durch das Hardt-Gebirge, das lothringische Hochland, die Argonnen und Ardennen und die Nordabdachung der vom Ursprung der Sambre bis gegen Calais streichenden Bodenwelle im Allgemeinen gezogen ist.

Dieser weite Raum wurde aber von den kriegerischen Ereignissen nicht gleichmässig getroffen: auf dem östlichen Schauplatze war es das Gelände am rechten Ufer des Rheins vom Neckar bis zur Lahn und beiderseits des unteren Mains, auf dem westlichen das Land zwischen der Maas-Sambre und dem Meere, auf welchem entscheidende Operationen stattfanden, während alle die übrigen Gebiete eigentlich nur als Räume des Aufmarsches, Durchzuges und der Cantonnierungen in Betracht kamen.

In politischer Beziehung umfasste der ganze Kriegs-Schauplatz somit einerseits die zu beiden Seiten des mittleren Rheins gelegenen deutschen Reichsgebiete als: vom churrheinischen Kreise die Chur-Pfalz, die drei geistlichen Churfürstenthümer und Erzstifter Maynz, Trier und Cöln; vom oberrheinischen Kreise die Besitzungen der pfalzgräflichen Linie des Hauses Wittelsbach und Theile der Landgrafschaft Hessen; vom westphälischen Kreise die nassauischen Lande, die churpfälzischen Herzogthümer Jülich

und Berg, die churbrandenburgischen Herzogthümer Cleve, Geldern und die Grafschaft Mark, die Hochstifter Münster und Paderborn, endlich eine beträchtliche Zahl von grösseren und kleineren, reichsunmittelbaren geistlichen, wie weltlichen Herrschaften und Ständen, sowie freier Reichsstädte. Den westlichen Kriegs-Schauplatz anderseits machten aus: die nordöstlichen Grenzgebiete Frankreichs, Theile der Provinzen Flandern, Cambresis, Hennegau und Namur, die Herzogthümer Lothringen und Bar, dann die zum burgundischen Kreise des Deutschen Reiches gehörigen österreichischen Niederlande, das zum westphälischen Kreise gehörige Hochstift Lüttich und die südlichen Theile der Republik der Vereinigten Niederlande: Seeland, Holland, das niederländische Geldern und die sogenannten „Generalitätslande", die ehemals spanischen Theile von Brabant, Flandern, Limburg und Geldern.

Orographie. Bodenbedeckung. Gangbarkeit.

Der ganze Raum zerfällt seiner plastischen Beschaffenheit nach in zwei wesentlich verschiedene Abschnitte, welche durch eine Linie getrennt werden, die von Paderborn längs der Ruhr, dann rheinaufwärts bis Bonn, von hier über Maastricht die Maas entlang bis zur Einmündung der Sambre läuft und dann dieser bis zum Ursprunge folgt. Der Raum südlich dieser Linie gehört zum grössten Theile dem Hoch- und Gebirgslande an, während der nördliche Abschnitt einen Theil des grossen nordeuropäischen Tieflandes ausmacht.

a) Das Land östlich des Rheins.

Gegenüber dem fruchtbaren Neckar-Bergland, der niedrigen Fortsetzung des Schwarzwaldes, breitet sich zwischen dem Unterlaufe von Neckar und Main der Oden-Wald aus, ein reich bewaldetes, sonst aber gut angebautes Bergland, welches steil und kurz zu den breiten, wohl cultivierten Thälern des Rheins und untersten Mains abfällt. Oestlich des Oden-Waldes zieht sich das reich bebaute und besiedelte Schwäbische Hügelland hin, während jenseits des Mains, auf drei Seiten von diesem, auf der vierten von der Kinzig umschlossen, der Spessart liegt, ein von herrlichen Wäldern bedecktes und von freundlichen Thälern durchzogenes Niedergebirge. Steiler erheben sich die nördlich anschliessenden Vogels-Berge, ein Massengebirge von geringem Umfange und ausgezeichneter radialer Gliederung, in den höchsten Theilen bis 800 Meter ansteigend.

Westlich der Fulda und Weser, zu beiden Seiten der Schwalm und Eder erstreckt sich bis zur Diemel das aus niedrigen, nirgends über 640 Meter hohen Berggruppen bestehende, gut gangbare Hessische Bergland.

Zwischen der von der Wetter und ihren zahlreichen Zuflüssen bewässerten fruchtbaren Wetterau, dem Rhein und der Lahn erhebt sich als geognostische Fortsetzung des Hunsrücks, der Taunus, ein welliges, im Mittel 550 Meter hohes, von Wäldern bedecktes Plateau, das zum Rheine und der Mündungsebene des Mains steil, zur Lahn in sanften Hängen abfällt. Den Raum zwischen Lahn und Sieg füllt das rauhe, wenig fruchtbare Schieferplateau des Wester-Waldes aus, der steil das schmale Rhein-Thal begrenzt.

Jenseits der Sieg und östlich des nun immer breiter werdenden Rhein-Thales, nördlich bis zur Ruhr, breitet sich das weitläufige, von tiefen Thälern durchschnittene, ebenfalls plateauförmige Sauerland aus, das in der Quellengegend der Ruhr und Lenne bis 850 Meter ansteigt und dessen Hochflächen noch rauher und unfruchtbarer, als jene des Wester-Waldes sind.

Vom Sauerländischen Gebirge trennen sich, die Diemel nördlich begleitend, einzelne Berg- und Hügelketten ab, welche gegen die Weser zu immer niedriger werden, während vom Plateau von Paderborn eine schmale Hügelkette, der Teutoburger-Wald, 110 Kilometer weit bis an die Ems streicht. Westlich desselben und nördlich des schmalen Hügelzuges des Haarstranges am rechten Ruhr-Ufer, breitet sich nun die weite niederrheinische Tiefebene aus, eine fruchtbare Alluvialebene, die nur hie und da von relativ niedrigen sandigen Hügelreihen unterbrochen ist.

b) Das Land zwischen dem Rhein und der Mosel.

Das circa 20 Kilometer breite Rhein-Thal zwischen Speyer und Worms ist von zahlreichen, niedrigen Hügelzügen durchsetzt, zwischen welchen vielfach verzweigte Bäche, zum Theile auch ansehnliche Waldungen mannigfache Terrainhindernisse bilden. Nördlich Worms, wo die Ausläufer des wohlcultivierten, nur von wenigen Waldparcellen bedeckten Pfälzischen Hügellandes bis nahe an den Strom treten, verengt sich die linksufrige Rhein-Ebene auf eine durchschnittliche Breite von sieben Kilometern und bei Maynz schieben sich abermals die Hügel bis unmittelbar an den Rhein heran.

Nördlich des Hardt-Gebirges besteht die Landschaft in einer Breite von 30 bis 35 Kilometern theils aus flachwelligen, wohl-

bebauten Hügelgeländen, theils zeigt sie höhere waldige Bergstufen mit einzelnen, jäh daraus emporsteigenden Gipfeln.

Jenseits dieser Depression, deren nordwestliche Begrenzung durch die von Kreuznach über Birkenfeld nach Merzig führende Strasse markiert ist, steigt das Terrain wieder bis ungefähr auf gleiche Höhe, wie der Hardt (im Mittel 630 Meter) zum Hunsrück empor, ein rauhes Felsplateau, mit mehreren aufgesetzten, in fast senkrechter Richtung zum Rheine streichenden, stark bewaldeten Bergketten, welches steil und felsig zur Mosel, zur Saar und zum Rheine abfällt, den letzteren mit dem gegenüberliegenden Taunus zu einem Felsenpasse einengend.

Zwischen Saar und Mosel breitet sich nördlich der tiefen Terrainfurche, welche heute vom Rhein-Marne-Canal durchzogen ist, die Lothringer-Hochebene aus, eine reich angebaute im Allgemeinen sehr gangbare Landschaft, in der sanftwellige, fruchtbare Ackerflächen mit ausgedehntem, waldreichem Hügellande, hie und da auch mit scharfgeformten Bergrücken abwechseln.

c) Das Land zwischen der Mosel, dem Rheine und der Maas.

Der gebirgige Theil dieser Landschaft wird durch die Ardennen, die Venn uud Eifel ausgefüllt.

Die Ardennen bilden ein breites, flachwelliges, stark bewaldetes Hochland, oft sumpfig oder moorig und meist unfruchtbar, ohne geschlossene Bergrücken und ohne Gipfelerhebungen mit tiefen, steilen, oft felsigen Thälern. Der Theil südlich der Maasstrecke Namur-Lüttich ist infolge der weniger tiefen Thalmulden und der nicht so ausgedehnten Waldungen gangbarer, als jener südlich der Linie Givet-La Roche, wo die weitverzweigten, schroffen und wasserreichen Thäler, sowie mächtige Waldreviere die Bewegung ausschliesslich auf die wenigen und schlechten Strassen wiesen. Oestlich der Maas haben die damals nur sehr spärlich bevölkerten Ardennen eine durchschnittliche Höhe von 600 Metern; westlich dieses Flusses, wo sie den Winkel bis zur Sambre ausfüllen, sinken sie bis auf 300 Meter und noch tiefer herab, so dass man von diesen Plateauflächen in Anbetracht der geringen Tiefe der breiten Thalmulden, den Gebirgseindruck nicht mehr empfängt. Diese Landschaft war auch bevölkerter und gangbarer, obwohl sie in ihrem südlichen Theile zwischen Maubeuge und Givet und von hier aufwärts bis Mezières von grossen Forstcomplexen bedeckt war.

In östlicher Richtung hängen die Ardennen mit der Eifel und Venn zusammen. Es sind dies zwei wasserarme Hochplateaux, mit einzelnen breiten Rücken oder felsigen Platten und tief eingeschnittenen Thälern, mit ausgedehnten Waldcomplexen, grossen Haidestrecken und Torfmooren.

Die Eifel, im Mittel 500 Meter, in ihren höchsten Erhebungen zwischen der Prüm und Kyll, dann an der oberen Ahr über 700 Meter hoch, engt mit der gegenüberliegenden Masse des Wester-Waldes den Rhein noch bis in die Gegend von Bonn in ein schmales Thal.

Die Venn, in der Hohen Venn zwischen Malmédy-Montjoie-Limburg über 630 Meter hoch, ist speciell durch grosse waldlose, mit hohem Haidekraut oder mächtigen Torflagern überzogene Moorflächen charakterisiert, welche häufig wochenlang mit Nebeln bedeckt und nur bei sehr anhaltender Trockenheit, beziehungsweise beständigem Froste passiert werden können. Aehnliche Moorflächen, in der dortigen Gegend, „Fanges" oder „Hautes Fanges" benannt, breiten sich auch noch gegen Südwesten, beiderseits der Amblève bis zur Ourthe aus.

Militärisch haben die Eifel und Venn zu allen Zeiten als ein unwirthliches Land gegolten, welches von grösseren Kriegszügen stets vermieden und noch mehr, als der wald- und haidenreiche Theil der Ardennen bis zur Maas, nie grosse Armeen gesehen hat, schon aus dem Grunde, weil diese Gegenden durchaus nicht befähigt waren, grössere Truppenmassen auch nur vorübergehend zu ernähren.

Südlich der Ardennen zeigt der Raum zwischen Maas und Mosel, die Mosel-Berge, bis in die Gegend von Toul hin ein welliges, einförmiges, meist fruchtbares Hochland, während der Raum westlich der Maas bis zur oberen Aisne, im Norden bis in die Höhe von Sédan von dem 30 bis 70 Kilometer breiten Bergland der Argonnen erfüllt ist. Durchschnittlich 400 Meter hoch, ist dasselbe ein Landstrich mit tief eingeschnittenen Thälern und dichten, ausgedehnten Waldungen. Bei feuchter Witterung sind infolge des Lehm- und Kalkbodens Truppenbewegungen abseits der wenigen Strassen mit grossen Schwierigkeiten verbunden.

Zwischen der oberen Aisne und der mittleren Marne breitet sich dann das vielfach durchschnittene, theils bewaldete, theils aber intensiv angebaute Hügelland der oberen Champagne aus, während sich jenseits der oberen Oise bis zur Meeresküste, einem breiten Landrücken gleich, das fruchtbare und offene Hügelland der Picardie und des Artois erstreckt.

Nördlich der Linie Ahrmündung-Maastricht übernehmen niedere, von der Roer und Erfft in breiten, waldbedeckten und wiesenreichen Niederungen durchflossene Berg- nnd Hügellandschaften die allmählichen Höhenabstufungen zur niederrheinischen Tiefebene.

d) Das Land zwischen der Nordsee und der Maas-Sambre-Linie.

Der schon in das Gebiet der grossen nordeuropäischen Tiefebene gehörende, nördlich der Sambre und Maas bis Maastricht liegende Theil des Kriegs-Schauplatzes ist kein ausschliesslich ebener Raum. Die Ardennen finden in ihm noch nördlich der beiden Flüsse eine Art Fortsetzung in einer flachwelligen, von zahlreichen Wasserrinnen durchschnittenen, mehrfach von kleinen Waldparcellen bedeckten Hügellandschaft, welche erst jenseits der Linie Lüttich-Löwen-Brüssel und der Schelde ganz zur Ebene übergeht. Gegen die Maas und Sambre fällt diese Landschaft steil und felsig ab, so dass diese Flüsse innerhalb derselben in einem tief eingeschnittenen, zumeist felsigen Thale fliessen. Das nördliche Ufer überhöht vielfach, so bei Huy und Lüttich, das südliche.

Das fast ausschliesslich von Alluvium bedeckte Flachland, welches die flandrischen Landschaften zwischen dem linken Ufer der Schelde und der Meeresküste, dann den Raum östlich der Schelde-Mündung erfüllt, ist nur noch durch einzelne unbedeutende Hügelcomplexe unterbrochen. Die Ebene, von zahlreichen natürlichen und künstlichen Wasseradern durchschnitten, erhebt sich nur wenig über das Niveau des Meeres.

Die Gewässer.

Von den Strömen, welche den Kriegs-Schauplatz durchsetzen, bilden der Rhein mit seinen Nebenflüssen, darunter vor allem der Main und die Mosel, die Hauptwasseradern des östlichen, die Maas mit der Sambre, dann die Schelde mit der Lys jene des westlichen Gebietes.

Der Rhein, welcher bis Maynz seine breite Thalebene in vielfach gewundenem, von zahlreichen Inseln und Sandbänken getheiltem Laufe durchströmt, zeigt von Maynz bis Bonn ein geschlossenes und namentlich innerhalb des Durchbruches zwischen Bingen und Coblenz ein durch die auf beiden Seiten herantretenden hohen und vielfach felsigen Ufer oft auf 500 bis 600 Schritte eingeengtes Bett. In der Nähe von Bonn erweitert sich das Thal wieder mehr und mehr, bis der Strom unterhalb dieser

Stadt die nordeuropäische Tiefebene betritt, welche er nun in trägem, gewundenem Laufe durchfliesst. Bei seinem Uebertritte auf holländisches Gebiet unterhalb der Schenken-Schanze, theilt er sich in mehrere, den Namen Waal, Leck, alter Rhein und andere führende Arme, vereinigt sich theilweise mit der Maas und schliesst mit dieser ein ausgedehntes und vielfach verzweigtes Delta ein.

Die mittlere Tiefe des Stromes beträgt von Maynz abwärts vier bis acht Meter; das Gefälle, bis zu diesem Orte ziemlich stetig, nimmt in der Strecke Maynz-Bonn bedeutend zu und ist abwärts Maynz so stark, dass Ponton-Brücken nur mit den schweren, von den Rheinschiffen benützten Ankern sicher verankert werden konnten.

Die Breite, Tiefe und im mittleren Laufe auch die Macht des Gefälles machen den Rhein, in Verbindung mit dem Mangel an permanenten Uebergängen, überall und zu jeder Jahreszeit zu einem strategischen Hinderniss, an welchem die Operationen sich brechen. Aber auch als Basis kommt dieser mächtige und schützende Strom sowohl für Operationen, die von ihm aus nach Westen, als nach Osten beabsichtigt werden, in Betracht. Die auf den schiffbaren Nebenflüssen aus dem Innern der Rheingegenden herangeführten Vorräthe an Material und Verpflegung konnten auf dem Hauptstrome nach Bedarf auf- oder abwärts verschoben werden und derselbe war überdies von einer Thalstrasse durchaus, streckenweise auch von deren zweien, begleitet.

Auch in seinem mittleren Laufe bot der Rhein der Schifffahrt durch Klippen und Strudel gefürchtete Hindernisse, so an dem Bingerloch und an der Bank oder Werb bei St. Goarshausen gegenwärtig freilich kaum beachtet.

Der einst so rege Handel und Verkehr auf dem Strome hatte sich infolge der fortwährenden Kriege im XVII. und zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts sehr verringert, so dass im Jahre 1718 die vier Churfürsten, deren Gebiete am Rheine gelegen waren, durch Vereinbarung gemeinsamer Massregeln sich bemühten, Handel und Schifffahrt auf dem Strome wieder zu beleben.

Von Strassburg bis zur Mündung gab es keine permanente Brücke über den Rhein, Schiff-Brücken bestanden bei Mannheim, Maynz, Nieder-Wesel und Arnheim, welche aber im Winter abgetragen und geborgen wurden; fliegende Brücken, Fähren und Ueberfuhren vermittelten an vielen Orten den Verkehr zwischen den beiden Ufern des Stromes.

Unter den rechtsseitigen Nebenflüssen des Rheins nimmt infolge der Ausdehnung seines Flussgebietes und seiner

Wassermasse der Main die erste Stelle ein. In seinem unteren Laufe, welcher allein zu den Kriegsereignissen in Beziehung trat, ist er ohne künstliche Mittel nirgends zu durchschreiten und fliesst bis Aschaffenburg in einem engen Thale, von wo an erst das Ufergelände flach oder sanft hügelig wird, bis er von Frankfurt an die weite Mündungsebene zwischen Taunus und Oden-Wald in einer durchschnittlichen Breite von 300 Schritten durchfliesst.

Seine Nebenflüsse, die Tauber links, zwischen steilen bergigen Ufern, dann am rechten Ufer die Kinzig und Nidda mit zahlreichen Nebengewässern, letztere oft und weithin das niedere und flache Angelände überschwemmend, sind an und für sich unbedeutend, können aber unter Umständen localen tactischen Werth erlangen. Von Würzburg an war der von Kitzingen ab schiffbare Main bei ersterem Orte, dann bei Freudenberg (zwischen Wertheim und Miltenberg), bei Aschaffenburg und Frankfurt überbrückt. Hier und bei Würzburg waren die Brücken aus Stein. Der Wasserstand des Flusses unterlag damals grösseren Schwankungen, als gegenwärtig, wodurch die blühenden Städte an seinen Ufern oft zu leiden hatten.

Der Main stellte einen tief in das Innere Deutschlands reichenden Verkehrsweg für den Nachschub an Geschütz, Munition und Proviant dar, ein Vortheil, welcher umso höher anzuschlagen war, als sich dem Landtransporte dieser Heeresbedürfnisse zu jener Zeit wesentliche Schwierigkeiten entgegenstellten. Dagegen boten die breite und wegsame Mündungsebene und das im Allgemeinen gut gangbare Thal dieses Flusses dem über den Rhein vordringenden Gegner einen natürlichen Zugang in das Herz von Deutschland und demselben kam dann diese Wasserlinie ebenfalls als Transportweg und eventuell auch als Flankenanlehnung zustatten.

Die übrigen rechtsseitigen Rheinzuflüsse: die Lahn, Sieg Ruhr und Lippe haben, gleich dem Maine, im Allgemeinen einen westlichen Lauf, begünstigen daher namentlich dort, wo sie Gebirgslandschaften durchsetzen, wie die Lahn und Sieg, die Vorrückung eines westlichen Gegners vom Rheine her, während sie die Bewegungen eines am rechten Strom-Ufer stehenden Vertheidigers erschweren. Für Operationen längs des Rheins konnten diese Flüsse als Vertheidigungs-Abschnitte in Betracht kommen.

Die Lahn, welche im Verlaufe des Feldzuges Bedeutung erlangte, durchfliesst in sehr langsamem Laufe ein breites Thal, welches sie zur Zeit der Schneeschmelze und bei Hochwässern regelmässig weithin überschwemmte. Der bis Dietz aufwärts mit

Kähnen befahrene Fluss war von Marburg achtmal, darunter zuletzt bei Dietz, überbrückt. Die Sieg konnte mit Ausnahme ihres untersten Laufes fast allenthalben durchfurthet werden; die Ruhr und Lippe sind langsame, aber stets wasserreiche und auch für grössere Fahrzeuge schiffbare Niederungsflüsse, welche ohne künstliche Mittel nur ausnahmsweise zu übersetzen waren.

Ganz verschieden von den hydrographischen Verhältnissen des rechten Rhein-Ufers sind jene des linken. Hier folgen die bedeutenderen Zuflüsse des Rheins der Hauptsache nach der Richtung von Süd nach Nord, stellen sich daher einem vom Rheine nach Westen vorrückenden Heere senkrecht, als vom Gegner gut auszunützende Vertheidigungs-Abschnitte, entgegen und erlangten für diesen auch als Wasserstrassen für den Nachschub an Heeresbedürfnissen gegen den Mittel-Rhein zu, Werth.

Die Nahe war durch eine Unzahl kleiner Fahrzeuge belebt, welche den Erntesegen des fruchtbaren Nahegaues an den Verkehrsweg des Rheins brachten.

Die Mosel, wichtig als Verkehrsweg für die von ihr durchströmten Länder, wird erst abwärts Toul zum militärischen Hinderniss. Die beiderseitigen Bergplateaux treten hier mit hohen und steilen Rändern nahe an den Fluss. Unterhalb Metz erweitert sich das Thal am linken Ufer bis zu einer Breite von sieben Kilometern, verengt sich dann wieder bei Thionville und wird von Sierck abwärts durch dicht herantretende Felsufer geschlossen, welche, eine kleine Thalerweiterung zwischen der Mündung der Saar und Kyll, beiderseits Trier, ausgenommen, den durchschnittlich 250 Schritte breiten Fluss bis zu seiner Mündung begleiten. Derselbe, damals erst von Metz abwärts befahren [1]), war bei Toul, Pont à Mousson, Metz, Trier, Trarbach und Coblenz überbrückt.

Für eine vom Rhein gegen Westen vorrückende Armee bildet die Mosel in der von Süd nach Nord laufenden Strecke Toul-Saarmündung ein Operationshinderniss, welches durch die daselbst französischerseits angelegten Befestigungen verstärkt, nur sehr schwer zu forcieren war, während von da abwärts die geänderte Laufrichtung des Flusses im Vereine mit dem Hunsrück eine Art Trennung des gesammten westrheinischen Kriegs-Schauplatzes schafft.

Die Saar, der wichtigste Nebenfluss der Mosel, hat ähnliche Uferverhältnisse, wie diese: zumeist ein tief eingeschnittenes,

---

[1]) Heute ist der Fluss schon von Toul angefangen schiffbar.

felsiges Thal mit einzelnen Erweiterungen, woselbst sich dann auch Brücken befanden, wie bei Saarbrücken, Saarlouis, Merzig und Conz, hier speciell eine steinerne Römer-Brücke. Zum militärischen Hinderniss wird die Saar, auf welcher ein lebhafter Schiffsverkehr gieng, nach Aufnahme der Blies.

Die zahlreichen Nebenflüsse der unteren Mosel auf dem linken Ufer sind tief in die Gebirgslandschaft eingeschnittene Wässer, von welchen nur die ganz auf luxemburgischem Gebiete fliessende Suer (Sauer) auf einige Meilen schiffbar war.

Von den übrigen linksseitigen Zuflüssen des Rheins ist die Ahr ein unbedeutendes Flüsschen, aber mit steilen, tief eingerissenen Ufern; die normal überall durchwatbare Erfft hat stellenweise sumpfige Ufer und wird rechts von einer bewaldeten Hügelreihe, „der Ville", begleitet, welche die gegenüberliegenden Niederungen dominiert.

Der niederländische Kriegs-Schauplatz umfasste hauptsächlich das Gebiet der Maas mit jenem der Sambre und Schelde, welche drei Flüsse, sämmtlich schiffbar, einem lebhaften Handel dienstbar waren.

Die Maas (Meuse) durchfliesst bis Verdun ein breites Muldenthal und ist in dieser Strecke fast überall durchwatbar; bei anhaltender Trockenheit war sie aber selbst noch bis in die Gegend von Lüttich an einzelnen Stellen zu durchfurthen. Von Stenay bis Mezières ist im Allgemeinen das rechte Ufer dominierend und felsig; von Mezières bis Lüttich durchbricht der Fluss die Ardennen und zwängt sich durch einen schmalen Gebirgsspalt mit meistentheils hohen, felsigen, von tiefen Seitenthälern häufig durchbrochenen Rändern. Von Lüttich abwärts erweitert sich das hier von niedrigen und sanft geböschten Hängen gebildete Thal, bis der Fluss bei Maastricht in die Tiefebene eintritt und zwischen flachen, von Roermonde bis Grave moorigen Ufern dahinfliesst. Die Breite der Maas beträgt bei Verdun bei 100, bei Namur 180, bei Lüttich 250 Schritte und bei Gorkum, dicht vor welchem Orte sich der Fluss mit der Waal, dem Hauptarme des Rheins, vereinigt, sammt dieser circa 450 Schritte. Damals von Charleville [1]) an schiffbar, war die Maas, ausser bei Verdun, noch bei Stenay, Sédan, Mezières, Givet, Dinant, Namur, Huy, Lüttich, Maastricht, Steevensweert, Venloo und Grave überbrückt; bei Roermonde bestand eine Ponton-Brücke.

---

[1]) Heute beginnt die Schiffbarkeit schon oberhalb Verdun.

Die Schifffahrt auf der Maas war um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts nicht mehr so stark, wie ehedem, da die von den verschiedenen Landesherren, durch deren Gebiete der Strom floss, erhobenen Zölle so hoch waren, dass der grösste Theil der Waaren auf der Achse durch das Bisthum Lüttich nach den Niederlanden und Holland gieng. [1])

Die Sambre, zu jener Zeit von Maubeuge bis zur Mündung bei Namur schiffbar, fliesst in dieser Strecke, 40 bis 50 Schritte breit, in einem tief eingeschnittenen, meist felsigen Thale, dessen rechte Hänge fast durchwegs dominieren. Die Thalebene selbst jedoch ist oft mehrere hundert Schritte breit und mit stellenweise nassen Wiesenflächen bedeckt, welche der Fluss in zahlreichen Windungen durchschneidet. Er war vielfach überbrückt, darunter bei Maubeuge, Thuin, Marchiennes au Pont, Charleroi, Châtelet, Anveloix und Namur.

Abwärts der Sambre nimmt die Maas noch die Méhaigne auf, ein unbedeutendes Flüsschen zwischen steilen und tief eingeschnittenen Ufern und den Jaar oder Geer, zwischen ausgesprochenen, stellenweise, wie bei Tongres, jedoch versumpften Ufern.

Der letzte linke Nebenfluss der Maas, die Dommel mit der Aa rechts, Beerze und Ley links, ist ein stets wasserreicher Niederungsfluss, der bis abwärts Eyndhoven durch weite, moorige Haideflächen, von hier an, ohne künstliche Mittel normal nicht überschreitbar, in vielen Krümmungen durch die fruchtbare Tiefebene fliesst.

Die Ourthe durcheilt einen tiefen Querspalt der Ardennen, welcher militärisch desshalb erwähnenswerth ist, weil er das Operationshinderniss, welches die Maas speciell in der Linie Maastricht-Lüttich bildet, südwärts fortsetzt, so dass diese beiden Flüsse den niederländischen Kriegs-Schauplatz nach Osten hin natürlich abgrenzen. Die Ourthe, in ihrem Unterlaufe schiffbar und unter gewöhnlichen Umständen nicht zu durchwaten, fliesst in einem engen, von steilen, bewaldeten Hängen eingeschlossenen Thale, in welches rechts die ähnlich beschaffenen Seitenthäler der Amblève und Vesdre einmünden.

Die Roer, welche bei Düren, Jülich und Linnich von den vom Rheine an die Maas laufenden Strassen übersetzt wird, durchfliesst von ersterem Orte an eine fruchtbare, mit Wiesen und

---

[1]) Rheinischer Antiquarius, Frankfurt am Main, 1739.

Gebüsch erfüllte, jedoch häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzte Niederung, in welcher sich die Hauptrinne in zahlreichen Seitencanälen und Nebengräben verzweigt, so dass hiedurch der in seinem unteren Laufe überdies nur ausnahmsweise zu durchfurthende Fluss zum Bewegungshinderniss wird. Auch als der einzige natürliche Vertheidigungsabschnitt zwischen Maas und Rhein ist er militärisch wichtig.

Die Schelde bildete die wichtigste Lebensader der österreichischen Niederlande; in ihrem ganzen Laufe innerhalb des Landes schiffbar, empfieng sie durchgehends gleich schiffbare Nebenflüsse und nahm eine Menge von Canälen in sich auf. An dem und durch das Fluss-System der Schelde hatte sich ein ungemein reges Verkehrsleben entwickelt, welches schliesslich nach Antwerpen gravitierte, um von hier durch das Meer seine Ausbreitung zu suchen.

Die Breite des Flusses beträgt bei Gent 50 Schritte, wächst dann sehr rasch bis auf 700, unterhalb Antwerpen auf 1500 Schritte, wo sich dann der Fluss in die beiden grossen, die Inseln Beveland und Walcheren einschliessenden, stellenweise fünf bis acht Kilometer breiten Deltaarme der Wester- und Oster-Schelde theilt. Bei Valenciennes beträgt die mittlere Tiefe bereits über 1·5 Meter, beim Eintritte auf österreichisches Gebiet war sie zwei Meter tief und nimmt dann allmählich, aber bedeutend zu, bei Antwerpen bis zu 14 Metern, so dass dahin die grössten und schwersten Seeschiffe gelangen konnten. Die Schelde war überbrückt bei Cambrai, Valenciennes und Condé, auf niederländischem Boden bei Tournay, Audenarde, Gent und Dendermonde.

Breite und Tiefe verleihen der Schelde, namentlich von Gent abwärts, den Charakter eines bedeutenden Operationshindernisses. Als Vertheidigungslinie gegen Frankreich kam sie ihrer Laufrichtung nach nur in der kurzen Strecke beiderseits Tournay in Betracht, die in ihrem Werthe noch dadurch sehr herabgemindert wurde, dass der Oberlauf des Flusses, an dem zahlreiche Festungen lagen, sich in französischem Besitze befand.

Von den zahlreichen Nebenflüssen der Schelde, welche im Verlaufe des Krieges oft von Bedeutung werden sollten, sind jene am rechten Ufer:

Die Haïne, den Raum zwischen der Sambre und Schelde, durch welchen die kürzeste Operationslinie Paris-Brüssel führt, durchfliessend, war ein, 1740 noch nicht canalisiertes, seichtes Gewässer, welches aber seiner Lage wegen seit jeher zu einer gewissen localen Bedeutung gelangte.

Der Dender, welcher in gleicher Richtung mit seinem Hauptstrome und von diesem in dessen Laufstrecke Condé-Gent immer gleichmässig auf einen starken Tagmarsch entfernt fliesst, war von Alost an canalisiert und, ausgenommen innerhalb Dendermonde, nicht mehr überbrückt. Oberhalb Alost, wo mehrere Brücken bestanden, hatte der Fluss stark versumpfte Ufer.

Die Rupel erreicht nach der Aufnahme der Dyle und Nethe eine Breite von 400 Schritten und eine bedeutende Tiefe, so dass der Fluss in Verbindung mit der Dyle von Mecheln an ein sehr achtenswerthes Operationshinderniss darstellt.

Die Dyle ist ein ziemlich reissendes Wasser, welches am Einfluss der Demer ungefähr 30, an dem der Senne 70 Schritte breit ist. Die Tiefe des von Löwen an schiffbaren Flusses schwankt von da ab zwischen zwei bis vier Meter, ist aber auch oberhalb derart, dass der Uebergang auf die, jedoch schon damals zahlreichen Brücken angewiesen ist. Mit der Fluth konnten schwer beladene Schiffe aus der Schelde durch die Rupel bis Mecheln (Malines) gelangen. Das Operationshinderniss, welches der Fluss in seinem unteren Laufe bildet, wird noch verstärkt durch den Canal, welcher von Löwen in ziemlich gerader Richtung bis zur Senne-Mündung unterhalb Mecheln führte.

Die Senne, ein an und für sich unbedeutendes Nebenflüsschen der Dyle, an welchem die Landeshauptstadt Brüssel liegt, erhält durch seine sumpfigen Ufer und den vorgelegten, von Brüssel zur Rupel führenden Canal eine Verstärkung.

Rechts nimmt die Dyle den auch damals schon theilweise canalisierten Demer auf, welcher, von Diest an schiffbar und nicht mehr furthbar, durch eine moorige Niederung fliesst, wie seine Nebenwässer, die beiden Geeten und der Herck, durch breite sumpfige Thäler.

Die beiden Nethen sind nach ihrer Vereinigung bei Lierre ein bedeutendes, nur auf den bestehenden Uebergängen (zu Duffel und Waelhem) zu passierendes Hinderniss, rechts von einer das jenseitige Ufer beherrschenden Hügelreihe begleitet, aber auch in ihrem getrennten Laufe, des moorigen und sumpfigen Anterrains wegen, nicht immer zu durchfurthen.

Von den linken Nebenflüssen der Schelde wies die theilweise canalisierte und schiffbare Lys einen sehr veränderlichen Wasserstand auf, so dass sie bei anhaltender Trockenheit mit vielen Bänken erfüllt und auch in ihrem unteren Laufe vielfach durchwatbar war. Brücken bestanden bei Courtray, Haerlebeke, Eloysvyfoe und Deynze.

Die stets sehr wasserreiche Dürme, von Lokeren an, der Schelde in senkrechter Richtung und in einer breiten, meist versumpften Niederung zufliessend, bildete in dieser nur bei Lokeren überbrückten Strecke ein ansehnliches Hinderniss für Operationen längs des linken Schelde-Ufers.

Von den vielen Canälen, welche die Niederlande durchzogen, sind als die hauptsächlichsten zu erwähnen: jener von Ypres nach Nieuport und von hier über Furnes nach Dünkirchen und von Furnes nach Bergues einerseits, nach Rousbrugge anderseits, durch welche die zwischenliegenden Gegenden unter Wasser gesetzt werden konnten; dann die Canäle Nieuport-Oudenburg nach Ostende, Ostende-Brügge-Gent, Brügge-Sluis (L'Ecluse) und von hier über Oostburg und Jjzendijke an die Wester-Schelde, weiters Gent-Sas de Gand, Brüssel zur Rupel, Löwen zur Senne-Mündung unterhalb Mecheln.

Ueberdies bestanden Schleusen-Einrichtungen, durch welche das Ueberschwemmen der anliegenden Gegenden ermöglicht wurde, bei der Schelde von Cambray bis Gent, dem grössten Theile der Scarpe, dem untersten Laufe der Haïne, dann fast längs der ganzen Lys, bei der Senne von Brüssel bis zur Mündung, an der Rupel und dem Unterlaufe der Nethe, endlich noch an der Roer und der Erfft.

Die grosse zusammenhängende Wasserlinie, welche von Westen nach Osten den ganzen niederländischen Kriegs-Schauplatz durchzieht, der Ostende-Brügge-Genter-Canal, die Schelde-Flussstrecke Gent-Rupelmonde und das System der Wasserlinien der Dyle, Demer und Nethe, welche sämmtliche die mächtig breite Rupel sammelt, um sie der Schelde zuzuführen, bildet ein wesentliches Hinderniss für alle in nord-südlicher Richtung führenden Operationen und repräsentiert einen schon von Natur aus starken Vertheidigungs-Abschnitt.

Bodenproduction.

Die Bodencultur auf dem Gebiete des Kriegs-Schauplatzes war vielfach durch die grossen weltgeschichtlichen Ereignisse des XVII. und zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts in nachtheiligster Weise beeinflusst worden. Fast ununterbrochene Kriegsstürme waren über das Land gefegt. Namentlich in den Gegenden am Rhein waren ganze Landstriche in Wüsten verwandelt worden; nur zu oft hatte der Landmann die heimathliche Scholle, wo seiner

Habe und seinem, sowie der Seinigen Leben stete Gefahr drohte, verlassen, so dass nach dem spanischen Erbfolgekriege viele Landstriche wüst, verarmt und entvölkert zurückgeblieben waren. Doch kaum hatte der Friede die Aussicht auf einige Jahre der Ruhe und Sicherheit gebracht, so regte sich schon allenthalben wieder neues Leben und wenn auch die Wunden, welche die Kriegsfurie dem Wohlstande geschlagen, gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts noch nicht völlig vernarbt waren, so hatten sich doch, Dank dem Fleisse und der zähen Ausdauer des holländischen und deutschen Bauers, Ackerbau und Landwirthschaft wieder zu einer ansehnlichen Höhe emporgeschwungen.

Am rechten Ufer des Rheins zwischen dem fruchtbaren Thale des Neckars und jenem des Mains erstreckt sich eine überaus ergiebige Gegend, von welcher der Landstrich von Heidelberg bis Darmstadt, „die Bergstrasse", oft mit einem blühenden Garten verglichen, einen Ueberfluss von Getreide und herrlichem Obst bot. Oestlich davon trennte der Oden-Wald und Spessart die fruchtbaren Gelände des Rheins von den reichen Ebenen Frankens.

An beiden Ufern des Rheins bis gegen Bingen zeichneten sich der Speyer- und Rheingau [1]), vornehmlich aber die Landschaft Alzei, „die Kornscheuer der Pfalz", durch ihren Getreidereichthum aus, obwohl gerade diese gesegneten Gefilde am meisten von den Kriegsverheerungen zu leiden gehabt hatten.

Die Gebirgslandschaft zwischen Nahe und Maas, die Ardennen, Hohe Venn, Eifel und Hunsrück, also vorwiegend Chur-Trier, das Herzogthum Luxemburg, die Grafschaft Namur und der südliche Theil des Hochstiftes Lüttich, war der unwirthlichste Theil des ganzen Kriegs-Schauplatzes. Grosse zusammenhängende Waldstriche, ausgedehnte Haidestrecken und Torfmoore, namentlich in der Venn und Eifel, die Dürftigkeit des Bodens und die Rauhheit des Klimas verweisen den Ackerbau hauptsächlich auf die Thäler und beschränken selben zumeist auf Hafer, dagegen bieten ausgedehnte Weidestrecken der Viehzucht alle Bedingungen des Gedeihens. Dieses Gebiet war wenig bevölkert, theils wegen der Beschaffenheit des Bodens, theils weil alle Interessen des Handels und Verkehres sich der grossen Wasserstrasse des Rheins zuwendeten.

---

[1]) Nach Worms konnten 200 Dörfer ihre Producte zu Markte bringen und die Verkäufer doch Nachts wieder in ihren Betten schlafen. (Rheinischer Antiquarius, Frankfurt 1739.)

Auch am rechten Rhein-Ufer erscheint durch den Main die Nordgrenze für die Ueberschwänglichkeit des Erntesegens gezogen. Auf den Abhängen des Taunus gedeihen wohl herrliche Weine, wie bei Johannisberg und Rüdesheim, aber der Getreidebau findet nur in der flachen Wetterau Boden. Die vom Wester-Wald und Sauerland erfüllten Gebiete, hauptsächlich Theile der nassau- und hessischen Lande, dann die Herzogthümer Berg (Chur-Pfalz), Westphalen (Chur-Cöln) und die Grafschaft Mark (Chur-Brandenburg) waren nicht besonders fruchtbar, grösstentheils von ausgedehnten Waldungen und Weiden bedeckt, besassen aber eine vortreffliche Viehzucht. In der Grafschaft Mark war schon damals der Bau auf Steinkohle und Eisen sehr beträchtlich.

Das Tiefland nördlich der Ruhr und Lippe, insoweit es das Hochstift Münster und einen Theil des Herzogthums Cleve (churbrandenburgisch) umfasste, erfreute sich ebenfalls keiner besonderen Fruchtbarkeit. Grosse, der Viehzucht dienende Haiden wechselten mit ausgedehnten Waldungen ab, so dass für den Ackerbau nur wenig Boden übrigblieb.

Dagegen gehörte die Tiefebene westlich des Rheins bis zur Maas, nördlich der Linie Cöln-Maastricht, grösstentheils vom Herzogthum Berg (churpfälzisch) und dem rheinischen Theile des Erzstiftes Cöln ausgefüllt, zu den fruchtbarsten und getreidereichsten Gegenden Deutschlands und wurde nicht mit Unrecht eine der Kornkammern desselben genannt.

Die Niederlande.

Politische und culturelle Verhältnisse.

Die vortreffliche Lage des zweiten Theiles des Kriegs-Schauplatzes, der österreichischen Niederlande und der in Betracht kommenden Provinzen der Republik der Vereinigten Niederlande, zwischen Deutschland und England, zwischen Frankreich und der Nordsee, die vielen schiffbaren Flüsse und Canäle und die vorzüglichen Strassen hatten von altersher diesen Gebieten einen ausgebreiteten inneren und äusseren Handel gewonnen, der speciell die österreichischen Niederlande so ausserordentlich bereicherte, dass sie im Stande waren, Jahrhunderte hindurch einen blutigen Krieg nach dem andern, der um den Besitz dieser herrlichen Landschaften geführt wurde, über sich hinziehen zu sehen, ohne zugrunde zu gehen.

Die österreichischen Niederlande bestanden aus zwei Ländergruppen, deren westliche das Herzogthum Brabant, die

Grafschaften Flandern, Hennegau und Namur, die Herrschaft und das Gebiet von Doornik (Tournay) und das sogenannte „freie Land" längs der Meeresküste umfasste, während die östliche Gruppe, mit ersterer nur durch einen ganz schmalen Streifen nördlich Charleroi zusammenhängend, sonst durch das Hochstift Lüttich getrennt, aus den Herzogthümern Luxemburg und Limburg, dann aus dem österreichischen Antheile an Geldern bestand.

Die österreichischen Niederlande, ausschliesslich den burgundischen Kreis des Römischen Reiches ausmachend, welcher Kreis daher als einzigen Herrn das Erzhaus Oesterreich hatte, zählten 1740 auf 470 Quadratmeilen circa 2½ Millionen Einwohner. Doch wichen die einzelnen Provinzen bezüglich ihrer Bevölkerungs-Dichte bedeutend von einander ab. Ost-Flandern, Hennegau und Süd-Brabant waren am dichtesten bewohnt und dürfte deren Bevölkerung wohl 9—10.000 Seelen per Quadratmeile betragen haben. Hier gab es auch eine grosse Zahl blühender Städte, Dörfer und Flecken. Die Dörfer längs der Landstrassen reihen sich fast eines an das andere, so dass die Spanier, als sie noch diese schönen Länder besassen, zu sagen pflegten, sie seien nur ein einziges, unermessliches Dorf. Geldern, Namur und Luxemburg waren dagegen bedeutend spärlicher bevölkert und in Luxemburg wohnten nicht einmal 2000 Seelen auf der Quadratmeile.

Von der Bevölkerung der österreichischen Niederlande, welche fast ganz der römisch-katholischen Religion ergeben war, zeigten die Wallonen, die hauptsächlich Flandern, Hennegau, Namur und den südlichen Theil von Brabant innehatten, in Sprache und Lebensweise den französischen Charakter, waren aber durch ihre Treue und Ergebenheit für das Haus Oesterreich, ebenso wie durch kriegerischen Sinn und Tapferkeit seit jeher bekannt. Luxemburg war halb deutsch und französisch, während die nördlichen und östlichen Theile des Landes, ebenso das angrenzende Gebiet des Hochstiftes Lüttich, von den Vlämen bewohnt waren, einem höchst arbeitsamen, jedoch etwas unruhigem Volk, welches eine niederdeutsche, dem Holländischen nahe verwandte Mundart sprach.

Die österreichischen Niederlande wurden durch einen General-Statthalter, der seinen Sitz in Brüssel hatte, regiert. Hier befanden sich auch alle anderen Landes-Collegien mit Ausnahme des höchsten Gerichtshofes, welcher in Mecheln tagte. Jede der einzelnen Provinzen hatte ihre eigenen Land-Stände oder Staaten, die aus drei Classen: Geistlichen, Adel und Städten bestanden und sich grosser

und zahlreicher, aber auch eifersüchtig gehüteter Freiheiten und Vorrechte erfreuten.

Von der Republik der Vereinigten Niederlande wurde blos der südlichste Theil von den Kriegs-Ereignissen betroffen. Dieses Gebiet hatte früher den nördlichen, bis zum unteren Rhein reichenden Theil der spanischen Niederlande ausgemacht, war aber im Laufe der Zeit von der Republik der sieben vereinigten Staaten durch Waffengewalt und Verträge erworben worden, bildete daher auch, als Eroberung, ein gemeinsames Eigenthum derselben. Die Bevölkerung war vlämisch und beinahe ganz römisch-katholisch. Zu diesem Gebiete zählte auch jenes von Maastricht und ein, 1715 durch den Barrière-Vertrag erworbenes Stück des Oberquartiers von Geldern mit der Festung Venloo.

Ausserordentlich reich war der Colonialbesitz der Vereinigten Niederlande und aus ihm zog der Staat die Mittel, eine hervorragende Rolle in der Politik zu spielen.

Die Vertretung der äusseren Angelegenheiten der Republik oblag einer Versammlung von Abgeordneten der sieben Provinzen, welche die „General-Staaten der Vereinigten Niederlande" genannt wurde.

Die innere Verwaltung der einzelnen selbstständigen und freien Staaten oder Provinzen war im Sinne republikanischer Grundsätze eingerichtet, ohne sich jedoch jenen der Demokratie allzu sehr zu nähern, indem ein angesehener und einflussreicher Adel mit den Vertretern der reichen Kaufmannschaft in den „Collegien der deputierten Räthe", wie die Provinzial-Regierungen genannt wurden, dominierte.

Namentlich in den Vereinigten Niederlanden war das politische Bewusstsein des Volkes, besonders der Städtebewohner infolge der alten Cultur, dann der langjährigen Freiheitskämpfe zu einer hohen Stufe der Entwicklung gelangt. Aber der phlegmatische Charakter des Holländers gewann immer mehr die Oberhand und es bedurfte bei ihm schon beträchtlicher Anregungen, um zu selbstthätigen, kräftigen Aeusserungen veranlasst zu werden; solche bot ein Krieg mit einem äusseren, wenn auch gefürchteten Feinde, insolange selber nicht die Grenzen der engeren Heimath überschritt, nicht in hinlänglichem Masse. Genug, dass die General-Staaten den Allianzen gegen Frankreich beitraten und ein Heer von geworbenen Soldtruppen, für welches ja der Bürger die Geldmittel beschaffen musste, ins Feld stellten; zu einem eigentlichen Volkskriege waren aber die Vorbedingungen schon lange nicht mehr vorhanden.

Die belgisch-holländische Tiefebene erfreute sich eines für den eigenen Bedarf vollkommen hinreichenden Getreidereichthums. Die Niederlande, ebenso wie das Hochstift Lüttich producierten alle Arten von Kornfrucht, auch standen Obst- und Gemüsezucht auf einer hohen Stufe der Vollendung.

Die fruchtbarsten Gebiete waren Flandern, der südlich der Dyle und Demer gelegene Theil von Brabant und Hennegau, welche Getreide im Ueberfluss lieferten. Namentlich der Raum zwischen der Schelde und dem Meere glich einem Garten. Der Boden besteht hier aus schwarzem, fettem Ackerland, die Wiesen sind mit Gesträuchen und Bäumen eingefasst, neben welchen Abzugsgräben oder gemauerte schiffbare Canäle mit Schleusen führen, die grosse Theile des Landes unter Wasser setzen können. Zwischen Schelde, Sambre und Maas gewährt die Landschaft einen anderen Anblick. Das wellenförmige Hügelland ist hier stark coupiert, der Boden lehmig, bei trockener Witterung hart, bei nasser schwer passierbar. Die Felder waren vielfach von Baumreihen durchsetzt, so dass das Land an manchen Stellen beinahe einem lichten Walde glich.

Die nördlicheren Gebiete der österreichischen Niederlande, besonders Flandern, ebenso im Süden die Ardennen-Gegenden, namentlich der südliche Theil des Hochstiftes Lüttich und das Herzogthum Luxemburg, thaten sich infolge der saftigen Wiesengründe durch Pferde- und Rindviehzucht, Luxemburg auch besonders durch Schafzucht hervor und die Milchproducte dieser Gegenden bildeten einen wesentlichen Handelsartikel. Den am Meere gelegenen Gebieten bot überdies der Fischfang reichlichen Erwerb.

Im Hennegau, Namur, Limburg, dann im Hochstift Lüttich, welche zum Theile von dem mächtigen und unerschöpflichen Steinkohlenlager am Nordrande der Ardennen von Mons bis Aachen durchzogen sind, wurde schon damals viel Steinkohle gegraben, welche nebst Torf, infolge des mangelnden Waldbestandes in den nördlichen Theilen der Niederlande und bei dem Streben, das Holz dem schwunghaft betriebenen Schiffbau nicht zu entziehen, schon zu jener Zeit fast ausschliesslich zur Feuerung verwendet wurde.

Der Waldbestand des Raumes zwischen dem Meere und der Linie Sambre-Maas, Maastricht-Cöln war zu jener Zeit viel ausgedehnter als heute, doch kamen grössere zusammenhängende Waldungen nur hie und da, wie südöstlich Brüssel der Forêt

Soigne, dann am linken Sambre-Ufer und im Winkel zwischen Sambre und Maas vor; viele kleinere Waldparcellen waren dagegen, wie zum Theile auch noch gegenwärtig, über das ganze Land zerstreut.

Der nordöstliche Theil dieses Kriegs-Schauplatzes, die Gegend nördlich der Demer-Dyle-Rupel und östlich der Schelde bis zur Dommel ist eine unfruchtbare Sandhaide mit vielfacher Waldbedeckung, zahlreichen Moorstrecken, Seen, Teichen und nur sehr zerstreut liegenden Ortschaften: die Campine, welcher sich jenseits der Dommel, zwischen dieser und der unteren Maas, die sterile Sumpf- und Torfniederung des Peels anschliesst.

Speciell die Umgebung von Antwerpen jedoch bildete auch auf dem rechten Schelde-Ufer eine wellige und fruchtbare Landschaft, auf welcher Ackerbau und Viehzucht vorzüglich gediehen.

Der an die österreichischen Niederlande angrenzende schmale Streifen französischen Gebietes, welcher von den Kriegs-Ereignissen meist nur indirect berührt wurde, bestand aus dem Gouvernement Flandern und Hennegau (die französischen Antheile an Flandern, Hennegau, Namur, dann das Land Cambresis) und einem Theile des Gouvernements von Metz und Messin, Verdun und Verdunois.

Die ersteren Landschaften zählten zu den fruchtbarsten und bestbevölkertsten Gebieten Frankreichs, mit sehr ergiebigem Getreidebau und vorzüglicher Viehzucht. Nur zerstreut kamen hier einzelne grössere Waldungen vor, wie der Wald von Normal zwischen Bavay und Landrecies, der Wald von St. Amand und jener von Nieppe nördlich St. Venant.

Wenig ergiebig war das von den waldreichen Argonnen und Ardennen erfüllte Gebiet längs der Grenze von Givet bis Thionville, während die Mosel-Berge und das Land bis zur Saar und beiderseits derselben wohlbebaut und für den eigenen Bedarf genügend fruchtbar waren.

Wegsamkeit. Strassenwesen.

Bezüglich der Wegsamkeit des ganzen Kriegs-Schauplatzes bildete der Rhein eine mächtige trennende Barrière, welche noch dadurch verstärkt wurde, dass unterhalb Strassburg keine stabilen Brücken das Wegnetz auf beiden Seiten des Stromes verbanden. Auf dem Schauplatze westlich desselben boten die zahlreichen, im südlichen Theile dieses Gebietes meist tief eingeschnittenen

Flüsse, die vielen Canäle, die ausgedehnten zusammenhängenden Waldungen in einzelnen Landschaften, stellenweise auch Torfmoore und Sumpfstriche, Hindernisse für die allgemeine Gangbarkeit, welcher Nachtheil allerdings durch ein reich entwickeltes Netz meist vorzüglicher Strassen vielfach wieder ausgeglichen wurde.

Die Strassen in den Niederlanden zählten schon im vorigen Jahrhunderte zu den besten und schönsten Europas; in ihren Hauptzügen zeigten sie kaum einen nennenswerthen Unterschied gegen heute, indem ein reiches Netz von aufgedämmten und gepflasterten Kunststrassen alle wichtigeren und grösseren Orte verband.

. Auch Frankreichs Ost- und Nordgrenze wies eine Reihe von grossen und gut erhaltenen Verkehrswegen auf, welche seit jeher von Volks- und Heereszügen beschritten wurden und zwischen, welchen, den localen Handelsinteressen entsprechend, ein mehr oder weniger ausgedehntes secundäres Wegnetz vorhanden war.

Wenig wegsam waren im vorigen Jahrhunderte die Gebiete der Ardennen, Eifel, Venn und des Hunsrück, in welchem Raume nur sehr spärliche fahrbare Verbindungen bestanden, die meist mehrfache Defiléen durchziehen mussten, bis sie den Rand der Plateaulandschaften erreichten; in den Argonnen war die Bewegung grösserer Truppenmassen fast ausschliesslich an die Communicationen gewiesen.

Ein ziemlich gut entwickeltes Strassennetz fand sich in den deutschen Rheinlanden, wenn dasselbe auch nicht mit jenem der Niederlande oder Frankreichs verglichen werden konnte. Die Zerstückelung des Landes in eine Menge von kleineren Reichsgebieten war der Anlage eines nach einheitlichem Plane entworfenen, dann systematisch und gleichmässig entwickelten Strassennetzes nicht günstig, indem die vielen Fürsten, nebst den widersprechenden localen Zoll- und Handels-Interessen, weder den Willen, noch die Mittel besassen, neue Strassenzüge anzulegen, oder nur die vorhandenen in gutem Zustande zu halten. So wurde vielfach über den schlechten Zustand der Strassen, namentlich im Spessart, dann im Wester-Walde und Sauerlande, geklagt.

Die Wohnplätze und das Städtewesen.

Die geographische Gruppierung der städtischen Gemeinwesen anlangend, leuchteten in Deutschland die Gebiete am Mittel-Rhein einst sowohl durch die Zahl, als auch durch die Pracht und den Wohlstand ihrer Städte hervor. In den letzten Decennien des

XVII. Jahrhunderts hatte sich dies jedoch infolge der grauenhaften Verwüstung der Pfalz und der Rheinlande, die nach den Geboten Ludwig XIV. eine Einöde werden sollten, in beklagenswerther Weise verändert. Die alten Reichsstädte Worms und Speyer, die so oft den Glanz des römisch-deutschen Kaiserhofes in ihren Mauern geborgen, in deren Grüften die Leichen mächtiger Kaiser ruhten, Heidelberg, die Hauptstadt der Pfalz, von der es heisst, dass sie eine der „lustigsten Städte der Welt" gewesen sei, das uralte reichsunmittelbare Wetzlar, die Festung Mannheim, die Städte Ladenburg, Oggersheim, Frankenthal, Weinheim, Bensheim, Gernsheim, Oppenheim, Alzei, Bingen, Bacherach, Kreuznach und noch viele andere waren durch die Franzosen unter Melac und dessen Genossen total geplündert, verbrannt und, damit die Zerstörung auch gründlich erfolge, das Mauerwerk ihrer stattlichsten Gebäude, sowie die Wälle durch Pulver gesprengt worden. Aber schon unmittelbar nach dem Ryswiker Friedensschluss wurde mit der Wiedererbauung der Städte begonnen und war selbe auch durch die Unruhen des spanischen Erbfolgekrieges theilweise gestört und verzögert worden, so besassen die meisten dieser Städte gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts, wenn auch nicht den früheren Glanz und Umfang, so doch sogar schon wieder ihre Stadtbefestigung. Manche freilich, wie Speyer und Worms, konnten sich nie mehr ganz erholen.

Das Städtewesen in den Niederlanden und in Nord-Frankreich hatte von altersher durch die entwickelte Industrie und durch den lebhaften Handel jener Gegenden einen hohen Grad von Bedeutung erlangt; wie in den übrigen Ländern waren die Städte grösstentheils mit Befestigungen versehen und in früheren Zeiten vornehmlich auf die Vertheidigung durch die eigenen Bürger angewiesen gewesen, welche jedoch schon gegen Ende des XVII. Jahrhunderts immer mehr gegen jene durch reguläre Truppen in den Hintergrund trat.

Die Befestigungen und ihre Bedeutung für die damalige Kriegsepoche.

Sowohl in den Niederlanden, als auch in den nördlichen Grenz-Provinzen Frankreichs hatten die Befreiungskämpfe und die fortwährenden Kriege des XVII. Jahrhunderts zum Baue einer ausserordentlich grossen Anzahl von Festungen geführt. Wenn auch die aus älterer Zeit stammenden Befestigungen und die Städte mit ihren altartigen Werken schon damals nicht mehr im Stande waren, eine beträchtliche Widerstandsfähigkeit zu bethätigen, so waren dagegen die eigentlichen Festungen, besonders die zu Ende

des XVII. Jahrhunderts nach den Systemen Coehorns und des grossen Kriegsbaumeisters Vauban angelegten, zum Theile Plätze von hervorragender Stärke.

Dank jenem fast endlosen Festungsbau Ludwig XIV. gab es keine Zugangsstrasse in das Innere Frankreichs mehr, welche nicht durch eine, oder selbst durch mehrere Festungen gesperrt gewesen wäre. Frankreich hatte in fortwährenden Eroberungskriegen von dem südlichen Theile der ehemals spanischen Niederlande einen bedeutenden Strich Landes abgerissen und hiedurch eine grosse Anzahl Festungen, welche einst zum Schutze gegen den beutelustigen Nachbar erbaut worden waren, in seinen Besitz bekommen. Durch Vauban verbessert, bildeten sie nun einen festen Schutzwall gegen die Rückeroberung dieser Gebiete, während ein zweiter Festungsgürtel an der ehemaligen französischen Nordgrenze als Rückhalt für jene durch Eroberung erlangte erste Festungslinie erschien. Nicht genug damit, waren zu Ende des XVII. Jahrhunderts überdies zahlreiche fortificatorische Neubauten geschaffen worden, so dass auch noch eine dritte und vierte Reihe von Festungen den Nordosten Frankreichs gegen eine feindliche Invasion absperrte. Fast alle diese Festungen bestanden aus einem bastionierten Vieleck mit einer mehr oder minder grossen Zahl von Aussen- und Vorwerken; nur die wenigen aus älterer Zeit stammenden Plätze zeigten noch mittelalterliche, von Thürmen flankierte Mauern mit vorgelegtem Graben.

Im Norden beginnt die französische Vertheidigungslinie gegen die Niederlande an der Meeresküste mit Dünkirchen. Dieser Platz, 1662 von Carl II. von England an Frankreich verkauft, bestand nach holländischer Manier aus Erdwällen mit nassen Gräben und nebst einer Citadelle aus einer Anzahl detachierter Forts und Batterien sowohl auf der Landseite, als am Hafen. Durch Ueberschwemmungen und die Beschwerlichkeit, sich ihr zu nähern und sie einzuschliessen, erhielt diese Befestigungsanlage noch eine bedeutende Verstärkung; überdies war sie mit dem Meere durch einen Canal verbunden. [1])

Die kleinere Festung Bergues stand mit Dünkirchen durch einen Canal in Verbindung, an welchem die Forts Louis und

---

[1]) Im Frieden von Utrecht 1713, hatte sich Frankreich verpflichten müssen, die Festungswerke zu schleifen und den Hafen auszufüllen. Doch war damit niemals Ernst gemacht worden, so dass dieser Platz zu Beginn des Erbfolgekrieges noch immer als starke Festung angesehen werden musste.

François, beide bastionierte Vierecke, angelegt waren. Gravelines im Westen von Dünkirchen, nahe an der Küste, war ein bastioniertes Sechseck mit mehreren Aussenwerken und doppeltem nassem Graben.

Comines und Armentières, an der Lys gelegen, waren kleine altartige Festungen von geringerer Bedeutung.

Den Centralpunct zwischen Lys und Schelde bildete Lille. Circa 45.000 Eiuwohner zählend, war dies ein Platz von hervorragender Bedeutung und Widerstandskraft, welcher mit seiner vortrefflichen Citadelle und den vielen und weit vorgeschobenen Aussenwerken als eine der stärksten Festungen Europas galt. Die Nähe zur Grenze, die centrale Lage zwischen der Schelde und dem Meere, sowie am Vereinigungspuncte fast sämmtlicher aus diesem Raume nach Nord-Frankreich und weiter gegen Paris führenden Verbindungen verliehen Lille eine ganz besondere Wichtigkeit als Stützpunct für den Aufmarsch der französischen Armee an der Nordgrenze und als Ausgangspunct der von hier aus, nach verschiedenen Richtungen möglichen Offensiv-Operationen, endlich als Haupt-Depôtplatz für die Verpflegung,

Vier Festungen beherrschten die Schelde, von denen Valenciennes und Cambray als Plätze ersten Ranges galten. Die Schleusenwerke, durch welche die Umgebung dieser Festungen, sowie das Schelde-Thal unter Wasser gesetzt werden konnten, standen unter dem Schutze der anderen beiden kleineren Festungen Condé und Bouchain, welche wieder in den sie umgebenden Wasserlinien und Inundationen eine Verstärkung fanden.

Zwischen dieser Festungsgruppe und Lille lag das starke Douay mit einem detachierten Fort an der Scarpe.

An der Sambre lag Maubeuge, eine zwar kleine und stark eingesehene Festung, die aber von Ludwig XIV., ansehnlich verstärkt worden war. Sie sicherte den Uebergang über die Sambre in einer Richtung, welche grosse Vortheile zum Angriffe der belgischen Grenze gewährte.

Die Verbindung zwischen Schelde, Sambre und Maas stellte eine Reihe von kleinen Festungen ohne besondere Bedeutung her, wie: Le Quesnoy, Le Câteau-Cambresis, Landrecies, Avesnes, La Chapelle und Rocroy. Mariembourg und Philippeville waren von Lüttich'schem Gebiete völlig umschlossene Festungen, von welchen letztere starke und von den Franzosen zu Ende des XVII. Jahrhunderts bedeutend vermehrte und verbesserte Werke besass.

An der Maas bei Givet und dem auf einem Felsen gegenüberliegenden Charlemont endete der rechte Flügel der grossartigen französischen Vertheidigungsfront gegen die Niederlande. Das an beiden Ufern der Maas gelegene Givet war eine neue und grosse Festung mit einer Citadelle und vielen Aussenwerken auf den umliegenden Höhen, Vauban's Meisterwerk sowohl in der Anlage, als in dem äusserst künstlichen Defilement.

Eine zweite, dritte und vierte Festungslinie hinter den genannten Puncten bildeten: Calais, Ardres, St. Omer, Aire, St. Venant, Lillers, Béthune, La Bassée, Lens, Arras, Boulogne, Montreuil, Hesdin, Doullens, Bapaume, dann die an der Somme gelegenen Festungen St. Quentin, Ham, Péronne, Amiens und Abbeville, La Fère an der Oise, Laon und endlich Soissons an der Aisne.

Auch in der, im Allgemeinen so wenig wegsamen Strecke von der Maas gegen die Mosel war die Linie der französischen Festungen, von Givet gegen Südosten, wohl geschlossen. Am südlichen Ausgange des Maas-Durchbruches durch die Ardennen lag die kleine ältere Festung Mezières mit einer starken Citadelle; weiter aufwärts das ausgedehnte, aber wenig vortheilhaft liegende Sédan, welches eine unregelmässige ältere Umfassung mit einer Citadelle und vielen Aussenwerken, ausserdem einen Brückenkopf auf dem linken Maas-Ufer besass; zwischen diesen beiden Puncten, ebenfalls an der Maas, Donchéry, eine von Ludwig XIV. erbaute kleinere Festung.

Der Weg aus dem unteren Mosel-Thale durch die langgestreckte Thalsenkung der Chiers, die sogenannte „trouée de Carignan", war durch das vom Herzogthume Bar umschlossene und von Vauban zu Ende des XVII. Jahrhunderts wesentlich verstärkte Longwy, dann die kleinen Festungen Montmédy und Carignan, alle drei an der Chiers, gesperrt.

Bouillon an der Semoy war vermöge seiner Lage auf einem Felsen sehr fest und überdies durch ein noch höher liegendes festes Schloss geschützt. Jametz und Stenay an der Maas waren minder bedeutende, altartig und schwach befestigte Plätze.

Der starken Festung Diedenhofen (Thionville) an der mittleren Mosel, waren dicht an der Grenze das befestigte Schloss Sierck und nordwestlich davon jenes von Rodemark vorgelagert

Im Rücken des Hauptwaffenplatzes Metz deckte die Festung Verdun den Uebergang über die Maas an der von Kaiserslautern heranführenden Strasse.

An der Saar war das ringsum von lothringischem Gebiete eingeschlossene Saarlouis befestigt.

Dem Festungsgürtel an der französischen Nordgrenze lag ein beinahe ebenso starker in den österreichischen Niederlanden gegenüber. Hier deckten die Grenze in erster Linie folgende feste Plätze: Nieuport mit mehreren detachierten Forts und durch einen Canal mit dem Meere in Verbindung. Südwestlich dieses Platzes und mit ihm ebenso, wie mit Dünkirchen und Bergues durch Canäle verbunden, lag das nach alter Manier befestigte Furnes (Veurne). Dixmude, ebenfalls mit Nieuport in Canalverbindung, hatte aus älterer Zeit stammende, nicht entsprechend erhaltene Werke. Ypres besass eine bastionierte Umfassung mit zahlreichen Aussenwerken, sämmtliche durch nasse Gräben geschützt. Das kleine Fort Knocke am Einflusse des Flüsschens Yser in den Canal Ypres-Nieuport, Warneton und Courtray[1]) (Cortryk) an der Lys hatten aus älterer Zeit stammende und in keinem besonderen Stande befindliche Werke, deren Hauptstärke, wie ja bei vielen andern der niederländischen festen Plätze, in den grösstentheils doppelten nassen Gräben, den Inundationen und in ihrer durch Weichland und Gewässer geschützten Lage bestand. Menin[1]), ebenfalls an der Lys, war wohl durch Vauban zu einem starken Platze umgeschaffen worden, doch liess seine Erhaltung viel zu wünschen übrig.

Tournay (Doornik) infolge seiner Lage an der Schelde, der Nähe zur Grenze und an der Vereinigung zahlreicher Communicationen ein wichtiger Platz für die Vertheidigung der Niederlande, war von den Franzosen zur Zeit der Occupation durch die Anlage mehrfacher Aussenwerke und einer neuen starken Citadelle zu einer Festung „erster Ordnung" gemacht worden. Ebenso war Ath, am Einflusse der Leuze in die Dender und zu beiden Seiten dieses Flusses in einer sumpfigen Niederung gelegen, ein wichtiger, von Vauban ansehnlich verstärkter und erweiterter Platz. Auch Mons hatte durch seine Lage an der kürzesten Operationslinie Paris-Brüssel, welche hier durch das offene und gangbare Gelände zwischen Schelde und Sambre führt, grosse militärische Bedeutung. Auf einer kleinen Anhöhe an der Dender und inmitten sumpfigen Terrains gelegen, war diese Festung von den Franzosen zu einem

---

[1]) Nach der Einnahme durch die Franzosen wurden 1743 die Festungswerke von Courtray, 1744 jene von Menin geschleift.

vorzüglichen Waffenplatze gemacht worden. Ath und Mons besassen überdies feste Citadellen.

Charleroi an der Sambre bildete ein durch Vauban verstärktes bastioniertes Sechseck mit einem Brückenkopf auf dem rechten Ufer des Flusses, Namur einen Platz ersten Ranges, welcher von Coehorn mit Aussenwerken und Forts auf den umliegenden Höhen versehen worden war. Die Festung bestand aus der auf dem linken Sambre- und Maas-Ufer gelegenen Stadt mit ihrer starken Umfassung und zahlreichen Aussen- und Vorwerken, aus der auf einer dominierenden Höhe zwischen Sambre und Maas gelegenen, nach der Landseite durch eine dreifache Umfassung und mehrere vorgelegte Forts geschützten Citadelle und aus einem Brückenkopf auf dem rechten Maas-Ufer. Namur war wichtig als Knotenpunct der längs der Maas, dann aus dem Luxemburg'schen und durch Lüttich auf Brüssel führenden Verbindungen.

Hinter diesen Festungen bildeten eine zweite Linie:

Ostende, eine starke Festung, deren Werth jedoch weniger in dem Zustande der meist älteren Werke, als in der überaus günstigen Lage beruhte. Die von Dünkirchen und Brügge heranführenden Dammstrassen waren durch die Festung Nieuport und das Fort Plaschendaele gesperrt; umgeben im Norden von der See, im Osten von tiefen durch das starke Fort Philippe vertheidigten Canälen, im Süden angrenzend an die zur Fluthzeit überschwemmte Niederung, war die Festung überhaupt nur von Westen anzugreifen. Hier auf den Dünen erschwerte aber das Grundwasser, auf welches man schon bei 50 Centimeter Tiefe kam, die Belagerungsarbeiten. Ostende besass auch einen vortrefflichen Hafen und als 1722 die ost- und westindische Handelsgesellschaft von Kaiser Carl VI. gegründet wurde, war es zur Hauptniederlage bestimmt worden.

Brügge und Damme hatten aus älterer Zeit stammende Werke, von welchen jene Brügge's stark vernachlässigt waren. Der letzteren Festung zunächst lagen an der holländischen Grenze eine Anzahl ansehnlicher Forts und sonstiger kleinerer Werke wie: S. Federigo, S. Donas, Isabelle und Andere.

Gent (Gand) hatte ein festes Castell, aber, ausser der einfachen Umwallung mit nassem Graben keine Werke, ebenso besass Audenarde (Oudenarde) an der Schelde nur eine einfache und schlecht erhaltene Umfassung, doch konnte das Umterrain durch vorhandene Schleuseneinrichtungen unter Wasser gesetzt werden.

Brüssel (Bruxelles), einst der Sitz der Herzoge von Brabant, damals der österreichischen Regierung, an 100.000 Einwohner zählend, von der Senne durchflossen, war mit einer wohl altartigen, aber durch vorgelegte neuere Werke verstärkten Umfassung umgeben. Südlich der Stadt, auf einer Anhöhe, lag das Fort Monterey. Nördlich von Brüssel an der Senne und dem von dieser Stadt an die Rupel führenden Canale, lag das befestigte Vilvorde mit einem Fort an der Süd-Enceinte.

Löwen (Louvain), dem Range nach die erste Stadt in Brabant und ein wichtiger Communicationsknoten, besass, nebst seiner durch eine Mauer umschlossenen inneren Stadt, blos eine einfache Umfassung. Ebenso war Tirlemont nur eine schwach befestigte Stadt ohne weitere Widerstandsfähigkeit, die überdies 1704 sehr gelitten hatte. Oestlich davon, an der kleinen Geete, lag noch die altartig befestigte kleine Stadt Leau mit dem Fort Boyenhove an der Südseite.

Eine dritte Festungsreihe vertheidigte die Linie der Schelde-Dyle und Demer:

Dendermonde (Termonde), von der Dender durchflossen und an der Einmündung derselben in die Schelde, besass ausser der nicht sehr starken Umfassung ein festes Schloss, einen Brückenkopf auf dem linken Schelde-Ufer und war durch nasse Gräben und Inundationen geschützt. Im Mündungsdreieck der Rupel und Schelde lag das kleine Fort S. Marguerite, diesem gegenüber, am linken Ufer des letzteren Flusses, Rupelmonde mit einem festen Schloss.

Mecheln (Malines), zu beiden Seiten der Dyle und nächst dem von Löwen längs des Flusses führenden Canal, hatte eine altartige, aber starke Umfassung.

Mecheln und Löwen sammeln zahlreiche Strassen für den Uferwechsel über die Dyle und beide Puncte bilden mit Brüssel insoferne ein Haupt-Operationsobject, als in diesem kleinen Dreiecke alle jene Operationsrichtungen auslaufen, beziehungsweise sich kreuzen, welche vom Nieder-Rhein oder von Antwerpen, Ostende oder auch vom östlichen Theile der nordfranzösischen Festungszone heranführen. Ueber die Fluss- und Canal-Defiléen von Mecheln führt die Linie, welche von Nord-Frankreich über Mons-Brüssel auf die grosse Centralfestung Antwerpen geht, während über die Dyle-Brücke von Löwen die Operationslinie läuft welche Brüssel und Cöln als Endpuncte hat.

Aerschot an der Demer war eine kleine, befestigte, durch anliegende Wasserlinien und Sumpfstriche gedeckte Stadt. Diest

an der Diemer und Haelen an der Velpe, einem Nebenfluss der ersteren, waren kleinere, altartig befestigte Städte ohne besondere Widerstandsfähigkeit. An der Strasse Diest-Aerschot stand das kleine, in Gestalt eines Siebeneckes gebaute Fort Scherpenheuvel.

Am Zusammenflusse der Grossen und Kleinen Nethe lag, durch diese Flusslinien und durch eine einfache, aber ziemlich starke Umfassung geschützt, Lier (Lierre), ein wichtiger Uebergangspunct in der Richtung auf Antwerpen.

Am untersten Laufe des Hauptstromes des Landes, nächst seiner Einmündung in das Meer und noch im fruchtbaren Marschlande gelegen, welches die Verpflegung der Truppen auch ohne besondere Vorbereitung sicherstellte, infolge der Inundationsfähigkeit des Umterrains nur auf einer verhältnissmässig schmalen Zone angreifbar, stellte Antwerpen (Anvers) den Centralpunct der ganzen Landesvertheidigung dar. Es besass ausgedehnte, jedoch in keinem besonderen Stande erhaltene Festungswerke und eine grosse, regelmässige, sehr starke Citadelle, welche auf Anordnung des Herzogs von Alba 1567 angelegt worden war, überdies einen Brückenkopf am linken Ufer der Schelde. Ausserdem lagen beiderseits dieses Stromes nächst Antwerpen eine Anzahl von Forts und kleineren Erdwerken. So befanden sich nordöstlich der Stadt das Fort de Dames, dann an der Schelde selbst die kleinen und ziemlich verwahrlosten Forts Piementel und St. Philippe. Am linken Schelde-Ufer lagen die ebenfalls kleinen und halbverfallenen Forts Isabelle und Laer, dann die grösseren und in gutem Stande befindlichen Forts Ste. Marie und La Perle.

Die weiter abwärts an der Schelde, aber noch innerhalb österreichischen Gebietes befindlichen ausgedehnten und starken Forts La Croix, Lillo, Frederik Hendrick rechts und Liefkennshoek links, gehörten den General-Staaten. [1])

Schelde-abwärts, hart an der holländischen Grenze, lag noch die kleine, aber nach neuerem Systeme gebaute Festung Santvliet. Im Herzogthum Luxemburg galt die Hauptstadt Luxemburg (Lützelburg), 1684 durch Vauban mit neuen, vorzüglichen Werken versehen und auch späterhin von den Oesterreichern

---

[1]) Erst durch den im Jahre 1785 zwischen Kaiser Joseph II. und den General-Staaten geschlossenen Vertrag kamen diese Forts wieder in den Besitz des Kaisers.

wesentlich verstärkt, für eine der stärksten Festungen Europas. Die einst befestigten Städte Arlon, Diekirch, Bastogne und Marche waren nicht mehr vertheidigungsfähig; La Roche und Rochefort hatten feste Bergschlösser.

Limburg, im gleichnamigen Herzogthume, hatte neuere, aber nicht besonders starke Werke.

Im österreichischen Antheile von Geldern lag die starke, an der Westseite durch die Maas, an der Südseite durch die Roer geschützte Festung Roermonde. Im preussischen Antheile war die alte Festung Geldern an der Niers von minderem Belang.[1])

In den österreichisch-niederländischen Festungen Furnes, Ypres, Fort Knocke, Warneton, Menin, Tournay und Namur, der „Barrière" gegen Frankreich, hatten die General-Staaten das Besatzungsrecht, in Dendermonde und Roermonde ein Mitbesatzungsrecht, wie schon früher, so abermals durch den Vertrag von Antwerpen vom 15. November 1715 zugestanden.[2])

Von jenen festen Plätzen, welche sich im Besitze der General-Staaten der Vereinigten Niederlande befanden, lagen im Bereiche des Kriegs-Schauplatzes:

Nymwegen (Nymegen), eine starke Festung, nebst der Stadtbefestigung aus einer bastionierten Umfassung mit vielen und ausgedehnten Aussenwerken bestehend, welche eine zahlreiche Besatzung erforderte. Das gegen Ende des XVII. Jahrhunderts gegenüber der Festung am rechten Waal-Ufer erbaute Vorwerk „Hollandia" war 1740 durch Eisgang und Ueberschwemmung verwüstet worden. Mit Nymwegen durch einen Canal verbunden, war Arnheim, am nördlichen Rheinarme gelegen, eine durch Coehorn 1702 wesentlich verstärkte und erweiterte Festung.

Am Zusammenflusse der alten und neuen Yssel lag die kleine neuere Festung Doesburg. Ebenfalls kleinere Festungen waren

---

[1]) Wurde 1764 geschleift.

[2]) Die Handelsinteressen Englands und Hollands hatten im Vertrage zu Antwerpen das Zugeständniss beim Friedensschlusse erzwungen, dass die Schelde, dieser Lebensnerv des Landes, für Ein- und Ausfuhr gesperrt und Holland das oberwähnte Besatzungsrecht gewahrt bleibe. Holländische Truppen befanden sich auch 1740 thatsächlich in allen den genannten Plätzen. Allerdings waren selbe, wie der Republik, so auch dem Kaiser verpflichtet, aber ihre Vertheilung, Ablösung, die Ernennung der Befehlshaber hieng von Holland ab, welches auch das Recht des Durchmarsches nach und von diesen festen Plätzen hatte.

Wageningen am Rhein, überdies durch Moräste geschützt, dann Thiel und Boemel; letztere beiden besassen aber neue, stärkere Werke. Unterhalb Thiel stand auf einer kleinen, von der Maas und Waal gebildeten Insel das Fort Nassau und unweit davon das aus einem regelmässigen Fünfeck bestehende Andreas-Fort.

Am linken Ufer der Maas lagen die Festungen Grave, nach neuerem Systeme gebaut, mit einem detachierten Werke jenseits des Stromes, dann Ravenstein, klein und ziemlich vernachlässigt. Dort, wo sich die Maas zum zweiten Male mit der Waal vereinigt, stand das Fort Löwenstein; knapp unterhalb davon lagen die nicht sehr ausgedehnten, aber neueren und durch eventuell ausgiebige Inundation verstärkten Festungen Worinchem (Worcum) am linken und Gorinchem (Gorcum) am rechten Maas-Ufer. Weiter nordwestlich am Haring Vliet lag der Kriegshafen Hellevoetsluis.

Gertruydenburg, Klundert, Willemstad und Steenbergen mit dem nördlich gelegenen, die Schleusen-Einrichtungen schützenden, Fort de Leur, sämmtliche am oder nächst des südlichen Mündungs-Armes der Maas waren kleinere, jedoch nach den Grundsätzen der neueren Befestigungskunst in holländischer Manier erbaute Festungen.

Südlich dieser Festungsreihe lagen landeinwärts: Herzogenbusch (Bois le Duc), nach Stärke und Ausdehnung ein Platz ersten Ranges mit zahlreichen vorgeschobenen Werken und Forts; an und für sich in einer morastigen Gegend gelegen, konnte noch die Festung und ihr Umterrain durch Stauung der Dommel beim Fort Trèvecoeur unweit der Maas-Mündung weithin unter Wasser gesetzt werden. Nordwestlich davon Heusden und weiter westlich Breda, letzteres mit Inundations-Einrichtungen, waren starke Festungen; unweit Breda fanden sich noch die Reste von 1702 aufgeworfenen verschanzten Linien.

Bergen op Zoom an der Oster-Schelde, nach einem Bastionär-System gebaut und mit ausgedehnten Vorwerken, war ein Platz von hervorragender Stärke. Von demselben zog sich ein System von künstlichen und natürlichen, durch mehrere Forts geschützten Wasserlinien bis zum Fort de Leur, nördlich Steenbergen, so einen sehr starken Vertheidigungs-Abschnitt und die Möglichkeit bietend, das ganze Umterrain auf weite Entfernung inundieren zu können. Auf kurze Distanz westlich dieses Abschnittes war ein zweiter, durch einen Verbindungsarm zwischen

dem Mündungs-Gebiet der Schelde und Maas gebildet, welcher durch die kleinere, aber starke Festung Tholen, dann durch mehrere Forts verstärkt wurde.

Besonders dicht lagen die Festungen in Holländisch-Flandern. Die vorzüglichsten derselben waren: Sas van Gent (Sas de Gand) mit einer unregelmässigen bastionierten Umfassung, einigen Aussenwerken und einer Citadelle. Die Festungen Hulst und Axel, mit neuen und starken Werken, waren durch Canäle und Nebenarme der Wester-Schelde, an welchen mehrere Forts lagen, gegen Süden geschützt. Dieser Linien musste sich der Angreifer zuerst bemächtigen, wollte er diesen Plätzen die Verbindung und den Zuschub aus Zeeland über die Wester-Schelde absperren. Sluis (L'Écluse) an einem schmalen und tiefen Busen der Nordsee gelegen, dessen Einfahrt durch mehrere Werke gedeckt war, besass durch seine doppelte Umfassung und Inundationsfähigkeit eine bedeutende Stärke, dann die Möglichkeit der leicht zu erhaltenden Verbindung mit dem Meere.

Minder bedeutend waren Izendijke, Oostburg, Philippine und Ter Neuse, ausserdem befand sich noch auf diesem Gebiete eine bedeutende Anzahl von Forts und anderen kleinen Werken zum Schutze der Canäle, Deiche und Dämme.

Auf der Insel Walcheren lagen die starken Festungen Middelburg und Vliessingen, dieses die Einfahrt in die Wester-Schelde beherrschend; auf Beveland Goes, auf Schouwen Zierikzee.

In dem holländischen Antheile am Ober-Quartier Geldern stand auf dem rechten Maas-Ufer die Festung Venloo mit einer unregelmässigen bastionierten und starken Umfassung und dem Fort St. Michael auf dem jenseitigen Ufer zum Schutze der dortigen Brücke. Weiter aufwärts, südlich Roermonde, lag auf einer Maas-Insel, die in Gestalt eines regelmässigen bastionierten Fünfecks angelegte kleine Festung Steevensweert.

Endlich besassen die General-Staaten noch die starke Festung Maastricht, von lüttichischem und luxemburgischem Gebiete umgeben, an beiden Ufern der Maas. Zahlreiche Aussenwerke waren der nur theilweise durch nasse Gräben geschützten Hauptumfassung vorgelegt; durch Schleusenwerke an dem durch die Festung fliessenden kleinen Flusse Geer konnte das Vorterrain theilweise inundiert werden. Auf dem südlich der Stadt im Geschützbereiche gelegenen Peters-Berge, von welchem die Festung dominiert wurde, stand das St. Peters-Fort.

In dem von den österreichischen Niederlanden eingeschlossenen, zum westphälischen Kreise des Deutschen Reiches gehörigen Hochstifte Lüttich war die an einem scharfen Buge der Maas beiderseits des Flusses und theilweise auf Inseln desselben gelegene Hauptstadt Lüttich (Liège) infolge vorhergegangener Zerstörung der alten Werke gegen Ende des XVII. Jahrhunderts neu befestigt und, abgesehen von der alten, mit einer starken neuen Citadelle am Nordrande des am linken Maas-Ufer gelegenen Stadttheiles versehen worden. Lüttich war wichtig als Vereinigungspunct jener Verbindungen, welche hier, aus dem Luxemburg'schen oder vom Mittel-Rhein kommend, die Maas auf einer stabilen Brücke übersetzten und gegen Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch weiterführten.

Die Vertheidigungsfähigkeit Lüttichs wurde jedoch durch den Umstand beeinträchtigt, dass die umliegenden Höhen den Platz theilweise beherrschten.

Das Maas-aufwärts gelegene Huy besass nur eine altartige Stadtbefestigung, nachdem die erst zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts vollendeten neuen Befestigungen schon 1715 wieder geschleift worden waren.

Während das niederländische und französische Gebiet durch zahlreiche, nach einheitlichem Plane und neueren Systemen ausgeführte Befestigungsanlagen geschützt war, vermisste man solche auf dem Boden des Römischen Reiches beinahe gänzlich. Ueberwiegend fanden sich hier nur kleinere und altartige, überdies grösstentheils schlecht erhaltene Festungen, welche den Anforderungen der damaligen Kriegführung schon nicht mehr entsprachen.

Wie im Hochstift Lüttich nur die gleichnamige Hauptstadt befestigt war, so lag auch weiter östlich, auf dem deutschen Gebiete zwischen Maas und Rhein, nur die kleine und altartige churpfälzische Festung Jülich an der Roer. Die Reichsstadt Aachen, circa 20.000 Einwohner zählend, ein wichtiger Communicationsknoten, hatte nur ihre mittelalterliche, nicht mehr vertheidigungsfähige Stadtbefestigung.

Dagegen lagen am und nächst des untern Rheins mehrere feste Plätze: Düsseldorf, die Hauptstadt des churpfälzischen Herzogthumes Berg, ein Platz von mittlerer Grösse und mit theilweise neueren Werken. Die nördlich davon gelegenen, einst starken und ausgedehnten churcölnischen Festungen Kaiserswerth und

Rheinberg[1]) waren im Laufe des spanischen Successions-Krieges ihrer Festungswerke beraubt worden. Neuss an der Erfft (churcölnisch) war ein alter kleiner Platz ohne jede Bedeutung, Meurs (churbrandenburgisch) ebenfalls eine kleine, aber neuere und widerstandsfähige Festung mit einer Citadelle[2]).

Im churbrandenburgischen Herzogthume Cleve repräsentierte Wesel an der Lippe und am Rhein gelegen, einen grösseren und zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts theilweise verstärkten Platz mit einer festen Citadelle, doch fehlten gesicherte Uebergänge an den beiden Flüssen. Cleve, dann Rees und Emmerich am Rheine, waren kleinere ältere Festungen ohne militärischen Werth. Abwärts Emmerich lag unweit der holländischen Grenze die kleine, aber starke Festung Schenkenschanze, vom Rheine und einem seiner Nebenarme auf drei Seiten umflossen.

Von Düsseldorf stromaufwärts fanden sich nur auf grosse Entfernungen von einander einige feste Plätze, von welchen überdies nur wenigen eine grössere Bedeutung zuerkannt werden konnte.

Die freie Reichs- und alte Hansa-Stadt Cöln, mit 40.000 Einwohnern, war altartig befestigt; die Festungswerke von Bonn, der churcölnischen Residenz mit ungefähr 10.000 Einwohnern, waren im Jahre 1717 geschleift worden.

Coblenz (trierisch) hatte eine ältere bastionierte Umfassung mit vorgelegten Ravelins, welche aber ziemlich gut erhalten und 1734 erweitert und verstärkt worden war. Die steinerne Mosel-Brücke war durch eine Schanze auf dem linken Ufer dieses Flusses geschützt. Der jenseits des Rheins gegenüberliegende, durch eine fliegende Brücke verbundene Ehrenbreitstein war eine starke Bergfeste, doch zu hoch gelegen, um den Rhein wirksam zu bestreichen und zu klein, um nach aussen zu wirken.

Die hessische Bergfestung Rheinfels auf dem linken Ufer des Stromes war zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts wesentlich verbessert und erweitert worden; gegenüber, etwas rheinaufwärts, lag auf dem rechten Ufer das feste Bergschloss „die Katz", weiter aufwärts Caub mit dem starken Schlosse Gutenfels.

---

[1]) Kaiserswerth, 1702 durch die Holländer geschleift, sank hiedurch zu einem unbedeutenden Orte herab, der sich erst in der neueren Zeit wieder einigermassen gehoben hat. Rheinberg, 1703 geschleift, war noch zu Ende des XVII. Jahrhunderts hart am Rhein gelegen, während sich gegenwärtig das Flussbett über eine Wegstunde östlich befindet.

[2]) Die Festungswerke wurden 1764 geschleift.

An der Mündung des Mains und auf dem linken Ufer des Rheins erhob sich, als Mittelpunct der ganzen deutschen Stromvertheidigung, die Zugänge zum Herzen Deutschlands sperrend, das von den verbündeten Kreisen als „Reichs-Grenzfestung" erklärte Maynz, damals circa 30.000 Einwohner zählend. Kurze Zeit vor Beginn des Erbfolgekrieges war die Erweiterung und Verbesserung der Werke dieses wichtigen Platzes in Angriff genommen worden, doch waren die Arbeiten bei Ausbruch des Krieges nicht weit gediehen, so dass damals die Festung noch nicht die für einen Platz ersten Ranges nöthigen Aussenwerke besass. Kleine Befestigungen beherrschten auf dem rechten Rhein-Ufer den Uebergang über den Main.

Die Reichsstadt Frankfurt, mit der südlich des Mains gelegenen Vorstadt Sachsenhausen, hatte eine aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts stammende, einfache bastionierte Umfassung mit vorgelegtem breitem Wassergraben, dessen Contrescarpe jedoch nicht gemauert war. Der nordwestlich gelegene Königstein (churmaynzisch) war altartig befestigt, mit einem von Wall und Graben umgebenen starken Schloss auf einem Felsen über der Stadt. Das unweit des Mains, in der gleichnamigen Grafschaft liegende Hanau besass Festungswerke aus dem XVI. Jahrhunderte.

Auf dem Gebiete des Kriegs-Schauplatzes östlich des Rheins waren die Befestigungen sehr spärlich gesäet. Eine eigentliche Festung nach dem Stande und den Anforderungen der damaligen Befestigungskunst gab es, genau genommen, nicht.

Münster im gleichnamigen Hochstifte, besass doppelte Mauern und Gräben, ausserdem eine Citadelle [1]. In der churbrandenburg'schen Grafschaft Mark waren Hamm und Soest altartige kleine Festungen; Arnsberg im churcölnischen Herzogthume Westphalen, hatte eine altartige Stadtbefestigung mit einem starken Schlosse.

Das hessische Giessen an der Lahn war eine kleine, aus dem XVI. Jahrhundert stammende Festung, deren Gräben durch den Fluss gespeist werden konnten. Feste Schlösser besassen Dillenburg (nassauisch), die hessische Universitätsstadt Marburg an der Lahn und das churmaynzische Miltenberg am Main.

Würzburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Hochstiftes, besass neuere Werke, deren Vertheidigungsfähigkeit jedoch durch

---

[1] Die Festungswerke wurden 1765 geschleift

das beherrschende Umterrain abgeschwächt wurde. Darmstadt, die Residenz der Landgrafen von Hessen-Darmstadt, war eine offene, nur mit Pallisaden umgebene Stadt.

An der Mosel, insoweit selbe durch deutsches Gebiet, das Churstift Trier, floss, lagen die erzbischöfliche Residenz Trier mit einer altartigen, militärisch nicht bedeutenden Stadtumfassung und unweit davon, stromabwärts, die ebenso unbedeutende kleine und alte Festung Pfalz. Trarbach, eine wenn auch ältere, so doch starke Festung, mit ihrer starken Citadelle Greiffenberg, war 1734 von den Franzosen geschleift worden [1]).

Churtrierisch waren noch die kleine altartige Festung Montréal an der Elz und die befestigte Stadt Saarburg mit einem starken Schloss, an der untersten Saar. An der Nahe lagen die Trümmer der ehemals festen Bergschlösser Kyrn (Kyrburg) und Ebernburg.

Sonst war der ganze, hier in Betracht kommende Raum zwischen Mosel und Rhein jeder Befestigung bar.

---

[1]) Die von den Franzosen, Trarbach gegenüber, auf dem linken Mosel-Ufer 1686 angelegte Festung Montroyal war bereits wieder zufolge des Ryswiker Friedens geschleift worden.

Der Kriegs-Schauplatz in Italien.

Die Kämpfe, welche in den Jahren 1741 bis 1748 zwischen den Oesterreichern und Sarden einerseits und den drei bourbonischen Mächten, Frankreich, Spanien und Neapel, anderseits, statt hatten, spielten sich in einem Raume ab, welcher die West-Alpen, die provençalisch-ligurische Küste, einen grossen Theil der Po-Ebene und die Apenninen-Landschaften bis zu den Flüssen Volturno und Sangro umfasste.

In politischer Beziehung machten den Kriegs-Schauplatz aus: die französischen Gouvernements des Dauphiné und der Provence, dann die Staaten des Königs von Sardinien, die Besitzungen des Hauses Habsburg, die Herzogthümer Modena und Mirandola, die Republiken Genua und Lucca, mehrere kleine oberitalienische Fürstenthümer, endlich der Kirchenstaat und Theile des Königreiches Neapel.

Die Republik Venedig, welche damals den Oglio und die obere Adda als westliche Grenze hatte, war neutral, das Grossherzogthum Toscana wurde von den Kriegführenden als neutral betrachtet.

Die italienischen Staaten.

Politische Verhältnisse.

Die Staaten des Königs von Sardinien bestanden aus dem Stammlande, dem Herzogthume Savoyen, dann dem Fürstenthume Piemont mit der Grafschaft Nizza, dem Herzogthume Montferrat, in das obere und untere getheilt und dem westlichen Theil des Herzogthums Mailand; ausserdem besass der König die Insel Sardinien. Im Ganzen 1224 Quadratmeilen, auf welchen ungefähr drei Millionen Menschen wohnten.

Savoyen war ein Theil des römisch-deutschen Reiches und sein Herzog ein Stand des oberrheinischen Kreises; doch hatte derselbe schon seit längerer Zeit aufgehört, an den Reichs- und Kreistagen theilzunehmen und zu den gemeinsamen Leistungen beizutragen. So hatte sich Savoyen vom Reiche thatsächlich getrennt, ohne dass jemals desshalb diplomatische Verhandlungen stattgefunden hätten. Die Fürstenthümer Piemont mit Nizza und Montferrat waren nicht nur selbst Lehen des Römischen Reiches, sondern in diesen Gebieten lagen noch viele kleinere kaiserliche Lehen, darunter als bedeutendste die sogenannten Langhe'schen Güter, welche zum Theile directe vom Kaiser und Reich, zum Theile aber, sowie letztere seit 1736, als Reichs-Afterlehen vom Könige von Sardinien verliehen wurden.

Trotz dieser Verhältnisse waren die Staaten des Hauses Savoyen ein unumschränktes Erbreich, dessen König es verstanden hatte, die Macht des Adels und der Geistlichkeit in einer für die damalige Zeit auffallenden Weise zu beschränken.

Nachdem bereits während des spanischen Erbfolgekrieges der mantuanische Antheil an Montferrat und am Herzogthume Mailand, die Landschaften Alessandria, Valenza, Lomellina und Val di Sesia (am Oberlaufe dieses Flusses) an das Haus Savoyen gekommen waren, hatte es weiter durch den Wiener Frieden die Gebiete von Novara und Tortona, nebst anderen kleineren Stücken gewonnen. Durch den im Jahre 1743 geschlossenen Wormser Tractat endlich, wurden dem Könige von Sardinien die Landschaft Vigevano, der Theil des Landes Pavese zwischen Tessin und Po und südlich dieses Stromes mit Voghera, dann das Gebiet von Bobbio und der Theil des Herzogthums Piacenza westlich des Flusses Nura zugesprochen.

In Piemont lag das circa fünf Quadratmeilen mit 12.000 Einwohnern zählende Fürstenthum Masserano, ein päpstliches Lehen.

Der habsburgische Besitz in Italien umfasste die Herzogthümer Mailand, Mantua, Parma und Piacenza, dann die Fürstenthümer Castiglione und Solferino, insgesammt mit ungefähr 1½ Millionen Einwohner auf 300 Quadratmeilen. Dieses österreichische Gebiet bildete die Reste jener ausgedehnten Besitzungen der spanischen Linie des Hauses Habsburg, welche in den Friedensschlüssen von Utrecht, Rastatt, Haag und Wien grösstentheils an Savoyen und die spanischen Bourbonen abgetreten worden waren. Das Herzogthum Mantua war 1707, da sein Herrscher bei Ausbruch des spanischen Successionskrieges dem Kaiser offen die Lehenstreue

gebrochen hatte, eingezogen worden. Die Herzogthümer Parma und Piacenza, früher kaiserliche Lehen des Hauses Farnese, waren nach dem 1731 erfolgten Tode des letzten Herzogs an den Infanten Don Carlos, dann aber laut des Wiener Friedens an das Haus Oesterreich gekommen. Die Fürstenthümer Castiglione und Solferino, welche Reichslehen waren, hatte der Kaiser eingezogen, nachdem 1692 der Fürst von seinem Volke vertrieben worden war und 1708 mit dem Herzogthum Mantua vereint. Die Reclamationen des Hauses Gonzaga wurden später durch eine Geldentschädigung befriedigt.

Das Herzogthum Guastalla mit den Fürstenthümern Sabbionetta und Bozzolo, 1½ Quadratmeilen mit etwa 5000 Einwohnern, wurden 1746, nach dem Tode des letzten Herzogs aus dem Hause Gonzaga, als erledigtes Reichslehen vom Kaiser eingezogen.

Die Herzogthümer Modena und Mirandola, 100 Quadratmeilen mit circa 300.000 Bewohnern, waren, so wie das Fürstenthum Novellara, eine Quadratmeile mit etwa 3000 Einwohnern, welches der Herzog 1737 vom Kaiser erhalten hatte, kaiserliche Reichslehen, mit denen das Haus Este belehnt war.

Auch die Fürstenthümer Massa und Carrara, 4½ Quadratmeilen mit etwa 24.000 Einwohnern, bildeten Reichslehen. 1741 vermählte sich die Tochter des letzten Herzogs aus dem Hause Cibo mit dem Erbprinzen von Modena.

Das Fürstenthum Monaco, im Ganzen kaum eine halbe Quadratmeile gross, war wohl ein Reichslehen, allein die Nachbarschaft Frankreichs, unter dessen Schutz die Fürsten aus dem Hause Grimaldi sich stellten, hatte das Lehensband ganz gelockert.

Das Gebiet der Republik Genua mit der Markgrafschaft Finale, die vom Kaiser 1713 als Reichslehen erkauft worden war und im westlichen Theile das Fürstenthum Oneglia des Königs von Sardinien einschliessend, umfasste den grössten Theil der gegenwärtigen italienischen Provinz Ligurien, dann ausserdem die Insel Corsica, zusammen 250 Quadratmeilen mit etwa 500.000 Bewohnern. Wie in Piemont lagen auch im Gebiete der Republik Genua zahlreiche kaiserliche Lehen, doch waren die Besitzer derselben, meist hohen italienischen Adelsgeschlechtern angehörend, durch ihre Interessen mit den Staaten, in welchen ihre Reichslehen lagen, so enge verknüpft, dass diese wohl als zu ersteren gehörig zu betrachten waren.

Die Verfassung der Republik war eine rein aristokratische. An der Spitze der Verwaltung, jedoch mit sehr beschränkter Gewalt, stand der Doge oder Herzog, welcher auf zwei Jahre gewählt wurde und dem ein Grosser und Kleiner Rath zur Seite stand. Die Zeiten des Glanzes der Republik waren damals schon lange vorüber; ihr Handel, einst mit jenem von Venedig rivalisierend, war bedeutend gesunken und hiemit auch der Reichthum und das Ansehen des Staates. 1740 waren fast die ganzen Staatseinkünfte der in Genua bestehenden St. Georgen-Bank, 1407 gegründet, verpfändet.

Das Gebiet der Republik Lucca umfasste 20½ Quadratmeilen mit etwa 120.000 Seelen. Die Verfassung war jener Genuas ähnlich. Die Verwaltung wurde durch den Gonfaloniere mit neun Anziani (Räthen) besorgt; doch währte die Amtsdauer dieser zehn Würdenträger nur zwei Monate, worauf eine Neuwahl stattfand.

Der Kirchenstaat. Ausser seinem bis über die Mitte des XIX. Jahrhunderts bewahrten Gebiete in Mittel-Italien, einschliesslich des im Königreiche Neapel gelegenen Herzogthums Benevent, besass der päpstliche Stuhl auch den Staat Avignon und die Grafschaft Venaissin im südlichen Frankreich, zusammen 775 Quadratmeilen mit etwa 1,200.000 Bewohnern. Die Regierungsform war absolut monarchisch; Avignon und Venaissin wurden durch Vice-Legaten verwaltet.

Die Republik San Marino, im Kirchenstaat zwischen dem Herzogthum Urbino und der Romagna gelegen, hatte damals auf ihrem, eine Quadratmeile umfassenden Gebiete etwa 6000 Bewohner; die Verfassung war eine aristokratische.

Vom Königreiche Neapel, zu welchem auch das Königreich oder die Insel Sicilien gehörte, fielen nur die nördlichen Theile des eigentlichen Königreiches Neapel, die Landschaften Terra di Lavoro, Abruzzo citeriore und ulteriore, dann der Präsidienstaat (Stato degli presidii) und das Fürstenthum Piombino an der Küste Toscana's, in den Bereich des Kriegs-Schauplatzes. Die Gewalt des Königs, welcher die Investitur vom Papste erhielt, war durch Vorrechte des Adels und der Stände in etwas beschränkt. Das Reich zählte im Ganzen bei 4½ Millionen Einwohner.

Zwei grosse Gebirgs-Systeme reichen in den Kriegs-Schauplatz hinein: die Alpen, denselben im Westen und Norden begrenzend und der Apennin, die ganze Halbinsel durchziehend und mit den Alpen die weite Ebene des Po einschliessend.

Das Gebiet der Alpen.

Oro-hydrographische Gliederung. Bodenbedeckung. Bodenproduction. Gangbarkeit. Militärische Würdigung.

Die Frankreich und Italien trennenden West-Alpen reichen vom Mittelmeer bis zum Genfer-See und füllen in einer Breite von 150 bis 190 Kilometern den Raum zwischen dem Rhône und der Ebene des Po aus. Am Col di Tenda mit dem Apennin, am Grossen St. Bernhard mit den Central-Alpen zusammenhängend, stellen sie unter dem Namen der See-, Cottischen und Grajischen Alpen einen Complex mächtig aufgethürmter Bergmassen dar, von welchen mehrere zu den grossartigsten der gesammten Alpen gehören; Hunderte ihrer Gipfel und meilenlange Kammstrecken sind mit ewigem Schnee und Eis bedeckt und im Montblanc, 4811 Meter, enthalten sie den höchsten Punct des Welttheiles.

Damals führte die Grenze zwischen Frankreich und Italien, nicht wie gegenwärtig, so ziemlich durchwegs über die höchsten Theile des Gebirges. Nur zwischen den Quellen der Durance und ihres Nebenflusses, der Ubaye, lief die Grenze längs des Kammes, während das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza sich jenseits desselben ausbreiteten; daraus resultierte insbesondere für Savoyen, welches durch die höchsten und unzugänglichsten Theile des Hochgebirges von Piemont getrennt war, eine grosse Isoliertheit und schwierige Vertheidigungsfähigkeit.

Während der Abfall des Gebirges auf italienischer Seite zum Hügellande und der Ebene des Po unvermittelt kurz und ungewöhnlich steil erfolgt, liegen auf der westlichen Seite den Hochalpen, jenseits einer durch die Isère, den Drac und die Durance bezeichneten Tiefenlinie, die Kalkalpen von Savoyen, dem Dauphiné und der Provence vor, deren von Gebirgswässern vielfach durchbrochene Ketten sich allmählich gegen den Rhône und die von selbem in seinem unteren Laufe durchströmten Tiefebene abstufen.

Auch die Verschiedenheit in der Richtung der Alpenthäler auf den beiden Abhängen der West-Alpen ist bemerkenswerth: divergent auf französischer, convergent auf italienischer Seite, ein Umstand, der für den Einbruch in das eine oder andere Gebiet, beziehungsweise für deren Vertheidigung nicht ohne bedeutenden Einfluss bleiben konnte.

Die an Savoyen und Piemont angrenzenden Theile des Dauphiné, das obere Delphinat, war ein armes Gebirgsland,

welches nicht einmal die ohnehin sehr spärliche eigene Bevölkerung ernähren konnte. Die das Rhône-Thal von Vienne bis Orange umsäumenden Theile dieser Landschaft jedoch zeichneten sich durch Fruchtbarkeit und eine zahlreiche Bevölkerung aus. Einen ähnlichen Charakter, wie das obere Dauphiné hatten auch die der Grafschaft Nizza benachbarten Theile der Provence, während das Gebiet zwischen dem Var und der Mündungsebene des Rhône, die untere Provence, ein dicht bevölkertes und wohlcultiviertes Berg- und Hügelland darstellte, welches, in südlicher Vegetation prangend, vorzügliche Weine und viel Seide producierte, dagegen Mangel an Getreide, Weide und Vieh litt. Bald fehlte es daher beim Einfalle der Oesterreicher in die Provence an der nöthigen Fourage, so dass vielfach mit Laub und Oelzweigen gefüttert werden musste.

Die provençalische Küste ist meist steil, vielgegliedert und buchtenreich; an der Südspitze liegen ihr die Hyèrischen, gegenüber Cannes die Lerinischen Inseln vor. Erstere bilden mit dem Festlande die vorzügliche Rhede von Hyères, letztere die grosse und sichere Rhede von Gourjean.

Der Rhône, welcher das Dauphiné und die Provence gegen Westen abschliesst, durchfliesst nach seinem Austritte aus dem Genfer-See ein enges Durchbruchsthal bis östlich Lyon; auch abwärts davon, bis oberhalb Orange, ist das Thal im Mittel nur drei Kilometer breit, erweitert sich aber sodann durch das Zurücktreten der beiderseitigen Gebirge im Osten zur Ebene der Provence, im Westen zu jener von Languedoc, beide mit einer üppigen südlichen Vegetation, die nur manchmal unter dem Einflusse des Mistrals, eines kalten, von den Bergen kommenden Windes, zu leiden hat. Der Rhône-Fluss, von Seyssel an schiffbar, theilt sich bei Arles in zwei Hauptarme, welche die überaus fruchtbare Insel Camargue einschliessen und besitzt auch noch kurz vor der Mündung ein derart starkes Gefälle, dass er einen grossen Theil des Gerölles und Sandes, welche er mit sich führt, erst hier absetzt, so sein Deltagebiet immer mehr versandend.

Von seinen linksseitigen Zuflüssen sind die bedeutenderen: Die Isère, welche von Montméliant mit Kähnen, abwärts Grenoble auch mit grösseren Fahrzeugen befahren wurde, nimmt am linken Ufer den Arc und Drac auf, reissende Gebirgswässer, auch noch in ihrem unteren Laufe enge, tief eingeschnittene Thäler durcheilend. Die Durance, infolge des überaus starken Gefälles erst in ihrem untersten Laufe, von Cavaillon an, schiffbar,

überfluthete oft in verheerenden Ueberschwemmungen ihre Ufer; in den Thälern ihrer linken Nebenflüsse Ubaye und Verdon führten wichtige Zugänge aus der Provence nach Italien.

Von den Küstenflüssen besass der Var, theilweise die Grenze zwischen Frankreich und Italien bildend, torrentartigen Charakter: unter gewöhnlichen Umständen überall zu durchwaten, zur Zeit der Regen und Schneeschmelze jedoch dem Brückenschlage fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzend. Weiter westlich war die Saigne und der Argens bemerkenswerth, letzterer in seinem Unterlaufe von Le Muy bis Fréjus, ohne künstliche Mittel nicht zu überschreiten.

Der Abfall der West-Alpen zum Hügellande und zur Ebene des Po wird durch eine Linie Cuneo-Pinerolo-Jvrea scharf markiert. Auch die östlich der Dora Baltea in der Hauptrichtung von West nach Ost bis zum Splügen ziehenden Theile der Central-Alpen erheben sich in der Linie Jvrea-Arona-Como-Bergamo mit steilen Füssen aus dem Tieflande des Po.

Die Grenze zwischen der Schweiz und Italien war damals dieselbe, wie gegenwärtig. Oestlich des Grossen St. Bernhards bis zum Simplon-Pass lief sie über die höchsten Theile des mit weiten Schnee- und Gletscherfeldern bedeckten Massivs des Monte Rosa und Matterhorn, in ersterem Gipfel nur circa 170 Meter niedriger, als der Montblanc, folgte auch noch bis zur Quellengegend des Toce und Ticino dem Hauptkamme der Alpen, während sie östlich davon bis zum Splügen, vielfach gewunden zwischen dem Langen-, Luganer- und Comer-See, nur über die südlichen Vorlagen des ganz auf schweizerischem Gebiete gelegenen Alpen-Hauptzuges führte.

Die von den Alpen erfüllten und von den Kriegs-Ereignissen berührten Theile der Staaten des Königs von Sardinien: Savoyen, ein Theil Piemonts und die nördliche Hälfte der Grafschaft Nizza, besassen als rauhe Gebirgsländer nur wenige für den Ackerbau geeignete Flächen in den zwischen den Alpenstöcken tief eingeschnittenen, schmalen Thälern, sonst aber, durch die zahlreichen und trefflichen Weiden gefördert, eine ergiebige Viehzucht. Fruchtbar und ergiebig an Getreide und Wein waren die savoyischen Landschaften am Genfer-See und am Rhône, dann der südliche Theil der Grafschaft Nizza.

Der kurze Abfall der West-Alpen auf italienischer Seite ist in der Richtung West-Ost vom obersten Po und mehreren seiner

Nebenflüsse in engen Hochgebirgs-Thälern durchschnitten. Die bedeutenderen dieser Wasserlinien sind: Die Stura, nur bei Hochwasser ein Hinderniss, sonst meist durchwatbar; die Maira mit der Grana, die Varata, dann der Pelice und Clusone, welch' beide das Luzerna- und Perouser-Thal, mit jenem von St. Martin, damals der Hauptsitz der Waldenser, durchfliessen; die Dora Riparia, deren in der Längenaxe der grossen oberitalienischen Tiefebene gelegenes Thal schon bei Susa anfängt, breiter und bequem gangbar zu werden, der Fluss selbst an vielen Stellen furthbar; der Orco und schliesslich die Dora Baltea, mehr ihres reissenden Laufes, als der Tiefe wegen Hindernisse, aber auch im Unterlaufe an mehreren Stellen zu durchwaten. Das obere Thal dieses letzteren Flusses, das grösste und malerischeste der piemontesischen Alpen, zwischen den höchsten und gletscherreichsten Gipfeln tief in Urgestein eingeschnitten, besteht aus einer Folge von Engen und Weiten, von diesen jene bei Aosta, an der Einmündung der Valpellina, die grösste.

Die Verkehrswege zwischen Frankreich und Italien. Alpen-Uebergänge.

In den Thälern der eben genannten Flüsse führten alle jene Communicationen, welche aus der Ebene des Po in bedeutenden Steigungen über die auf der Wasserscheide zwischen diesem und dem Rhône-Flusse gelegenen Pässe führend, die Verbindung durch die Thäler der Durance, Isère und ihrer Nebenflüsse in die Provence und das Dauphiné herstellten.

Der Handel hatte sich Wege bahnen müssen über die Alpen und der Krieg war ihm gefolgt, aber die Hindernisse, welche die Natur dem Verkehr entgegenstellte und die verhältnissmässig geringen technischen und finanziellen Mittel jener Zeit brachten es mit sich, dass auch noch gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts die vornehmsten der eröffneten Verkehrswege sich nicht über die dürftigsten Formen des Wegbaues erhoben. Mit Ausnahme des, die Hauptverbindung zwischen Nizza und Piemont bildenden Weges über den Col di Tenda, welcher auch nur bei günstiger Jahreszeit zur Noth fahrbar war, konnte keiner der Uebergänge bis zum Grossen St. Bernhard für Fuhrwerk benützt werden, ja selbst durchgängige Saumwege kamen nur vereinzelt vor.

Die Wege über die Alpen waren folgende:

Von Cuneo im Thale der Stura und Ubaye nach Barcelonette und von hier in das Thal der Durance. Von Saluzzo über

Castel delfino im Varata-Thale, südlich des Monte Viso nach Mont Dauphin im Durance-Thale; ebendahin führte auch der Weg von Saluzzo über Luzerna im Val di Luzerna über den Col de la Croix und im Guile-Thale.

Von Pinerolo im Clusone-Thale aufwärts nach Fenestrelle und über den Col de Sestières nach Césanne im obersten Thale der Dora Riparia; von hier an vereinigt mit der längs dieses Flusses von Turin über Susa heraufziehenden Communication, über den Mont Genèvre nach Briançon und nun im Thale der Durance abwärts, die beiden früher genannten Wege aufnehmend, nach Embrun. Diese letztere Verbindung, Strasse bis Susa, sodann Saumweg bis Briançon, stellte die Hauptverbindung zwischen Frankreich und Ober-Italien dar, ebenso wie der Saumweg von Susa über den Mont Cenis, hier sehr beschwerlich, nach St. Jean de Maurienne im Arc-Thale und in diesem abwärts nach Montméliant an der Isère, die Hauptverbindung zwischen Savoyen und Piemont bildete. Die beiden eben genannten Hauptcommunicationen standen unter einander durch einen von Briançon über den Pass von Galibier führenden Weg, grösstentheils nur Fusssteig, in Verbindung.

Von Montméliant führte eine Strasse längs der Isère nach Grenoble, eine zweite, eigentlich nur ein Weg, nach Chambéry und von hier über Rumilly nach Genf.

Die Verbindung zwischen den Thälern der Dora Baltea und der Isère stellte der von Jvrea über Aosta und den Kleinen St. Bernhard nach Moutiers und weiter nach Montméliant und Chambéry führende Saumweg her.

Im Allgemeinen waren die Communicationen in Savoyen, welches nur durch die beiden über den Mont Cenis und Kleinen St. Bernhard führenden Wege mit Piemont in Verbindung stand, sehr schlecht und gefährlich, nicht selten verheerenden Lawinenstürzen ausgesetzt.

Von Aosta führte ein Fusssteig über den Grossen St. Bernhard nach Martigny in das Rhône-Thal, ebenso gieng von Arona am Lago maggiore ein Weg nach Domo d'Ossola und dann in zwei Zweigen, über den Simplon und südlich davon, in das obere Thal dieses Flusses nach Visp und Brieg. Diese Verbindungen zwischen Piemont und dem sardischen Antheil an Mailand mit dem Walliser-Lande kamen jedoch damals wegen der Neutralität der Schweiz nicht zur Geltung, ebenso wie die grossen internationalen Verkehrslinien von Como nach Lugano und Bellinzona über den St. Gotthard und von Bergamo am Ost-Ufer des Lago di Como nach

Chiavenna und über den Splügen. Aus demselben Grunde entfielen für die damalige Kriegs-Epoche auch jene weiter östlichen Linien, welche aus dem Gebiete der neutralen Republik Venedig durch die Schweiz und Tyrol nach Süd-Deutschland und Inner-Oesterreich führten.

Längs der Küste des mittelländischen Meeres zog eine Strasse von Marseille über Toulon-Fréjus-Antibes nach Nizza und weiter über Ventimiglia bis nach Porto Maurizio; von hier an führte längs der steilen Küste der Riviera di ponente grösstentheils nur ein Saumweg über Albenga-Finale-Savona nach Genua. Diese Strasse stellte jedoch nicht die Hauptverbindung zwischen den beiderseitigen Küstengebieten dar, sondern diese, wie überhaupt zwischen Frankreich und Italien, war jene zur See, aus den Häfen von Marseille und Toulon nach Genua und Finale.

Die Apenninen-Landschaften.

Oro - hydrographische Gliederung. Bodenbedeckung. Bodenproduction. Gangbarkeit. Militärische Würdigung.

Das zweite grosse Gebirge Italiens, der Apennin, am Col di Tenda mit den Alpen in Verbindung stehend, begrenzt das oberitalienische Tiefland gegen Süden und erfüllt mit seinen Verzweigungen die ganze Halbinsel. Es besitzt zum grossen Theile die Höhe eines Alpengebirges, erhebt sich aber an mehreren Stellen, namentlich in seinem centralen Theile, bis zum Niveau des Hochgebirges. Geologisch unterscheidet es sich von den Alpen, indem es aus jüngeren, den Einwirkungen der Erosion mehr unterworfenen Bildungen: Mergelkalk und Sandstein, besteht, hie und da von Serpentin durchbrochen, welcher wahrscheinlich das hebende Gestein gewesen war.

Der Theil des Apennins von seinem Beginne bis zu den Quellen des Tibers und der Marecchia, der Nord-Apennin, trennt das continentale vom peninsularen Italien und greift mit seinen Verzweigungen, den Sub-Apenninen, einerseits bis an den oberen Po, anderseits bis an den Arno und die tyrrhenische Küste.

Der Nord-Apennin legt sich allen Zugängen von Nord-Italien zur Halbinsel quer vor und bildet nach dem Po das grösste Operationshinderniss auf dem Wege nach Mittel-Italien. Durch seine Höhe und Breite, grosse Wasser- und Ressourcen-Armuth, spärliche Besiedlung und Mangel an brauchbaren, im Gebirge unter einander in Verbindung stehenden Communicationen, setzt

er dem Durchzuge grösserer Heereskörper bedeutende Schwierigkeiten entgegen.

Seine hauptsächlich in südlicher Richtung streichende Fortsetzung, der Central-Apennin, scheidet Mittel-Italien in eine breite westliche, die tyrrhenische und eine schmale östliche, die adriatische Zone. Beide Gebiete sind vorwiegend Gebirgsländer, ersteres durch die tiefen und breiten Thalfurchen der Magra, des Serchio, Arno, Tiber und Garigliano stark gegliedert, letzteres hingegen nur die kurze Ostabdachung des Hauptkammes, gebildet durch zahlreiche, senkrecht von diesem ausästende, zwischen kleinen Torrenten bis unmittelbar zur adriatischen Küste streichende Parallelketten.

Wie heute, bezeichneten auch damals verschiedene Namen die einzelnen Theile des Apenninen-Gebirges.

Der Ligurische Apennin, zwischen Genua und Novi 35 Kilometer breit, zieht mit seinem Hauptkamme in einer durchschnittlichen Entfernung von sechzehn Kilometern beinahe parallel zur ligurischen Küste. Westlich der Scrivia meist unter 1000 Meter hoch, ist er hier nur ein geringes militärisches Hinderniss, auch damals blos in den Hochthälern minder gangbar und ausserdem von mehreren Communicationen übersetzt. Oestlich dieses Flusses steigt der Gebirgszug aber bedeutend an und erreicht zwischen den Quellen des Taro und Serchio Höhen bis zu 1900 Meter.

Die nördlichen, den Raum zwischen der Scrivia und dem oberen Po ausfüllenden Vorlagen des Ligurischen Apennins sind aus tertiären Gebilden bestehende Berg- und Hügellandsgruppen, welche sich zwischen den rechtsseitigen Zuflüssen des Po tief in die Ebene erstrecken, im Westen und Osten jedoch zwei grosse, vollkommen ebene Becken und zwar jene von Cuneo und von Alessandria freilassen, die durch die breite, ebene Thalfurche des Tanaro zwischen Cherasco und Alessandria, ein bequemer Weg von der obersten piemontesischen Ebene zur lombardischen, in Verbindung stehen. Nördlich dieser Thalfurche breitet sich im Winkel zwischen dem Po und Tanaro, gegen letzteren steil abfallend, das Hügelland der Astigiana, nordwestlich davon bis Turin das fruchtbare und ergiebige Bergland von Montferrat aus. Sowohl in dem Abschnitte nördlich, als südlich des Tanaro, letzterer hauptsächlich die Höhen von Langhe umfassend, wurde die allgemeine Gangbarkeit durch die steilen Hänge und die starke Weincultur ungünstig beeinflusst.

Im Raume zwischen der Scrivia und Trebbia erheben sich nördlich des Hauptkammes Berggruppen bis zu 1600 Meter;

jenseits der Furche des engen Staffora-Thales breitet sich niederes, minder gangbares Mittelgebirge und Bergland aus, welches mit seinen terrassierten, von dichten Weinpflanzungen bedeckten Füssen nahe an den Po herantritt und so das Defilé von Stradella bildet.

Oestlich der Trebbia bis gegen Rimini am Adriatischen Meere fällt der Nordhang des Apennins mit äusserst steilen, zerrissenen Hängen scharf ausgeprägt und fast geradlinig zur Emilianer-Ebene ab; zahlreiche Torrenten durchschneiden in tiefen, engen Thälern die Abdachung, doch haben selbst die grösseren dieser Flüsse, wie Taro, Baganza, Parma, Enza und Secchia unter gewöhnlichen Verhältnissen nur spärliches Wasser, welches im Hochsommer oft ganz versiegt.

Der Abfall des Gebirges zur ligurischen Küste ist allenthalben steil und war schon zu jener Zeit gänzlich entwaldet; namentlich an der Riviera di Levante, von Voltri bis Spezzia, stürzt häufig der kahle Fels senkrecht zum Meere herab, so dass nur zwischen Genua und Sestri eine Communication längs der Küste führte, während sonst die an derselben gelegenen kleinen Hafenplätze untereinander nur zur See in Verbindung standen.

Von den zahlreichen unbedeutenden Gewässern, welche in ihrem kurzen Laufe die ligurische Küste durchsetzen, sind die beiden kleinen Torrenten Polcevera und Bisagno nächst Genua erwähnenswerth, welche, gewöhnlich ebenfalls unbedeutend, plötzlich mächtig anschwellen und dann ihre Ufer weithin überschwemmen. Durch das von hohen und steilen Bergen eingeschlossene Thal der ersteren gieng die Hauptverbindung von Genua in die Lombardie.

Die von den höchsten Theilen des Ligurischen Apennins eingeschlossenen Thäler der Magra und Auletta, die Luniggiana, ist in einzelnen Theilen sehr fruchtbar, wie ressourcenreich und bildet einen zur Ansammlung grösserer Kräfte geeigneten Raum. Die Magra, ebenso wie ihre Zuflüsse Vara und Auletta, sind Torrenten, die nur bei den, in der Regel blos einige Stunden dauernden Hochwässern Hindernisse bilden.

Die Fortsetzung des Apennins bis zum Metauro, der etruskische geheissen, ist ein geschlossener, in seinem Hauptzuge reich bewaldeter Gebirgswall, welcher sich mehr dem Adriatischen Meere nähert und gegen dieses in senkrecht vom Hauptrücken abzweigenden, grösstentheils unbewaldeten und spärlich bebauten parallelen Gebirgsketten steil abfällt; von letzteren verdient jene zwischen der Marecchia und dem Metauro sowohl

wegen ihrer Höhe, bis zu 1400 Meter, Rauhheit und Unwegsamkeit, als auch als äusserste, bis unmittelbar an die Küste reichende Fortsetzung des Nord-Apennins, Erwähnung.

Während die Breite des Etruskischen Apennins in dem Theile von Lucca bis zum Austritte des Panaro in die Ebene und zwischen Florenz und Faenza über achtzig Kilometer beträgt, ist er in diesem Abschnitte am niedrigsten und gangbarsten und war auch damals von mehreren, wenn auch schlechten Wegen übersetzt. Diese führten fast ausschliesslich in den engen, oft schluchtenartigen und Defiléen gleichen Thälern der die Nordabdachung des Gebirges durchfliessenden Gewässer, von denen der Panaro und Reno, ersterer normal überall, letzterer nur bei niederem Wasserstande durchwatbar, die ansehnlichsten, die Küstenflüsse Santerno, Lamone, Montone und Savio ihres torrentartigen Charakters wegen manchmal Bewegungshindernisse sind.

Der Toscanische Sub-Apennin erfüllt mit seinen zahlreichen, hier zum Hauptkamme parallelen Verzweigungen den Raum bis zum Tyrrhenischen Meere als ausgebreitetes, stark bewaldetes Bergland; nur die sogenannten Apuaner Alpen zwischen der Magra, dem Serchio und der Küste sind bis in die Höhe von Pietrasanta ein zerklüftetes, bis zu 1900 Meter ansteigendes Felsgebirge, welches aber dann rasch an Höhe abnimmt und am unteren Serchio als ziemlich gangbares Bergland endet. Dieser Gebirgszug schliesst mit dem Hauptrücken des Apennins die Garfagnana ein, welche die Thäler des oberen Serchio und der Lima umfasst; ersteres ist aufwärts der Mündung der Lima an mehreren Stellen geräumig uud fruchtbar, letzteres, sowie das mittlere Serchio-Thal werden von den steil abfallenden, bis zum Arno-Becken reichenden Montagne delle Pizorno sehr eingeengt. Der Serchio, ein Nebenfluss des Arno, ist ein reissendes, jedoch vielfach furthbares Gebirgswasser.

Der am Metauro beginnende Römische Apennin spaltet sich bald in zwei Zweige, von denen der westliche längs des linken Ufers des Tibers streicht und bei der Einmündung der Nera in denselben endet, während der östliche, der höhere, bis zum Velino und Tronto reicht und in seinem höchsten südlichen Theile, den Monti Sibillini, bis 2500 Meter ansteigt. Beide Gebirgsketten schliessen das fünfzehn bis dreissig Kilometer breite und fruchtbare Hochland von Foligno und Spoleto-Terni ein.

Südlich der Monti Sibillini ziehen bis zu den Quellen des Volturno die Abruzzen, welche in zwei mächtigen Haupt- und

einigen Nebenketten die Längsthäler des Aterno, Sangro und Salto umranden und ebenso den rauhesten und unwirthlichsten Theil des ganzen festländischen Apennins bilden, wie sie auch dessen höchste, bis zu 2900 Meter ansteigende Gipfel enthalten.

Von den südlichen Vorlagen der Abruzzen erstrecken sich zwischen dem Salto, Tiber und Teverone die Sabiner Berge, ein vielgegliedertes, aber im Allgemeinen gangbares niederes Mittelgebirge. Südöstlich der ewigen Stadt erhebt sich aus der Campagna di Roma, einer sanftwelligen, vielfach versumpften, doch im ganzen fruchtbaren Landschaft, mit steilen und stark zerrissenen Hängen der plateauförmige, in einzelnen Theilen bis zu 900 Meter hohe Stock der Monti Albani; zwischen dem Sacco, einem Nebenfluss des Garigliano und den Pontinischen Sümpfen die Monti Lepini (Volosker-Berge) mit Mittelgebirgs-Charakter und stark bewaldet.

Infolge der Streichrichtung des mittleren Apennins haben die in das Tyrrhenische Meer einmündenden Flüsse Arno, Ombrone, Tiber, Garigliano und Volturno, sämmtliche schiffbar, nebst grösserer Mächtigkeit ein verhältnissmässig bedeutendes und ausgebreitetes Flussgebiet, während die zahlreichen, auf der Nordabdachung des Gebirges nach mehr oder weniger kurzem Laufe der Adria zueilenden Gewässer Marecchia, Foglia, Metauro, Esino, Musone, Potenza, Chienti, Tenna, Tronto, der Grenzfluss zwischen dem Kirchenstaat und Neapel, die Pescara und der Sangro unbedeutende Küstenflüsse darstellen, was nicht ausschliesst, dass selbe infolge des torrentenartigen Charakters unter Umständen für eine Vorrückung zwischen dem Gebirgskamme und der Steilküste der Adria zu bedeutenden Hindernissen werden können.

Der Tiber durchfliesst in seinem obersten Laufe das geräumige, fruchtbare und wohl cultivierte Thalbecken von Sepolcro, sonst aber ein enges, von hohen Bergen umschlossenes Thal. Dasselbe öffnet sich bei Perugia zu einem ungemein fruchtbaren Hügelgelände, welches sich auch gegen Westen über den trasimenischen See bis zur Chiana fortsetzt; erst bei der Einmündung dieses damals noch nicht canalisierten Flusses wird das Thal wieder enge und steil, bis der Tiber in die Campagna eintritt, welche er unterhalb Rom verlässt, um sich nach kurzem Laufe in der sumpfigen Küstenebene, in zwei Armen, deren nördlicher versandet war, in das Meer zu ergiessen. Der Fluss wurde schon von Perugia an mit Kähnen, aber erst abwärts Torrita mit grösseren Fahrzeugen befahren.

Apenninen-Uebergänge.

Die für den Krieg jener Epoche wichtigen Uebergänge über den Apennin waren:

Oestlich der Strasse über den Col di Tenda führte von Cuneo aus der Niederung am Oberlaufe der Stura eine fahrbare Verbindung über Mondovi nach Ceva am obersten Tanaro; von hier giengen Wege über das Gebirge an die Riviera di ponente und zwar quer über das Bormida-Thal nach Savona, oder dem Tanaro noch weiter aufwärts folgend bis Garessio und weiter nach Albenga oder Oneglia. In die Markgrafschaft Finale führten aus Piemont nur Fusssteige.

Von Alessandria, aus dem fruchtbaren Gelände beiderseits des unteren Tanaro, lief eine Verbindung, grösstentheils fahrbar, die Bormida aufwärts nach Acqui und von hier über Spigno-Cairo an die Communication Ceva-Savona anknüpfend.

Als Hauptverbindung zwischen der Lombardie und Genua diente die verhältnismässig gute Strasse über den Bocchetta-Pass, welche von Tortona, beziehungsweise Alessandria nach Novi und von da über Serravalle längs der Scrivia über die tief eingeschnittene Bocchetta in das Thal der Polcevera nach Genua führte. Innerhalb des Gebirges wurde diese Strasse beiderseits von einem, wenn auch sehr schlechten Nebenwege begleitet.

Von den weiter östlich aus der Emilia über den Nord-Apennin führenden Communicationen war keine einzige durchaus fahrbar; dort, wo sie sich dem Kamme des Gebirges näherten, waren sie selbst für beladene Maulthiere zu schlecht und fast durchaus nur für Fussgänger brauchbar. Die meisten führten, bis tief in das Frühjahr hinein mit Schnee und Eis bedeckt, durch lange, beschwerliche Defiléen und standen untereinander nicht in Verbindung.

Von Piacenza gieng eine Verbindung im Trebbia-Thale über Bobbio und den Scoffera-Pass im Thale des Bisagno nach Genua. Von Fiorenzuola ein sehr schlechter Weg, meist Fusssteig, über Bardi am Ceno-Fluss und Colle di Cento Croci (1053 Meter) nach Sestri an der Riviera di levante; von Parma über Fornovo am Taro, Berceto an der Baganza, den Passo la Cisa (1040 Meter) nach Pontremoli-Aula und Sarzana in die Luniggiana; von Modena theilweise im Thale der Secchia, dann über den Sattel von Pelegrino (1625 Meter) nach Castelnuovo in die Garfagnana.

Die von Modena und Bologna nach Pistoja, dann von Bologna über den Futa-Pass nach Florenz (eine bessere Communication), von

Imola, Faenza und Forli in das Thal des Sieve (Il Mugello), dann von Cesena in das oberste Arno- und von Rimini längs der Marecchia in das Thalbecken von Sepolcro am obersten Tiber führenden Wege konnten wegen der Neutralität Toscana's nicht benützt werden.

Längs des steilen Nordabfalles des Apennins führte die in so ziemlich gutem Stande erhaltene und als jederzeit fahrbare Strasse zu bezeichnende Strada Emiliana von Piacenza über Parma-Reggio-Modena-Bologna-Imola-Faenza-Forli-Cesena nach Rimini und fand hier längs der adriatischen Küste ihre Fortsetzung über Fano-Sinigaglia bis nach Ancona. Gegen Westen setzte sich die Strada Emiliana durch das Defilé von Stradella über Voghera-Tortona-Alessandria bis nach Turin fort. Diese grosse Strasse war die vorzüglichste Vorrückungslinie aus Piemont und dem Mailändischen in die Romagna und Mark Ancona und, da sie überdies die Ausgänge der über den Apennin führenden Wege mit einander verband, auch als Rocadelinie von Bedeutung.

Im Römischen Apennin stellte von altersher die Landschaft Umbrien beiderseits des oberen Tiber-Beckens, das Haupt-Passageland für den Verkehr Roms nach dem Norden vor und bildete hier die Via Flaminia seit Römerzeiten die kürzeste Verbindung. Sie lief von Rom über Civita Castellana-Terni, die alte römische Militär-Colonie Spoleto, Foligno über den Pass della Scaletta in das Thal des Barano, eines Nebenflusses des Metauro, dann durch den Engpass von Furlo längs des letzteren Flusses nach Fano an die Adria.

Von Foligno, dort wo die Via Flaminia in das eigentliche Gebirge eintritt, zweigten zwei wichtige Verbindungen ab: die eine über Perugia beim trasimenischen See vorbei nach Toscana in das Hochthal von Arezzo und von hier längs des Arno nach Florenz, die andere am Nordrande der Monti Sibillini in das Thal des Chienti nach Macerta und von hier über Loretto nach Ancona.

Die Verbindung aus dem Kirchenstaate nach Neapel stellten vier Wege her und zwar: die Via Appia von Rom über Velletri, dann durch die Pontinischen Sümpfe über Terracina nach Gaëta und Capua; aus der römischen Campagna über Anagni-Frosinone nach Monte Cassino und weiter ebenfalls nach Capua; von Terni über Rieti nach Aquila und im Allgemeinen längs des Aterno nach Castel di Sangro und von hier über das Gebirge, in sehr schlechtem Zustande, nach Venafro am Volturno und auch nach Capua; zwischen den beiden letzteren Wegen lief noch eine sehr schlechte

Verbindung von Tivoli über Tagliacozzo-Avezzano, südlich Sora in den Weg Rom-Monte Cassino einmündend; endlich längs der Adria ein meist fahrbarer Weg von Ancona über Loretto-Giulianova nach Pescara.

Ueber die Monti Sibillini, wie über den nördlichen, höchsten Theil der Abruzzen führte keine für Truppen-Abtheilungen brauchbare Communication; erst von der Festung Pescara stellte ein Weg im Thale des gleichnamigen Flusses und weiter südlich von Lanciano ein zweiter, die Verbindung zwischen der adriatischen Küste und der von Aquila nach Castel Sangro führenden Strasse her.

Das oberitalienische Tiefland.

Boden-Gestaltung und Bedeckung. Gewässer. Bodencultur. Gangbarkeit. Militärische Würdigung.

Zwischen den Alpen, dem Apennin und der venetianischen Küste breitet sich das oberitalienische Tiefland aus, welches gleichsam die äusserste nach Nordwest weit in das Festland reichende, noch in der jüngsten geologischen Vergangenheit von Salzwasser überfluthet gewesene Fortsetzung des Beckens der Adria darstellt.

Dieses weite, von West nach Ost von dem mächtigen Strome des Po durchschnittene Gebiet wird durch denselben in zwei ungleiche Hälften getheilt, wovon die südliche die Emilianer-Ebene umfasst, deren grösste Breite am Ostende nahe an 100 Kilometer beträgt, sich westlich allmählich bis auf das circa drei Kilometer breite Defilé von Stradella verengt, um sich jenseits desselben, in den Becken von Alessandria und Cuneo wieder ungefähr auf 80 Kilometer zu erweitern. Die Ebene am linken Po-Ufer, deren östliche Hälfte das Gebiet der neutralen Republik Venedig umfasste, hat am Mincio, zwischen Alpen und Po, ihre geringste Breite von 40 Kilometern, die grösste im Raume zwischen Adda und Ticino mit 80 Kilometern und verengt sich dann westlich der Sesia bedeutend, so dass die Breite zwischen Turin und den Alpenausläufern nur noch 20 Kilometer beträgt.

Die Begrenzung der Tiefebene ist theils unmittelbar durch die steilen Füsse der Alpen und Apenninen, theils durch den Abfall vorgelagerter Gruppen niederen Berg- und Hügellandes gebildet. Letztere kommen insbesonders am Nordrande der Ebene, so zwischen den Südenden des Comer- und Langen-Sees die Brianza und das Hügelland von Cantù, dann am Südausgange der grösseren

Alpenthäler, wie an jenen der Dora Baltea, Stura und Riparia, vor. Diese Hügellandschaften lassen nach Material, Structur und Anordnung zweifellos erkennen, dass sie Producte einstiger Gletscherthätigkeit und zwar Endmoränen jener Alpenglieder sind, welche zur Glacialzeit die grösseren Thäler ausgefüllt hatten. Sie charakterisieren sich durch steile Hänge, sehr enge Thalverschneidungen und eine meist dichte Cultur. Dies und die Terrassierungen, zu welchen die Formation des Bodens bei dessen Anbauung zwang, beeinträchtigten in der Hügellandszone in hohem Masse die Gangbarkeit ausserhalb der Wege.

Erwähnenswerth sind noch die isoliert aus der Tiefebene bis zu 130 Meter aufsteigenden Höhen von Colombano am rechten Ufer des untersten Lambro, ein vielfach verzweigter und stark gegliederter Höhenzug, der auch schon damals durchaus der Weincultur gewidmet war.

Den ganzen übrigen Raum innerhalb der Gebirgsumrandung bis an die Grenze der die adriatische Flachküste begleitenden Lagunenzone nimmt die cultivierte oberitalienische Tiefebene ein, die in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts im Wesentlichen in ihrer Bodencultur und ihren durch Menschenhand geschaffenen landschaftlichen Eigenthümlichkeiten ein nur wenig von dem Ober-Italien des XIX. Jahrhunderts verschiedenes Bild bot.

Wie heute, so führten damals die breiten, hellen, wenn auch weniger kunstreich gebauten Wege zwischen dichten Gebüschen und Baumpflanzungen hin, die oft nach rechts und links jede Aussicht verschlossen; wie heute, dehnten sich damals zwischen den Wegen reiche Getreidefelder, oder in den tiefer gelegenen Landestheilen weite Reispflanzungen aus, deren dünne Halme aus der künstlichen Ueberschwemmung herausragen, oder dichte Felder türkischen Weizens, der mannshoch aufwächst und dessen starke Kolbenfrüchte eine so grosse Rolle in der Hauswirthschaft des italienischen Bauers spielen.

Die Reisfelder umsäumend, die anders bebauten Strecken in regelmässigen und unter sich vollkommen parallelen Reihen dicht nach allen Seiten durchsetzend, standen damals, wie heute die zahlreichen Maulbeerbäume, die Nahrung für die Seidenraupe liefernd und die Stütze für die im Bogen geschlungenen Reben gewährend; im Vereine mit den vorkommenden vielen Hecken und Einfriedungsmauern heben selbe die Uebersicht im Terrain fast ganz auf. Fast überall sicherte ein dichtes Netz von Wassergräben die befruchtende Berieselung der Culturen, erschwerte aber die

Bewegung querfeldein. Am intensivsten cultiviert war der grösstentheils vom österreichischen Antheile am Herzogthume Mailand eingenommene Raum zwischen der Adda und der Sesia und namentlich hier, sowie westwärts bis zur Dora Baltea, dann zwischen der Via Emilia östlich Bologna und dem Po di Primaro kamen sehr ausgedehnte Reisfelder-Districte vor.

In tactischer Beziehung war auch damals das flache, ebene Land zwischen dem Po und den Apenninen zugänglicher, als die Ebene in Ober-Italien. Das Land erzeugte wenig Seide, hatte aber eine ausgebreitete Viehzucht, daher viele Wiesen. Der niedere, buschige Maulbeerbaum ist durch hochstämmiges, auch hier in parallelen Reihen gepflanztes Laubholz ersetzt. Der Weinstock reicht nicht festonartig, wie im Lombardisch-Venetianischen von einem Baum zum andern, sondern windet sich an freistehenden hohen Ahorn-, Ulmen- oder Eichbäumen hinauf, was die Aussicht bedeutend erleichtert und seitwärts der Strasse, in den Feldern, sind Hecken und tiefe Gräben seltener, wodurch die Gangbarkeit begünstigt wird.

Wald fehlte im Innern des Tieflandes gänzlich, schütterer Baumwuchs herrschte in der Gegend von Alessandria.

In den Feldern zerstreut lagen die einfachen, oft nur aus trockenem Mauerwerk, doch zwei und mehr Stock hoch gebauten Casinen, Bauernhäuser mit flachen Dächern; in den sehr zahlreichen Dörfern eng gruppiert mehrstöckige, oft massive steinerne Häuser.

Die grosse Verkehrs- und Lebensader des oberitalienischen Tieflandes ist der Po. Bis zu seinem Austritte aus dem Gebirge bei Revello-Saluzzo ein Gebirgswasser, hat er auch noch bis Turin, wo er in rascher Strömung zwischen meist flachen und sandigen Ufern in einem breiten, veränderlichen Kiesbette dahinfliesst, einen ähnlichen Charakter. Von Turin an ist der Fluss nirgends mehr zu durchwaten und die steilen Füsse des Berglandes von Montferrat treten rechts meist nahe, stellenweise unmittelbar an den Fluss heran, so bis zur Einmündung des Tanaro das linke Ufer beherrschend. Von der Mündung des Ticino abwärts fliesst der Po in zahllosen Windungen in breiter, theils mit Auen oder Maisfeldern bedeckter, theils sumpfiger oder sandiger, schon damals in einer Entfernung von 2000 bis 5000 Schritten von mächtigen Dämmen begrenzter Niederung. Noch zahlreicher als gegenwärtig, am grössten zwischen Cremona und Guastalla, waren die, kleine Inseln und umfangreiche Geschiebbänke

umschliessenden Theilungen des Stromes. Das von den Mündungsarmen desselben — zu welchen damals auch noch der südlich Ficcarola rechts ausästende Po di Ferrara (auch Po di Atello), der sich bei Ferrara wieder in den Po di Volano und Po di Primaro spaltet, gehörte — umschlossene Gebiet war grösstentheils versumpft und auch auswärts desselben zogen sich kleinere Sumpfpartien von Ferrara bis Ravenna und nördlich durch das Gebiet von Rovigo hin, bis zu dem grossen, längs der Küste sich ausbreitenden Weichlande und den Lagunen der Po-Mündungen, von welch' letzteren jene von Comacchio die ausgedehnteste war.

„Der Po, in seinem Wasserstande infolge der Abhängigkeit von den sich plötzlich ändernden Zuflüssen sehr veränderlich, steigt trotz seiner grossen Breite und der bedeutenden Wassermasse, die er immer führt, oft in wenigen Stunden enorm an, sodann in verheerenden Ueberschwemmungen die angrenzende Niederung überfluthend und durch seine gesteigerte Geschwindigkeit gefahrdrohend für leichtere Brücken oder schwache Verankerungen. In der Regel ist er schon von Staffarda an für kleinere Fahrzeuge, abwärts Casale aber auch für grosse, schwerbeladene Schiffe vorzüglich fahrbar.

Auf seinem linken Ufer nimmt der Po starke, wasserreiche Zuflüsse auf, von welchen mehrere, in ihrem unteren Laufe schiffbar, Hindernisse von Bedeutung bilden, deren Ueberwindung ohne künstliche Mittel nicht möglich ist. Für die Ueberbrückung fand sich übrigens in einer Zeit, in welcher der Verkehr zu Wasser jeder anderen Art des Transportes vorgezogen wurde, auf allen diesen Flüssen, besonders aber auf dem Ticino, der Adda, dem Oglio und Mincio, ein reiches Material an Schiffen und Deckhölzern vor. Während die Sesia, wie die aufwärts derselben dem Po aus den West-Alpen zueilenden Flüsse, auch noch in der Ebene mehr den Charakter von Gebirgswässern und an vielen Stellen Furthen haben, dienen die grossen oberitalienischen Alpen-Seen den sie durchfliessenden früher genannten Gewässern als Läuterungsbecken und Reservoirs für die Hochwässer, denselben so einen günstigeren, meist bedeutenderen Wasserstand sichernd.

Die rechtsseitigen Zuflüsse des Po tragen mit Ausnahme des Tanaro so ziemlich alle den Charakter der Torrenten mit breitem, steinigem Bette und schmalen, seichten Wasserlinien, die sich zwischen den Steinen durchwinden. Abgesehen von der Zeit der Schneeschmelze in den Monaten März und April, dann im Spätherbst, im Monate November, der Zeit der regelmässigen

heftigen Regengüsse, erfordern bei trockenem Wetter nur die grösseren derselben, wie die Trebbia und Secchia, der Panaro und Reno, im Stromstriche die Herstellung einiger Brückenfelder; die übrigen, wie Scrivia, Nura, Arda, Taro, Parma mit der Enza, Crostolo, Santerno, Senio u. A. bieten dem Durchmarsche beinahe keine andere Schwierigkeit, als das grobe Gerölle, womit das Bett erfüllt ist. Dieselben sind daher in der Regel keine Hindernisse von Bedeutung für den kleinen Krieg und für Operationen im grossen Massstabe sind sie es nur der grossen Unsicherheit wegen, die ihre Eigenthümlichkeiten allen Berechnungen und jeder Voraussicht bereiten können. Ein schwerer Regen und es wälzt sich dort, wo vor Stunden Menschen und Pferde mit Leichtigkeit verkehrten, ein breiter, schäumender Wildstrom dem Po zu, der alle Brücken mit sich fortreisst und dessen Passierung mit feldmässigen Mitteln oft ganz unmöglich wird, hiedurch, wenn auch nur vorübergehend, der Bewegung eines Heeres Stillstand gebietend. Erst gegen ihre Mündung hin, wo Schutzbauten und ableitende Canäle auch damals schon bestanden, nimmt die vernichtende Gewalt dieser Torrenten ab; um sie dort zu überbrücken, musste das Material aus dem Po und dessen linksseitigen Zuflüssen herübergeschafft werden."[1])

Bei der Kriegführung der damaligen Epoche war der Po eine Linie von hervorragender Wichtigkeit für die Ernährung und den Nachschub der in der oberitalienischen Tiefebene operierenden Heere. Er vermittelte die Verbindung thalab aus Piemont und war auch der Weg, auf welchem der maritime Transport aus der Adria thalaufwärts gieng; ebenso erlangte er auch militärische Bedeutung als Flügelanlehnung für Operationen längs desselben, wie als trennendes Hinderniss und Vertheidigungslinie für jene, welche quer über ihn führten.

Die für die österreichischen Heere wichtige Nachschubslinie aus Tyrol auf dem Garda-See und Mincio konnte damals wegen der Neutralität der Republik Venedig nicht ausgenützt werden; ebenso wurden auch der Oglio, die Adda und der Ticino weniger für den Nachschub benützt, da die Richtung der Operationen grösstentheils quer über diese Flüsse lief.

Die weiten sumpfigen Niederungen am Mincio, dann zwischen Etsch und Po waren in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts noch verhältnissmässig wenig eingeengt durch Schutzbauten

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. I. Bd.

und Ableitungen, wenn auch die Anfänge hiefür schon aus älterer Zeit gegeben waren. Dem grossen Mantuaner Sumpflande und dem Mincio-See war ein Abfluss nicht nur durch den Mincio, sondern auch direct nach dem Po geöffnet: die Linie der Avalli, heute versumpft, war von Curtatone bis Borgoforte damals noch als „fossa maestra" oder auch „mantovana" reichlich mit fliessendem Wasser gefüllt. Im Nordosten und Osten von Mantua bis zur Etsch zeigten sich weithin morastige Strecken, auch die Ufer des Tartaro waren durchaus sumpfig. Bei Ostiglia im Mantuanischen reichte noch ein Stück des ausgedehnten Sumpfgebietes der Valli grandi Veronesi herein, nahe an dessen Westrande eine einzige brauchbare Verbindung, die Strasse Ostiglia-Nogara, führte.

Ein sehr entwickeltes Canal-System erhöhte die Bedeutung der schiffbaren Flüsse als Verbindungen und Zuschubslinien; so stand Mailand durch den bereits von König Franz I. angelegten Canal Naviglio grande mit dem Ticino und auf diesem mit dem Lago maggiore, dann durch einen zweiten Canal mit der Adda in Verbindung. Weiters führten von Poggio in den Po, von Ficcarola zum Tartaro hinüber, vom Po di Volano zum Po di Goro im Ferraresischen schiffbare Canalverbindungen; zwischen den beiden grossen Po-Armen lag ein ausgebreitetes Entwässerungs-Canal-System.

Zahlreich waren die Bewässerungs-Canäle in der Lomellina und in der Lombardie, sowie auch auf dem rechten Po-Ufer in Parma und Modena, häufig mit Steindossierungen und mit vielen Schleusen versehen, so dass die Unterwassersetzung bedeutender Flächen wohl ausführbar war.

„So mühevoll bei dem wenig entwickelten Communicationswesen des XVIII. Jahrhunderts die Landverbindungen aus dem oberitalienischen Tiefland in die benachbarten Länder waren, überall steile und gewaltige Gebirge überschreitend, so ausgebreitet und reich war das Wegnetz innerhalb des ganzen Gebietes der Po-Ebene.

Die vorzüglichen und überaus zahlreichen wohlerhaltenen Strassen und Wege des heutigen Ober-Italien waren auch schon zu jener Zeit in ihren Hauptrichtungen vorhanden und das damalige Communicationsnetz wich wesentlich nur durch den minder guten Bau und durch die mangelhaftere Instandhaltung von dem heutigen ab. Die Hauptverbindungen der Städte waren gut, bei jeder Witterung practikabel, die vielen Nebenwege zwischen den

einzelnen Dörfern dagegen ohne Grundbau und von weichem Material, bei starken Regengüssen daher allerdings oft wochenlang tief durchweicht und so ziemlich unpassierbar. Sehr häufig begleiteten, damals, wie heute, tiefe Wassergräben die Wege und erschwerten so das Abbiegen von denselben in das Seitenterrain.

Drei Hauptstrassen durchzogen den Kriegs-Schauplatz von seinem Ostrande nach Westen bis Piemont. Die erste, nördlichste, von Verona über Brescia-Bergamo im Venetianischen nach Cassano d'Adda-Mailand-Novara-Vercelli-Turin; die zweite, mittlere, ebenfalls aus dem Gebiete der Republik Venedig von Legnago nach Mantua-Bozzolo-Cremona-Pizzighettone und Pavia, von hier sich nach Mailand, nach Mortara-Casale und Voghera-Tortona verzweigend, endlich die dritte, südlichste, auf dem rechten Po-Ufer, die schon erwähnte grosse, uralte Strada Emiliana von Rimini an der Adria nach Bologna-Modena-Parma-Piacenza durch das Defilé von Stradella nach Voghera-Tortona-Alessandria-Turin. Diese Strasse übersetzte die der nördlichen Abdachung des Apennins entquellenden Gebirgsströme fast durchaus mittelst steinerner, oft drei bis vierhundert Schritte langer Brücken.

Anknüpfend an diese drei Hauptstrassen und als Querverbindungen derselben zogen zahlreiche Wege und Strassen durch die Ebene und verliehen so dem Tieflande des Po schon damals den Charakter grosser Wegsamkeit. Weniger günstig war die Verbindung über die zahlreichen unberechenbaren Torrenten und über die in weichem Boden eingeschnittenen Flüsse, welche ihr Anland weithin versumpft hatten. Da waren die Brücken spärlich gesäet; der erforderliche Aufwand an Geld und Material zur Erhaltung permanenter Uebergänge stand nicht im Verhältniss zu dem immerhin noch in mässigen Grenzen sich bewegenden Verkehre. Die meisten Uebergänge waren Schiff-Brücken, doch befanden sich in grösseren Städten auch alte steinerne Ueberbrückungen."[1])

Der Mincio hatte Brücken ausser bei Peschiera und Valeggio im Venetianischen, noch bei Goito, Mantua und Governolo; der Oglio bei Palazzolo, Ponte d'Oglio, Canneto, Marcaria, Torre d'Oglio; der Serio bei Bergamo, Cologno, Crema und Montodine; die Adda bei Lecco, Trezzo, Cassano, Lodi und Pizzighettone; der Ticino bei Trecate, Vigevano, Pavia; die Sesia bei Vercelli und Gattinara; die Dora Baltea bei Jvrea. Die Flüsse auf dem rechten Po-Ufer hatten abseits der Strada Emiliana noch weniger Ueber-

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. I. Bd.

gänge. Der Po selbst trug bis hinauf nach Piacenza keine stabile Brücke, Ueberfuhren vermittelten den Verkehr. In Cremona bestand eine Schiff-Brücke, weiter aufwärts stabile Uebergänge, steinerne oder hölzerne Brücken, bei Piacenza, Mezzana-Corti (nächst Pavia), Candia, Chivasso und Turin.

Die Befestigungen und deren Bedeutung für die damalige Kriegsepoche.

Auf dem Kriegs-Schauplatze fanden sich zahlreiche Befestigungen. Auf französischem Gebiete und zwar im Dauphiné hatte Grenoble, die Hauptstadt des Gouvernements, eine bastionierte Umfassung nach italienischer Manier zu beiden Seiten der Isère und eine Citadelle, „Bastille" genannt. Isère-aufwärts, hart an der savoyischen Grenze, lag das Fort Barraux 1597 vom Herzoge Carl Emanuel von Savoyen erbaut; im obersten Durance-Thal die starke Grenzfestung Briançon mit zahlreichen detachierten Werken auf den umliegenden Höhen; flussabwärts die kleinen Festungen Mont Dauphin mit neueren Werken und Embrun, auf einem Felsen erbaut.

In der oberen Provence lagen das altartig befestigte Sistéron mit einer kleinen Citadelle an der Durance und die befestigte Stadt Entrevaux am Var-Flusse.

An der provençalischen Küste besass die blühende und reiche Handelsstadt Marseille, das alte Massilia, einen befestigten Hafen, der aber für Kriegs-Schiffe, seiner geringen Tiefe wegen, nicht günstig war. Toulon, von Ludwig XIV. zu einer Seefestung ersten Ranges gemacht, hatte einen ausgedehnten und vortrefflichen Hafen, der durch eine Reihe von Festungswerken, Forts und Strandbatterien geschützt und auch an der Landseite durch eine bastionierte, verstärkte Front wohl befestigt war. Die Stadt, in einer sehr fruchtbaren Gegend gelegen, zählte damals bei 60.000 Einwohner.

Von den Hyère'schen Inseln besass Porquerolles ein altes festes Schloss, Portcros ein kleines Fort.

Die Hafenstadt St. Tropez hatte eine starke Citadelle, Fréjus, einst der Hauptkriegshafen der Römer an diesem Theile der Küste, eine altartige Befestigung. Antibes besass eine bastionierte Umfassung mit einer Citadelle, die Hafeneinfahrt war durch einige Forts und Batterien geschützt. Von den unweit gelegenen Lerinischen Inseln stand auf Ste. Marguérite ein kleines Fort, auf St. Honorat ein alter, aber starker Thurm. Nördlich Antibes lag das befestigte Städtchen St. Paul.

Auf italienischer Seite waren die aus dem Dauphiné und der Provence in die Staaten des Königs von Sardinien führenden Wege innerhalb des Gebirges durch zahlreiche Befestigungen gesperrt. An der savoyischen Grenze lag im und nächst des den Haupt-Einbruchsweg bildenden Thales der Isère eine ganze Gruppe von, wohl nur kleineren, Befestigungsanlagen, wie die kleine Festung Montmélian mit einem starken, auf schwer zugänglichem Felsplateau gelegenen Castell; Aspremont, ebenfalls mit einem Castelle, das Bergschloss Miolans am Einflusse des Arc in die Isère und am untersten Arc Aiguebelle, eine kleine Festung auf einem Felsen, welche auch den Zugang zum Maurienne-Thale sperrte. Chambéry, die Hauptstadt des Landes, mit ungefähr 12.000 Einwohnern, hatte eine altartige Ringmauer.

In Piemont bildete Susa an der Dora Riparia mit dem nördlich davon gelegenen Fort della Brunetta und der westlich liegenden kleinen Festung Exilles eine Befestigungsgruppe, welche die vom Mont Cenis und Mont Genèvre in das Thal der Dora Riparia führenden Wege sperrte. Die Stadt Susa hatte wohl nur eine mittelalterliche Mauerumfassung, doch waren die umliegenden Höhen von einigen kleineren permanenten Werken gekrönt; die Bergfeste Brunetta hatte eine starke bastionierte Front, deren Aussenwerke in den Felsen eingehauen waren und eine Citadelle; Exilles ebenfalls eine bastionierte Umfassung von geringem Umfange und ein hochgelegenes, festes Schloss. Im Clusone-Thale sperrte Fenestrelles, mit einer bastionierten Mauer versehen, nebst dem gegenüberliegenden Fort und einigen anderen Werken die vom Col de Sestières herabkommende Communication; abwärts, beim Austritte des Clusone in die Po-Niederung, lag Pinerolo, einst eine starke Festung [1]), damals aber nur mit einer einfachen Ringmauer umgeben. Das nahe Luzerna, am Uebertritte des Pelice-Flusses in die Ebene, besass ein vertheidigungsfähiges Castell.

Dort, wo der Po das Gebirge verlässt, lagen das befestigte Saluzzo und das feste Schloss von Revello; in den obersten

[1]) Pinerolo war durch die Franzosen von 1630 bis 1696 als „Schlüssel Italiens" besetzt gehalten und ebenso wie die, die Stadt beherrschende Höhe, letztere durch das Fort Sta. Brigida, stark und nach neuem Systeme befestigt worden; bei der Rückübergabe des Platzes an den Herzog von Savoyen wurden die Werke geschleift und der Herzog musste sich verpflichten, dieselben, mit Ausnahme einer einfachen Ringmauer ohne Wall, nicht wieder herstellen zu lassen.

Thälern der Varata und Stura sperrten die festen Bergschlösser Castel delfino und Demonte die hier führenden Wege.

In der Grafschaft Nizza hatte die bei 12.000 Einwohner zählende gleichnamige Hauptstadt eine bastionierte Umfassung nach italienischer Manier und eine durch ihre Lage auf felsiger Höhe starke Citadelle; der Hafen wurde durch eine Batterie beschützt. Die Festungswerke hatten jedoch während des spanischen Successionskrieges sehr gelitten und 1740, trotz durchgeführter Wiederherstellungen, ihre frühere Stärke noch nicht wiedererlangt. Der Kriegshafen Villafranca war durch mehrere Forts geschützt, die Stadt selbst von einer Ringmauer umschlossen, an deren Westseite die ziemlich starke Citadelle lag. Im Thale der Roja und an der Strasse über den Col di Tenda lag das feste Saorgio am Nervion-Flusse, hart an der genuesischen Grenze jenes von Dolceacqua. Das als Strassen-Sperre wichtige Barcelonette, im nordwestlichen Theile der Grafschaft, hatte ebenso wie Oneglia in dem ganz von genuesischem Gebiete umschlossenen, ein Reichslehen bildenden gleichnamigen Fürstenthume nur eine alte, militärisch nicht bedeutende Stadtbefestigung.

Die im Thale der Dora Baltea führende, als Verbindung zwischen Savoyen und Piemont wichtige Communication wurde durch die festen Schlösser Verres und Bardo gesperrt; am Uebertritte des Flusses in das Tiefland des Po lag Ivrea mit einer Citadelle.

„Die Städte des oberitalienischen Tieflandes, sowie übrigens fast all' die anderen Städte Italiens, waren meist mit festen Wällen und Mauern umgürtet und die traditionelle Neigung des Italieners für Fortificierungen fand noch gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts ihr volles Genügen in den allgemein üblichen Städtebefestigungen. Die verschiedene Rolle, welche vorangegangene Jahrhunderte den italienischen Städten, oder den Fürsten des Landes zugewiesen hatten, waren auf den Charakter der Befestigungen von wesentlichem Einflusse gewesen: neben den aus dem Mittelalter stammenden, thurmgekrönten Mauern fanden sich nicht minder häufig die bastionierten Wälle der italienischen und auch schon jene der französischen Befestigungskunst."

„Im Allgemeinen lassen sich bei den grösseren und wichtigeren Städten Ober-Italiens vier verschiedene Befestigungsarten erkennen. Die mittelalterliche: Hohe Ringmauern mit vorliegenden Gräben, von zahlreichen Thürmen überragt, die Stadt mit engem Gürtel umspannend, wie in Como, Bologna, Verona; die zweite:

Wallumfassung mit Rondellen oder bastionartigen Vorsprüngen, ohne Thürme, ausser bei den Thoren, endlich schmalere Gräben, wie in Brescia, Crema, Castiglione delle Stiviere; die dritte: Bastionärtrace mit Erdwällen und Escarpemauern, die Bastionen manchmal mit den der altitalienischen Manier eigenthümlichen Orillons und mit breiten Gräben, wie bei Pavia, Piacenza, Modena, Mirandola; endlich jene Befestigungsanlagen, bei denen sich schon die Ideen der fortgeschritteneren italienischen und der Vauban'schen Manier geltend machen, wie bei der Befestigung von Turin und der einiger Citadellen und Castelle, besonders jener von Casale."

„In einzelnen Plätzen fanden sich oft alle diese Formen vereint, Merkzeichen der verschiedenen Zeiten, in denen die Sorge für die Sicherheit und Vertheidigungsfähigkeit des einen oder anderen Platzes dessen Verstärkung nöthig gemacht hatte, wie in Mantua, Valenza, Pizzighettone."[1])

Mantua, die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, sehr stark infolge seiner Lage: fast ganz eingeschlossen durch den vom Mincio gebildeten versumpften See und von allen Seiten nur auf Brücken zugänglich, war von einer durch Vorwerke verstärkten Mauer umgeben. Nach Norden deckte die gut erhaltene Citadelle, nach Osten das befestigte Borgo S. Giorgio, nach Westen ein Hornwerk die Verbindung mit dem Aussenfelde. Goito am Mincio und Castelgoffredo nordwestlich davon, hatten alte, kaum mehr widerstandsfähige Stadtbefestigungen; Ostiglia unweit des Po, schon durch seine Lage zwischen Sümpfen und Wassergräben gedeckt, besass eine Mauer- und Grabenumfassung, Canneto am Oglio eine Umfassungsmauer mit nassen Gräben. Im Nordwesten Mantuas war der gleichnamige Hauptort des Fürstenthums Castiglione (delle Stiviere) von einer starken Mauer umgeben und ermöglichte das von mehreren Thürmen flankierte, mit einem Donjon versehene Schloss, auf einer Höhe günstig gelegen, einen nachhaltigeren Widerstand. Bozzolo und Sabbionetta, die Hauptorte der westlich Mantua gelegenen gleichnamigen Herzogthümer, waren befestigt; erstere Stadt war durch ihre Nähe zum Oglio-Uebergange von Marcaria wichtig, letztere, ein bastioniertes Sechseck nach italienischer Manier, ausserdem durch ein festes Castell geschützt.

Im österreichischen Herzogthume Mailand war die Hauptstadt, ein blühender bei 120.000 Einwohner zählender Industrie-

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. I. Bd.

und Handelsplatz, von zwei Schifffahrtscanälen durchzogen, mit Mauer und Wall umgeben und mit einem starken, auch gegen Angriffe durch schweres Geschütz widerstandsfähigen Castelle im Norden der Umfassung versehen. Diese Citadelle hatte rings um das noch bestehende, von Thürmen flankierte eigentliche Schlossgebäude eine vollständige, aus sechs bastionierten Fronten bestehende Umfassung, einen Wassergraben und gedeckten Weg und nahm mit diesem Umfange fast den ganzen heutigen Foro Buonaparte ein.

Pavia, einst der Sitz der longobardischen Könige, um 1740 nur mit etwa 25.000 Einwohnern, besass nicht besonders starke Befestigungen nach italienischer Manier, ein altes Castell und eine steinerne, bedeckte Brücke über den Po, welche auf dessen rechtem Ufer durch eine bastionierte Verschanzung geschützt war. Das Städtchen Melegnano (Marignano) am Lambro hatte ein Castell; das 15.000 Einwohner zählende Lodi an der Adda eine altartige, nur zum Theile durch vorgelegte neuere Werke verstärkte Umfassung mit einem festen Schloss und einen Brückenkopf am linken Fluss-Ufer zum Schutze der hölzernen Brücke.

Adda-aufwärts deckte den Uebergang auf der mittleren der drei westöstlichen Hauptverbindungen, die jedoch mit keiner permanenten Brücke den Fluss übersetzte, das auf dem rechten Ufer desselben gelegene Pizzighettone mit einer, der mittelalterlichen Umfassung vorgelegten Befestigung nach italienischer Manier, mehreren Aussenwerken, nassen Gräben, bedecktem Wege und einem Castelle. Auf dem linken Adda-Ufer befand sich der Stadt gegenüber eine bastionierte Umfassung neuerer Art mit einem vorgelegten Kronenwerke. Unweit Pizzighettone lag das feste Schloss Chiara.

Das abwärts der Adda-Mündung am Po gelegene Cremona mit ungefähr 25.000 Einwohnern, war nach alter Manier mit einer von grösstentheils nassen Gräben umgebenen bastionierten Mauer, sammt Ravelins und bedecktem Wege wohl befestigt. Auch das von einem Wassergraben umschlossene Castel Santa Croce war ganz in altem Stile befestigt; der über den Po führenden Schiff-Brücke lag auf dem rechten Ufer eine Brückenschanze vor. Das Po-abwärts gelegene Casalmaggiore war altartig und schwach befestigt.

Soncino am rechten Oglio-Ufer besass ein nach alter Manier stark befestigtes Castell, Treviglio und Trezzo, östlich Mailand, feste Schlösser.

Am Austritte der Adda aus dem Comer-See lag Lecco mit altartiger Mauerumfassung, Wassergraben und bedecktem Wege; am Nordende des Sees, zunächst der Grenze des Mailänder Gebietes gegen die damals zu Graubündten gehörige Valtellina, Fort Fuentes auf hohem Felsen, eine sehr starke, 1603 angelegte Grenzfeste, welche den Splügenweg sperrte. Como war von einer Mauer umschlossen, besass jedoch keine Widerstandskraft.

Nordwestlich von Pavia, zwischen Ticino und Terdoppio lag das Städtchen Vigevano mit alter, schlecht erhaltener Mauerumfassung und einem gleichfalls altartigen Castelle. In dem südlich des Po gelegenen Theile des österreichischen Mailand besassen Voghera an der Staffora und Bobbio an der oberen Trebbia altartige Stadtbefestigungen.

Im sardischen Antheile am Herzogthume Mailand war Mortara ziemlich stark in italienischer Manier befestigt, mit nassem Haupt- und Vorgraben. Novara hatte eine bastionierte Umfassung mit nassem Graben und ein altes Castell. Arona am Südwestende des Lago maggiore, mit mittelalterlicher Umfassung und ebensolchem, durch seine Lage auf einer Höhe starkem Castelle, war auf der Landseite durch einige neuere Verschanzungen verstärkt und hatte einen gesicherten Hafen. Domo d'Ossola im Toce-Thale, an dem Wege zum Simplon gelegen, war in mittelalterlicher Weise mit Ringmauern und Thürmen befestigt und besass ein altes Schloss.

Zunächst der Grenze des Mailändischen, in Piemont, lag an der Sesia Vercelli mit etwa 20.000 Einwohnern, in neuerer Manier befestigt, mit Wassergräben, im Innern ein altartiges Castell und eine bastionierte Citadelle.[1] Santhià, westlich Vercelli, besass eine bastionierte Umfassung nach italienischer Manier, Trino am Po einige Befestigungen.

Unweit der Mündung der Dora Baltea lag auf dem linken Po-Ufer Crescentino mit einer altartigen Umfassung, welcher ein auf drei Seiten von Inundationen umgebener Wall vorlag; zu der Brückenschanze am Po führte eine durch eine doppelte Schanzenlinie gedeckte Verbindung. Gegenüber diesem Platze, auf dem rechten Po-Ufer, erhob sich auf einer gegen den Fluss zu sehr steil abfallenden Höhe die Bergfeste Verrua, welche gegen

[1]) Während des spanischen Successionskrieges waren 1704 die Citadelle und Festungswerke von Vercelli von den Franzosen geschleift, später aber vom Könige von Sardinien wieder hergestellt worden.

Süden, auf dem sanfter geneigten Hange, durch drei hintereinander gelegene bastionierte Fronten geschützt war. Die Verbindung zwischen beiden Befestigungen sicherte eine auf einer Po-Insel angelegte Redoute. Po-aufwärts schützte die ziemlich stark befestigte Stadt Chivasso den dortigen Uebergang.

Turin, dieser wichtige Knotenpunct der über die West-Alpen in das Po-Becken führenden Communicationen, die Hauptstadt und Residenz der Könige von Sardinien mit circa 70.000 Einwohnern, hatte eine starke, in gutem Zustande erhaltene bastionierte Umfassung. Die an der Südwestecke der Stadt gelegene Citadelle, ein regelmässiges Fünfeck, war nach dem Muster der Antwerpener erbaut. Ueber den Po führte eine steinerne Bogen-Brücke. Aussen- und Vorwerke deckten die Verbindung zum Po und zur Dora Riparia, sowie nach den jenseitigen Ufern dieser Flüsse. Südöstlich Turin lag die befestigte Villa nuova d'Asti, südlich das mit einer bastionierten Umfassung nach italienischer Manier und einem Castell versehene Carmagnola, westlich Avigliana mit einem festen Schloss.

Die ehemalige Festung Savigliano, zwischen den Flüssen Grana und Maira, war seit der 1706 erfolgten Verwüstung nicht mehr aufgebaut worden. Weiter südlich lag an der Stura und an der zum Col di Tenda führenden Strasse Cuneo (Coni) mit einer starken Umfassung, einer Citadelle, sowie mehreren Aussen- und Vorwerken. Stura-abwärts war Fossano ummauert und mit einem Castelle versehen, im Osten von Cuneo Mondovi befestigt.

Am obersten Tanaro lag Ormea mit einem festen Schloss, weiter abwärts, am Ausgange der nach Savona, Loano und Albenga an die Riviera di ponente führenden Wege, Ceva mit einem sehr starken Schloss. Cherasco, unweit der Mündung der Stura in den Tanaro, besass eine bastionierte Umfassung nach italienischer Manier, das südlich gelegene Bene ein festes Schloss.

Am unteren Tanaro war Asti mit doppelten Mauern und breiten Gräben umgeben, weiter abwärts, beiderseits des Flusses lag im mailändischen Antheile das mit einer Citadelle und einer alten Umfassung versehene, durch vorgelegte neuere Werke wesentlich verstärkte Alessandria an einem sehr wichtigen Strassenknoten. Die von diesem ausgehenden Communicationen führten nach Südost über Novi, welches ein sehr festes Schloss besass und das als Sperrpunct befestigte Schloss von Serravalle, beide im Gebiete der Republik Genua, nach deren Hauptstadt; im Bormida-Thale aufwärts nach Acqui im oberen Herzogthum Montferrat;

im Tanaro-Thale nach Asti, in nordwestlicher Richtung nach der Hauptstadt von Montferrat, Casale am Po, welche Stadt eine durch Aussenwerke bedeutend verstärkte, altartige Umfassung, ein festes Schloss und eine nach neuerer Manier erbaute sechseckige Citadelle besass, die für die stärkste in ganz Italien galt. Ueber den Po führte eine fliegende Brücke; auf einigen nahe gelegenen Inseln waren Redouten erbaut. Nordwärts von Alessandria führte eine fahrbare Communication nach Valenza am Po, günstig gelegen auf einer theilweise steil abfallenden Anhöhe mit einem festen Schloss. An der Südwestseite, wo der natürliche Schutz nicht hinreichte, war die altartige Ringmauer durch eine neuere bastionierte Front mit einem vorgelegten grossen Hornwerke ersetzt; ausserdem bestanden Vorwerke jenseits der die Festung von zwei Seiten einschliessenden Schluchten. Die von Alessandria nach Osten führende Strasse endlich traf an der Scrivia auf Tortona, das eine altartige, durch einige Bastionen verstärkte Umfassung und ein bastioniertes doppeltes (oberes und unteres), auf einer Höhe gelegenes Castell besass.

Diese Plätze bildeten ein starkes Festungs-System, das sich dem Debouché aus dem Defilé von Stradella nach Piemont oder einem Po-Uebergange aus der Lomellina entgegenstellte.

Am Ostausgange des Defilés von Stradella lag auf parmesanischem Gebiete das befestigte Castell von S. Giovanni, dann weiter Piacenza am Po, über welchen hier eine fliegende Brücke führte. Diese etwa 13.000 Einwohner zählende Stadt war nach italienischem System befestigt, die Befestigung wohl erhalten und durch eine starke bastionierte Citadelle abgeschlossen. Nordwestlich dieser Festung stand am Po das starke Schloss Veratto, südwestlich an der Trebbia jenes von Ripalta. Parma, beiderseits des gleichnamigen, von drei schönen steinernen Brücken übersetzten Flusses, hatte eine bastionierte Umfassung mit nassem Graben und an der Ostseite eine gute Citadelle von fünf Bastionen. Südöstlich, unweit der Enza, lag das feste Schloss Monte Chiaragolo.

Auf modenesischem Gebiete stand an der Grenze gegen Parma und am Po das ziemlich gut befestigte Brescello. Reggio und Modena, beide je 20.000 Einwohner zählend, hatten eine bastionierte Umfassung nach italienischer Manier und eine Citadelle; letztere Stadt war die Residenz des Herzogs und mit dem Panaro durch einen Canal verbunden. Correggio hatte ein festes Schloss, Carpi, S. Felice, Nonantola und Sassuolo waren von

Mauern umgeben; südlich Reggio lag das Castell von Canossa, östlich jenes von Rubbiera. Mirandola war mit einer bastionierten, jedoch schlecht erhaltenen Umfassung versehen; das Schloss der früheren Herzoge, durch einen Wassergraben von der Stadt getrennt, bildete eine Art Citadelle.

In der Südwestecke des Herzogthums Modena, nahe bei Castelnuovo di Garfagnana, lag Monte Alfonso, ein zwar kleiner, aber starker und als Wegsperre wichtiger Platz.

Im Gebiete der Republik Lucca war der gleichnamige Hauptort mit circa 40.000 Einwohnern eine regelmässige Festung nach einem Bastionär-Systeme.

In den zwischen Lucca, Genua, Modena und Parma gelegenen Theilen von Toscana stand an der, von Spezia über Massa nach Pisa und dem stark befestigten Freihafen von Livorno führenden Strasse die kleine, aber starke Festung Pietrasanta auf einem hohen Felsen; an der oberen Magra das befestigte Pontremoli mit einer Citadelle.

Im Gebiete der Republik Genua war die Hauptstadt auf der Landseite mit einer doppelten bastionierten Umfassung umschlossen, von welcher sich die äussere und neuere, am Meere neben der Vorstadt S. Pietro d'Arena westlich der Stadt beginnend, über die, selbe umgebenden Höhen bis zur Mündung der Torrente Bisagno hinzog und einen Umfang von beinahe 19 Kilometern hatte, während die innere, ältere Front die eigentliche Stadt beschützte. Der geräumige Hafen war durch eine stellenweise zwei- bis dreifache Linie von Forts und Batterien gedeckt.

Ausser Genua war an der Riviera di Levante der Golf von La Spezia, ein sicherer und vortrefflicher Hafen, durch die Forts von Porto Venere und Lerice an seiner Einfahrt geschützt und hatte im Innern jenes von Sta. Maria della Suorte. Oestlich, an der Magra, lag Sarzana mit dem nahen festen Bergschlosse Sarzanello.

An der Riviera di Ponente war Savona nach italienischer Manier ziemlich gut befestigt, durch neuere Vor- und Aussenwerke verstärkt und besass eine Citadelle auf hohem Felsen. Der nahe gute Hafen von Vado war durch ein starkes, bastioniertes Fort gedeckt. Noli besass ein festes Felsenschloss, ebenso Finale, welches überdies gegen die Landseite befestigt und dessen bequemer Hafen durch zwei kleine Werke vertheidigt war. Albenga war mit Ringmauern umgeben, Porto Maurizio ein kleiner befestigter Platz.

S. Remo, welches mit seinem Gebiete ein Reichslehen unter genuesischer Oberhoheit bildete, war mit einer neuen Citadelle versehen worden; das westlich davon, an der Mündung der Roja in das Meer, gelegene Ventimiglia besass ein festes Schloss.

Monaco, die damals kaum 1000 Einwohner zählende Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, schon durch ihre Lage auf einer felsigen Halbinsel geschützt, hatte eine altartige Umfassung und ein festes Schloss. In Monaco lag vertragsmässig eine französische Besatzung.

Die von Genua in die Lombardie führende Strasse war auf dem Bocchetta-Passe durch die gleichnamige Verschanzung gesperrt. Nördlich hievon lagen Gavi, Serravalle und Novi mit festen Bergschlössern, westlich der Bocchetta das starke Schloss Massone.

Im Kirchenstaate hatte Bologna, nach Rom die beste und reichste Stadt des päpstlichen Besitzes mit 60.000 Einwohnern, zwischen den Flüssen Savena und Reno gelegen, blos eine mittelalterliche Umfassung. Neben Castelfranco, an der Strasse Bologna-Modena, lag die kleine Grenzfeste Fort Urbano, ein bastioniertes Fünfeck; Bondeno, nahe der Mündung des Panaro in den Po di Volano, besass eine bastionierte Umfassung. Ferrara am Po di Volano, hatte eine bastionierte Umfassung mit nassem Graben, im Innern ein mit hohen Mauern, Thürmen und Wassergräben umgebenes Castell, eine starke, ziemlich grosse bastionierte Citadelle und auf dem rechten Fluss-Ufer einen Brückenkopf, gleichfalls bastioniert, mit nassem Graben.

Imola am Santerno besass nebst seinen Mauern, Thürmen und Gräben ein altes festes Schloss. Faenza, zu beiden Seiten des Lamone, war nur schwach befestigt.

Pesaro und Fano waren minder befestigte Hafenstädte, ersteres an der Einmündung der Foglia, letzteres an der des Metauro in die Adria; am Metauro lag landeinwärts Fossombrone mit einem festen Bergschlosse, die durch den tief eingeschnittenen Furlo-Pass längs dieses Flusses nach Fano führende wichtige Strasse sperrend.

Sinigaglia, der Haupthandelsplatz des päpstlichen Besitzes nach Venedig, dem österreichischen Litorale, Neapel und der Levante, hatte ausser seiner Mauer eine Bastionär-Umfassung und ein festes Schloss. Ancona, ebenfalls ein guter Hafen, war befestigt und durch eine Citadelle verstärkt.

Loretto an der Potenza und Macerata am Chienti besassen altartige Befestigungen. Serravalle am oberen Chienti

und an der Strasse Foligno-Macerata, war mit Mauern und einem alten Schlosse versehen. Perugia besass eine Citadelle, Spoleto ein Castell in überhöhender Lage.

Rom, der Sitz des Papstes, zu beiden Seiten des Tibers damals bei 150.000 Einwohner zählend, war nur von alten Mauern umschlossen; die Engelsburg diente als Citadelle der Stadt. An der Küste des Tyrrhenischen Meeres lag der gute und befestigte Hafen von Civita vecchia.

Von den neapolitanischen Befestigungen, welche, wenn auch nur indirecte, zu den Ereignissen jener Kriegsepoche in Beziehung traten, waren die bedeutendsten: Capua am Volturno und der vortreffliche Hafen Gaëta am Tyrrhenischen Meere, beide mit neueren, letzterer mit sehr starken Werken und einem festen Castell. Neapel, die Hauptstadt des Königreiches und damals die grösste Stadt Italiens mit nahe an 300.000 Einwohnern, wurde auf der Landseite durch drei, der geräumige Hafen durch zwei Forts beschützt.

Pescara an der Adria, zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses und in flacher Umgegend gelegen, hatte eine bastionierte, durch Aussenwerke verstärkte Umfassung. Die Befestigung von Giulianuova war unbedeutend. Civitella del Tronto westlich letzteren Platzes, Aquila am oberen Aterno und Castel di Sangro, dort wo die Verbindung Rieti-Aquila-Capua das enge und tiefe Thal des Sangro-Flusses übersetzte, besassen feste Castelle. Das südwestlich Castel di Sangro auf einem Berge gelegene, alte und sehr ausgedehnte Kloster Monte Cassino war wohl vertheidigungsfähig; Pontecorvo am Garigliano hatte einige Befestigungen.

Im südlichen Theile des an der toscanischen Küste sich erstreckenden Präsidienstaates war Orbitello, in einer von der offenen See durch einen Lido getrennten, theilweise versumpften Bucht gelegen, durch einige Forts geschützt; auf der westlich dieses Platzes befindlichen, vom Monte Argentario erfüllten Halbinsel befanden sich mehrere Werke. Die Befestigungsanlage von Orbitello sicherte somit sowohl die Bucht, als die an der nördlichen und südlichen Küste der Halbinsel gelegenen Häfen von S. Stefano und Ercole. Im nördlichen Theile des Staates besass das am Meere gelegene Piombino eine Citadelle und ein festes Schloss.

Der Hauptort der zum grössten Theile ebenfalls zum Stato degli Presidii gehörigen Insel Elba, die Festung Porto Ferrajo, war toscanisch, die kleine Festung Portolongone jedoch neapolitanisch.

„Italien, obwohl der Schauplatz eines 2000jährigen Kampfes und von eroberungslustigen Völkern und Kriegsheeren immer und immer wieder überfluthet, war doch ein reiches und ergiebiges Land geblieben. Dem hilflosen Ackersmann gelang es freilich nicht, unter den vielen Stürmen sich selbst auch zu einem besseren Dasein aufzuringen und so liess in diesem von der Natur überreich gesegneten Lande die Lage des Bauernstandes sehr viel zu wünschen übrig".

„Der italienische Bauer war fast durchwegs angesiedelter Taglöhner, Colone, abhängig vom Grundherrn, der wohl in manchen Dingen für ihn sorgte, dem er aber auch gewöhnlich die Hälfte seiner mühevollen Arbeit einliefern musste. Es hat einen grossen, vielleicht den entscheidenden Antheil an der Hebung der Seidencultur in Ober-Italien gehabt, dass der Betrieb derselben in der Regel dem Arbeiter überlassen war und der Gewinn sein eigen".

„Wenn aber auf dem flachen Lande der Bauer sich der Gewalt beugte und ausser seinem directen Lebensunterhalt wenig mehr forderte, so war die Städte-Bevölkerung, eingedenk der grossen Rolle, welche sie im Staatsleben Italiens früher gespielt hatte und wovon die fast ausnahmslos von festen Mauern und trotzigen Thürmen umgürteten Städte Zeugniss gaben, auch damals noch von regem politischem Bewusstsein erfüllt".

„Trotz dieses Umstandes und des Reichthums des Landes fand jedoch die regelmässige Kriegführung weder alle nothwendigen Lebenserfordernisse, noch eine nennenswerthe Theilnahme seitens der Bevölkerung. Der Viehreichthum deckte den Bedarf an Fleisch; aber Korn, gewöhnliches Weizenmehl zum Brote und Hafer konnte nur gegen ziemlich hohe Preise erkauft werden; für Pferde geniessbares Heu war, mit Ausnahme der gebirgigen Theile des Landes, theilweise auch der Emilia, fast gar nicht zu haben und die Thiere waren in erster Linie auf Surrogate für Hafer oder auf Grünfutter angewiesen. Wo letzteres nach Ort oder Jahreszeit fehlte, mussten die Schiffe über die Adria oder aus Frankreich und Sicilien den Futternachschub schaffen".

„Dieselbe Täuschung, die ein Feldherr bezüglich der Verproviantierung seiner Truppen in dem reichen Lande stets erfahren musste, ergab sich auch in Bezug auf etwaige Erwartungen oder Hoffnungen bezüglich der kriegerischen Eigenschaften der Bewohner. Mit Ausnahme der kleinen Secte der Waldenser in einigen piemontesischen Gebirgsthälern, welche religiöser Eifer die Waffen gegen

ihre ehemaligen Verfolger, die Franzosen, ergreifen liess, fanden die kriegführenden Heere nur wenig Unterstützung, aber auch wenig oder gar keinen activen Widerstand von Seiten der Bevölkerung des Landes".

„Im Allgemeinen war der gedrückte und gequälte italienische Bauer dem Kriegführenden, der ihn zu gewinnen wusste, nur in einer Richtung von hohem Werthe: im Kundschaftsdienste. Die schlaue Gewandtheit und die ausserordentlich scharfe Beobachtungsgabe dieser Leute machten sie den Hauptquartieren jederzeit sehr werthvoll. Die Bevölkerung der Städte, der Adel und die besitzenden Classen, waren kein Einfluss nehmender Factor im Kriege, da sie theils nicht den Willen, theils nicht mehr die Fähigkeit hatten, ihrem politischen Antheile auch durch die That Nachdruck zu geben, indem das materielle Wohlleben, das Behagen an Kunst und Wissenschaft, beide blühend bei dem so reich begabten Volke mit der weichen, südlichen Natur, den Interessenkreis des Einzelnen so ziemlich ausfüllten und seine Thatkraft in diesen engen Kreis bannten oder auch wohl ganz einschlummern liessen. Der Bevölkerung der einst mächtigen Städte speciell, war schon lange der Blick und das Gefühl für das Allgemeine im Sonderinteresse, in der Sucht nach Gewinn und Erwerb und in kleinlicher Localpolitik verloren gegangen. Im grossen Ganzen blieb daher das italienische Volk mitten im Waffengetöse der innerlich theilnahmslose Zuschauer der Kämpfe und der gewinnsüchtige Lieferant aller Parteien."[1])

Der Kampf selbst fand in dem eigenartig bebauten Lande tactische Verhältnisse, in welche die militärische Anschauung jener Periode sich elastisch zu fügen nicht vermochte. Das wenig übersichtliche, stark coupierte Terrain mit den zahlreichen aufgedämmten Wegen, dichten Hecken, nassen und tiefen Gräben und den kleinen, festen, überall zerstreuten Häusern bot wohl dem kleinen Kriege alle denkbaren Vortheile, die geregelte Schlacht aber, nach den Principien der Zeit geschlagen, mit ihren schwerfälligen, starren Formen, ihren pedantischen und complicierten Bewegungen, mit ihren grossartigen Reiterangriffen fand in der Beschaffenheit des Kriegs-Schauplatzes nur Hemmnisse, welche grosse, nachhaltige und weithin reichende Erfolge fast ausschlossen.

(*Hofmann.*)

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. I. Bd.

Der Wiener Hof und die Lage der europäischen Mächte.



Der Wiener Hof.

Der einzige Sohn Kaiser Joseph I., Erzherzog Leopold Joseph, war 1701 im ersten Lebensjahre gestorben; Joseph I. selbst verschied 1711. Der Mannesstamm des Hauses Habsburg ruhte nun nur noch auf zwei Augen. Die Ehe des jüngeren Sohnes Kaiser Leopold I., des Königs Carl III. von Spanien, mit Elisabeth Christine von Braunschweig, war noch kinderlos, als Carl den Kaiserthron bestieg. Ein Thronerbe des nunmehrigen Kaisers Carl VI., der Erzherzog Leopold, wurde erst 1716 geboren. Während aber mit den glorreichen Siegen des Prinzen Eugenius von Savoyen über die Osmanen eine reiche Zukunft, Aufgaben voll Grösse und Segen sich vorbereiteten für den zarten Kaisersprossen, starb schon am 4. November desselben Jahres das Kind. Wenn auch Kaiser Carl VI. erst 31 Jahre zählte, so stand doch wieder die Frage offen, ob nicht das Aussterben des Mannesstammes zu besorgen sei. Für die fremden Mächte war dies allerdings noch lediglich Conjecturalpolitik, schon 1717 konnte ein neuer Thronfolger erhofft werden, doch kam am 13. Mai 1717, wenig willkommen, statt des ersehnten Sohnes, nur ein Töchterlein zur Welt:

Maria Theresia.

Eine zweite Tochter, Erzherzogin Maria Anna, folgte 1718, eine dritte, Erzherzogin Maria Amalia 1725; die Frage der Succession wurde eifriger ventiliert und auch Kaiser Carl VI., obgleich erst im kräftigsten Mannesalter, begann nun jene grosse politische Action, die eigentlich den Hauptinhalt seiner ganzen Regierungszeit bildet.

Noch bedeutete die Successionsfrage keine unmittelbare Gefahr, der Kaiser war jung, das Heer im blendenden Ruhme des Türkenkriegs, kraftbewusst und siegesfreudig, an seiner Spitze aber stand der bewunderte Held Eugenius. Es war für die stillen Feinde und Neider, für die eigennützigen Freunde und zweifelhaften Alliierten nicht die geeignete Zeit, um unter den Augen dieses Mannes von einer Zerstörung und Auftheilung des habsburgischen Besitzes zu sprechen.

Aber die Jahre vergiengen, auf die ruhmreiche Siegeszeit folgte sichtbarer Niedergang. Die politische Thätigkeit in Wien erschöpfte sich mit den endlosen Verhandlungen um die pragmatische Sanction; es war die Idee, welche den Kaiser förmlich beherrschte und ihn gegen alle Mahnungen und Vorstellungen unzugänglich machte, für die Thronfolge der ältesten Tochter sicherere Garantien zu schaffen, als Papier und Pergament.

Jeder kleine Erfolg auf diplomatischem Gebiet gab statt dessen Anlass zu Verringerungen der Wehrmacht und als das vorschreitende Alter die Kraft und Energie des grossen Savoyers immer rascher und merklicher zu brechen begann, wurde das Heer fast ganz vernachlässigt.

Der polnische Thronfolgekrieg brachte keine Erfolge und darum keine Kräftigung, der gefürchtete Name des Prinzen Eugen reichte eben noch hin, um offenes Unheil zu verhüten. Als aber der Prinz starb und nun der neue Türkenkrieg ausbrach, da war ein Höhepunct der Schwäche offenbar geworden, der wohl geeignet war, Raub- und Eroberungsgelüste fremder Staaten zu zeitigen und ungemessene Hoffnungen zu erwecken für den Augenblick, da der Kaiser dahinscheiden werde.

Kaiser Carl VI. war erst vierundfünfzigjährig, aber der unglückliche Türkenkrieg beugte ihn tief und der Kummer untergrub seine Lebenskraft.

„Dies Jahr nimmt," schrieb er am 30. September 1739, „viele Jahre meines Lebens weg." Die kräftige Natur des Kaisers hätte noch ein langes Leben hoffen lassen, aber Sorge und Leid hatten sie mehr geschwächt, als äusserlich zu erkennen war.

Eine Erkältung auf der Jagd veranlasste den Kaiser, in den ersten Tagen des October 1740 nach Wien zurückzukehren; aus dem Unwohlsein wurde aber rasch eine schwere Erkrankung und am 20. October 1740 um zwei Uhr Morgens gab Kaiser Carl VI., der Letzte aus dem Mannesstamm des habsburgischen Hauses, seinen Geist auf.

Oesterreich.

Ferdinand III.,

geb. 13. Juli 1608, König in Ungarn 1625, in Böhmen 1627, röm. König 22. December 1636, Kaiser 1637, gest. 2. April 1657. I. Gemahlin: **Maria Anna,** Tochter des Königs Philipp III. in Spanien, geb. 1606, verm. 1631, gest. 13. Mai 1646. II. Gemahlin: **Maria Leopoldine,** des Erzherzogs Leopold V. in Tyrol Tochter, geb. 28. November 1632, verm. 2. Juli 1648, gest. 19. August 1649. III. Gemahlin: **Eleonora,** Tochter des Herzogs Carl II. zu Mantua, geb. 1630, verm. 30. April 1651, gest. 5. December 1686.

I. 1) Ferdinand IV., geb. 8. Sept. 1633, König in Böhmen 1646, in Ungarn 1647, röm. König 24. Mai 1653, gest. 9. Juli 1654.

2) Maria Anna, geb. 22. Dec. 1634, verm. 8. Nov. 1649 mit Philipp IV., König von Spanien, gest. 16. Mai 1696.

3) Philipp August, geb. 15. Juli 1637, gest. 6. Juli 1639.

4) Maximilian Thomas, geb. 20. Dec. 1638, gestorben 6. Juli 1639.

5) Leopold I., geb. 9. Juni 1640, König in Ungarn 1655, in Böhmen 1656, Kaiser 22. Juli 1658, gestorben 5. Mai 1705.

I. Gemahlin: **Margaretha Theresia,** Tochter des Königs Philipp IV. von Spanien, geb. 12. Juli 1651, verm. 12. Dec. 1666, gestorben 12. März 1673.

II. Gemahlin: **Claudia Felicitas,** Tochter des Erzherzogs Ferdinand Carl von Tyrol, geb. 30. Mai 1653, verm. 15. October 1673, gest. 8. April 1676.

III. Gemahlin: **Eleonora Magdalena,** Tochter des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm zu Neuburg, geb. 30. Mai 1653, verm. 14. Dec. 1676, gest. 19. Januar 1720.

6) Maria, geb. und gest. 1646.

II. 1) Carl Joseph, geb. 7. August 1649, Bischof zu Passau und Deutschmeister 1662, gest. 27. Januar 1664.

III. 1) Theresia Marie, geb. 16. März 1652, gest. 12. Mai 1653.

2) Eleonora Maria, geb. 21. Mai 1653, war verm. in erster Ehe 1670 mit König Michael von Polen, in zweiter Ehe am 6. Februar 1678 mit Carl Leopold, Herzog von Lothringen.

3) Maria Anna Josepha, geb. 20. Dec. 1654, verm. 25. Oct. 1678 mit Johann Wilhelm, Churfürst von d. Pfalz, gest. 14. April 1689.

4) Ferdinand Joseph geb. 11. April 1657, gest. 16. Juni 1658

I. 1) Ferdinand Wenzeslaus, geb. 16. Sept. 1667, gest. 3. Januar 1668.

2) Maria Antonia, geb. 18. Januar 1669, gest. 24. Dec. 1692, verm. 15. Juli 1685 mit **Maximilian Emanuel,** Churfürst zu Bayern.

3) Johann, geb. und gest. 20. Febr. 1670.

4) Maria Anna, geb. 9. Febr., gest. 23. Febr. 1672.

II. 1) Anna Maria, geb. 1. September, gest. 12. Dec. 1674.

2) Maria Josepha, geb. 2. Oct. 1675, gest. 11. Juli 1676.

III. 1) Joseph I., geb. 26. Juli 1678, König in Ungarn 9. Dec. 1687, röm. König 24. Januar 1690, Kaiser 5. Mai 1705, gestorben 17 April 1711. Gemahlin: **Wilhelmine Amalia,** Tochter des Herzogs Johann Friedrich zu Hannover, geb. 26. April 1673, vermählt 24. Februar 1699, gest. 10. April 1742.

2) N. N. Prinzessin, geb. und gest. 18. Juni 1679.

3) Maria Elisabeth, geb. 23. Dec. 1680, war Statthalterin der Niederlande 1725.

4) Leopold Joseph, geb. 2. Juni 1682, gest. 3. April 1684.

5) Maria Anna, geb. 7. Spt. 1683, verm. 27. Oct. 1708 mit Johann V., König von Portugal, gest. 14. August 1754.

6) Maria Theresia, geb. 22. August 1684, gestorben 28. Sept. 1696.

7) Carl VI., geb. 1. Oct. 1685, König in Spanien (III.) 12. September 1703, Kaiser 1711. Zum König in Ungarn gekrönt 22. Mai 1712, in Böhmen 5. September 1723, gest. 20. Oct. 1740. Gemahlin: **Elisabeth Christina,** Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph zu Braunschweig, geb. 28. Aug. 1691, wird röm.-katholisch 1. Mai 1707, verlobt zu Bamberg 18. Oct. 1707, vermählt zu Wien 23. April 1708, zu Barcelona 1. Aug. 1708, gest. 21. December 1750.

8) Maria Josepha.

9) Maria Magdalena.

10) Maria Margaretha.

Kinder Josephs I.:

1) Maria Josepha, geb. 8. Mai 1699. Gemahl: **Friedrich August II.,** Churfürst zu Sachsen und König in Polen, seit 5. October 1733, gekrönt 17. Febr. 1734. Geb. 7. Oct. 1696, verm. zu Wien 20. August, in Dresden 3. Sept. 1719.

2) Leopold Joseph, geb. 29. Oct. 1700, gest. 4. Aug. 1701.

3) Maria Amalia, geb. 22. Oct. 1701. Gemahl: **Carl Albert,** Churfürst zu Bayern, geb. 6. August 1697 zu Brüssel, verm. zu Wien 5. Oct., in München 17. Oct. 1722.

Kinder Carls VI.:

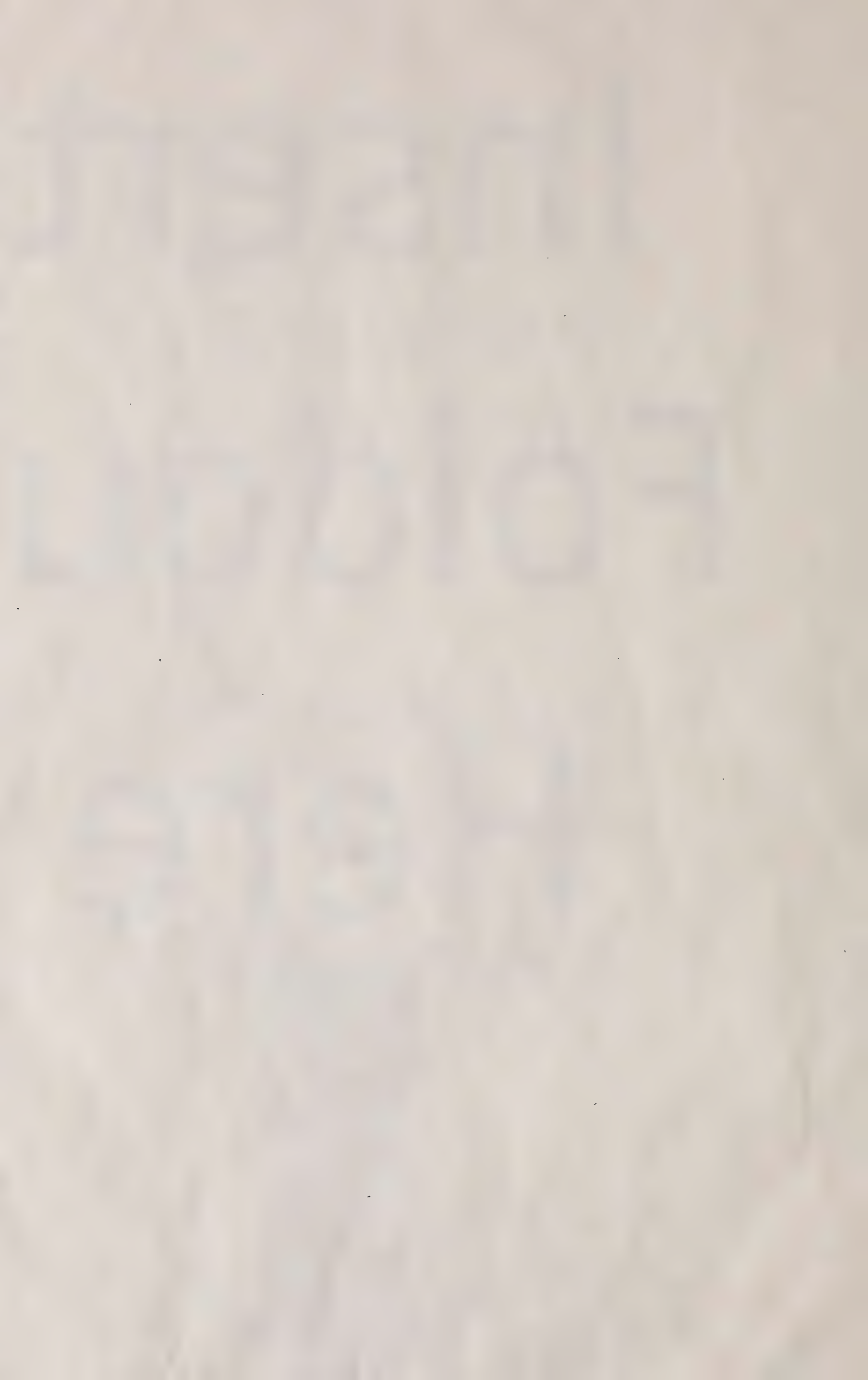
1) Leopold, geb. 13. April, gest. 4. November 1716.

2) Maria Theresia, geb. 13. Mai 1717, succediert in des Vaters Erbländern 1740. Gemahl: **Franz Stephan,** Herzog von Lothringen und Grossherzog von Toscana, geb. 1708, verm. 12. Februar 1736.

3) Maria Anna, geb. 14. Sept. 1718, vermählt 7. Januar 1744 mit Carl Prinz von Lothringen.

4) Maria Amalia Carolina, geb. 5. April 1724, gestorben 19. April 1730.

Oesterreichischer Erbfolgekrieg. I. Bd., nach pag. 896.



Der Sicherung der Thronfolge für seine älteste Tochter Maria Theresia war sein Leben gewidmet gewesen; mit unsäglicher Mühe war die Anerkennung derselben bei den fremden Staaten, wie in den eigenen Landen erworben worden und doch war zur Zeit, als der Kaiser die Augen schloss, von Allem, was das Wichtigste und Nöthigste gewesen wäre, so gut wie nichts geschehen.

Das Heer war geschwächt, gering geworden an Zahl, entmuthigt, weithin dislociert. Mit dem grössten Theile stand es an der fernen Türkengrenze oder in Italien, es gab keine Generale, welche besonderes Vertrauen im Heere besessen hätten, die Festungen waren zerfallen, die exponiertesten und werthvollsten Lande, Böhmen, Schlesien, Oesterreich fast ohne jede Besatzung, es fehlte an Vorräthen, wie an Geld.

Es war unterlassen worden, den Gemahl der Erzherzogin Maria Theresia, den Herzog von Lothringen und Grossherzog von Toscana, Franz Stephan, bei Lebzeiten des Kaisers zum römischen König wählen zu lassen und ihm damit das Nachfolgerecht auf dem Thron zu sichern; der Kaiser verzehrte sich in der steten Hoffnung, aus der Ehe seiner Tochter endlich den männlichen Sprossen erblühen zu sehen und er versäumte es, die Kaiserkrone wenigstens seinem Hause sicherzustellen.

Ueber den Charakter Kaiser Carl VI., aus dem so Vieles sich erklärt, was in den Zuständen Oesterreichs zur Zeit seines Todes sonst unerklärlich schiene, sagt der Biograph Maria Theresia's: [1])

„Im Allgemeinen von ernstem, zurückhaltendem Wesen, welches ihm den Anschein von Hochmuth verlieh, war er bei näherem Verkehre und insbesondere gegen seine eigentliche Umgebung von gewinnendster Vertraulichkeit. Bei viel geistigem Scharfsinn fehlte es ihm an jenem weitschauenden Blicke, welcher allein den bedeutenden Staatsmann, den grossen Regenten ausmacht. Obwohl im Einzelnen unschlüssig und nur schwer zu einer Entscheidung zu bewegen, hielt er doch im Ganzen an seinen Absichten und Plänen mit einer Ausdauer fest, die eines besseren Loses würdig gewesen wäre. Dass er allein in einer Zeit, in welcher es als Thorheit verlacht wurde, Treue und Glauben zu achten, ein Sclave war seines gegebenen Wortes, gereicht ihm gewiss zur Ehre."

„Dass er jedoch trotz täglicher Erfahrung des Gegentheiles Gleiches auch bei Anderen voraussetzte, dass er mit den unglaublichsten Opfern Versprechungen erkaufte, von denen ausser ihm

[1]) Arneth, Maria Theresia I, 55.

selbst Jeder vorhersah, dass sie im geeigneten Augenblick alsbald gebrochen werden würden, dadurch machte er sich einer grossen politischen Kurzsichtigkeit, des verhängnissvollsten Fehlers, schuldig. Hierin ist hauptsächlich die Ursache des wahrhaft verzweifelten Zustandes zu suchen, in welchem das Erbe des Hauses Oesterreich auf Maria Theresia übergieng."

Und in der That „wahrhaft verzweifelt" waren die Verhältnisse der Regierung und der Länder, die Carl VI. nun in die Hand seiner Tochter legte.

An den Räthen ihres Vaters vor Allem hatte die junge Königin keinen Rath. Sie fand nur abgelebte Greise, aber sie fand auch Schlimmeres. Der oberste Hofkanzler Graf Philipp Ludwig von Sinzendorff, der Sohn Georg Ludwig Sinzendorff's, des Ministers Leopold I., den dieser nachsichtige Fürst seiner Unterschleife wegen absetzen und verurtheilen musste, war ohne sonderliche Leistungen zum Leiter der auswärtigen Politik emporgestiegen. Siebzig Jahre alt, besass er allerdings die Erfahrung des Alters und langen Staatsdienstes, er hatte sich in vielen diplomatischen Aufgaben mit Geschick benommen, seinem Wesen entsprach das leere politische Treiben des „vertrags- und allianzenreichen" dritten Decenniums des XVIII. Jahrhunderts ganz und völlig, es war das richtige Fahrwasser dieses Staatsmannes. Aber er war doch nur ein Mann der vielen Worte und des fehlenden Entschlusses, ein seichter Freidenker und träger Schlemmer, dabei von einer argen Bestechlichkeit.

Dieser leitende Staatsmann in Oesterreich hatte sein politisches System zumeist auf eine persönliche Freundschaft mit dem ihm geistig weit überlegenen ersten Minister Ludwig XV. von Frankreich, Cardinal Fleury, aufgebaut und das Vertrauen in diese bedeutende Persönlichkeit liess es ihn ebenso übersehen, wie der Cardinal es selbst lange nicht ahnte, dass die Tage der Macht auch bei diesem bereits im Schwinden waren. So klar und weit zu schauen, war nicht Sinzendorff's Sache. Er war „keine grosse Individualität und kein Charakter".

„Das innere Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, wie das Bewusstsein, der Bestechung nicht unzugänglich zu sein, benahmen Sinzendorff die Fähigkeit, mit jener Energie aufzutreten, die dem klaren edlen Wollen eigen ist. So war auch seine Rede weitschweifend, bestrebt, durch viele Worte die mangelnden Gedanken zu ersetzen, wie denn auch der Kaiser sein Auftreten in der

Conferenz gegenüber dem lakonisch kurzen Prinzen Eugen so einfach mit den Worten charakterisirt: „Sinzendorff schwatzt viel.“[1])

Ein ehrlicher, verdienter Mann stand neben ihm, der Hofkammer-Präsident Graf Gundaker Thomas Starhemberg, kein Schmeichler und Achselträger, wie Sinzendorff, sondern gerade und offen, aber — siebenundsiebzig Jahre alt. Das dritte Mitglied der geheimen Conferenz, der niederösterreichische Landmarschall Graf Alois Raimund von Harrach, war ein Mann, der sich einen guten Namen gemacht hatte. Er stand beim Regierungsantritte der Königin etwa im dreiundsiebzigsten Jahre, neben ihm waltete sein Bruder, der Feldmarschall Graf Joseph Harrach als Hofkriegsraths-Präsident seines Amtes, zu dem ihn Kaiser Carl VI. berufen hatte „weil auch keine grosse Wahl hab“.[2])

Endlich hatte noch Feldmarschall Graf Joseph Lothar Königsegg, der Obersthofmeister der nach Carl VI. verwittweten Kaiserin Elisabeth, Sitz und Stimme in der geheimen Conferenz. Fast siebzig Jahre alt, war er mit Unglück beladen aus dem Türkenkrieg gekommen, ängstlich, unentschlossen zu jeder Zeit.

Unter allen geheimen Conferenzräthen sass nicht ein einziger Mann der That, die junge unerfahrene Fürstin war allein unter selbst rathlosen Greisen.

Wenn auch die Königin mit Vertrauen an dem wackern Starhemberg hieng, er hatte nichts mehr zu bieten, als eine treue, loyale Gesinnung und ein ehrliches Gewissen, Rath wusste er so wenig, wie die Anderen. In einem Schreiben des Feldmarschalls Prinzen von Sachsen-Hildburghausen an den Feldzeugmeister Grafen Seckendorff sind die trüben Verhältnisse in kurzen, scharfen Zügen geschildert: Sinzendorff als der massgebende Minister, Starhemberg als ein kranker, gebrochener Mann, voll Misstrauen gegen alle, besonders den Grossherzog, Königsegg ebenso träge, als verstimmt, die Harrach's dazu noch von jeher in einem gewissen Gegensatz zum Grossherzog.

Noch eine weitere, der Königin aber seit lange sehr unangenehme Persönlichkeit gehörte in untergeordneter Stellung zur geheimen Conferenz, der Protocollführer Hofrath Johann Christoph Freiherr von Bartenstein. Von eminenten Kenntnissen und einer riesigen Arbeitskraft, verfügte Bartenstein zudem über ein nie versagendes Gedächtniss und einen unerschöpflichen

[1]) Györy: Philipp Ludwig Sinzendorff (Allgemeine deutsche Biographie)
[2]) H. H. und St. A. 27. December 1738.

Reichthum an Auskunftsmitteln in allen Wechselfällen. Bei Kaiser Carl VI. war er lange Jahre die erste Vertrauensperson gewesen und durch seine Hände gieng eigentlich die ganze Regierung, die er, ohne durch seine Stellung irgendwie dazu berufen oder berechtigt zu sein, durch seinen überlegenen Verstand völlig beherrschte. In allen Gebieten, Verwaltung, Staatswirthschaft, wie Aeusseres war seine Hand thätig. Bartenstein besass keine jener Eigenschaften, die geeignet gewesen wären, ihn beim österreichischen Adel oder bei den Leuten vom Hofe beliebt zu machen. Der Sohn eines Strassburger Professors, zeigte sein ganzes Wesen die unverfälschte alemannische Natur, die Zähigkeit des Willens, die Unbeugsamkeit in Vertheidigung dessen, was er für recht hielt, die Unerschütterlichkeit der Ueberzeugung, die felsenfeste Treue. Dies Alles verstiess sehr gegen die Gewohnheiten einer weichlicheren Gesellschaft, eines leichter beweglichen Volkes. Zu den tüchtigen Eigenschaften des Mannes trat aber noch eine persönliche Schwäche, ein abstossender Hochmuth.

Sein Selbstbewusstsein, sein absprechendes Urtheil und die hochfahrende Art seines Wesens schufen ihm überall Feinde; die Conferenzminister waren es in erster Linie und selbst die junge Königin hatte Ursache genug, nicht freundlicher über ihn zu denken.

Aber sie übersah doch auch nicht, dass im Kreise ihrer altersschwachen, hilflosen, zum Theil so wenig vertrauenswürdigen Räthe hier ein Mann von Zuverlässigkeit, von unbedingter Treue und seltener Geschäftskenntniss, von Klugheit und Energie vor ihr stand und ihr königliches Herz vermochte es gar bald, über alle Abneigung hinweg, diesem Manne alles Vertrauen entgegenzubringen.

Es war einer der Hauptvorwürfe, welche gegen Bartenstein erhoben wurden, dass er „allzu eifrig darauf ausgieng, Recht und Ansehen der kaiserlichen Macht in Deutschland zu stärken, zu befestigen, ja womöglich noch zu erhöhen."[1]) Das galt vom dreissigjährigen Krieg her als besonders schwerer Tadel, als schwere Beeinträchtigung der „Libertät" der deutschen Fürsten.

Es ist ein Vorwurf, der dem treuen deutschen Manne zum Ruhme gereicht.

Bartenstein hatte viel Vertrauen zu Frankreich, er war von dessen Vertragstreue und Friedensliebe ebenso fest überzeugt, als er von Anbeginn an die gefährlichen Absichten Preussens glaubte. In ihm

[1]) Arneth, Bartenstein (Arch. f. österr. Gesch. 46. Bd. Relat. Foscarini).

fand der gewiss richtige Grundsatz seine entschiedenste Vertretung: wenn die Königin, um Preussen vielleicht gewinnen zu können, sich zur freiwilligen Abtretung von Landestheilen entschliesse, sie keinen Anspruch mehr darauf machen könne, von anderen Mächten die Aufrechthaltung der grundlegenden Bestimmung der pragmatischen Sanction, der Untheilbarkeit der Erblande, zu verlangen. Das Misstrauen gegen Preussen beseelte seine Politik.

Bartenstein war das einzige frische, energische Element in dieser Versammlung gebrochener Geister, aber seine Ideen wogen doch wieder niemals schwerer, als jene des Grossherzogs, der, wenngleich weder ein eigentlicher Staatsmann, noch von bedeutendem militärischem Geschick, doch als die natürliche Stütze der jungen Königin, bei dem Gefühl der Unsicherheit, von dem sie im Anfang noch so sehr beherrscht war, einen entscheidenden Einfluss auf alle Dinge besass.

Sein militärischer Berather war Feldzeugmeister Graf Reinhard Wilhelm Neipperg, sein einstiger Erzieher, dem er eine treue Dankbarkeit bewahrte. Es war eine der ersten Regierungshandlungen Maria Theresia's, auf die Bitten ihres Gemahls hin, die von Carl VI. des unglücklichen Belgrader Friedens wegen über die Generale Wallis, Neipperg und Seckendorff verhängte Untersuchung und Haft aufzuheben und Neipperg nach Wien zu berufen, wo er bald genug, wie der Prinz von Sachsen-Hildburghausen sagte, den „Militär-Staat" mit dem General-Kriegs-Commissär Grafen Salaburg „regierte" und „setzet man lieber alles in Gefahr, als diesem Favorit zu schaden".

Die Vorwürfe gegen den sonst persönlich makellosen, treuen und in seiner Ehre so schwer gekränkten Neipperg, an dem die Dankbarkeit seines hohen Zöglings eben gut zu machen trachtete, was an ihm verschuldet worden, scheinen zum guten Theile wohl auch nur ein Ergebniss jener allgemeinen Uneinigkeit und Zerfahrenheit gewesen zu sein, in denen Carl VI. den Staat und die Regierung hinterlassen hatte.

Neipperg widerrieth auch den Krieg gegen Preussen; „bin also sehr curios", meint Hildburghausen, „wie dieser Philosophus auf solche Art das Verlorene recuperieren wird".

Aber fast noch schlimmer, als der Mangel thatkräftiger Berather und einer wirklichen Stütze in ihrer Umgebung, war es für die junge Königin, dass sie bei ihrem Regierungsantritt und als die Gefahr hereinbrach, keineswegs ihre eigenen Völker, ja vor Allem nicht einmal die Bewohner ihrer Hauptstadt, die Wiener, für sich hatte. Ihr Gemahl, Franz Stephan, war nichts weniger als

beliebt beim Volke und beim Heere. Die österreichischen Völker hatten die ernsten, in ihrer Pflichtenstrenge oft fast düstern Habsburger liebgewonnen, sie waren eins mit ihnen geworden, trotz der leichten Art, besonders der Hauptstadt. Aber das ganze Wesen des lothringischen Prinzen missfiel, so viel Gewinnendes auch sein Aeusseres und sein Benehmen besass. Der Mangel an durchgreifender Thatkraft, an ernster Energie, an starkem Willen, eine gewisse Weichheit seines Charakters beraubten ihn der Zuneigung eines Volkes, das, selbst weichlich, nur vor der ehernen Festigkeit eines kraftvollen Mannes Respect zu gewinnen vermag. Eine allzu lebhafte Jagdlust entfremdete ihm die Gemüther und die Verbindung mit Neipperg, dem man das Ergebniss des unglücklichen Türkenkrieges unverdienter Weise zumeist in die Schuhe schob, trug noch mehr dazu bei, die Stellung des Grossherzogs im Lande zu einer oft peinlichen zu machen. Als er jetzt nach dem Tode Kaiser Carl VI. berufen war, die erste kräftigste Stütze der jungen Königin zu sein, fehlte ihm der sichere Boden des festen Vertrauens des Volkes.

Unter dieser Abneigung der Masse gegen den Grossherzog litt auch die junge Königin. Ganz wahrheitsgetreu konnte der französische Gesandte Mirepoix berichten: „Die Prinzessin ist nicht beliebt. Die Stimmung ist für den Churfürsten von Bayern und wenn dieser Fürst erschiene, liefe man ihm in hellen Haufen zu." Ebenso erwähnte der venetianische Gesandte, „die beunruhigte öffentliche Meinung wolle kein Frauenregiment, sondern die Wahl eines deutschen Fürsten".

Die Minister, die Beamten, die Stände, der Adel, das Volk, Alles schwankte in seiner Treue, überall wucherte die Neigung, sich mit Bayern zu vergleichen, bayerischer Hoheit sich zu unterwerfen.

Ebenso gefährlich war die Stimmung in dem zweiten grossen und wichtigen Theile der Monarchie, in Ungarn.

Die Haltung der ungarischen Stände war nie eine vertrauenerweckende gewesen. Bis jetzt hatten die Feinde des Kaisers immer mit Zuversicht auf eine Unterstützung in Ungarn rechnen können. Seit die Türken im Lande die Herren geworden, hatten die Ungarn ihre Vertheidigung gegen diesen äusseren Feind dem Kaiser mindestens nicht leicht gemacht. Selbst nach dem Szathmarer Vertrag 1711, der endlich dem erschöpften Lande Frieden, dauernde, ehrliche Versöhnung und Zusammenhalt hätte bringen sollen, stehen 1716 noch Reste Rákóczy'scher Heerhaufen in Temesvar bei den Türken. Man gefiel sich in Ungarn wohl stets in der Hervorhebung

der verfassungsmässig geheiligten Königsherrlichkeit, aber in der Bemühung, den König zu einem Schattenbild herabzudrücken, seine wirkliche Macht überall zu beschränken, wetteiferte doch ein Landtag mit dem andern. Nicht um die Freiheit des Volkes handelte es sich dabei, denn der Bauer war ein rechtloser Knecht. Es war nur die Freiheit und Ungebundenheit eines Adels, der, wie in der polnischen Adelsrepublik, auch die Sicherheit und Zukunft des eigenen Vaterlandes unbedenklich auf das Spiel setzte, wenn es galt, dem König die Macht zu entwinden und die Herrschaft der Stände, also vor Allem die eigene, zur allein massgebenden zu machen. Unter dem Banne der gemachten Erfahrungen standen bei der bedrohlichen Lage auch jetzt die österreichischen Staatsmänner.

Aber auch reelle Machtmittel Ungarns fehlten zur Zeit des Regierungsantrittes Maria Theresia's so gut wie völlig.

„Ausser dem nunmehr aufgelösten Polen blieb kein Staat in seiner Militärverfassung so weit und so lange zurück, als Ungarn. In Polen hatte, trotz dem unverkennbaren Muthe der Nation, dieses Zurückbleiben die Vernichtung eines Staates zur Folge, der an Umfang und natürlichen Ressourcen einer der ersten in Europa war. Ungarn blieb von diesem Schicksale verschont, weil der eine seiner Nachbarn Ungarns König war und ihn mit der organisierten Streitkraft seiner übrigen Erblande gegen den zweiten Nachbar schützte, während der dritte Nachbar unaufhaltsam seinem Untergange entgegeneilte. Oesterreich, die Pforte und Polen waren Ungarns Nachbarn, hierin liegt der Schlüssel zu der Frage: warum sich Ungarn seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts unabhängig erhalten hat".

„Um eben die Zeit, als Habsburg den Thron Ungarns, welches damals zwischen Erb- und Wahlreich schwankte, bestieg, fiengen alle Staaten Europas an, allmählich stehende Heere einzuführen, nur Polen und Ungarn blieben zurück. In diesen beiden Staaten waren es blos Edelleute, welche die Nation ausmachten; in beiden Staaten wollten diese Edelleute nicht einsehen, dass blosser Muth des Mannes und die Behendigkeit seines Pferdes gegen regulierte Armeen nichts mehr vermögen. In Ungarn waren es auch besondere Umstände, welche die Systemisierung des Militärs hinderten. Ein Theil des Landes war in den Händen der Pforte, ein Theil abwechselnd von den Fürsten Siebenbürgens feindlich besetzt, ein Theil beinahe immer im Empörungszustande. Wie hätte man wohl an eine regulierte Miliz denken können in einem Staate, der nur noch aus zerschnittenen Bezirken bestand und der selbst in diesen für seine politische Existenz immer zittern musste?"

„Bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts waren es nur wenige Bataillone von Ungarn, welche für Oesterreich im Westen zuweilen fochten, während Hunderttausende aus Böhmen, Oesterreich und dem deutschen Reich die Reste Ungarns gegen die Osmanen in der Periode ihrer grössten Macht mühsam schützten, bis endlich fremde Helden durch Vertreibung der Türken Ungarn wieder zu einem Staate herstellten. Erst seit dem Frieden zu Carlowitz gibt es wieder ein Ungarn. Und wer hatte von 1683—1699 diese neue Schöpfung vollbracht, als die Talente eines Carl von Lothringen, Max von Bayern, Ludwig von Baden, Eugen von Savoyen beinahe einzig mit deutschem Blute?"

„Von der noch in alten Zeiten bestehenden Militärverfassung war mittlerweile auch der sogenannte miles portalis [1]) verschwunden. Nichts war mehr übrig, als die unbehilfliche, der veränderten Art Krieg zu führen gar nicht mehr anpassende Insurrection [2]), als nach Joseph I. Tode die Stände, vielleicht das erste Mal, mit Zutrauen zu ihrem neuen Könige sich auf dem Landtage versammelten."

„Im achten Diätal-Artikel 1715 erklärten die Stände feierlich, dass die Insurrection zur Vertheidigung des Reiches nicht mehr geeignet sei, dass man daher einer regulata militia, welche sowohl aus Eingeborenen, als Ausländern bestehen könne, bedürfe; dass zu diesem Zwecke Contributionen nothwendig seien und von diesen im nächsten Landtage solle gehandelt werden."

„Die Existenz einer regulata militia war nun als eine Reichsobliegenheit landtäglich anerkannt. Diese Existenz begriff nach der Natur der Dinge sowohl die Herstellung der Mannschaft, als ihre Unterhaltung in sich. Für letztere wurde eine Contribution reguliert, für die Herbeischaffung der Mannschaft aber nichts gesetzlich bestimmt, auch in Betreff der Zahl des ungarischen Militärs nichts festgesetzt. Der König konnte werben oder sonst, wie er wollte, Soldaten herstellen. Das Königreich Ungarn war von den langwierigen Türken- und Bürgerkriegen an Menschen äusserst erschöpft; Carl VI. ergänzte daher die Truppen meistens durch ausländische Werbungen; beinahe einzig und allein mit deutschem Blute wurde das Banat errungen und später dem Königreiche Ungarn einverleibt." [3])

---

[1]) Siehe Wehrwesen: Landes-Aufgebote.

[2]) Persönliche Heeresfolge des Adels (personalis insurrectio).

[3]) Ein Rückblick auf die Lage in Ungarn zur Zeit des Regierungsantrittes der Königin Maria Theresia in dem Gutachten des Erzherzogs Carl. Ausgewählte Schriften, V. Bd.

Maria Theresia hatte also nichts, als das vom Türkenkrieg her erschöpfte und entmuthigte, von seinen Mitbürgern geschmähte und gekränkte, an der Türkengrenze und in Italien weithin zerstreute Heer und — sich selbst. Das war die Macht, mit der sie sich zuerst ihr Volk eroberte und dann den Kampf führte, so glorreich gegen die Feinde ringsum, dass kaum eine andere Zeit der Geschichte mühevolleres, aufopfernderes, erfolgreicheres und ruhmvolleres Kämpfen zeigt.

Alles war verloren, wenn die Königin den Muth verlor. „Aber sie allein zweifelte keinen Augenblick an ihrem Recht und sich selber."[1]

---

[1]) Broglie, I. 69.

Frankreich und Spanien.

Die schweren Wunden, welche die durch Ludwig XIV. hervorgerufenen Kriege seinem eigenen Lande geschlagen, die tiefe Erschöpfung, in welche es nach dem spanischen Erbfolgekriege versunken war, selbst die riesenhaften Verluste, welche das Nationalvermögen durch die Schwindelunternehmungen und Finanzspeculationen der Regentschaftsperiode erlitten hatte, waren unter der klugen Verwaltung eines hochbedeutenden Mannes, des Cardinals Fleury, der seit 1726 Frankreichs Politik leitete, fast geheilt. Frankreich hatte den polnischen Erbfolgekrieg für sich mit Erfolg durchgeführt.

König Ludwig XV., der Urenkel des raubgierigen und rechtsverachtenden, aber glänzenden und thatkräftigen Ludwig XIV. war 1710 geboren. Ein weichlicher, den Ausschweifungen ergebener Mensch, immer in den Händen und unter dem Einfluss seiner Buhlerinnen, an denen wieder Alles hieng, was am französischen Hofe schlecht und unwürdig war, musste er die feste und umsichtige Art, wie Fleury das Staatsruder führte, als ein besonderes Glück ansehen lernen. Der Cardinal aber war ein achtzigjähriger Greis, als die neue grosse Frage der Erbfolge in den habsburgischen Landen zur Entscheidung gelangen sollte.

Die Mittel, über welche Frankreich verfügte, waren noch bedeutende und desshalb konnte es leicht noch als erste Militärmacht gelten; das Heer zählte 130.000 Mann, die Flotte besass 80 Kriegs-Schiffe.

Die Staatseinkünfte wurden mit 60 Millionen Thalern berechnet.

Das Geschick, welches Fleury, besonders bei den Friedens-Verhandlungen 1735 bewiesen hatte, sicherte Frankreich eine dominierende Stellung und trotz der grossen Opfer, welche Gegner,

wie Alliierte dem Frieden bringen mussten, trotz des offenkundigen Gewinnes, der Frankreich allein zufiel, besass Fleury das Vertrauen Aller. Widerwillig hatte Spanien 1736 seine Ansprüche auf Parma, Piacenza und Toscana aufgegeben, welche die Königin Elisabeth so gerne für ihre Söhne behalten hätte, aber immerhin fiel von dem alten habsburgisch-spanischen Besitz Neapel und Sicilien nun doch den spanischen Bourbons zu und Elisabeth's älterer Sohn Carl bestieg den Thron. Das Haus Lothringen musste sein Stammland preisgeben, um dem Schützling Frankreichs, dem Polenkönig Stanislaus Leszczynski, ein Fürstenthum wenigstens dem Namen nach zu geben, der wirkliche Besitzer des so lange schon umworbenen Landes, um das Richelieu, wie Ludwig XIV. so schwer gekämpft und gerungen, war nun doch Frankreich.

Der Herzog von Lothringen, der jugendliche Gemahl der Erzherzogin Maria Theresia, empfieng dafür das Grossherzogthum Toscana und Kaiser Carl VI. musste eine solche Lösung noch als erwünscht und die Haltung Fleury's als eine dem Kaiserhofe freundliche ansehen, weil die Kraft der Erblande nicht mehr hinreichte, um die Kriege endlos fortzusetzen, die Hilfe aber, welche das Reich bot und wie die Reichsfürsten sie boten, jede Hoffnung auf eine Besserung der Lage, wie jedes Vertrauen verlöschen musste. „Aus einem Unternehmen, das dem Kaiser zwei Königreiche kostete, ging Fleury dennoch als Freund und Verbündeter desselben hervor."[1]) Dies hinderte ihn nicht, auch mit Friedrich Wilhelm I. jenen Vertrag über die jülich-bergische Frage zu schliessen, der eine andere Lösung derselben bezweckte, als sie der Kaiser bisher eben aus Rücksicht für Frankreich suchen zu müssen glaubte und der jedenfalls einen festen Boden für eine Annäherung Frankreichs an Preussen gewährte, die bei den bevorstehenden Ereignissen von grösster Wichtigkeit zu werden versprach und es noch über alle Erwartung hinaus auch wirklich wurde.

Aber auch zu Spanien und zu der unzufriedenen Königin hinüber woben sich wieder verbindende diplomatische Fäden und die Zeit war da, um eine grosse Action der beiden alliierten bourbonischen Höfe jeden Augenblick wieder eröffnen zu können.

„Fleury war der Schiedsrichter von Europa. Die Autorität, welche den in sich befestigten französischen Regierungen vermöge der Streitkräfte und der geographischen Lage des Landes oft und

[1]) Ranke, Französische Geschichte. IV.

leicht zugefallen ist, in den europäischen Angelegenheiten das entscheidende Wort zu sprechen, hatte er vollkommen in Besitz genommen. Vornehmlich kam ihm zu Statten, dass er die Welt von seiner Friedensliebe überzeugt hatte. Niemand glaubte, dass er eigentliche Eroberungsabsichten hege, auch die Franzosen nicht. So Manches ihm auch gelungen war, so schien es doch den Meisten, als könne er bei Weitem mehr erreichen, als opfere er die Grösse der Nation den friedfertigen Hinneigungen seines hohen Alters auf." [1])

Ohne Rückhalt hatte Frankreich die pragmatische Sanction anerkannt und ihre Garantie übernommen.

„Wenn ein gegebenes Wort," sagt ein französischer Schriftsteller [2]), „für Könige ebensoviel Werth hat, wie für gewöhnliche Sterbliche und wenn Vertragstreue auch die Regierungen verpflichtet, so konnte, ohne Zweifel, auch nicht das Geringste in den Intentionen Frankreichs sich verändern." Die pragmatische Sanction war garantiert für alle denkbaren Fälle; der Vertrag von 1738 sicherte im Namen Ludwig XV. und aller seiner Erben und Nachfolger unbedingt die Vertheidigung der von Carl VI. aufgestellten Erb- und Thronfolge-Ordnung zu, „contra quoscumque" mit der ganzen Kraft. Mit einer Umständlichkeit, wiederholter Bekräftigung und Deutlichkeit, wie sie wenige Verträge zeigen, hatte hier Frankreich seine Zusage gegeben.

Cardinal Fleury hatte auch die Absicht, diese Versprechungen zu halten.

So verlockend für Frankreich die Gelegenheit erscheinen mochte, den alten Gegner Oesterreich nun endlich zu vernichten, so sehr man dem Cardinal vorhielt, dass Richelieu oder Mazarin eine solche Lage nicht unbenützt gelassen haben würden, so lebhaft die Theilnahme für den „alten Verbündeten Frankreichs", Bayern, in Paris war, entschloss sich Fleury doch nicht leicht zu einer neuen und vertragswidrigen Politik.

In Spanien regierte, eine kurze Zeit abgerechnet, während welcher eine Art Abdankung zu Gunsten des ältesten Sohnes aus der Ehe mit Eleonora von Savoyen, Don Luis bis zu dessen Tode bestand, noch König Philipp V., dem die Heere seines Grossvaters Ludwig XIV. von Frankreich in dem langen Kriege um die Erbfolge nach dem letzten spanischen Habsburger dieses Reich errungen hatten.

---

[1]) Ranke, Französische Geschichte. IV.

[2]) Broglie, I. 75.

Spanien aus dem Hause Bourbon.

Ludwig XIV.,

geb. 5. Sept. 1638, succ. seinem Vater 1643, gest. 1. Sept. 1715. Erste Gemahlin: Maria Theresia, Tochter des Königs Philipp IV. von Spanien, geb. 20. Sept. 1638, verm. 9. Juni 1660, gest. 30. Juli 1683.

Ludwig,

Dauphin in Frankreich, geb. 1. Nov. 1661, gest. 14. April 1711. Gemahlin: Anna, Tochter des Churfürsten Ferdinand Maria von Bayern, geb. 7. Nov. 1660, verm. 7. März 1680, gest. 20. April 1690.

Philipp V. von Bourbon,

Prinz von Frankreich, geb. 19. Dec. 1683. Durch das Testament seines Oheims König Carl II. (Bruder seiner Mutter) zum Erben der ganzen spanischen Monarchie berufen. Tritt nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges durch den Utrechter Frieden 1713 in den Besitz Spaniens und der amerikanischen Colonien, wogegen Carl VI., seit 1711 römischer Kaiser, die italienischen Länder und die Niederlande aus dem spanischen Besitz erhielt. Philipp V. resignierte 16. Jan. 1724, nahm jedoch am 6. Sept. desselben Jahres die Krone wieder an, gest. 9. Juli 1746.

Erste Gemahlin:

Maria Louise Gabriele, Tochter Victor Amadeus II. von Sardinien, geb. 17. Sept. 1688, verm. 11. Sept. 1701, gest. 14. Febr. 1714.

Ludwig. Ferdinand.

Zweite Gemahlin:

Elisabeth, des Herzogs Odoardo Farnese von Parma Tochter, geb. 25. Oct. 1692, verm. 25. December 1714, gest. 11. Juli 1766.

Carl. Philipp.

Seit lange war Philipp V. nur noch dem Namen nach König, schwermüthig und stumpfsinnig, nahm er keinen Antheil an der Regierung mehr. Der nunmehrige Thronerbe aus erster Ehe des Königs, Don Ferdinand, war zwar bereits ein Mann von 28 Jahren, aber schwach und lenkbar und der einzig leitende Geist war die zweite Gemahlin Philipp V., Elisabeth Farnese, jene ehr- und machtsüchtige Frau, deren Ränken und Mühen die Kämpfe in Italien im zweiten und dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts ihren Ursprung verdankten. Wie es ihr bereits gelungen war, für ihren ältesten Sohn Carl, gegen die Anerkennung der pragmatischen Sanction, die Krone von Neapel und Sicilien zu erringen, so strebte sie nun für ihren zweiten, Don Philipp, noch darnach, aus Toscana, Mailand, vielleicht selbst Kärnthen und Tyrol ein zweites Königreich bei dem erwarteten Zusammenbruch des habsburgischen Hauses zu erhaschen. Unerschöpflich in ihren Mitteln, wandte sich Königin Elisabeth nach dem Misserfolg ihrer Heirathspläne in Wien sofort der entgegengesetzten Politik zu. Sie erhob für die spanischen Bourbons nun den Anspruch auf die Erbrechte der Nachkommen Carl V., an welche nach dem Aussterben der männlichen Nachkommenschaft Ferdinand I. im Sinne des Theilungsvertrages von 1521 die österreichischen Lande wieder zurückfallen sollten. Dass diese Erbrechte an dem Hause Habsburg und nicht am Besitze Spaniens hafteten, liess Elisabeth unbeachtet; es handelte sich für sie nur darum, den Schein eines Rechtes zu haben, um sich in die Streitigkeiten um die Erbfolge einzudrängen und soviel Beute zu machen, als eben möglich sein würde.

Die innere Lage Spaniens war nicht glänzend, obgleich es sich unter der Leitung Alberoni's an äusserer Macht wenigstens sehr gehoben hatte. Das Staats-Einkommen betrug etwa 24 Millionen Thaler, die Armee zählte, wenn auch nur in den Listen, 60.000 Mann. Die Flotte verfügte über 50 Kriegs-Schiffe, von denen ein Theil neugebaut und vorzüglich war. Der politische Einfluss der Königin Elisabeth beherrschte auch Neapel fast völlig.

Dennoch drückte steigende Verarmung das Volk, die Industrie war in den Händen Fremder, die aus Amerika zufliessenden Reichthümer giengen ziemlich ganz in die Hände italienischer, englischer und holländischer Geschäftsleute über.

Die Bahnen der Politik, welche dieses bourbonisch gewordene Spanien einschlug, mussten immer wieder von selbst zum Anschlusse an Frankreich führen. Hier allein war das Gegengewicht zu finden, hier die nöthige Macht, um von dem kräftig aufstrebenden

England nicht völlig erdrückt zu werden. Der Reichthum Spaniens lag in seinen amerikanischen Colonien und in den Einkünften, die es von dorther bezog. Seit die Engländer in Nord-Amerika ausgedehnte Handelsbeziehungen anzuknüpfen verstanden hatten, musste Spanien, für sich allein zu schwach, um gegen England aufzutreten, den Hof zu Versailles für sich zu gewinnen suchen. Der am 7. November 1733 im Escurial unterzeichnete Vertrag, in welchem Spanien die Unterstützung Frankreichs für diesen Zweck zugesagt erhielt, fand bei einflussreichen Franzosen so viel Zustimmung, dass eine gewisse Vorliebe für Marine und Seewesen sogar populär wurde. Das lebhafte Unbehagen in Frankreich, als die Engländer im November 1739 Portobello für sich eroberten, war natürlich. Es nahm für Spanien Partei und erklärte „nicht dulden zu können, dass sich England auf der terra firma von Süd-Amerika festsetze, schon darum nicht, weil dabei der regelmässige Handel der Gallionen, an welchem Frankreich betheiligt sei, nicht bestehen könne." [1])

Die Engländer fassten die Erklärung als Vorspiel des Krieges auf und hielten es an der Zeit, sich gewohnter Weise nach Verbündeten auf dem Continente umzusehen, wo das Stammland des Königshauses, Hannover, eine für französische Angriffe sehr empfindliche Stelle war. Während im September 1740 schon zwei französische Geschwader nach den westindischen Gewässern absegelten, bemühte sich England, Preussen und zugleich den Wiener Hof zu gewinnen. Die alte grosse Allianz gegen Frankreich sollte wieder zu Stande gebracht werden. In diese kritische Zeit fiel der Tod Kaiser Carl VI.

Bezeichnend ist es, dass der Hof zu Versailles die Todesnachricht früher in Händen hatte, als die dort accreditierten österreichischen Geschäftsträger. Der spanische Botschafter Fürst Campo Florido war eher informiert, als der Botschafter Oesterreichs, Fürst Liechtenstein.

Campo Florido säumte nicht, einen Courier von Paris nach Madrid zu entsenden. Die Botschaft erweckte in Spanien nicht weniger Bestürzung, als in Deutschland, welches zunächst in den Bereich politischer Erwägungen trat, aber die Königin hatte auf diesen Augenblick nur gewartet; ehe noch die etikettemässige Trauer zu Ende war, beeiferte sich Campo Florido, die Absichten seines Hofes bei dem Cardinal Fleury zur Geltung zu bringen.

---

[1]) Ranke, Zwölf Bücher Preussische Geschichte III. u. IV. 364.

Die Königin trat mit neuen Wünschen vor die Oeffentlichkeit. Sie hatte vordem schon genug Beschwerde darüber geführt, dass ihr der Garten Italiens, Toscana und das alte Erbtheil der Farnese, Parma und Piacenza, auf das sie mit grosser Sicherheit gerechnet hatte, abgenommen worden waren.

Die Verpflichtung, die pragmatische Sanction zu schützen, wofür als Gegenleistung seinerzeit das Königreich beider Sicilien dem Infanten Carl überlassen worden war, wurde ignoriert, als ob dieselbe niemals bestanden hätte. Die Königin beharrte nun umso zäher in dem Verlangen, auch ihrem zweiten Sohne, Philipp, ein Königreich zu erwerben.

Wäre es nach dem Willen der energischen Königin gegangen, so würden unverzüglich Truppen nach Italien überschifft worden sein, um die gewünschten Landstriche in Beschlag zu nehmen.

Fleury scheint wohl keinen Augenblick gezweifelt zu haben, dass die „Ansprüche" Spaniens etwas weit hergeholt seien, denn er eröffnete dem Fürsten Campo Florido, dass es hauptsächlich darauf ankomme, ob die bourbonischen Höfe von Madrid und Neapel sich wirklich im Stande befänden, mit genügender Macht in einem Kriege aufzutreten. Es war dem Cardinal bekannt, dass Spanien schon um des Seekrieges gegen England willen in Geldnoth gerathen war und daher wenig Gewähr für das Gelingen der geplanten Expedition zu bieten vermochte. Campo Florido widersprach nicht, allein er wies darauf hin, dass Spanien immerhin noch reich genug sei, um einen Handstreich in Scene zu setzen. Fleury gab hierauf zu verstehen, dass die Vorbereitungen zum Kriege weiter betrieben werden könnten, jedoch mit Vorsicht, damit die Oeffentlichkeit hievon nichts erfahre. Es wäre sonst leicht möglich, dass eine Allianz gegen die bourbonischen Häuser zu Stande komme.[1])

Am 11. December 1740 eröffnete Campo Florido, dass von Seite seiner Regierung im Einvernehmen mit Neapel mit allem Eifer die Rüstungen in Angriff genommen würden. In der That war es die Königin, welche unermüdlich Alles hiefür in Bewegung setzte. Um die nöthigen Geldmittel aufzutreiben, liess sie durch die Junta eine neue Salzsteuer decretieren, alle Waaren und Lebensmittel, das Fleisch, Brot und Oel wurden einer erhöhten Abgabe unterworfen, die Hälfte aller besonderen Einkünfte nahm die Krone für sich in Beschlag. Officiere und Beamte verloren ein Dritttheil ihrer Gebühren, eine hohe Vermögens-Steuer wurde ausgeschrieben und der Clerus

---

[1]) Liechtenstein an Maria Theresia, Paris, 14. December 1740. H. H. u. St. A.

verpflichtet, den achten Theil seiner Einkünfte an den Staat abzuliefern.[1])

Solche Massregeln geheimzuhalten, war allerdings nicht möglich und man wusste bald in Paris, dass Spanien 35 Bataillone Infanterie und 4 bis 5 Regimenter Cavallerie, nebst einigen Dragoner-Regimentern, im Ganzen 30.000 Mann für die Expedition nach Italien bestimmt habe und dass bereits bedeutende Geldsummen mit der Bestimmung an ein Bankhaus in Genua übermittelt worden seien, die Bedürfnisse dieses Corps während der Operationen auf dem festen Lande zu bestreiten. Obzwar eine englische Escadre unter Commando des Admirals Haddok im mittelländischen Meere kreuzte, hielt man sich spanischerseits doch für stark genug, um einem etwaigen Angriff zur See wirksam begegnen zu können, da die spanischen Kriegs-Schiffe, 16 an der Zahl, vorzüglich und eben erst zu Cartagena und Cadix ausgerüstet worden waren.[2])

Es kennzeichnet die Zustände in Paris, wenn Liechtenstein erzählt, dass er nur durch den Secretär des Lord Walgrave über die Absichten der bourbonischen Höfe unterrichtet worden sei. Auch der Botschafter Sardiniens, Solar, mit welchem Liechtenstein übrigens ohnehin auf weniger vertrautem Fusse stand, gab vor, dass ihm der Zweck der spanischen Rüstungen ganz unbekannt sei, wiewohl es offenkundig war, dass er mit den spanischen und neapolitanischen Diplomaten regsten Verkehr pflegte. Dies veranlasste den österreichischen Gesandten zu der Bemerkung, es werde nothwendig sein, ,,vor Allem auf des Königs von Sardinien Schritte und Betragen ein sehr wachsames Auge zu haben, da er gewiss nicht stillesitzen, sondern im Trüben etwas zu erfischen, auf der einen oder anderen Seite trachten werde".[3])

Carl Emanuel III. von Sardinien war in der That ganz besonders dazu berufen, in dieser Zeit eine bedeutende Rolle zu spielen. Unbekümmert um Recht und Vertrag, benützte er jedes Mittel, um seinen Besitz zu vergrössern und zu erweitern. Seine Schritte erweckten daher stets von Anbeginn an Misstrauen und besonders in Wien bestand über seine Aufrichtigkeit die denkbar schlechteste Meinung, obgleich doch gehofft wurde, dass er, seit

---

[1]) Olenschlager: Geschichte des Interregni nach dem Absterben Kaiser Carl VI., I. 313.

[2]) Liechtenstein an Maria Theresia, Paris, 14. December 1740. H. H. u. St. A.

[3]) Liechtenstein an Maria Theresia, Paris, 30. December 1740. H. H. u. St. A.

der Vermählung mit einer Schwester des Grossherzogs von Toscana, wenigstens aus verwandtschaftlichen Rücksichten sich nicht offen feindselig verhalten werde.[1])

Die spanischen und französischen Unterhändler versuchten sofort, wenn schon nicht werkthätige Hilfe, so doch die Erlaubniss zum Durchzuge der spanischen Truppen durch Turin zu erwirken, um die österreichischen Besitzungen in Italien angreifen zu können. Sie fanden zunächst nicht jene Willfährigkeit, welche sie gewünscht hätten. In seiner Eigenschaft als Vicar des Reiches in Italien, erklärte König Carl Emanuel III. von Sardinien, es sei seine Pflicht, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten und er werde dies mit Gewissenhaftigkeit zu erfüllen sich bestreben.[2])

Um in Italien festen Fuss fassen zu können, war es für Spanien ein Gebot der Nothwendigkeit, gemeinsam mit dem Hofe von Neapel den Krieg zu eröffnen. Wenn der Landweg, welcher durch Sardinien führte, nicht betreten werden durfte, so musste der Seeweg eingeschlagen werden. Dieser führte nothgedrungen nach den Präsidien, dem Küstenstriche bei Orbitello, an der Südwestecke von Toscana. Mit dem König von Neapel, dem folgsamen Zögling seiner Mutter, einen gemeinschaftlichen Operationsplan zu verabreden, war nicht schwer. Die Erzählung[3]), dass hiezu ein Brief der Königin von Spanien, des Inhaltes, er möge entschuldigen, wenn sie, statt seinen Staat zu vergrössern, daran denken müsse, ein Königreich für Don Philipp zu erobern, genügt habe, hat manche Wahrscheinlichkeit für sich.

Carl III. machte sich erbötig, ein Corps von 12.000 Mann auszurüsten, um sich in den Präsidien mit den Spaniern zu vereinigen. Gemeinsam sollten dann beide Heere gegen Toscana vorrücken und sich dort festsetzen. Damit nicht zufrieden, wendete sich die Königin auch an Papst Benedict XIV. um die Bewilligung des Durchzuges durch den Kirchenstaat. Der Papst jedoch wies dieses Ansinnen mit Entschiedenheit zurück.

Bis zum Ende des Jahres 1740 war also Spanien seinen Zielen noch nicht näher gekommen. Das spanische Heer befand sich noch immer in Catalonien, gewärtig des Befehls, der es nach den Präsidien führen sollte. Die Neapolitaner verstärkten ihre Garnisonen in den Präsidien auf 5000 Mann. Wachsam verfolgte der

---

[1]) Arneth: a. a. O. I, 82.
[2]) Arneth: I, 182.
[3]) Olenschlager: I, 313.

österreichische Gesandte beim Vatican, Bischof Graf Thun, die Anzeichen, welche den Ausbruch der Feindseligkeiten immer näher erscheinen liessen. Dass Neapel vollends im Schlepptau Spaniens sich befinde, darüber waltete kein Zweifel. Das Gerücht, dass in Orbitello und dem benachbarten Porto Ercole bedeutende Nachschübe an Truppen, Pferden und Munition erwartet würden, gewann immer mehr sichern Boden, doch verlautete ebenso bestimmt, dass vor der Landung der Spanier ein Losschlagen nicht zu erwarten sei. Einstweilen hiess es, der Beginn der Feindseligkeiten könne für den Monat Februar in Aussicht genommen werden.[1])

Wie Friedrich II., so wollte auch Spanien mit Thaten beginnen, nur hatte man hier, freilich gezwungen, zu lange gewartet, um selbstständig handeln zu können. Die Vorbereitungen zu einem Kriege kamen zu spät und reichten nicht hin; es galt, um jeden Preis Frankreichs Zustimmung zu erbetteln.

Fleury war doch zu sehr Franzose, um in entscheidender Stunde vergessen zu wollen, dass die Schwächung des Hauses Habsburg, als der deutschen Vormacht, einzig und ausschliesslich das Ziel und stete Bestreben der französischen Politik gewesen und dass Frankreich hiezu allzeit willfährige Genossen unter den deutschen Fürsten gefunden habe.

Männer wie Richelieu, Mazarin, Condé, Turenne und Villars verdankten ihren Ruhm dem Festhalten an dieser Politik, welche seither, so zu sagen, bei allen Franzosen in Fleisch und Blut übergegangen war.

Der Cardinal wollte indessen nach Möglichkeit sein Ziel auf dem Wege friedlicher Abmachungen erreichen. Er scheute den Krieg. Er wies auf den leeren Staatsschatz hin, auf den schlechten Zustand des Heeres, auf die allgemeine Erschöpfung des Landes. Amelot, der Minister des Auswärtigen hingegen und Maurepas, der Marine-Minister beantworteten diese Einwendungen mit dem Hinweise auf die Tradition. Fleury blieb standhaft, auch das Drängen des spanischen Gesandten brachte ihn nicht aus der Fassung. Der Geschäftsträger Neapels, Fürst von Castropignano, kam hiebei nur insoweit in Betracht, als er Spaniens Bemühungen unterstützte.

Es war begreiflich, dass Fürst Campo Florido in seiner Angst andere Hilfe suchte.

---

[1]) Thun an Maria Theresia, Rom, 3., 17. u. 31. December 1740. H. H. u. St. A.

Neben der im Allgemeinen der Aufrechterhaltung des Friedens und der Einhaltung der geschlossenen Verträge zustrebenden Regierung des Cardinals Fleury, bestand in Frankreich eine höchst einflussreiche Partei am Hofe, durch zwei Enkel des berüchtigten General-Intendanten Fouquet, Carl August Fouquet, Herzog von Belleisle und Carl Armand Fouquet vertreten; der erstere, stets von grossen Plänen erfüllte, als militärische Grösse und glänzender Geist geltende „maréchal imagination", der zweite, bescheidenere, „le bon sens", der die Entwürfe seines Bruders zu Papier brachte, beide aber gefördert durch die mit Voltaire in Verbindung stehende, bei Ludwig XV. mächtige und massgebende Frau de Nesle, eine nicht unwichtige Mittelsperson in dem ganzen trüben politischen Treiben jener Periode.

Sie war die Stütze dieser Partei und eröffnete als erste Maitresse des Königs jenes schmachvolle Weiberregiment, das den Namen Ludwig XV. und die Erinnerung an diesen Monarchen für immer brandmarkt.[1]) Die Marquise sowohl, wie auch ihre jüngere Schwester, welche zwar weniger schön, aber dafür umso klüger war, wurden zum Mittelpuncte der Partei, welche den Krieg verlangte. Man schmeichelte ihrer Eitelkeit, indem man sie mit Agnes Sorel verglich, welche Carl VII. zum Helden gemacht habe. Die La Vallière und Montespan waren mit Ludwig XIV. nach Flandern gegangen, um Festungen zu belagern und zu erobern. Welcher Ruhm, auch Ludwig XV. zu ähnlichen Thaten zu bestimmen, wie jene seines Ahnherrn und zugleich den Einfluss der edlen, zurückgedrängten Königin völlig zu vernichten, um den der Courtisanen dauernd zu machen! Die Verse Voltaire's, der freilich nicht nach persönlichem Heldenthum geizte, dessen Einfluss aber weithin reichte, trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei, um den Krieg populär werden zu lassen.[2])

Ludwig Fouquet Graf von Belleisle war allerdings auch nicht mehr jung, denn er zählte bereits sechsundfünfzig Jahre und hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Aber er verfügte über Hilfsmittel, welche seinen Plänen förderlich sein konnten. Er wusste den Werth des Geldes zu schätzen und vereinte in sich das Talent, es nicht nur zu erwerben, sondern auch am richtigen Platze auszugeben. Auf seinem Schlosse zu Bizy lebend, gefiel er sich in der Rolle des vornehmen Herrn, der mit Hofkreisen einen regen Briefwechsel unterhält. Es

---

[1]) Schlosser. Geschichte des XVIII. Jahrhunderts. II. 12.
[2]) Broglie, Frédéric II. et Marie Thérèse. I. 164.

wird erzählt, dass Belleisle an die Schwester der Marquise von Mailly den Betrag von 200.000 Fr. geschickt habe mit der Bitte, seinen Namen in vertraulicher Weise dem Könige zu nennen. Er stand auch mit dem Churfürsten von Bayern in eifriger Correspondenz und dieser wendete sich an ihn, um nach dem Tode Carl VI. sich in Versailles in Erinnerung bringen zu lassen.

Belleisle überreichte nun dem König eine Denkschrift[1]), die eine grosse Bedeutung für den Gang der französischen Politik gewann. In dieser Denkschrift entwickelte Belleisle die Idee, dass mit dem Tode des Kaisers und der Hilflosigkeit seiner Erbin der Augenblick gekommen sei, um die Macht des Hauses Habsburg für immer zu zerstören und Frankreich dauernd die erste Stelle in Europa zu sichern. Es dürfe die Wahl des Grossherzogs von Toscana zum Kaiser niemals zugelassen werden, denn als solcher werde dieser gewiss versuchen, sein Stammland Lothringen wiederzugewinnen [2]) und die Bourbonen aus Neapel zu vertreiben, selbst die Provence und die Bretagne seien vor den Ansprüchen dieses Nachkommen Carl des Grossen nicht sicher. Das Kaiserthum müsse an ein anderes Haus übergehen und dieses sei Bayern, der treue und unglückliche Bundesgenosse Ludwig XIV. Bayern habe wegen seiner Verbindung mit Frankreich Vieles erduldet, man müsse es für seine Opfer entschädigen und das Wort halten, das 1701 König Ludwig XIV. verpfändete. Aber selbst wenn Franz Stephan nicht Kaiser werde, so bleibe er als Gemahl der habsburgischen Prinzessin gefährlich, darum müsse der österreichische Besitz selbst aufgelöst werden.

Hiezu habe Frankreich ein Bündniss mit Spanien, Bayern, Preussen, Sachsen, Sardinien und Schweden zu schliessen, dann könne Maria Theresia auf Ungarn und Inner-Oesterreich beschränkt werden, Böhmen, Ober-Oesterreich, Tyrol und die Vorlande werde Bayern, die Niederlande sammt Luxemburg Frankreich in Besitz nehmen, Schlesien falle an Preussen, Mailand, Parma und Toscana an den Infanten Philipp und an Sardinien. Russland könne durch

---

[1]) Das preussische Generalstabswerk, I, 299 und II, 7, bezeichnet nach der 2. Töpfer'schen Sammlung den 22. Januar 1741 als Datum der Denkschrift, welche Belleisle dem Cardinal übergeben habe. Es ist aus dieser Sammlung indessen, wie aus anderen Belegen ersichtlich, dass die leitenden Ideen dieser Denkschrift dem Cardinal, wie dem Könige selbst bereits lange vorher, mindestens seit November 1740 bekannt gewesen sind.

[2]) Ein Gedanke, der sich schon in den Weisungen Friedrich II. an seinen Gesandten Camas vom 29. October 1740 findet.

einen Krieg, den Schweden beginnen müsse, an jeder Hilfeleistung für Oesterreich gehindert werden.

Der Plan Belleisle's, der eine vollständige Auftheilung des österreichischen Besitzes bezweckte, umschloss also auch die Erwerbung der Niederlande für Frankreich und hierin liegt das praktische Interesse, welches dieses Reich an einem Kriege hatte, den allein zu unternehmen es nicht wagte und für dessen Gelingen ihm daher die Erweckung der Gegensätze wünschenswerth erschien, welche in den Interessen und Wünschen Preussens, Bayerns und Spaniens und den Rechten der Königin Maria Theresia lagen.

Dabei konnte sich Frankreich immer die eigentliche Leitung der ganzen Action zu bewahren hoffen und indem die ersten Monate hindurch die Verhandlungen mit Bayern und mit Preussen nebeneinander laufend geführt wurden und erst mit dem Beitritt Friedrich II. zu den Nymphenburger Abmachungen sich mit einander näher verschmolzen, vermied Frankreich eine zu frühe und zu feste Verbindung der deutschen Gegner Maria Theresia's, welche der dominanten Stellung Frankreichs in dieser Sache vielleicht unerwartet hätte Eintrag thun können. Dass diese überwiegende Stellung dennoch bald verloren gieng, lag nicht an Fehlern der diplomatischen Einleitung, sondern an der so mächtig hervortretenden Gestalt des Preussenkönigs, gegen den die französischen Staatsmänner und Generale ihre Bedeutung alle verloren und der zudem es verstand, gleich von Beginn an seine weiteren Ziele so unberechenbar erscheinen zu lassen, dass der Werth einer engen Verbindung mit ihm für die Gegner Maria Theresia's stetig wuchs und eine solche schliesslich so sehr zur unumgänglichen Nothwendigkeit wurde, dass nicht Frankreich, sondern Friedrich II. allein in der Lage war, die Bedingungen einer Allianz dem französischen Hofe in jedem Masse vorschreiben zu können.

Sardinien.

In Sardinien war Carl Emanuel III., der Sohn jenes Victor Amadeus II., der den ganzen spanischen Erbfolgekrieg hindurch mit Klugheit und Gewandtheit sein Land durch all' die Wechselfälle der Zeit hindurchgesteuert hatte, die Allianzen wechselnd mit der Zeit und den Umständen, unentwegt das eine Ziel stetiger Vergrösserung im Auge, seit 1732 auf dem Throne.

Ueber ein tüchtiges Heer von 30.000 Mann und ein Einkommen von 5 Millionen Thalern verfügend, war Carl Emanuel III. als Herr von Piemont, der Lage dieses Landes wegen, das die Alpen-Uebergänge nach Italien so völlig beherrschte, für alle Theile eine wichtige und bedeutsame Allianz und die Aussicht für ihn nicht gering, die voraussichtlich sehr umworbene Freundschaft im Sinne der hergebrachten Politik seines Hauses sehr einträglich gestalten zu können.

Das Römische Reich.

Die unsägliche Schwäche und Zerfahrenheit, welche das heilige Römische Reich deutscher Nation wieder in dem der polnischen Thronfolge wegen geführten letzten Kriege mit Frankreich an den Tag gelegt hatte, waren gerade in den letzten Lebensjahren Carl VI., wenn möglich, noch gestiegen. Der Regensburger Reichstag functionierte noch als oberste Reichsvertretung, der kaiserliche Principal-Commissär präsidierte noch als Vertreter der obersten Reichsgewalt, das Reichs-Kammergericht zu Wetzlar stellte noch immer den Hüter des öffentlichen Rechtes vor, aber eine wirkliche Gewalt, ein lebendiges Recht, ein Reich bestanden längst nicht mehr. Von einem vaterländischen Sinne bei Fürsten oder Volk war keine Rede, das Einzelinteresse beherrschte Alles. Die Reichsglieder, halb- und ganzsouveräne Fürsten, mittelbare und unmittelbare Herren, geistliche Fürsten, reichsfreie Abteien, trümmerhafte Rechtsreste alten freien Kirchenbesitzes, der seit der Reformation in protestantische Hände übergegangen war, Stadtgemeinden mit herrschenden Geschlechtern oder mit demokratischer Verfassung, Alles lag da verworren untereinander und neben den grösseren und stärkeren Staaten, die sich auch Reichsglieder nannten und Nutzen vom Reich zogen, soweit dieses noch einen solchen bieten konnte, sonst aber ihre eigenen Wege giengen und Politik machten nach ihrem Sinn und Vortheil. Unter den Reichsfürsten war nur ein einziges Streben gemeinsam: sich aller Reichspflicht zu entschlagen und den Vollgenuss einer Souverainität zu erlangen, als deren beneidetes Vorbild Ludwig XIV. noch Allen vor Augen schwebte. Auch dass in Frankreich die Bedeutung, wenn auch noch nicht der Glanz des Hofes, seit Ludwig XV. regierte, bereits wesentlich herabgesunken war, dass eben zu solcher Macht-

vollkommenheit auch ein Mann gehörte, wie ein Ludwig XIV., dessen Geist und Muth einer solchen Grösse gewachsen war, das bedachte von den deutschen Fürsten Niemand und die philosophischen Sturmvögel in Frankreich, die dem Zusammenbruch voraneilten, sah ohnehin Niemand als eine Gefahr, sondern als die Verkünder eines Fortschrittes an, der auch leere Köpfe mit dem Anschein der Bildung und geistigen Glanzes zu umgeben verhiess. Der kleinste deutsche Reichsfürst prunkte daher auf seinen wenigen Quadratmeilen mit bunten Soldaten, mit liederlichem Hofleben und möglichst viel philosophischer Aufklärung.

Noch wurden hie und da zur Unterstützung irgend einer der zahllosen und nie endenden Beschwerden, bald dieser oder jener Stadt, oder der protestantischen Stände, der Ritterschaft oder wessen immer, grosse Worte von dem „deutschen Vaterland" und „deutscher Libertät" zu Regensburg gesprochen, aber Hilfe oder Recht erwartete Niemand vom „Reich"; die Höfe verhandelten ihre Interessenfragen mit grösserer Vorliebe und mehr Sicherheit unmittelbar mit dem Auslande. Französischer Einfluss spielte überall eine grosse Rolle, aber „vollends in Deutschland hatten sich religiöser, wie politischer Protestantismus nur behauptet mit Frankreichs Hilfe".[1])

Der Gegensatz, den der westphälische Friede zwischen dem Kaiserbegriff und den Territorialfürsten geschaffen und der die Wunden des dreissigjährigen Krieges zu unheilbaren gemacht hatte, war besonders zwischen Bayern und dem Kaiserhof und nicht minder zwischen diesem und Preussen trotz gelegentlicher Verträge und mehr oder minder theuer bezahlter Kriegshilfen doch stets tiefer geworden. Am Kaiserhofe wurde am Princip der kaiserlichen Oberhoheit festgehalten und die im westphälischen Frieden stipulierten Souverainitätsrechte der deutschen Fürsten immer mehr im Sinne zwar nothwendig gewordener, doch nicht unabänderlicher Zugeständnisse angesehen, die Hoffnung auf den Zusammenhalt und Bestand des Reiches aber nicht aufgegeben; — die Fürsten selbst jedoch hatten nur diese, im Unglück des grossen Vaterlandes errungene und erraffte Souverainität im Auge und ihre völlige Ausgestaltung blieb das einzige Ziel. Das Streben nach kleinerem oder grösserem Erwerb auf Kosten der Nachbarn wurde das leitende Motiv der Politik, der Bestand und die Kraft des Reiches selbst aber hatte für die deutschen Fürsten alle Bedeutung verloren.

---

[1]) Max Lehmann: Friedrich d. Gr. und der Ursprung des siebenjährigen Krieges, 30.

Bayern.

Unter diesen Fürsten war dem Churfürsten Carl Albert von Bayern von seinem Vater Max Emanuel ein bedeutsames, aber wenig segensreiches Erbe geblieben — die hochgesteigerten Ansprüche und Bestrebungen eines masslosen Ehrgeizes. Diese waren es gewesen, welche den sonst so mannhaften Churfürsten Max Emanuel in die Arme Frankreichs getrieben hatten, sie waren es, die ihn glauben machten, dass er für die Erhöhung seines Hauses kämpfe, während er doch nur zum Werkzeug und Diener Frankreichs herabgesunken war. Max Emanuel hatte zwar, seit er durch den Utrechter Frieden 1713 sein Land wieder erhalten hatte, freundliche Verbindungen mit dem Kaiserhofe angeknüpft. Die Vermählung des Churprinzen mit Kaiser Joseph I. zweiter Tochter Maria Amalia schien eine dauernde Versöhnung herbeizuführen, obgleich sie für Max Emanuel nur ein Glied in der Reihe seiner geheimen Bemühungen war, Bayern und Oesterreich durch Heirathen zu vereinigen und angesichts der Möglichkeit des Aussterbens des habsburgischen Mannesstammes kühn auf sein höchstes Ziel vorzugehen. „Es lässt sich nicht leugnen," schrieb er 1725 an seinen Sohn, der sich damals in Paris befand, „dass sich eine grosse Umwälzung in Europa, vor Allem aber im Reiche vorbereitet. Angesichts dieser bestimmten Thatsache muss man Partei ergreifen, so oder so, denn zwischen zwei Wassern schwimmen wollen, hiesse sich dem Untergang weihen, ohne Hoffnung, ohne Rettung und ohne Ehre. Und doch haben ich und meine Nachkommen für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie des österreichischen Hauses das beste Recht, in den ersten und höchsten Rang vorzurücken und den ansehnlichsten Theil der Erbschaft zu erlangen. Ich habe mich neuerdings über unsere Erbfolgerechte auf die österreichischen Länder nach Abgang des Mannesstammes unterrichtet und ich kann Dir mit vollem Fug die Versicherung geben, dass wir in den hiesigen Archiven bündige Originaldocumente besitzen, die über den Anspruch unseres Hauses auf Ober- und Nieder-Oesterreich, Kärnthen und Steyermark keinen Zweifel bestehen lassen, von meinem Anrecht auf die Niederlande und auf Tyrol gar nicht zu reden. Sobald es sich darum handeln wird, zur Behauptung dieser Erbansprüche die Unterstützung der Mächte anzurufen, werden wir ihnen den Beweis liefern können, dass sie auf solche Weise nur vollziehen, was die Gerechtigkeit erheischt." [1])

---

[1]) Heigel, Schreiben Max Emanuel's an den Churprinzen 20. October 1725.

Für diese Hoffnungen und Ansprüche erschien dem Churfürsten Max Emanuel trotz all' der herben Erfahrung, die ihm die Ereignisse des spanischen Successionskrieges gebracht hatten, doch auch zur Zeit des Herrenhauser Vertrages 1725, noch immer Frankreich allein als sicherer Helfer. Es war ihm von Seite des französischen Hofes nun sogar nahegelegt worden, dem Herrenhauser Bündniss Frankreichs, Englands und Preussens beizutreten, da sich beim Tode Carl VI. Gelegenheit bieten werde, Bayern zu belohnen. Churfürst Max Emanuel war gerne bereit, wenigstens neue Verträge mit Frankreich einzugehen, während er den Uebergang des österreichischen Besitzes in die Hand der ältesten Tochter des Kaisers und etwa gar jenen der römischen Kaiserkrone auf einen vom Kaiser gewählten Schwiegersohn, der um diese Zeit in dem spanischen Infanten Ferdinand vermuthet wurde, heftig verwarf: „Welch' grösseres Präjudiz könnte dem Reiche, Deutschland, ja, so zu sagen, ganz Europa geschehen, als wenn es dem Kaiser freistünde, indem er einen Gemahl für die Erzherzogin, seine älteste Tochter wählt und so durch dies eine so grosse Macht gegen die Grundgesetze des Reiches vereint, die Kaiserkrone erblich zu machen und die goldene Bulle und alle Verfassung umstürzen zu können." Seine Hoffnung richtete sich bestimmt darauf, dass, sowie der Kaiser sterbe, England und Preussen sofort bereit sein würden, Bayern an die Stelle Oesterreichs zu erheben.

Max Emanuel war es gelungen, die pfälzische Linie seines Hauses, die so lange eine feindliche Haltung eingenommen hatte, wieder in das Interesse des Gesammthauses zu ziehen. Der Vertrag vom 15. Mai 1724 war ein Ausdruck dieser Politik, welche vom pfälzischen Hofe auch nach dem Tode des Churfürsten Max Emanuel lebhaft gefördert wurde.

Der nunmehrige Churfürst von Bayern, Carl Albert, hatte sich der pragmatischen Sanction gegenüber, wie nicht zu verkennen, immer als offener Gegner gezeigt und die Mittel der Täuschung und der Hinterlist stets verschmäht. Er hatte die Sanction zwar 1722 bei seiner Vermählung mit der Erzherzogin Maria Amalia anerkannt, aber noch bei Lebzeiten Carl VI., im Jahre 1731, dagegen protestiert, während all' die mächtigen Staaten Europa's die Thronfolgeordnung Carl VI. willig zugestanden; er hatte auch nicht versäumt, seine Ansprüche wiederholt zu betonen und diese waren ja nicht so leichthin von der Hand zu weisen, wenn sie sich dann auch in

den entscheidendsten Puncten als unrichtig begründet erwiesen haben. [1])

Eine grosse Zahl von Wechselheirathen hatte das Haus Bayern unter allen deutschen Fürstenhäusern dem Erzhause Oesterreich verwandtschaftlich am nächsten gebracht und in früheren Erbfolgeordnungen fand sich mancher Anhaltspunct, um gegenseitig directe Erbansprüche erheben zu können. Churfürst Carl Albert verzichtete darauf, ein solches Erbrecht aus seiner Ehe mit Maria Amalia abzuleiten, gegen welches jenes der ältesten Tochter Joseph I., der Churfürstin Maria Josepha von Sachsen als das stärkere erschienen wäre.

Diese Rechte waren ohnehin durch die Renunciationen der beiden Erzherzoginnen hinfällig. Er griff vielmehr auf dieselben Rechtsquellen zurück, auf welche auch das Haus Oesterreich sich stützte, ein Verfahren, welches Bayern schon beim Aufwerfen der spanischen Erbfolgefrage 1700 eingehalten hatte. Der Anspruch Bayerns wurde auf Grund der Abstammung von dem Gründer des österreichisch-habsburgischen Hauses, Kaiser Ferdinand I., erhoben, der Churfürst selbst trat damit in gewissem Grade als persönlich erbberechtigt auf, sobald ein Vorrecht des Mannesstammes und die Abstammung Carl Albert's aus diesem, erwiesen werden konnte. Der allenfalls, wenn auch nicht aus dem Mannesstamme, doch männliche berechtigte Erbe der österreichischen Lande wäre derselbe Churprinz Joseph Ferdinand gewesen, der auch in seiner Person die Gegensätze in der spanischen Erbfolgefrage hätte vermitteln können, wenn nicht sein früher Tod 1699 alle Hoffnungen vereitelt haben würde.

Joseph Ferdinand war das einzige Kind aus der ersten Ehe Churfürst Max Emanuel's mit Maria Antonia von Oesterreich gewesen, erst aus der zweiten Ehe mit einer polnischen Prinzessin stammte Carl Albert, ein Stiefbruder also nur jenes vielleicht anspruchsberechtigten Erben und nicht, wie jener, wenigstens noch unmittelbar, aus österreichischem Blute.

Die bayerische männliche Linie, auf deren Erbrecht sich Churfürst Max Emanuel, wie jetzt Carl Albert berief, war aber doch auch nur eine vor fast zweihundert Jahren abgezweigte Weiberlinie. Ausser jenem immerhin dem Wortlaut nach vielleicht nicht ganz zweifellosen Vertrag von 1546 lag aber jedenfalls kein Grund vor, aus dem sich für eine früher abgezweigte weibliche

[1]) Arneth, I. 95.

Linie ein Vorrecht vor der, dem letztregierenden Kaiser direct und unmittelbar entstammenden weiblichen Linie hätte ableiten lassen.

Auf der Beweisführung für den Vorrang dieser Linie beruhte nun der ganze bayerische Anspruch.

Der Vorrang sollte durch Berufung auf das Testament und ein Codicill des römischen Königs Ferdinand, (als Kaiser der I.) vom 1. Juni 1543 und 4. Februar 1547, sowie auf Verträge bewiesen werden, die er mit den bayerischen Herzogen Wilhelm IV. und Ludwig abgeschlossen hatte und deren wesentliche Stelle bayerischerseits als dahin lautend betont wurde:[1]) „All unsere österreichischen Erblande, sie seien Lehen oder eigen, sollen diesmals nach Abgang unseres männlichen Stammes an die Röm. Kais. Majestät, unsern lieben Bruder (Carl V.) und Seiner Majestät männliche Leibeserben fallen und kommen", im Falle aber auch dieser Stamm ohne männliche Erben aussterbe, an die „Ort und Enden, dahin sie in Recht und Billigkeit angehören", übergehen. Aus dem Heiraths-Vertrage König Ferdinand I. und Herzog Wilhelm IV. von Bayern vom 1. Juni 1546 für die Verehelichung zwischen Herzog Albrecht V. von Bayern mit des Königs Tochter Erzherzogin Anna wurde deduciert[2]), dass diese älteste Tochter Anna und ihre Nachkommen „unmittelbare Nachfolger zu sein hätten im Falle des Mangelns männlicher Nachkommen des Hauses Oesterreich".

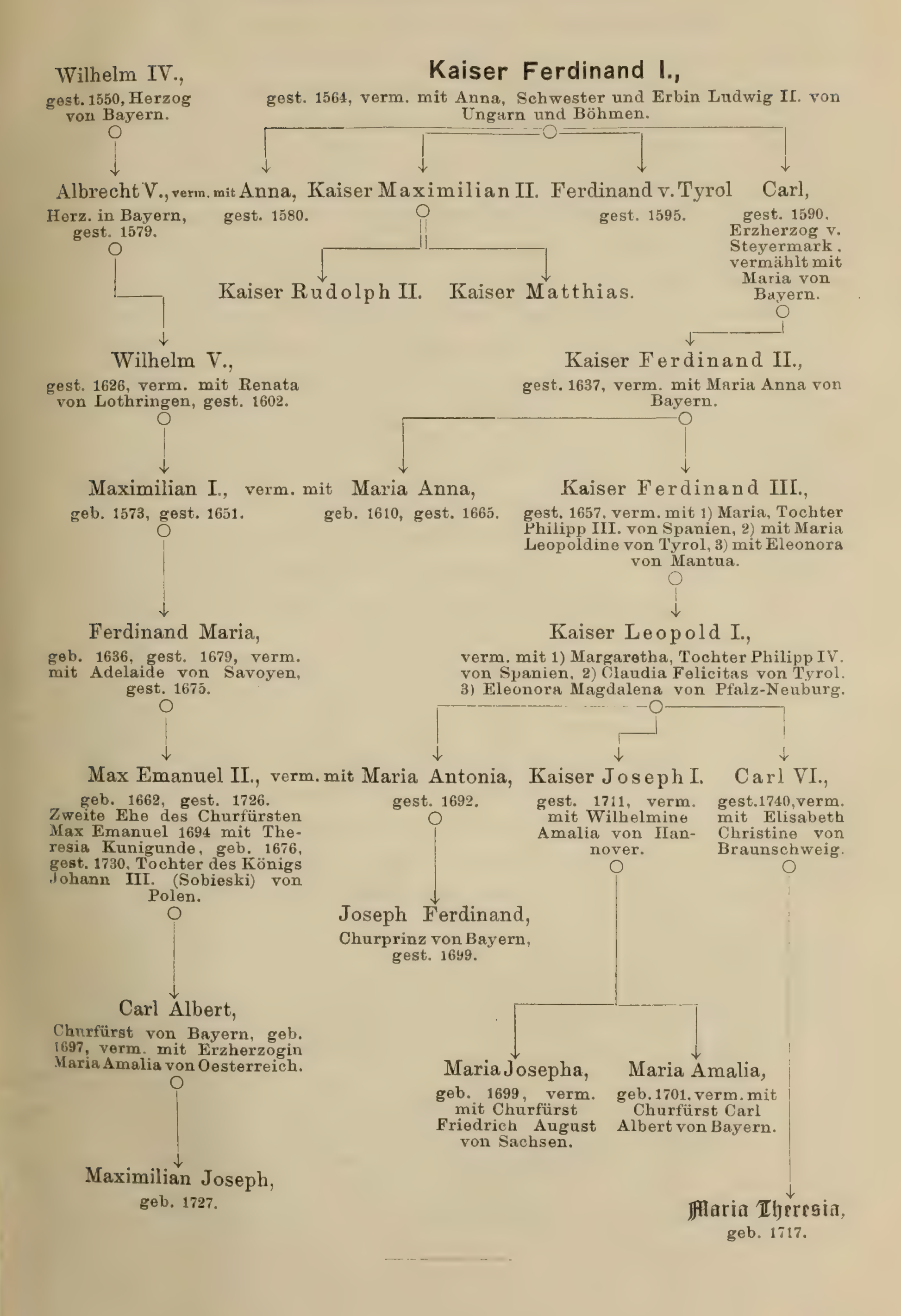
Das Beweisverfahren förderte bald mächtige Folianten zu Tage. Die bayerische „Gründliche Ausführung derer dem durchlauchtigsten Churhaus Bayern zustehenden Erbfolgs- und sonstigen Rechts-Ansprüche auf die von weiland Kaiser Ferdinand I. besessenen, durch den am 20. October 1740 erfolgten unverhofften Todesfall Seiner Kaiserl. Majestät Carl VI. Höchstseligen Angedenkens erledigten Königreiche Ungarn und Böhmen, wie dessgleichen auf das Erzherzogthum Oesterreich und allerseitig angehörigen Fürstenthümer und Länder, welche aus deren älteren und wahrhaften Geschichte und ächten Urkunden getreulich hergeleitet, sonderheitlich aber aus Kaiser Ferdinand I. letzten Willensverordnungen und denen bei Gelegenheit der zwischen Herzog Albrecht V. aus Bayern und ermeldeten Kaisers ältester erzherzoglichen Tochter Königin Anna verabredeten und vollzogenen Heirath errichteten und einstimmig

---

[1]) »Gründliche Ausführung und klarer Beweis derer dem durchl. Churhause Bayern zustehenden Erbfolgs- und sonstigen Rechts-Ansprüche etc.« München, 1741. Beilage Lit. K. Nr. 5.

[2]) Gründliche Ausführung. Beilage Lit. M.

Bayern-Oesterreich.





verfassten Verzicht-Briefe statthaft und unumstösslich bewährt etc.," gieng allerdings mehr als gründlich vor. Es wurde der Nachweis versucht, dass schon die Römer die österreichischen Länder zu Noricum geschlagen, wo später die bayerischen Herzoge die Herrschaft innegehabt hätten; es wurde versichert, dass die bayerischen Herzoge Oesterreich, Kärnthen, Steyermark, Krain schon unter den Merovingern und Carolingern besessen und durch Markgrafen regiert hätten, die Geschichte Arnulphs wurde mit zu den Beweisen gezogen und in ermüdender Gelehrsamkeit auf vielen Seiten Nichts bewiesen. Eine nicht weniger umfangreiche Antwort, die „Vollständige Beantwortung der sogenannten gründlichen Ausführung derer dem durchlauchtigsten Churhaus Bayern zustehenden Erbfolge und sonstigen Rechts-Ansprüche auf die von weiland Kaiser Ferdinand I. besessenen Erb-Königreiche und Länder," unterzog sich der Mühe, punctweise die Nichtigkeit all' dieser angeblichen Ansprüche darzulegen und es war nicht eine der am wenigsten in das Gewicht fallenden kritischen Bemerkungen, dass die Hauptstütze der bayerischen Ansprüche, das sogenannte Privilegium Kaiser Friedrich I., welches den Babenbergern Oesterreich verlieh und ihre Erbfolge bestimmte, als einigermassen von Seite der „Gründlichen Ausführung" gefälscht bezeichnet werden musste.

Die ganze deutsche Geschichte musste beitragen, um die bayerischen Ansprüche, welche doch ganz allein auf der letzten Heirath beruhen konnten, zu begründen und jenes „bodenlose Gebäude ungeheurer Ansprüche" zu schaffen, das nun unter ernster Kritik völlig zerbröckelte.

König Ferdinand hatte seine Tochter Anna zu seiner Nachfolgerin in den österreichischen Erblanden, wie in Ungarn und Böhmen bestimmt, falls von seinen drei Söhnen Maximilian (II. Kaiser), Ferdinand von Tyrol und Carl von Steyermark keine „ehelichen" Leibeserben mehr vorhanden sein würden.[1])

Es würde unmöglich sein, dem ganzen umfassenden Beweisverfahren hier zu folgen, dessen treffender Schluss in der Forderung gipfelte, es möge Bayern auch die beständige Aufrechthaltung seiner angeblichen Ansprüche beweisen, was umso nothwendiger sei, als

---

[1]) In der Antwort auf die bayerische Protestation hob die Königin Maria Theresia auch sehr entschieden hervor: „Dass nun aber in dem Falle, da von einer die weibliche Descendenz nicht ausschliessenden Erbfolge die Frage ist, unter der Berufung der ehelichen Leibeserben die Weiber mitverstanden werden, ist eine nach Lehre aller Rechtsgelehrten ganz ausgemachte Sache." (K. Bayr. Reichs-Arch.)

von bayerischer Seite „ein sogenanntes weisliches Stillschweigen von Ottonis Magni Zeiten an und also durch mehr als 700 Jahre selbst nicht in Abrede zu stellen" vermocht werde, „welches weisliche Stillschweigen ganz sicher anzeigt, dass das herzogliche Haus Bayern entweder seine Ansprüche auf Oesterreich längstens habe fahren lassen, oder dass es auf Oesterreich (wie denn dieses in der That ist) niemals Ansprüche gehabt habe" und dass ebenso „die Herzoge in Bayern von Kaiser Ferdinand I. weder ein neues Erbfolgerecht auf die Königreiche Ungarn und Böhmen, noch auf die österreichischen und allerseitig zugehörigen Lande erhalten, noch ihre alten Ansprüche vermehrt worden sind, als deren keine jemals gewesen."

Carl Albert trat völlig in die Bahnen seines Vaters; die Kaiser-Idee beherrschte ihn ebenso, wie die volle Ueberzeugung von seinem Anrechte auf das österreichische Erbe. Seine Gesandten sprachen es offen aus: Die Kaiserwürde sei im Hause der Wittelsbacher nicht neu und von bayerischen Fürsten immer auch mit Würde getragen worden; fiele die Wahl des Collegiums auf den Churfürsten, so dürfe man ebensowenig an seinem patriotischen Willen zweifeln, wie an seiner Kraft, die Ruhe im Reiche aufrecht zu erhalten und den vordem so oft gestörten Frieden zu sichern.[1])

Der Churfürst Carl Albert selbst aber schrieb seinem Gesandten am Pfälzer Hofe:

„Was die Massregeln betrifft, die zu ergreifen, um meinen gerechten Ansprüchen Geltung zu verschaffen, so versichern Sie dem Churfürsten (von der Pfalz) in meinem Namen, dass in erster Linie mein Bestreben immer darauf gerichtet sein wird, an unserer Union festzuhalten und dass in zweiter Reihe alle meine Massnahmen von Frankreich abhängen. Ich werde nichts ohne Mitwissen und Beistand Frankreichs unternehmen, sei es, dass es zur That komme, sei es, dass der friedliche Weg nicht verlassen wird, wofür sich aber nicht die geringste Aussicht bietet. Desshalb bin ich sehr entrüstet über den Uebermuth, womit man in Wien auszustreuen oder sich selbst vorzuspiegeln wagt, dass ich im Stande sein könnte, ein Uebereinkommen ohne Wissen des französischen Cabinets abzuschliessen: mag da ein Engel oder ein Teufel zu mir kommen, ich werde ihn entweder gar nicht anhören, oder ihn geradenwegs zum Herrn Cardinal[2]) schicken, damit er sich dort die Ansicht hole."

---

[1]) Heigel: Corresp. Carl VII. mit Joseph Franz Grafen Seinsheim. 1738—43.

[2]) Cardinal Fleury, französischer Staatsminister.

Bei solcher Denkweise des bayerischen Churfürsten mussten allerdings die Versuche, die von Wien aus, besonders durch Joseph I. Wittwe, Kaiserin Amalia, einer Prinzessin von Hannover, gemacht wurden, einen Ausgleich zwischen der Königin Maria Theresia und dem Churfürsten einzuleiten, vergeblich bleiben. Ihm schien es ja „Uebermuth", wenn in Wien Jemand auf seine deutsche Gesinnung mehr rechnen wollte, als auf seine Devotion und Hingebung für Frankreich.

Cardinal Fleury bezeichnete übrigens den Churfürsten von Bayern mit den Worten: „Von Schulden bedeckt, über nur 12—15.000 Mann verfügend, von welchen die besten Regimenter in Ungarn zugrunde gerichtet wurden, mit einem Lande, das thatsächlich reich an Producten, aber ohne Geld und ohne Handel ist, die Finanzen in grösster Unordnung, da Alles auf Bauten, Pferde und Jagd, Wagen und andere durch den Luxus des Hofes verursachte Ausgaben aufgeht."[1])

Sachsen.

Mit weniger Nachdruck, als Bayern, meldete, als die Krisis eingetreten war, der König von Polen und Churfürst zu Sachsen Friedrich August II. auch seine „Vorzüglichen Gerechtsame" auf das Erbe Carl VI. an. Der formelle Anspruch begründete sich auf eine nachträgliche Verwerfung der in bester Form längst von Sachsen anerkannten pragmatischen Sanction und zwar desshalb, weil diese im Widerspruch mit dem im Jahre 1703 zwischen Kaiser Leopold I. und seinen Söhnen Joseph und Carl getroffenen Vertrage stehe.[2])

Hiedurch sei der Churfürstin von Sachsen Maria Josepha, als der ältesten Tochter Joseph I. das Recht der Erbfolge nach dem Erlöschen des Mannesstammes zugefallen. Jener Vertrag und jene Zusage beruhten auf der bestimmten Voraussetzung, dass Carl als König Carl III. wirklich in den dauernden Besitz des Königreiches Spanien komme. Dass sich, seit Carl nun aber nicht mehr König von Spanien, sondern als Nachfolger seines Bruders römischer Kaiser war, naturgemäss die rechtlichen Ansprüche seiner eigenen Leibeserben zu den Töchtern ihres Oheims Joseph I. völlig geändert hatten, wurde unberücksichtigt gelassen.

---

[1]) Bericht des Obersten Camas vom 30. October 1740. (Preuss. St. A.)
[2]) Dem „Pactum mutuae successionis". Siehe „Die pragmatische Sanction".

Ueber den Umstand, dass die derzeitige Churfürstin von Sachsen und Königin von Polen bei ihrer Vermählung ausdrücklich auf alle ihre Anrechte auf die Erbfolge und sonstigen Ansprüche in den österreichischen Ländern verzichtet hatte, suchte man damit hinwegzukommen, dass die Giltigkeit dieser Renunciation ebenso abgeleugnet wurde, wie die Rechtsbeständigkeit der vom Churfürsten Friedrich August II. (als König von Polen August III.) selbst anerkannten pragmatischen Sanction.

Den eigentlichen Grund des feindseligen Auftretens gegen Maria Theresia sprachen die „Vorzüglichen Gerechtsame" indessen schon gleich im Anfange aus. Sachsen versicherte seinen guten Willen, der pragmatischen Sanction und dem Erbrechte Maria Theresia's die Anerkennung nicht zu versagen, „allein dieser Declaration haben Ihre königliche Majestät in Polen zu gleicher Zeit die Clausel angefügt, wie sie selbige unter der ausdrücklichen Bedingung gethan haben wollten, dass die pragmatische Sanction nach ihrem völligen Inhalte bei Kräften erhalten und manuteniert, derselben auch von Niemand, wer es auch immer sein möchte, der geringste Abbruch zugefügt würde, widrigenfalls Sie declarieren müssten, dass Sie in solchem Fall sich allein von einer Succession nicht würden ausschliessen lassen".

Ein ernstes Gewicht wurde den Thronfolgerechten also gar nicht beigelegt; das Wesentliche blieb, bei einer eintretenden allgemeinen Theilung der österreichischen Länder auch einen möglichst guten und grossen Antheil zu gewinnen.

Die sächsische Beweisschrift wies auf ein verlockendes Beispiel hin: „Der König von Preussen war der erste, der seine Forderungen auf Schlesien mit gewaffneter Hand giltig zu machen suchte." Die Politik Bayerns, Frankreichs, Spaniens gieng denselben Weg. Sachsen gedachte also nur eben nicht zurückzubleiben.

Preussen.

„Den grössten Schwierigkeiten begegnete eine kaiserliche Reichspolitik jener Tage am preussischen Hofe. Weder mit gütlichen Reformvorschlägen, noch mit Zwangsmitteln liess sich bei offenem Vorangehen des Kaisers in Berlin etwas ausrichten. Merkbar genug war zwischen den altüberlieferten Ansprüchen des Kaiserthums und der neustaatlichen Schöpfung des grossen Churfürsten von Brandenburg schon ein Zwiespalt der Interessen und ein Widerspruch aller Bestrebungen zu Tage getreten. In knappem und

Sachsen-Polen.

Friedrich II., der Gütige, geb. 24. August 1411, bekam die Chur Meissen 1428 gest. 7. August 1464. Gemahlin: Margaretha, Tochter des Erzherzogs, Ernst von Oesterreich, verm. 1431, gest. 6. Februar 1486.

Albrecht, der Beherzte, geb. 27. Juli 1443, Stifter der Albertinischen Linie, regierte seit 26. August 1485 zu Meissen, gest. 12. September 1500. Gemahlin: Sidonie, Tochter des Königs Georg Podiebrad von Böhmen, geb. 11. September 1449, verm. 11. November 1459, gest. 1. Februar 1510.

Heinrich, der Fromme, geb. 17. März 1473, succ. seinem Bruder Georg 1539, gest. 18. August 1541. Gemahlin: Katharina, Tochter Herzog Magnus II. von Mecklenburg, geb. um 1495, verm. 6. Juli 1512, gest. 6. Juni 1561.

August, geb. 31. Juli 1526, succ. seinem Bruder Moriz, als Churfürst von Sachsen, 1553, gestorben 11. Februar 1586. Gemahlin: Anna, Tochter König Christian III. von Dänemark, geb. 25. November 1532, verm. 7. Oct. 1548, gest. 1. October 1585.

Christian I., geb. 29. October 1560, succ. seinem Vater 1586, gest. 25. Sept. 1591. Gemahlin: Sophie, Tochter des Churfürsten Johann Georg von Brandenburg, geb. 5. Juni 1568, verm. 25. April 1582, gest. 7. December 1622.

Johann Georg I., geb. 5. März 1585, succ. seinem Bruder Christian III. 1611, gest. 8. December 1656. Zweite Gemahlin: Magdalena Sibylla, Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Brandenburg, geb. 30. Dec. 1587, verm. 19. Juli 1607, gest. 12. Februar 1659.

Johann Georg II., geb. 10. Juni 1613, succ. seinem Vater 1656, gest. 22. Aug. 1680. Gemahlin: Magdalena Sibylla, Tochter des Markgrafen Christian von Brandenburg-Bayreuth, geb. 28. October 1612, verm. 13. November 1638, gest. 20. März 1687.

Johann Georg III., geb. 20. Juni 1647, succ. seinem Vater 1680, gest. 12. Sept. 1691. Gemahlin: Anna Sophie, Tochter König Friedrich III. von Dänemark, geb. 1. September 1647, verm. 9. October 1666, gest. 1. Juli 1717.

Friedrich August I., der Starke, geb. 12. Mai 1670, succ. seinem Bruder Johann Georg IV. 1694, als Churfürst, König von Polen 27. Juni 1697, gekrönt 5. (15.) September 1697, als solcher abgesetzt 1704, restituiert 1709, gest. zu Warschau 1. Februar 1733. Gemahlin: Christiane Eberhardine, Tochter des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth. geb. 19. Dec. 1671, verm. 10. Januar 1693, gest. 5. September 1727.

Friedrich August II., geb. 7. October 1696, succ. seinem Vater 1733, König von Polen 5. October 1733, gekrönt 7. Januar 1734 unter dem Namen August III., gest. 5. October 1763. Gemahlin: Maria Josepha, Erzherzogin von Oesterreich, Tochter Kaiser Joseph I., geb. 8. Dec. 1699. verm. 2. September 1719, gest. 17. November 1757.



schlagendem Ausdruck hätten zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts die Wiener Staatsmänner noch nicht sagen können, wesshalb sie das Anwachsen der brandenburgisch-preussischen Heeresmacht, die fortschreitende staatliche Organisation und die unruhig tastende Politik dieses norddeutschen Reichsfürstenthums mit so aufregender Besorgniss betrachteten. Ebensowenig war man sich in Berlin einer deutschen Aufgabe Preussens schon bewusst geworden. Dennoch blieb der Gegensatz vorhanden und äusserte auf der einen Seite sich als vorahnende Eifersucht, auf der anderen aber bald als beleidigter Stolz, bald als eigenwilliges Trotzen. Auch durch die mannigfachen Versöhnungsacte der brandenburgischen und kaiserlichen Politik schimmerten bleibende Reizbarkeit und bleibendes Misstrauen hindurch." [1])

Dieses Misstrauen ist auch damals nicht sowohl das Ergebniss bestimmter Ereignisse, sondern ein Symptom jener inneren Gegensätzlichkeit gewesen, welche alle Annäherungsversuche Preussens und Oesterreichs auch in der Regierungszeit Maria Theresia's und Friedrich II. vergeblich werden liess, eine Gegensätzlichkeit der Anschauung, die dahin führte, dass sich die beiden Theile schliesslich überhaupt nicht mehr verstanden.

Das Haus Habsburg fühlte sich und seine Stellung durch die Jahrhunderte legitimiert, es fühlte sich im Rechte, es war davon überzeugt und das Recht war ihm Grundgedanke seiner Politik geworden.

Die religiöse Revolution war von den Grenzen der österreichischen Erblande zurückgeworfen, die Schrecken der fürstlichen Revolution im dreissigjährigen Kriege mit Ehren und ohne unmittelbare Einbusse überwunden, der drohende Umsturz der ganzen europäischen Welt bei der Türken-Invasion glorreich abgewehrt, die nationale Revolution in Ungarn besiegt, die gierige und treulose Politik Frankreichs in einem grossen Kriege und in Schlachten niedergeworfen, deren Glanz und Ruhm auf die Zeitgenossen blendend wirkten und für die Nachwelt ein Gegenstand der Bewunderung geblieben sind — das Recht schien im Siege und der Sieg ein solcher des Rechts zu sein und es war wohl begründet, dass das Haus Habsburg entschieden an diesem Leitstern seiner Politik festhielt.

Anders lagen die Dinge in Preussen-Brandenburg. Das war ein Staat, der erst werden wollte. Er musste sich aus kleinen

---

[1]) Noorden, Preussische Jahrbücher XXVIII. „Sechs Jahre österreichischer Politik."

Anfängen emporarbeiten. Seine Länder und sein Fürstenhaus waren nicht verbunden durch das Recht jahrhundertelang erfolgter legitimer Wahl, nicht durch das Recht unanfechtbarer Verträge und der Vererbung. Es hatte von der Säcularisierung des Deutschordenslandes Preussen an entschlossen zugegriffen, es war stärker und stärker geworden, aber es hatte in den herkömmlichen Rechten fast stets nur seine Gegner, kaum je seine Helfer gefunden; es musste nehmen, um zu wachsen und es nahm.

Dass unter einer solchen Entwicklung die ganze Politik Preussens den Charakter des Opportunismus erhielt, war unvermeidlich und dass dieser politische Charakter im selben Masse sich im Charakter der Fürsten wiederspiegelte, in welchem diese auch die wirklichen Träger ihrer Staatspolitik gewesen, war es nicht minder.

Es rief in Wien Entrüstung und Unwillen hervor, wenn Preussen gegen das legitime und historische Recht handelte, um irgendwelche Erfolge zu erreichen, in Berlin aber entstand Erstaunen und fast hochmüthige Missachtung, wenn Oesterreich handgreiflich gebotene Vortheile, Gewinn oder Förderung bestimmter Absichten nicht erkaufen wollte durch Preisgebung vorhandener Rechte.

So gewannen denn auch die angeblichen schlesischen Anrechte Preussens eine schärfere und gefährlichere Gestaltung.

Diese Ansprüche betrafen angebliche Anrechte auf den Besitz der schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Brieg, Liegnitz und Wohlau, relativ allerdings kleine Theile des böhmischen Herzogthums Schlesien.[1])

Schlesien umfasste 20 Fürstenthümer und 7 freie Standesherrschaften, nebst einigen zwanzig Minderherrschaften oder Burglehen und den Städten. Die Fürstenthümer Grottkau, Oels, Troppau, Jägerndorf, Sagan, Crossen, Münsterberg, Schweidnitz, Jauer, Glogau, Oppeln, Ratibor, Breslau, Bernstadt, Frankenstein, Oderberg, Liegnitz, Brieg, Wohlau und Teschen waren zum Theil im Lehenbesitz Einzelner, zum Theil in dem des böhmischen Landesherrn.[2])

---

[1]) Tafel VIII. Karte von Schlesien.

[2]) „Der Herzoge oder Fürsten waren vor 1740 nur fünf, welche also auf einander folgen: der Bischof zu Breslau (ihm gehörte auch das Fürstenthum Grottkau), welcher allezeit der erste Herzog oder Fürst ist, der Fürst zu Oels und Bernstadt, welcher ein Herzog zu Württemberg und Teck ist, der Fürst zu Troppau und Jägerndorf, welcher ein Fürst von Liechtenstein ist, der Herzog zu Sagan, welcher ein Fürst von Lobkowitz ist und der Herzog zu Münsterberg und Frankenstein, welcher ein Fürst von Auersperg ist."

Brandenburg.

Friedrich I.,
Burggraf von Nürnberg, Erster Churfürst von Brandenburg, gest. 1440.

- **Johann der Alchymist,** gest. 1464.
- **Friedrich II.,** dankt ab 1470, gest. 1471.
- **Albrecht Achilles,** gest. 1486.
  - **Johann Cicero,** gest. 1499.
    - **Joachim I. Nestor,** gest. 1535.
      - **Joachim II. Hector,** gest. 1571.
        - **Johann Georg,** gest. 1598.
          - **Joachim Friedr.,** gest. 1608.
            - Preussen.
              - **Johann Sigismund,** gest. 1619.
                - **Georg Wilhelm,** gest. 1640.
                  - **Friedrich Wilhelm,** geb. 1620, gest. 1688, verm. *a)* mit Louise Henriette von Oranien, *b)* mit Dorothea von Holstein.
                    - a) **Friedrich III. (I.),** geb. 1657, König von Preussen 1701, gest. 1713.
                      - **Friedr. Wilhelm I.,** geb. 1688, gest. 1740.
                        - **Friedrich II.,** geb. 1712, gest. 1786.
                        - **August Wilhelm,** gest. 1758.
                        - **Friedrich Heinrich,** gest. 1802.
                        - **August Ferdinand,** gest. 1813.
                    - Schwedt.
                      - **Philipp Wilhelm,** gest. 1711.
                        - Markgrafen von Brandenburg-Schwedt. Erloschen 1788.
            - Jägerndorf.
              - **Johann Georg,** gest. 1624 in der Reichsacht.
              - **Christian Wilhelm,** Erzb. von Magdeburg, gest. 1665.
        - **Friedrich, Sigismund,** Erzbischöfe von Magdeburg.
      - **Johann I.,** Markgraf zu Cüstrin. gest. 1571.
    - **Albrecht,** Cardinal, Churfürst von Mainz, gest. 1545.
  - **Friedrich der Aeltere,** Markgraf zu Anspach 1486, zu Bayreuth 1495, gest. 1536.
    - Culmbach- | Bayreuth.
      - **Casimir,** gest. 1527.
        - **Albrecht Alcibiades,** gest. 1557.
    - Preussen.
      - **Albrecht I.,** Herzog, gest. 1568.
        - a) **Albrecht Friedrich,** regierungsunfähig seit 1573, gest. 1618.
          - a) **Anna,** gest. 1625.
          - a) **Marie,** gest. 1649.
          - a) **Eleonora,** gest. 1607.
    - Anspach.
      - **Georg der Fromme,** gest. 1543.
        - **Georg Friedrich,** Administrator des Herzogthums Preussen, gest. 1603.
    - Bayreuth.
      - **Christian,** gest. 1655.
        - **Erdmann August,** gest. 1651.
          - **Christian Ernst,** gest. 1712.
            - **Georg Wilhelm,** gest. 1726.
        - **Georg Albrecht,** gest. 1666.
          - **Christian Heinrich,** gest. 1708
            - **Georg Friedrich,** gest. 1735.
            - **Friedr. Christian,** gest. 1769.
    - Anspach.
      - **Joachim Ernst,** gest. 1625.
        - **Friedrich,** gest. 1634.
        - **Albrecht,** gest. 1667.
          - **Johann Friedrich,** gest. 1686.
            - **Christian Albr.,** gest. 1692.
            - **Georg Friedr.,** gest. 1703.
            - **Wilhelm Friedr.,** gest. 1723.
              - **Carl Wilhelm Friedrich,** gest. 1757.
                - **Christian Friedr. Carl Alexander,** verz. zu Gunsten Preussens 1791, gest. 1806. Erloschen.
      - **Sigmund in Cleve,** gest. 1640.
  - **Sigmund,** Markgraf zu Bayreuth, gest. 1495.
- **Friedrich der Fette,** gest. 1463.



Die Ansprüche auf Jägerndorf.

Für den Anspruch auf Jägerndorf wurde geltend gemacht, dass Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach dieses Herzogthum 1524 mit baarem Gelde als „eigenthümliches Erbstück" mit dem Rechte des Wiederverkaufes an sich gebracht und dass er nach Zahlung der Kaufsumme von König Ludwig von Böhmen und später, 1532 (in der preussischen Darstellung irrig 1527) von König Ferdinand I. wirklich damit belehnt worden sei.

Der Sohn dieses Markgrafen Georg, der nach des Vaters Tod die Regierung in Jägerndorf antrat, Georg Friedrich, Administrator des Herzogthums Preussen, war kinderlos und habe nun 1603 das Herzogthum Jägerndorf mit den Herrschaften Leobschütz, Oderberg, Beuthen und Tarnowitz[1]) als Erb- und veräusserliches Lehen dem Churfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg hinterlassen, der es wieder 1607 an seinen zweiten Sohn Johann Georg übergab.

Das Herzogthum Jägerndorf aber war keineswegs ein erb- und verkäufliches Lehen, sondern ein reines Mannslehen und von König Ludwig von Böhmen am 6. April 1523 (Montag nach der Auferstehung Christi 1523) mit den Worten verliehen: „dass die

---

Die freien Standesherrschaften Wartenberg, Militsch, Pless, Trachenberg. Beuthen, Carolath und Goschütz bildeten mit den Fürsten auf dem schlesischen Fürstentag den „ersten Rath" dergestalt, dass jeder der Fürsten eine besondere Stimme, die Freiherrn aber nur zusammen eine Stimme hatten. Der „zweite Rath" bestand aus der Ritterschaft in den Erbfürstenthümern und der Hauptstadt Breslau, welche alle zusammen neun Stimmen ausmachten. Im „dritten Rath" waren acht städtische Stimmen, welche Schweidnitz, Jauer mit den Weichbildstädten, Glogau mit den Weichbildstädten des Glogau'schen Fürstenthums, Oppeln, Neumarkt und Namslau wechselweise, Liegnitz, Brieg und Wohlau vertraten.

„Die Ritterschaft der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer zusammen, die Glogau'sche 1, die Oppeln- und Ratibor'sche 1, die Breslau'sche 1, die Liegnitz'sche 1, die Brieg'sche 1, die Wohlau'sche 1, die Teschen'sche 1 und die Stadt Breslau auch eine." (Büsching X. 748 u. ff.)

[1]) Leobschütz gehörte übrigens zu Jägerndorf, Tarnowitz zu Beuthen; in Frage stand also nur Oderberg und Beuthen. Ueber Oderberg mit Zubehör bestimmte der Prager Vertrag 1531, dass nach der Einlösung der verpfändeten Fürstenthümer Oppeln und Ratibor durch den Kaiser, der Markgraf Georg die Herrschaft Oderberg auf seine Söhne vererben könne, dass sie aber nach deren Aussterben unweigerlich an den König von Böhmen zurückzufallen hätten, was auch selbst Georg Friedrich bei der Schenkung Jägerndorfs an die märkische Linie anerkannte. Trotzdem beanspruchte Joachim Friedrich auch diese Besitzthümer. Bezüglich Beuthens entstanden gleichfalls ähnliche Differenzen, die in einem Processe 1617 zu Gunsten des Königs von Böhmen entschieden wurden.

Bewilligung nur auf seine Person (Markgraf Georg), seinen Bruder und ihre Erben Kraft und Macht haben solle", dann

„dass er und seine Erben alleweg dem König und der Krone Böhmen Das von solchen Gütern verpflichtet sein sollen, was ein anderer Fürst in Schlesien zu thun schuldig sei."

Der Beisatz der preussischen Rechtsdarlegung „als zum eigenthümlichen Erbstück etc., solche eigenem Gefallen nach wieder zu veräussern und somit als sein Eigenthum zu schalten und zu walten" musste als „lediglich beigedichtet" bezeichnet werden.

Jägerndorf erscheint sonach, wie die schlesischen Fürstenthümer überhaupt, als „rechtes Mannslehen", wurde früher schon als solches so vergabt und hatte durch nichts seine Eigenschaft verändert.

Eine völlige Entlassung aus dem Lehensverbande und Verkauf in freies Eigenthum lag aber zudem gar nicht in der Macht eines böhmischen Königs, der durch die Verfassung des Landes hierin an eine Zustimmung der böhmischen Stände gebunden gewesen wäre.

Die Confirmation dieses Lehens durch König (später Kaiser) Ferdinand I. enthält gleichfalls kein Wort von einem Verkaufsrecht, sondern sagt genau, „dass der Markgraf Georg dieses Fürstenthum Jägerndorf ebenso besitzen solle, als wie es die früheren Fürsten zu Jägerndorf innegehabt" und wahrt ausdrücklich die Rechte der Krone Böhmen. Auch der Nachfolger Markgraf Georg Friedrich wurde von Kaiser Ferdinand I. 1557 und dem König Maximilian (später Kaiser Maximilian II.) 1567 wieder unter den gleichen Vorbehalten belehnt.

Als keine Hoffnung auf Nachfolge in der Ehe Georg Friedrich's sich zeigte, stellte er in ganz richtiger Erkenntniss des Masses seiner Rechte an den Lehensherrn, den Kaiser Rudolph II. als König von Böhmen, mehrmals die Bitte um die Begünstigung, über die Nachfolge in Jägerndorf nach eigenem Willen verfügen zu dürfen, um sie solchergestalt auf die märkische Linie seines Hauses, das churfürstliche Haus Brandenburg, bringen zu können.

Das Lehen war aber seinerzeit nur an Markgraf Georg, seinen Bruder und „ihre Erben", also an die fränkische Linie des Hauses verliehen worden und nachdem diese nun mit Markgraf Georg Friedrich ausstarb, wurde dem Wunsche desselben mit Rücksicht auf die Verfassung Böhmens von Kaiser Rudolph II. nicht willfahrt.

Wenn dennoch Markgraf Georg Friedrich mit dem Administrator des Erzstiftes Magdeburg, dem Markgrafen und späteren

Churfürsten von Brandenburg, Joachim Friedrich, 1595 eine Schenkung Jägerndorfs für den Todesfall abschloss, so geschah das gegen den Willen des obersten Lehensherrn, gegen den Willen der Stände Böhmens und gegen die schlesische Lehensgewohnheit, nach welcher erbhoffende verwandte Linien bei der Verleihung eines Lehens schon mitbelehnt werden mussten und die Schenkung erschien damit vom Anfang an als null und nichtig. Die unruhigen Zeitläufe gestatteten indessen nicht, die Besitznahme des Herzogthums durch Joachim Friedrich zu verhindern.

Diese Besitznahme Jägerndorfs durch Joachim Friedrich soll „ohne Gegenspruch" geschehen sein und die preussische Darstellung leitete hieraus eine erfolgte stillschweigende Anerkennung und Zustimmung des Lehensherrn ab. Hiedurch sei der churfürstlich brandenburgischen Linie ein fideicommissarisches Erbrecht erwachsen.

Dem war keineswegs so. Wie wenig Kaiser Rudolph II. sich um das Reich zu kümmern schien und so Vieles er geschehen liess, was er hätte hindern können, so hat er doch am 27. November 1607 der widerrechtlichen Besitzergreifung Jägerndorfs gegenüber seine Pflicht in Form eines Protestes gethan, da ihm wirksamere Mittel nicht zur Verfügung standen. Markgraf Joachim Friedrich wurde directe aufgefordert, das occupierte Lehen den königlichen Commissären wieder zu übergeben, von einer Anerkennung oder einem damit entstandenen Fideicommiss-Rechte konnte sonach in keiner Weise die Rede sein. Dabei fiel in das Gewicht, dass ein Vertrag bestand, den Markgraf Johann Georg von Brandenburg († 1598) und sein Sohn Joachim Friedrich, der nunmehrige Prätendent auf Jägerndorf, mit dem Kaiser geschlossen, des ausdrücklichen Inhaltes, „dass sie ohne Zulassen und Willigen der Könige in Böhmen, ihrer Erben und Nachkommen, weder in dem Königreiche Böhmen, noch in dessen incorporierten Ländern Herrschaften, noch Güter, es sei gleich pfand- oder lehensweise oder in einem anderen Wege mehr an sich bringen" sollten. Wenn des Markgrafen Joachim Friedrich Besitznahme des Herzogthums sonach widerrechtlich, wenn auch aus Mangel der Macht zunächst unbestraft war, so musste auch die Succession seines zweiten Sohnes Johann Georg in Jägerndorf nicht weniger widerrechtlich erscheinen.

Die Antheilnahme dieses Markgrafen Johann Georg an den böhmischen Unruhen 1618 und dem Pfälzerkrieg gab nun Anlass zur Aechtung desselben und zur Einziehung seines Landes, dessen Descendenten damit nach Reichsrecht ebenfalls den Besitz verloren.

Damit entfiel aber nach preussischer Ansicht keineswegs das Erbrecht des übrigen churfürstlichen Hauses Brandenburg, dem sein „Erb- und Stammland" (?) Jägerndorf wegen der Felonie Johann Georg's habe nicht entzogen werden können.

Dass Johann Georg an der böhmischen Empörung gegen den Kaiser und an den folgenden Ereignissen theilgenommen, dass er geächtet wurde und in der Reichsacht 1624 verstarb, ist richtig, aber die Einziehung Jägerndorfs war keineswegs nur eine Rechtsfolge dieser Majestätsverbrechen, sondern die Ausführung dessen, was Kaiser Rudolph II. schon verfügt, aber aus Mangel an kriegerischen Mitteln nicht zu erlangen vermocht hatte: die Rücknahme eines durch den Tod des Markgrafen Georg Friedrich von der fränkischen Linie rechtmässig erledigten und der Krone Böhmen wieder zurückfallenden Lehens und die factische Annullierung einer widerrechtlich vollzogenen Schenkung, die vom Lehensherrn nie anerkannt, eine Rechtskraft nie an sich tragen konnte.

Es sollen nun aber die Rechte Brandenburgs später noch durch Zahlung bedeutender Geldsummen von Seite des Kaisers anerkannt worden sein.

In der österreichischen Antwort auf die preussische Darstellung ist überzeugend nachgewiesen, dass alle wirklichen Geldzugeständnisse, die bis Kaiser Leopold I. an Brandenburg gemacht wurden, mit keinem Worte Entschädigungen für Jägerndorf dargestellt haben. Kaiser Leopold I. hatte sich nur bereit erklärt, im Falle Brandenburg seine Ansprüche unwiderleglich nachzuweisen vermöge, eine Geldentschädigung zuzugestehen. Zu einer Verhandlung darüber ist es nicht gekommen.

Endlich wurde preussischerseits betont, dass Churfürst Friedrich Wilhelm beim westphälischen Friedensschlusse seine Ansprüche auf Jägerndorf geltend gemacht und die Uebergabe des Herzogthums an sein Haus gefordert habe.

Der Hinweis der kaiserlichen Gesandten beim Friedensacte darauf, dass Jägerndorf lange vor den böhmischen Unruhen als eröffnetes Lehen wieder der Krone Böhmen zurückgestellt hätte werden müssen und also durchaus nicht etwa eine Frage der zu ertheilenden Amnestie sein könne, wie die Rückgabe der Pfalz an die Erben des Churfürsten Friedrich, wirkte auch auf die schwedischen und sonstigen protestantischen Gesandten überzeugend. Niemand von ihnen bestand weiterhin auf einer Uebergabe Jägerndorfs an Brandenburg, nichts davon steht im Friedens-Instrumente. So ganz ohne Grund ist daher die Mahnung des österreichischen Antwort-

Die Piasten zu Liegnitz, Brieg und Wohlau.

Friedrich I.,

geb. 1446, succ. seinem Vater Herzog Johann 1453 zu Liegnitz und Brieg, gest. 8. Mai 1488. Gemahlin: Ludmilla, Tochter des Königs Georg Podiebrad von Böhmen, geb. 16. Oct. 1456, verm. 5. Sept. 1474, gest. 20. Jan. 1503.

Johannes, geb. 1477, gest. im Februar 1495.

Friedrich II. zu Liegnitz, geb. 12. Febr. 1480, bekennt sich zur lutherischen Religion 1523, gest. 17. Sept. 1547. I. Gemahlin: **Elisabeth,** Tochter des Königs Casimir IV. von Polen, verm. 25. Nov. 1515, gest. kinderlos 17. Sept. 1517. II. Gemahlin: **Sophie,** Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Anspach, geb. 10. März 1485, verm. 13. Febr. 1519, gest. 14. Mai 1537.

Georg I. zu Brieg, geb. 1483, succ. 1488, gest. 31. Mai 1521. Gemahlin: **Anna,** Tochter des Herzogs Bogislaw X. von Pommern geb. 1405 verm. 1515, gest. 25. April 1550.

Friedrich III. zu Liegnitz, geb. 22. Febr. 1520, succ 1547, gest. 15. Dec. 1570. Gemahlin: **Katharina,** Tochter des Herzogs Heinrich III. von Mecklenburg, geb. 14. April 1518, verm. 5. März 1538, gest. 17. Nov. 1584.

Georg II. zu Brieg, geb. 18. Juli 1523, gest. 7. Mai 1586. Gemahlin: **Barbara,** Tochter des Churfürsten Joachim II. von Brandenburg, geb. 10. Aug. 1527, verm. 15. Febr. 1545, gest. 1. Jan. 1595.

Sophie, geb. 1525, verm. 15. Febr. 1545 mit **Johann Georg,** Churfürst von Brandenburg, gest. 4. Nov. 1575.

Heinrich XI. zu Liegnitz, geb. 23 Febr. 1539, succ. 1570, abgesetzt 1579, gest. zu Krakau 3. März 1588. Gemahlin: **Sophia,** Tochter des Markgrafen Georg von Brandenburg-Anspach, geb. 23. Januar 1535, verm. 4. Nov. 1560, gest. 22. Febr. 1567.

Friedrich IV. zu Liegnitz, geb. 20. Aug. 1552. succ. dem Bruder 1579, gest. 6. Aug. 1586.
I. Gemahlin: **Maria Sidonia,** Tochter des Herzogs Wenzel III. von Teschen, geb. 10. Mai 1572, verm. 20. Jan. 1587. gest. 1587.
II. Gemahlin: **Dorothea,** Tochter des Herzogs Johann von Holstein-Sonderburg, geb. 9. November 1569. verm. 3. Dec. 1589, gest. 3. Juli 1593.
III. Gemahlin: **Anna,** Tochter des Herzogs Christoph von Württemberg, geb. 2. Juni 1561, verm. 24. Nov. 1594, gest 7. Juli 1616.

Katharina, verm. 1563 mit Herzog **Friedrich Casimir** von Teschen, gest. 1571.

Helene, gest. 1583, war verm. mit **Sigismund Kurtzbach,** Freiherrn von Militsch

Barbara, geb. 1548 gest. 1565.

Joachim Friedrich zu Brieg und Liegnitz, geb. 29. Sept. 1550, succ. 1586, erbt Liegnitz 1596, gest. 25. März 1602. Gemahlin: **Anna Maria,** Tochter des Fürsten **Joachim Ernst** von Anhalt, geb. 13. Juni 1561, verm. 19 Mai 1577, gest. 9. Nov. 1605.

Johann Georg zu Wohlau, geb. 17. Juni 1552, succ. 1586, gest. 6. Juli 1592. Gemahlin: **Anna,** Tochter des Herzogs Christoph von Württemberg, geb. 12. Juni 1561, verm. 16. Sept. 1582, gest als Wittwe des Herzogs Friedrich IV. von Liegnitz 7. Juli 1616.

Elisabeth Magdalena, geb. 1562, verm. mit Herzog Carl zu Münsterberg 1585, gest. 1. Febr. 1630.

Katharina Sophie, geb. 1561, gest 1608, war verm. mit **Friedrich,** Pfalzgraf zu Zweybrücken.

Anna Maria, geb. 1563, gest. 1620.

Emilie, geb. 1564, gest. 1619.

Johann Christian zu Brieg, geb. 28. August 1591, succ. 1602, bekennt sich zur reform. Religion 1612, gest. 25. Dec. 1639.
I. Gemahlin: **Dorothea Sybilla,** Tochter des Churfürsten Johann Georg von Brandenburg, geb. 19. Oct. 1590. verm. 12. Dec. 1610, gest. 19. März 1625.
II. Gemahlin: **Anna Hedwig** von Sitzsch, geb. 31. Jan. 1611, verm. als Freifrau von Liegnitz am 13. Sept. 1626, gest. 16. Juli 1639.

Barbara Agnes, geb. 1593, gest. 1613, war verm. mit **Ulrich** Freiherrn von Schaffgotsche.

Maria Sophie, gest. 1654, unvermählt.

Georg Rudolph zu Liegnitz, geb. 22. Jan. 1595, succ. 1602, bekennt sich zur reform. Religion 1614, gest. 13. Jan. 1653.
I. Gemahlin: **Sophie Elisabeth,** Tochter des Fürsten Johann Georg von Anhalt, geb. 10. Febr. 1589, verm. 4. Nov. 1614, gest. 9. Febr 1622.
II. Gemahlin: **Elisabeth Magdalena,** Tochter des Herzogs Carl II. von Münsterberg-Oels, geb. 29. Mai 1599, verm. 25. Nov. 1624, gest. 3. Nov. 1631.

I. **Georg III. zu Brieg,** geb. 4. Oct. 1611. succ. 1639, gest. 4. Juli 1664.
I. Gemahlin: **Katharina Sophie,** Tochter des Herzogs Carl von Münsterberg, geb. 2. Sept. 1601, verm. 22. Febr. 1638, gest. 21. März 1659.
II. Gemahlin: **Elisabeth Maria,** Tochter des Pfalzgrafen Ludwig Philipp von Pfalz-Simmern, geb. 23. Oct. 1638, verm. 19. Oct. 1660, gest. 20. Mai 1664.

I. **Ludwig IV. zu Liegnitz,** geb. 19. April 1616, succ. 1653, gest. 23. Nov. 1663. Gemahlin: **Anna Sophie,** Tochter des Herzogs Johann Albrecht II. zu Mecklenburg, geb. 29. Sept. 1628, verm. 18. Mai 1649, gest. 10. Februar 1669.

I. **Rudolph,** geb. 1617, gest. 1633.

I. **Christian zu Wohlau** und Erbe von Liegnitz und Brieg, geb. 9. April 1618, bekommt Wohlau 1639, Liegnitz 1663, Brieg 1672. gest. 28. Febr. 1672. Gemahlin: **Louise,** Tochter des Fürsten Johann Casimir von Anhalt, geb 26. Febr. 1631, verm. 14. Jan. 1648, gest. 25. April 1680.

I. **Sibylla Margaretha,** geb. 20. Juni 1620, gest. 1657, war verm. mit Graf Gerhard Denhof.

I. **Sophie Magdalena,** geb. 1624, gest. 8. April 1660, war verm. 1642 mit **Carl Friedrich,** Herzog zu Münsterberg.

II. **August Graf zu Liegnitz,** geb. 1627, gest. 1677.
I. Gemahlin: **Elisabeth** Freiin von Ruppa.
II. Gemahlin: **Elisabeth Charlotte,** Tochter des Fürsten Ludwig zu Nassau-Dillenburg, verm. 1661.

II. **Sigismund,** Freiherr von Klein-Liegnitz, geb. 1632, gest. 1664, war verm. mit **Eva Eleonore** Freiin von Bieberan.

II. **Johanna Elisabeth,** geb. 1636. gest. 1678, war verm. mit **Zdenko** Freiherrn von der Lippe.

II. **Ernst,** geb. 1630, starb als Kind.

Anna Christine, geb. 1639, starb als Kind.

I. **Dorothea Elisabeth,** geb. 1646, gest 9. Juni 1691, verm. 1663 mit **Heinrich,** Fürst zu Nassau-Dillenburg.

Christian Albert, geb. 1651, gest. 1652.

Charlotte, geb. 2. Dec. 1652, gest. 24. Dec. 1702 zu Breslau und beschloss den Piastischen Stamm völlig; war verm. mit Herzog **Friedrich** zu Holstein-Sonderburg 1673.

Louise, geb. 28. Juli 1657, gest. 6. Febr. 1660.

Georg Wilhelm, geb. 29. Sept. 1660, erbte alle drei Fürstenthümer: Liegnitz, Brieg und Wohlau 1672, gest. 21. Nov. 1675. Der letzte Herzog in Schlesien aus Piastischem Stamme, seine Fürstenthümer fielen an die Krone Böhmen zurück.

August Graf zu Liegnitz, geb. 1655, gest. 1671.

Oesterreichischer Erbfolgekrieg. I. Bd., nach pag. 941.



schreibens auf die preussische Staatsschrift nicht, dass der „Verfasser sich ehender in denen so vielfach angerühmten Archivis gründlicher ersehen, als mit derlei nichtigen, durch Urtheil und Recht vor mehr denn hundert Jahren abgethanen Anforderungen an's Licht treten sollen."

Die Ansprüche auf Brieg, Liegnitz und Wohlau.

Die Piasten, welche diese Länder regierten, hatten dieselben als freie, erbberechtigte Fürsten bis 1329 besessen, in welchem Jahre sie ihre Herzogthümer, Fürstenthümer und anderen Länder an den König Johann von Böhmen aus dem Hause Luxemburg als Lehen übergaben. Die preussische Darstellung folgerte daraus, dass diese Länder somit erb- und verkäufliche Lehen geworden seien, deren Wiedervergabung im Testamentwege durch den Gunstbrief König Wladislaw's 1513 und Ludwig's 1522 zugestanden worden sei. Damit sei der rechtliche Boden geschaffen gewesen, um 1537 eine Erbverbrüderung zwischen dem Herzog Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau und dem Churfürsten Joachim II. von Brandenburg aufzurichten. Brandenburg war mit ansehnlichen Lehen selbst Lehensträger Böhmens und leitete daraus ab, dass die böhmischen Stände ein Uebergehen des Liegnitz'schen Lehens an Brandenburg, als neuen Landstand, gerne begrüssen müssten.

Auch hier zeigten sich die Folgerungen ebensowenig stichhältig, als die historischen Prämissen. Die Uebergabe des Liegnitz'schen Besitzes als Lehen an die Krone Böhmen war 1329 nur von Herzog Boleslaw von Liegnitz, Brieg und Wohlau noch zu Lebzeiten seiner Brüder geschehen, 1331 der Act von Boleslaw und seinen Söhnen Wenzel und Ludwig aber wiederholt und der Charakter der Lehen hiebei bestimmt erläutert worden.

Die Herzoge übergaben für sich, ihre Erben und Nachfolger den ganzen Besitz dem König von Böhmen, seinen Erben und Nachfolgern, wie auch dem Königreich Böhmen als Erblehen mit dem Zusatze, „dem König und der Krone Mann zu sein". Im Falle ihres Todes ohne männliche eheliche Leibes-Erben sollten die Fürstenthümer dem König und der Krone Böhmen völlig anheimfallen, doch mit dem Vorbehalt

„dass ihnen im Nothfalle erlaubt sein solle, eine oder andere Stadt oder Schloss, wenn sie solche vorher dem Könige, seinem Erben oder Nachkömmling angeboten und sie es nicht kaufen oder einlösen wollten, einem anderen ihrer Genossen

oder füglichen Mann zu verkaufen oder zu versetzen, welcher es von dem König, dessen Erben und Nachfolgern aber, wie sie, zu Lehen empfangen und davon Pflicht thun solle."

Die Unterthanen wurden angewiesen, sobald keine männlichen Erben nach den Herzogen vorhanden sein würden, dem König von Böhmen, seinen Erben und Nachfolgern in der Krone, als ihren Herren zu gehorchen.

Nach dem Tode Herzog Boleslaw's bestätigten seine Söhne Wenzel und Ludwig 1343 diese Unterwerfung nochmals.

Ein Erblehen waren sonach die Liegnitz'schen Güter gewiss, aber, den Wortlaut des Lehen-Briefes berücksichtigt, keineswegs als Gesammtbesitz ein Veräusserungslehen; das Veräusserungsrecht galt nur „im Nothfalle" für „ein oder das andere Stück Land, eine Stadt, ein Schloss" und war an die Bedingung des Vorangebotes an den Lehensherrn, an einen „füglichen", also diesem genehmen Mann und an die Uebernahme der vollen Lehensschuldigkeit durch diesen geknüpft.

Solche Bedingungen sicherten zweifelsohne dem ganzen Besitz den Charakter eines unveräusserlichen Eigenthums der böhmischen Krone, die Vorbehalte waren Nebenverpflichtungen, welche den dem Hauptbesitze anhaftenden Charakter nicht zu überwiegen oder zu verändern vermochten.

Es ist nun aber nicht zu leugnen, dass die Könige Wladislaw 1513 und Ludwig von Böhmen 1522 sich durch den Herzog Friedrich II. von Liegnitz zu der Erlaubniss bestimmen liessen, „seine Städte, Leute und Land mit allem ihrem Einkommen auf dem Todbette oder testamentweise zu vergaben oder zuzueignen, wem er wolle." Dass diese Erlaubniss im Gegensatze zu dem von Herzog Boleslaw und seinen Nachfolgern beschworenen Lehensvertrage stand, unterliegt keinem Zweifel und die österreichische „Gegen-Information" auf die preussische Staatsschrift folgerte hieraus unmittelbar das Fehlen genügender Kenntniss der Könige Wladislaw und Ludwig von dem rechtlichen Sachbestande und daraus die einfache Ungiltigkeit jener Erlaubniss und des sie gewährenden Gunstbriefes. Es wäre dies zu weit gegangen, denn der fürstliche Wille hängt nicht ab von dem Nachweise ausreichender Information und gewährt, gleichviel aus welchen, vielleicht später gar nicht mehr festzustellenden Beweggründen entstanden, das volle Recht, dass der Landesfürst nach der Verfassung seiner Krone selbst verfüge, wie er zu urtheilen für gut findet.

Soweit also an den Königen Wladislaw und Ludwig das Recht lag, dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz das Recht freier

testamentarischer Verfügung über die Person, der er seine Lehen zu übertragen gesonnen war, zuzugestehen, war es geschehen.

Im Jahre 1537 benützten Herzog Friedrich II. von Liegnitz und seine beiden Söhne dieses Recht, um mit dem Churfürsten Joachim II. von Brandenburg jene Erbverbrüderung abzuschliessen, welche sie dahin verband, dass, wenn die Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau ohne männliche Erben aussterben sollten, alle ihre Erbfürstenthümer, Land und Leute an Churfürst Joachim von Brandenburg und seine Erben verfallen, hingegen, wenn das churfürstliche Haus absterbe, seine von der Krone Böhmen abhängenden Lehen, also Crossen, Züllichau, Sommerfeld, Cottbus, Peitz etc. an den Herzog Friedrich von Liegnitz und seine Erben gelangen sollten.

Der Erbvertrag ermangelte aber vom Anfange an dennoch der Rechtskräftigkeit durchaus.

Er wurde anfechtbar und ungiltig gerade durch seine Gegenseitigkeit. Wenn selbst die Liegnitzer Herzoge ein aus einem oberlehensherrlichen Privileg herrührendes Recht zum Abschlusse einer Weitervergabung ihrer böhmischen Lehen Liegnitz, Wohlau und Brieg für den Fall des Aussterbens ihres Stammes besassen, — das übrigens aus derselben Rechtsvollmacht aufgehoben werden konnte, aus der es gegeben war — so hatten doch die Churfürsten von Brandenburg keineswegs ein ähnliches Recht bezüglich der Lehen Crossen, Sommerfeld, Cottbus und Züllichau. Ein Vertrag, zu dessen Abschliessung nur Einer der Betheiligten berechtigt war, der Andere aber nicht, war vom Anfang an ungiltig und eine oberlehensherrliche Zustimmung daher an sich schon ausgeschlossen.

Ein weiteres Hemmniss der Rechtsgiltigkeit aber war die Unvollkommenheit der landesherrlichen Rechte in diesem Falle. Die Lehen waren solche „des Königs und der Krone Böhmen". Ohne Einwilligung der böhmischen Stände war sonach einseitig durch den König eine Aenderung der Lehensbedingungen, wie sie durch den Lehensvertrag des Herzogs Boleslaw gesetzlich geworden, nicht zulässig und eine Einwilligung der Stände zu einem freien Bestimmungsrechte des Herzogs Friedrich ist weder je eingeholt, noch je gegeben worden.

Wenn also auf der einen Seite einer der Vertragschliessenden zu dem Vertrage an sich nicht berechtigt, der zweite erst noch an die Erfüllung von Bedingungen zur Erlangung des Rechtes freier Verfügung gebunden blieb und wenn anderseits die Ertheilung dieses Rechtes schon an sich nur aus unvollkommenem Rechte

erfolgt war, die Zustimmung des Mitberechtigten, hier der böhmischen Stände, aber fehlte, so ist es klar, dass dem ganzen Vertrage keine wirklich bindende Kraft innewohnen konnte.

Es war daher völlig den Rechten des Königreiches Böhmen und dem Gesetze entsprechend, wenn der lebhafte Protest der böhmischen Stände Anlass war, dass König Ferdinand I. die Angelegenheit erneuert prüfen liess und endlich den Erbverbrüderungsvertrag als gegen das Lehensrecht und die dem Herzog von Liegnitz zustehenden Befugnisse verstossend, cassierte und für null und nichtig erklärte.

Von brandenburgischer Seite wurde hiegegen protestiert und die „Jura und Gerechtigkeiten" des Churfürsten von Brandenburg vorbehalten, weil der Churfürst zu dem Processe nicht citiert worden sei.

Wenn der Protest einer der processierenden Parteien gegen den Entscheid der obersten rechtsprechenden Instanz gewiss niemals eine neue Rechtsgrundlage gewähren kann, so hätte auch eine Citation des Churfürsten hier gar keinen Sinn gehabt. Dass er die Berechtigung und Bewilligung nicht gehabt, über seine böhmischen Lehen Vererbungsverträge zu schliessen, stand ausser Zweifel und nicht in Frage, wohl aber musste eine Untersuchung eingeleitet und ein Urtheil gefällt werden in dem Falle des Herzogs Friedrich von Liegnitz, weil hier eine irrige Rechtsauffassung vorhanden sein konnte und auch wirklich vorhanden war.

Die Originaldocumente des Erbverbrüderungs-Vertrages hat Brandenburg aber trotz Aufforderung nie herausgegeben und dadurch schon das an sich doch zweifellose Recht des Kaisers und Königs von Böhmen, als oberster Lehensherr in der Lehenssache ein Urtheil abzugeben, verneint. Eine Citation war sonach hiedurch als ganz zwecklos nachträglich auch von brandenburgischer Seite erwiesen.

Ein preussischer Historiker hebt es rühmend hervor, dass König Friedrich II. sofort den „Kern der Frage" erfasst und sich nur darnach erkundigt habe, ob Schlesien ein „Manns-Lehen" sei, um daraus die Folgerung zu ziehen: „Die Habsburger haben stets selbst versichert, dass Schlesien nicht auf die weibliche Linie sich vererben könne; wenn jetzt gleichwohl eine Frau aus dem Hause Habsburg Schlesien für sich in Anspruch nimmt, so kann sie dies nur vermöge der pragmatischen Sanction: da nun meine Garantie derselben hinfällig ist, so trete ich in die Fülle meiner Rechte

wieder ein, nachdem keine männlichen Sprossen vom Stamme Oesterreich mehr vorhanden sind."[1])

Es ist nothwendig, diesen Folgerungen die einfachen Thatsachen entgegenzuhalten. Schlesien als Ganzes war überhaupt kein Lehen, sondern die zahlreichen Fürstenthümer und Standesherrschaften des Landes waren es, jedes für sich.

„Rechte" auf Schlesien als Ganzes hatte Preussen überhaupt keine, sondern höchstens „Ansprüche" auf vier Herzogthümer.

Schlesien wurde auch von der Königin Maria Theresia keineswegs „für sich" gefordert, sie übernahm die Regierung dieses Landes, weil sie „Königin von Böhmen" war und die schlesischen Fürstenthümer diesem Lande als Lehen zugehörten.

Maria Theresia hatte also in Schlesien gar keine „Lehen" anzutreten, gleichviel ob „Manns-" oder „Weiber-Lehen", sie war selbst Oberlehensherr als „Königin von Böhmen".

Die Frage konnte höchstens dahin gestellt werden, ob in Böhmen ein weibliches Thronfolgerecht zulässig sei und dies stand wohl schon aus Gründen der Tradition ausser Zweifel.

Das Haus Habsburg war, soweit bekannt, gar nie in der Lage, für Schlesien von einem Ausschlusse einer weiblichen Linie zu sprechen; es war bisher gar nie eine Veranlassung vorhanden gewesen, um diese Frage überhaupt zu erörtern.

Wäre dies aber selbst der Fall, wäre das Recht Maria Theresia's nur ein Ergebniss der pragmatischen Sanction und der Besitz der Krone Böhmen anfechtbar gewesen, so würde immer noch der nächste Träger dieser Krone nähere Rechte auf Schlesien gehabt haben, als Preussen, dessen „Ansprüche" dem Oberlehensherrn Böhmen gegenüber in keiner Weise vorwiegend werden konnten, weil sie nicht einmal haltbar waren und weil wirkliche „Rechte" überhaupt nicht bestanden.

Schwiebus.

Die preussische Beweisführung hatte indessen noch schwierigere Klippen zu umgehen. Seit der Aechtung Johann Georg's und der Annullierung des Erbverbrüderungs-Vertrages hatte auch Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg noch manche Schritte gethan, um seinem Ziele näher zu kommen und sie führten endlich zu Abmachungen und Vergleichen, mit denen der kaiserliche Hof

[1]) Preuss. Staats-Schriften. I., 74. Bei Koser, Sybel'sche historische Zeitschrift, 1880, I.

die ganze schlesische Frage als erledigt ansehen zu können meinte.

Die Politik des Churfürsten Friedrich Wilhelm gieng seltsame Bahnen, auf denen er mit festem Schritte vorwärts gieng, die Vergrösserung seines Landes, die Kräftigung seiner Macht allein im Auge, bis zu einem verhängnissvollen Zeitpunct, in welchem ein unwiderstehlicher Einfluss sein grosses Werk in Frage zu stellen drohte.

Schon das Verhalten des Churfürsten Friedrich Wilhelm gegen das Kaiserhaus bot ein förmliches Programm für die Politik seiner Nachfolger: „In dem langen Kampfe, der zwischen den Häusern Bourbon und Oesterreich entbrannt war, hatte der Churfürst geschickt seine Unabhängigkeit zu wahren gewusst, bald mithelfend, um die kaiserliche Macht zu schwächen, bald wieder sie unterstützend, nachdem er sie geschwächt hatte." [1])

Das immer drohendere Umsichgreifen Ludwig XIV. von Frankreich hatte im Reiche, unterstützt durch das eifrige Betreiben Wilhelm's von Oranien, nach dem Falle Strassburgs ein gewisses Bestreben nach etwas festerem Zusammenschluss der Reichsglieder und des Kaisers zur Abwehr der französischen Uebergriffe mit Waffengewalt hervorgerufen und 1681 auf dem Regensburger Reichstag zu darauf bezüglichen bestimmten Anträgen geführt. „In dieser ernsten Zeit stand aber Brandenburg bereits in einem festen Allianzverhältniss mit Frankreich. Die Bemühungen der brandenburgischen Gesandten in Regensburg richteten sich mit Erfolg gerade gegen das Zustandekommen eines Kriegsbündnisses gegen Frankreich." Diese französisch-brandenburgische Allianz hatte eine deutlich erkennbare Spitze gegen den Kaiser selbst, denn sie verpflichtete die contrahierenden Theile, „denjenigen Mächten entgegenzutreten, die Krieg zu säen und die Reichs-Stände zu Entschliessungen zu bringen suchten, welche geeignet seien, den Frieden zu stören, den der König von Frankreich gegeben habe, dem er so grosse Opfer habe bringen wollen." [2])

Der Churfürst von Brandenburg hatte sich verpflichtet, auf den Reichs- und Kreistagen dahin zu wirken, dass keine für Frankreich bedenklichen Beschlüsse gefasst würden [3]), Ludwig XIV. gab dafür verschiedene Zusicherungen und Subsidien.

---

[1]) Broglie, Frédéric II. et Marie Thérèse. I. 22.

[2]) Droysen, III_3, 477.

[3]) Droysen III_3, 477.

Wenn so der mächtigste und angesehenste Reichsfürst dem Reiche und dem Kaiser gegenüber versagte, so war es natürlich, dass die im Kampfe gegen Türken und Franzosen, wie gegen die stets gährende Revolution in Ungarn erschöpften Kräfte des Kaiserhauses nicht wieder allein zugleich den drohenden neuen Türkenkrieg, wie neuerlichen Krieg gegen Frankreich auf sich nehmen konnten, obgleich der Versuch damals, wie so oft heute noch, gemacht wurde, gegen den Kaiser den Vorwurf zu erheben, als sei er es, durch dessen Unthätigkeit Strassburg verloren gegangen.

Der Anschluss des Churfürsten Friedrich Wilhelm an Frankreich war aber keineswegs ein eben durch den Zwang der Umstände allein oder durch ein „Preisgeben Brandenburgs durch den Kaiser" [1]) unvermeidlich gewordener.

Friedrich Wilhelm nahm sofort sehr reelle Vortheile als Ziele und Nutzen dieser Verbindung. Schon im Vertrag von St. Germain vom 20. October 1679 liess er sich von Frankreich die Unterstützung zum Erwerb von Jägerndorf zusagen, er hatte auch eine solche bezüglich jener schlesischen Gebiete Brieg, Liegnitz und Wohlau, auf welche er Ansprüche behauptete, nicht minder aber auch auf Glogau und Breslau, auf welche er gar keine Ansprüche besass, verlangt. [2]) Den zweiten Nutzen suchte er von seinem französischen Alliierten zu ziehen, als er den König Ludwig XIV. zum Executor und Geranten des zu Gunsten seiner Kinder zweiter Ehe errichteten Testaments machte.

Hier tritt jenes Moment unsicheren Schwankens in die bisherige Politik des Churfürsten, das fortwirkte bis zum Tode Friedrich Wilhelm's. Die Gefahr lag nicht ferne, dass er selbst wieder zerfallen lasse, was er mühsam gebaut. Es wäre des Kaisers Nachtheil nicht gewesen, wenn Churfürst Friedrich Wilhelm die brandenburgische Macht seiner zweiten Gemahlin und deren Kindern zuliebe wieder zersplittert hätte, sei es in dieser oder jener Form. Diese Gefahr wurde aber gerade durch den Kaiser vom Hause Brandenburg abgewendet.

Ueber den grossen Einfluss der Churfürstin Dorothea, einer Herzogin von Holstein, auf den Churfürsten, berichtet schon am 17. April 1680 der kaiserliche Gesandte Graf Lamberg nach Wien: „Und hat sie, Churfürstin, bei dem Churfürsten in Allem

---

[1]) Droysen, Gesch. der preuss. Pol. IV_4, 150 u. a. O.

[2]) Droysen IV_4, 153.

ein gar nachdrückliches Wort und grosses Gewicht . . . .” „So verliert sie auch noch immerfort weder Zeit, noch Augenblick, sich in solcher Potenz fester zu setzen und ist anbei dero Affection und Beitrag in denen negotiis mehrens mit Realitäten, als Worten zu gewinnen, als deren höchstes Anliegen das Aufblühen ihrer Kinder ist, welcher notitiae dann Frankreich wirklich zu gebrauchen angefangen.”

Für diese Kinder nun veranlasste die Churfürstin ihren Gemahl zur Verfassung eines Testaments, dessen Inhalt geheim gehalten werden sollte, welchen zu erfahren aber begreiflicherweise ebenso im Interesse des Churprinzen Friedrich, des Sohnes der ersten Gemahlin Louise Henriette von Oranien und einzig berechtigten Erben, wie auch in dem der kaiserlichen Regierung lag.

In der Frage dieses Testaments begann sich nun der lange und hartnäckige Kampf um den massgebenden Einfluss des Kaisers oder Frankreichs am Berliner Hofe in schärfster Weise zu zeigen. Die zweite Ehe des Churfürsten Friedrich Wilhelm mit Dorothea von Holstein hatte, als aus dieser Verbindung Söhne heranwuchsen, den Churprinzen Friedrich in eine immer misslicher werdende Stellung dem Vater und der einflussreichen Stiefmutter gegenüber gebracht. Churfürstin Dorothea war bemüht, aus dem brandenburgischen Besitze mehr oder minder selbstständige Landgebiete zur Dotierung ihrer Söhne loszulösen und sie fand hiebei eine nachhaltige Unterstützung in dem französischen Gesandten Rébénac, der durch die kluge Benützung des Einflusses der Churfürstin seinen eigenen politischen Einfluss am brandenburgischen Hofe sicherte und stützte.

Es hat wenig zu bedeuten, wenn versichert wird, dass der Wortlaut des mehrmals abgeänderten Testaments eine eigentliche Lostrennung bestimmter Gebiete vom brandenburgischen Hausbesitze zu Gunsten der Söhne aus zweiter Ehe nicht erweise, sondern diesen eine weitgehende Abhängigkeit vom regierenden Haupte der Familie geboten geblieben sei. In dem jungen, mühsam geschaffenen brandenburgischen Staate Friedrich Wilhelm's, dem bei seiner ungünstigen geographischen Gliederung vor Allem ein starkes einheitliches Regierungssystem noththat, musste jede wie immer geartete Lockerung als eine schwere Schädigung des Bestandes und damit als eine Beeinträchtigung der Nachfolger in der Regierung erscheinen, die auch Churprinz Friedrich als eine solche tief empfand. Lange besass er freilich nur die Kenntniss von der Errichtung des Testaments und die Vermuthung eines ihn schädigenden Inhaltes, nicht aber die Gewissheit über den letzteren und das

Einzige, was er zu thun vermochte, war, sich einer „stillen und zähen Opposition"[1]) gegen die französischen Einflüsse hinzugeben, in der er als seine einzigen Stützen den Fürsten Johann Georg von Anhalt und den kaiserlichen Gesandten Grafen Lamberg fand.

Der herrische Charakter Friedrich Wilhelm's und die Thätigkeit der Churfürstin Dorothea machten zur Zeit der Testaments-Verfassung 1681 ein offenes Aussprechen des Churprinzen und seines Vaters nahezu unmöglich und es ist eine unbillige Verdächtigung des Prinzen, wenn gesagt wird, er und Anhalt hätten „vorgezogen zu schweigen, in dorso zu zeichnen und dann mit dem kaiserlichen Gesandten die Köpfe zusammenzustecken."[2])

Im April 1681 glaubte der kaiserliche Gesandte Graf Lamberg noch daran, dass das Testament, von dem gesprochen wurde, doch noch das Zusammenhalten des ganzen brandenburgischen Besitzes bezwecke und die jungen Prinzen nur apanagiert werden sollten. Dass aber die Churfürstin und die französische Partei in Berlin sich bemühten, die jungen Prinzen mit Landbesitz zu dotieren und das brandenburgische Erbe zu theilen, wurde Lamberg endlich doch bekannt. Die Churfürstin bewies dem französischen Gesandten Rébénac viele Aufmerksamkeiten und der Kanzler Jena hatte alle Ursache, sich Lamberg gegenüber anlässlich des Gerüchtes, dass nach der Wegnahme Strassburgs Frankreich versuche, den Churfürsten mit Geld zur Neutralität zu bestimmen, zu beklagen, „dass dergleichen Cabalen zu unterbrechen ihm der Ursach nicht möglich sei, weilen Alles hinterrücks seiner und durch die französische Partei und das Frauenzimmer[3]) getrieben würde und möchte er sich fast vorstellen, dass der Churfürst endlich einwilligen möchte, wenn ihm nur von Frankreich zugelassen würde, mit seiner Quote zum Römischen Reich zu concurrieren"[4]).

Der Churprinz „unterschrieb und bezeugte", ohne von dem Inhalte selbst Kenntniss nehmen zu dürfen, dieses Testament am 18. Mai 1681.

„Darauf den 18. Mai 1681 besagtes Testament, so um und um mit einer seidenen Schnur sehr sorgfältig vernäht gewesen, im geheimen Rathe von dem Herrn Churfürsten selbst vorgewiesen und nachdem er vorher dem Herrn Churprinzen die contenta circa

---

[1]) Droysen, IV_4. 145.
[2]) Droysen, IV_4. 149.
[3]) Die Churfürstin.
[4]) Přibram, Urkunden und Actenstücke III. 996 u. ff.

dispositionem einigermassen privatim erzählt, von ihm sowohl, als übrigen geheimen Räthen die Ueberschreibung in dorso verlangt."[1])

Es ist hieraus behauptet worden, dass der Churprinz sich den Inhalt viel bedrohlicher für sein zukünftiges Erbe gedacht, dass er eigentlich mit dem Testamente ganz zufrieden hätte sein können und dass er es auch war, nachdem der französische Gesandte Rébénac ihm im November den Inhalt mitgetheilt habe.

Dem steht entgegen, dass der Churprinz sich dem kaiserlichen Gesandten jetzt erst recht näherte[2]) und, trotz der angeblichen Aussöhnung mit seinem Vater anlässlich der Rébénac'schen Intervention, in vollem Vertrauen sich dem Kaiser anschloss, wie auch die Mission Anhalt's nach Wien und das Schreiben des Churprinzen an den Kaiser vom 15. Juli 1683 darthun, mehr aber noch der Umstand, dass Graf Lamberg erst am 14. März 1684 Veranlassung fand, von einer bald wieder vorübergehenden Wendung des Churprinzen zu berichten: „Dem Churprinzen hat man anfangs die hannoverische Heirath . . . so schwer gemacht, hernach aber gezeigt, als wäre ihm allein durch die französische Partei zu helfen, dass er nun auch beginnet, dieser Partei schön zu thun und nachzuschweifen."[3])

Ueber den Inhalt des Testaments erstattete schon am 12. August 1682 der damals in zweiter Sendung in Berlin weilende kaiserliche Gesandte Graf Lamberg einen Bericht, der noch ungenau war und fügte bei: „Ob aber der Frau Churfürstin anderwärtige Gedanken, den König von Frankreich pro executori testamenti zu ersuchen, vollzogen worden, solchem habe noch nicht auf den Grund kommen mögen." [4])

Nach dem wirklichen Text des Testaments sollte der Churprinz Friedrich zwar Universalerbe sein, aber der brandenburgische Besitz getheilt werden zu Gunsten der Söhne zweiter Ehe. Markgraf Ludwig sollte Minden, Philipp Halberstadt und Reinstein, Albrecht Ravensberg, Markgraf Carl die Grafschaft Naugardt mit Massow, Lauenburg, Bütow und Draheim, endlich Markgraf Christian Ludwig das Amt Egeln und nach Fürst Johann Moriz' von Nassau Tode das Heermeisterthum des Johanniter-Ordens erhalten. Die Stimmen auf Reichs- und Kreistagen sollten

---

[1]) Bericht des kais. Gesandten Fridag, 21. Januar 1686. H. H. und St. A.

[2]) Přibram. Urk. und Actenstücke, III, 1072.

[3]) Přibram III, 1134.

[4]) Přibram III, 1043.

durch den preussischen Gesandten oder doch so abgegeben werden, „wie es der Churfürst für des churfürstlichen Hauses Besten befindet." [1]) Zum Testaments-Executor ernannte der brandenburgische Churfürst wirklich den König von Frankreich.

Die Zusage Frankreichs, die Durchführung des Testaments des Churfürsten zu schützen und zu sichern, band den Churfürsten an Frankreich, die Zusage des kaiserlichen Gesandten, dass der Kaiser eine Zerstückelung Brandenburgs durch ein solches Testament nicht zugeben werde, den Churprinzen Friedrich an den Kaiser.

Gegen Mitte Juni 1683 trat die tiefe Verstimmung des Churprinzen Friedrich ob der über ihn hinweggeführten Machenschaften zu Gunsten seiner Stiefbrüder immer unverhohlener an den Tag. Die Bemühungen des Grafen Lamberg zur Lösung der französisch-brandenburgischen Allianz versprach er mit „fast unglaublicher Vergnügung" zu fördern, „nicht nur aus innerlicher Inclination zu Ew. kais. Majestät Dienst oder aus Liebe zum allgemeinen Besten des Vaterlandes oder in Ansehung seines Herrn Vaters und seines eigenen Interesse, sondern über all' solches auch aus eingewurzelter Aversion gegen die Franzosen, als die unter Anderem noch neulich seinem Stiefbruder zu dem Herzogthume Pommern, ihm zum Präjudiz, hätten verhelfen wollen." [2])

Näherte sich solcher Weise der Churprinz immer mehr dem Kaiser, so wurde dafür die Haltung seines Vaters umso bedenklicher.

Der Churfürst trug sich längst mit grossen Plänen für den Fall eines Erlöschens des Habsburgischen Hauses. Schon als Leopold I. den Thron bestieg, die beiden Söhne erster Ehe Ferdinand Wenzeslaus 1668 und Johann 1670 bald nach der Geburt wegstarben und Leopold I. der Einzige des Hauses war, wurden bei deutschen und fremden Fürsten die Aussichten erwogen, welche sich hiedurch für Jeden derselben bei der Theilung des Erbes etwa ergeben könnten.

Hierin war auch Churfürst Friedrich Wilhelm keineswegs zurückgeblieben.

„Ob Ich wohl allezeit der Intention gewesen bin, dass, nachdem Gott Mein Haus vor vielen anderen Häusern, mit Land und Leuten gesegnet und dasselbige desswegen dem Höchsten billig zu danken

---

[1]) Droysen, Preuss. Pol., IV_4, 147 und wörtlich demselben folgend: G. Droysen, „Testament des grossen Churfürsten".

[2]) H. H. u. St. A. Reichskanzlei 1683, Lamberg 13. Juni 1683.

und auch nicht Ursache hat, mehr Conquêten an Land und Leuten zu machen oder an sich zu bringen, wie Ich dann auch noch nicht rathe, dass Meine Kinder etwas mit Unrecht an sich bringen sollen, nach dem Allem aber der Höchste selbsten will, dass man seinem Hause wohl vorstehe, sein Recht und Befugnisse gebührlich wahrnehme und da man die Gelegenheit, so Er dazu an die Hand gibt, gebrauche und nicht will, dass man selbige schlechterdings in den Wind schlage, sondern selbige fleissig beobachte und keine bequeme Zeit, so er schicket, versäumen und ungebraucht vorbeigehen lassen soll, ja daferne man auch solche Conjuncturen, so er gibt, nicht achtet, solches durch Andere ausführen lasset, welche sich der Occasion und Gelegenheit zu gebrauchen nicht unterlassen werden, so habe Ich hierin Meine Gedanken insoweit verändert und dafür halten müssen, dass es eine göttliche Berufung sei, wenn man seine Kirche aus der Drangsal des Papstthums erretten kann. Demnach nun weltkundig ist, auf was schwachen Füssen das Haus Oesterreich bestehet und dass zu befahren, dass selbiges Haus durch Absterben und Nichthinterlassung einiger Erben abgehen möchte und Ich darnebst in Erfahrung kommen bin, wie dass schon bei lebendigem Leibe des jetzigen Kaisers Andere auf sothanen unverhofften Fall, einige Theilung unter sich gemacht, wie sie die Königreiche und Lande unter sich vertheilen wollten, so hab' Ich solchem Werke eine geraume Zeit vielfältig nachgedacht und befunden, dass wenn es ja zu einer solchen Theilung kommen sollte, das Haus Brandenburg billig vor Anderen, ja auch jedermänniglich, welche sich der Succession annehmen möchten, mit allem Rechte die nächsten Erben zu dem Schlesien seien." [1])

„Klar geordnet standen vor des Churfürsten geistigem Auge all' die Mittel und Wege, um dieses Ziel, wenn es sein konnte, auch schon vor dem Aussterben des Hauses Habsburg zu erlangen. Die Wahl der Rechtsansprüche, welche etwa erhoben werden konnten, der Truppenbedarf zur Occupierung des Landes, der mit 12.000 Mann berechnet wurde, die Zusagen, die den schlesischen Katholiken zu machen seien, weil man trachten müsse, „dass man im Anfang die Römisch-Katholischen nicht vor die Köpfe stosse, welche man alsdann gewiss gegen sich haben würde" und

---

[1]) Sr. Churf. Durchl. hochsel. Andenkens, Erinnerung. Entwurf des Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zur Erwerbung von Schlesien. (Etwa um das Jahr 1670 verfasst.) Königl. Haus-Archiv in Berlin. Analekten zu Ranke, „Genesis des preussischen Staates", 518.

dagegen wieder die Zusicherungen für die Protestanten, die wichtigen militärischen Puncte, die zu besetzen wären und vor Allem der Besitz Breslaus — sind vorbedacht und dargelegt in des Churfürsten weittragendem Entwurfe." [1])

Die Forderungen, welche Churfürst Friedrich Wilhelm jetzt in Wien stellte, als er annehmen zu können glaubte, dass seine Hilfe in der schweren Bedrängniss, welche der Türkenkrieg über die habsburgischen Lande und der grossen Gefahr, welche er für das Gebiet des römischen Reiches brachte, zu wichtig sei, um nicht mit jedem Opfer vom Kaiser erkauft werden zu müssen, fanden indessen eine entschiedene Ablehnung. Man sah auch 1683 in den brandenburgischen Forderungen nur das Bestreben, die Nothlage des Kaisers zur eigenen Vergrösserung zu benützen und vermochte in den Ansprüchen auf den schlesischen Besitz keinen grösseren Rechtswerth zu finden, als er etwa den Reunionen Ludwig XIV. innegewohnt hatte. Es ist aber auch nicht zu übersehen, dass diese letzteren doch noch zu den neuen und peinlichsten Erfahrungen gehörten und dass Leopold I. keine Neigung haben konnte, durch Nachgiebigkeit gegen ähnliche Ansprüche, so lange diese eben noch abzuwehren waren, das öffentliche Recht überhaupt völlig in's Schwanken zu bringen. Kaiser Leopold hatte sich in seiner Gewissenhaftigkeit ein festes Urtheil in der Frage der schlesischen Fürstenthümer und der brandenburgischen Ansprüche gebildet und er war nicht der Mann, das als recht Erkannte leicht aufzugeben. Wo sein Recht ihm nicht so völlig klar schien, wie bei Brieg, Wohlau und Liegnitz, bot er für Jägerndorf einen Ausgleich in Geld. Man hatte sich schon 1680 in Wien bereit erklärt, wegen Jägerndorf mit dem Churfürsten Friedrich Wilhelm in Verhandlungen einzutreten, um ihm, falls er seine kaiserlicherseits übrigens entschieden bestrittenen Ansprüche nachzuweisen vermöge, eine entsprechende Entschädigung zu bieten, aber der Churfürst weigerte sich, hiefür Jemanden zu bevollmächtigen. [2])

Dass der Kaiser das Land nicht hergab, ist natürlich, ein gegründeteres Recht, als das seine, stand ihm auch hier nicht gegenüber, höchstens ein Rechtsanspruch überhaupt. Indem er das Land nicht preisgab, handelte er nur einem Grundsatz entsprechend, dem der geniale Nachkomme des Churfürsten Ausdruck gegeben hat:

---

[1]) Mittheilungen des k. und k. Kriegs-Archivs. Neue Folge I.

[2]) Přibram, Urkunden und Actenstücke III., 955 und ff. Siehe oben.

„Es ist eine Schmach und Schande, seine Staaten zu verlieren; und es ist eine Ungerechtigkeit und strafbare Räuberei, diejenigen zu erobern, auf die man kein gesetzliches Recht hat." [1])

Die Ablehnung der brandenburgischen Hilfe aber war dem Wiener Hof durch die nothwendigste Vorsicht geboten. „Seine Animosität gieng so weit, dass er in den türkischen Gefahren die brandenburgische Hilfe lieber zurückwies, als annahm; er fürchtete, eine brandenburgische Hilfsmacht werde sich beim Durchgang durch Schlesien der Landschaften bemächtigen." [2]) Man wusste eben zu viel in Wien von den Absichten des Churfürsten, um anders handeln zu können. Die Brandenburger fehlten daher in einer der ruhmreichsten und entscheidendsten Schlachten der deutschen Geschichte, beim Siegestage von Wien 1683.

Dabei suchte der Churfürst auch 1684 noch eine gewisse Anlehnung an Frankreich festzuhalten. Er wünschte trotz der masslosen Uebergriffe Ludwig XIV. die Sicherung eines Friedens mit Frankreich, wohl noch immer mit dem Gedanken, in Ludwig XIV. einen Rückhalt für seine Söhne zweiter Ehe zu finden.

Dem Grafen Lamberg gegenüber äusserte er, dass „wenn die Stadt Strassburg ohne einiges Beding an Frankreich überlassen, von Frankreich hingegen dasjenige, so es nach der Vergewaltigung Strassburgs dem Reiche abgenommen, ebenfalls ohne Beding wieder herübergestellt würde, er vermeinte, der Friede unverweilt zuwege gerichtet sein würde". Den berechtigten Einwand des kaiserlichen Gesandten, dass Frankreich dann höchstens einige Dörfer zurückstellen werde, ohne Werth für das Reich, lehnte der Churfürst verdriesslich ab und meinte, dass er da wohl „im römischen Reich keinen Frieden, noch Ruhestand mehr erleben werde".

Neue Verhandlungen wegen militärischer Unterstützung gegen die Türken, die im Jahre 1685 durch den kaiserlichen Gesandten Fridag in Berlin geführt wurden, litten unter der unausgesetzten Gegenarbeit des französischen Gesandten Rébénac, der weder Ueberredung, noch Bestechung der einflussreichen Personen scheute, um eine Convention zu verhindern. Den Bemühungen patriotischer Männer, wie des alten Feldmarschalls Derfflinger und des Geheimen Rathes Fuchs gelang es endlich, den Churfürsten zu einem

---

[1]) Friedrich II. Betrachtungen über den Zustand des europäischen Staatskörpers. (Schluss.)

[2]) Ranke, Genesis des preussischen Staates. 361.

Vertrag zur Truppenhilfe zu bestimmen, der am 1. Februar 1686 vom Kaiser, am 13. Februar vom Churfürsten ratificiert wurde.

Aus dieser Annäherung entwickelte sich aber auch eine neue Verhandlung über die von Brandenburg erhobenen Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer und auf Jägerndorf und diese Verhandlung führte zu einem weitern Vertrag, der nunmehr allen Differenzen ein Ende zu machen bestimmt sein sollte.

Der Churfürst, der vielleicht doch auch erwägen mochte, dass, wenn selbst Brandenburg aus den vom Oberlehensherrn, dem König von Böhmen, nicht anerkannten Erbverträgen Rechte ableiten könnte, diese Rechte als die schwächeren doch vor dem ersten, ältesten und gewichtigsten Rechte der Oberlehensherrschaft, der Krone Böhmen, welche das Haus Habsburg trug, zurückstehen müssten, liess sich in dem „geheimen Haupt-Vertrag" am 22. März 1686 zum völligen Verzicht auf die schlesischen Ansprüche herbei, bedang sich aber, um doch gewissermassen mit Erfolg aus den Verhandlungen hervorzugehen, dagegen die Abtretung des Kreises Schwiebus, ebenso jene einer Schuldforderung in Ost-Friesland, Subsidien und militärische Unterstützung durch den Kaiser im Falle des Bedarfes aus. Seine eigenen reellen Zugeständnisse waren indessen gewiss sehr werthvoll, sie sicherten dem Kaiser die Unterstützung des mächtigen Reichsfürsten in seiner Politik gegen Frankreich und in der drohend sich nähernden Frage der spanischen Erbfolge.

Der „Kreis" Schwiebus war kein sonderlich begehrenswerthes Object, doch lag er günstig für den brandenburgischen Besitz. In der Conferenz wurde geschildert, „ob wäre er ein schlechter District und fast mit dem Fürstenthume Crossen umgeben." [1])

Es war von diesem Lande „äusserlich nur zu vernehmen, dass es auf 9 Meilen Weges begreife und etzlicher Meinung nach 6—20.000 fl. an Cameralgefällen ertrage, das Contributions-Quantum nicht eingerechnet." Die Stimmung der lutherischen Bewohner war Preussen günstig und schon 1685 hatten die Stände „mit dem churbrandenburgischen Hofe heimliche Correspondenz gepflogen und die Bewandtniss ausser Zweifel gar genau untersucht sei worden."

Der Kreis Schwiebus, darin ein Städtchen gleichen Namens mit hölzernen Häusern, zerfallenen Stadtmauern und sumpfigen Gräben, war Ende des XVII. Jahrhunderts vom Königreich Polen, der Mark Brandenburg und dem böhmischen Lehens-

---

[1]) Přibram III, Conferenz-Votum vom 23. November 1685.

Fürstenthume Crossen, an Brandenburg verliehen, eingeschlossen. Von Glogau, zu dem es politisch gehörte, war es durch Crossen'sches Gebiet abgetrennt. Das Land, 24 Quadratmeilen gross, bot wenig, war wasserarm und sandig, die Erträgnisse bestanden in Korn und Gerste, etwas Pferde- und Viehzucht, der Ertrag für den Staat ein verschwindender.[1])

Trotzdem erschienen die Forderungen des Churfürsten als sehr schwer und die Versuche und Bemühungen, sie erträglicher zu machen, blieben vergeblich.

Der Gewinn für Brandenburg wäre also ein geringer gewesen, aber es konnte auch kaum soviel Mühe lohnen, wie sie sich die kaiserlichen Diplomaten in der Sache gegeben haben, um das Gebiet wieder an Oesterreich zurückzugewinnen. Es bedurfte hiezu der ganzen Neigung der zünftigen Diplomaten jener Zeit, mit grossem Fleisse und kleinen Mitteln politische Kleingeschäfte zu treiben, in denen sie sich gefielen.

Im Geiste dieser politischen Zeitrichtung handelte nun auch der kaiserliche Gesandte Fridag in Berlin und in demselben Geiste fand er dort Entgegenkommen. Während die Verhandlungen mit dem Churfürsten sich mühsam fortschleppten, die Testaments-Angelegenheit Friedrich Wilhelm's den peinlichen Gegensatz des Churfürsten zu seinem erstgeborenen Sohne, wie jenen der Churfürstin Dorothea zum Churprinzen, aufrecht hielt und die offene Wunde immer wieder bluten liess, berichtete Fridag seine Ideen von einem möglichen Auswege nach Wien.

„Es ist mir aber dieses dabei eingefallen, dass, wenn endlich die höchste Noth oder sonst Ew. Kais. Maj. Convenient es erforderten, noch dieses hiebei übrig sein möchte und zum Expedient dienlich, dass der Churprinz Ew. Kais. Maj. eine in optima forma gestellte Versicherung geben thäte, dass immediate post obitum des Churfürsten Alles cassiert und wieder zurück ipso facto anheim gefallen sei, welches ich mit einem regalo von 4 oder 5 Tausend Speciesducaten baar zu erhalten hoffe."[2])

Die Wiener Regierung zögerte aber ein halbes Jahr, diesen Vorschlag des Gesandten gutzuheissen. Als jedoch der Churfürst im December 1685 seinen Ausgleichsvorschlag formuliert hatte und auf der Uebergabe des Schwiebuser Kreises bestand, trat Fridag mit seinem Vorschlage wieder an den Wiener Staatsrath.

---

[1]) Bericht Tam, 8. Januar 1686. Arch. d. Minist. d. Innern (Přibram).

[2]) Přibram, Oesterreich und Brandenburg 1685—1686.

Der Churprinz hatte Fridag gegenüber ebenso entschieden seiner Ueberzeugung, dass Brandenburg's Interesse den engen Anschluss an den Kaiser erfordere, als seiner Abneigung gegen die französische Partei, welche er auch als die Partei seiner Stiefmutter kannte, Ausdruck gegeben. Darauf baute Fridag.

Die Bedenken der in das Vertrauen gezogenen Conferenzräthe Strattmann, Königsegg und Kinsky in Wien, welche dem Churprinzen eine Territorialentschädigung zuzuwenden wünschten, „damit die üble Nachrede bei der Welt, gleichsam als ob man diesen jungen Prinzen übereilt und den Revers erschlichen hätte, vermieden werde", wurden endlich durch den Vorschlag derselben, zwei Schwarzenberg'sche Güter oder als Aequivalent derselben binnen Jahresfrist 100.000 Thaler als Entschädigung für den Verzicht auf Schwiebus zuzusagen, erledigt.

Der Churprinz kam dem Antrage Fridag's auf mehr als halbem Wege entgegen. Es lag ihm Alles an der Allianz mit dem Kaiser, der Gedanke, den König von Frankreich als Testamentsexecutor sich in die innersten Geschicke Brandenburg's mischen zu sehen, war ihm unerträglich. Den Darlegungen des kaiserlichen Gesandten stimmte er in allen wesentlichen Dingen zu, die brandenburgischen Ansprüche auf Liegnitz, Brieg und Wohlau hielt auch er für ganz unhaltbar, nur jene auf Jägerndorf erachtete er als gerechtfertigte.

Fridag bemühte sich, ihm die Dinge darzustellen, wie sie waren, „damit er wisse, warum es zu thun und keine Finesse bei der Sache verborgen sei" und die spätere Behauptung des Churfürsten Friedrich, er habe nicht gewusst, dass er mit dem Vertrag seine Ansprüche auf Jägerndorf „und so viel ansehnliche praetensiones hingebe", war eine Behauptung, die der Wahrheit nicht entsprach.

Der Revers wurde am 28. Februar 1686 unterschrieben und dem Churprinzen durch Fridag die bedungenen 10.000 Ducaten ausgehändigt.

Ob Churprinz Friedrich seinem Lande und seinem Vater gegenüber recht gethan mit dem Abschluss des Schwiebuser Vertrages, gehört nicht hierher, auf keinen Fall aber kann daraus eine Ungiltigkeit dieses Vertrages abgeleitet werden.

Dennoch musste nun preussischerseits versucht werden, diese Verträge alle als unberechtigt und ungiltig darzustellen, da sonst alle früheren Beweisführungen von selbst hinfällig geworden wären.

Es wurden brandenburgische Hausgesetze hervorgezogen, welche angeblich dahin lauten sollten: „dass keinem Besitzer der chur- und fürstlichen Lande des Hauses Brandenburg erlaubt sein solle, von wirklichen Land und Leuten, oder auch deren Angefällen etwas zur Urthät oder Tod zu veräussern. Und, wenn solches irgend von einem Besitzer geschehen, der Nachfolger an der Chur oder Fürstenthum die freie Macht oder Gewalt haben solle, das dergestalt widerrechtlich Veräusserte wiederum zu vindicieren und den Besitz davon zu ergreifen." Mit Recht weist die „Actenmässige und rechtliche Gegen-Information" darauf hin, dass die stets in Rede stehenden Fürstenthümer bis dahin weder rechtlich, noch factisch je im Besitze des brandenburgischen Churhauses gewesen und die fraglichen Hausverträge dieselben daher in keiner Weise berührten und sie betont, dass es sich „billig zu verwundern, dass der Verfasser des brandenburgischen Scripti sich nicht gescheut, nicht nur des jetzigen Königs (Friedrich II.) Grossvater und Urgrossvater durch diese Einwendungen so der Welt zu beschreiben, als wenn dieselben gegen den Inhalt ihrer Hausverträge gehandelt und sich zu Veräusserungen verbunden hätten, welche nicht in ihren Kräften und Mächten gestanden, sondern dass er auch hiedurch den jetzigen König selbst in solche Umstände setzt, dass weder ein Mitstand des Reiches, noch ein fremder Herr oder Staat über Länder mit ihm sich vergleichen und gütlich setzen kann, massen derlei Vergleiche nach dieser neuen Lehre an sich null und nichtig wären und die Nachfolger des Königs nicht verbinden könnten."

Den Entschluss des Churprinzen Friedrich, den Vertrag vom 26. Februar 1686 wegen Rückstellung des Kreises Schwiebus zu unterzeichnen, stellte man aber auch von preussischer Seite nicht einmal ausschliesslich unter die Macht der Hausverträge, sondern zog es vor, in Hindeutungen auf allerhand „Drohung und Furcht", den Churprinzen als gebundenen Willens und den Vertrag als förmlich erzwungen darzustellen. „Ist es wohl möglich, dass ein Contract mit Wissen, Willen und Verstand geschlossen sein sollte, wo man den anderen Theil nicht zulässt, sich aus den Umständen des Handels zu erkundigen?"

Man wird wohl zugeben müssen, dass dem Churprinzen zur Zeit seines Vertrags-Abschlusses schon seit Jahren der „Handel" mehr als bekannt war: die Untergrabung seiner Stellung durch die den eigenen Kindern zugewendete Fürsorge seiner Stiefmutter, die falschen Schritte seines Vaters, die Wühlereien des französischen Gesandten, die bedenkliche Stellung des Churfürsten gegen Kaiser und Reich.

Der Churprinz Friedrich stand aber zur Zeit, da er den Vertrag schloss und unterzeichnete, auch bereits im dreissigsten Lebensjahre, ein Mann, wohl fähig, den Werth und die Bedeutung eines Vertrages zu begreifen und zu würdigen.

Der Vertrag bewegt sich auch nicht in vieldeutigen, zweifelhaften Worten,[1]) sondern besagt in klarer, deutlicher Weise, dass eine Einigung über die Rechte auf diese Fürstenthümer nicht zu erwarten, eine Verbindung mit dem Kaiser vom Churprinzen selbst „nicht allein Ihro kais. Majestät und Dero hochlöbl. Erz-, sondern auch fürnehmlich seinem Chur-Hause höchst angedeihlich und erspriesslich zu sein befunden."

Da aber der Kaiser sich an der vom Churfürsten Friedrich Wilhelm unbedingt geforderten Abtretung des im „Herzogthum Schlesien und Fürstenthum Glogau gelegenen Schwiebusischen Kreises" habe „stossen wollen", so bitte der Churprinz, dass der Kaiser „Seines Herrn Vaters Verlangen in Gnaden zu willfahren und obbewussten Schwiebuser Kreis auf eine Zeit lang abzutreten geruhe, dagegen Er, Herr Churprinz, sich kraft dieses Recesses verobligiere und verspreche, Ihro kais. und königl. Majestät nach dem Tode seines Herrn Vaters Gnaden, welchen Gott lang anstehen lassen wolle, solchen Schwiebusischen Kreis allsogleich wiederum abzutreten." Dagegen sagt der Vertrag dem Churprinzen die Uebergabe[2]) von Schwiebus an den Churfürsten zu, wahrt das Recht der sofortigen Wiederbesitznahme nach dem Tod des Churfürsten und bewilligt dem Churprinzen Friedrich die sofortige Auszahlung von 10.000 Ducaten.

Der Vertrag versprach dann im 4. Puncte nach seinerzeitiger Rückgabe des Schwiebuser Kreises eine Erwerbung von einigen benannten Gütern für den Churprinzen, beziehungsweise seinerzeitigen Churfürsten oder die Auszahlung von 200.000 Thalern für dieselben, die bei der Rückgabe wirklich erfolgte.

Auch der Schlusssatz dieses Vertrages vom Februar 1686 schliesst jeden Zweifel aus und stellt mit unanfechtbarer Gewissheit fest, dass der Churprinz sich der von ihm eingegangenen Verpflichtungen völlig bewusst und klar gewesen. „Im Uebrigen und Schliesslichen hat es bei der zwischen Ihrer kais. und königl.

---

[1]) Arch. des Minist. des Innern. Januar 1686. Přibram, Oesterreich und Brandenburg, 92.

[2]) Eine Bleistiftbemerkung am Rande des Actes enthält die Worte „doch Lehenweise". Sie scheinen nicht dem vereinbarten Text zu entsprechen und sind auch sachlich gleichgiltig (Přibram).

Majestät, dann des Herrn Churprinzen seinem Herrn Vater getroffenen Allianz und der darin enthaltenen vollkommenen Renunciation aller und jeder an Ihrer kais. Majestät obverstandenermassen formierten, aber diesseits[1]) nie zugestandenen Prätensionen, sein unverbrüchliches Bewenden; welches Ihre kais. und königl. Majestät, wie auch der Herr Churprinz für sich und Ihre Successores einander festiglich zu halten versprochen haben."

Die ganze Lage, das Alter und die Urtheilsfähigkeit des Churprinzen, die empfangene Abfindungssumme — Alles schliesst eine beabsichtigte oder erst später erkannte Täuschung völlig aus und die von Friedrich als Churfürst ausgesprochene Behauptung, „es sei ihm ein Revers unter die Hände gesteckt, er sei mit ungegründeten Vorstellungen zur Unterzeichnung desselben genöthigt worden", widerspricht, wie gesagt, ebenso den wirklichen Thatsachen, wie später die Erklärung König Friedrich II.: „da ein Hausgesetz verbiete, Gebietstheile des brandenburgischen Besitzes abzutreten und jeder darauf hinzielende frühere Vertrag sei darum hinfällig" dem öffentlichen Recht.

Es mag sein, dass Friedrich 1695 als Churfürst zu der Meinung gelangte, es sei sein Ziel auch ohne Concessionen zu erreichen gewesen. Eine solche Erkenntniss stellt indessen keine „bessere Einsicht in die Verhältnisse" dar und all' die mehr oder weniger scharfsinnigen Auslegungen und Deutungen, die an diese Schwiebuser Frage geknüpft worden sind, erscheinen, eine wie die andere, als völlig unhaltbar. Ein Recht auf Schlesien ist daraus nicht abzuleiten, es gäbe keinen Staats- und keinen Allianz-, keinen Friedens- und keinen Handels-Vertrag auf Erden, der mehr Werth hätte, als das Papier, auf dem er geschrieben, wenn es üblich und zulässig wäre, denselben mit so vielen Umdeutungen und Spitzfindigkeiten zu behandeln, wie dies mit der Schwiebuser und damit mit der schlesischen Frage geschehen ist und noch geschieht.

Die ersten Könige in Preussen.

Als Churfürst Friedrich Wilhelm starb, erwies sich der nunmehrige Churfürst Friedrich III. keineswegs als eine jener thatkräftigen und entschlossenen Naturen, wie sein Vater eine gewesen, aber er hatte auch nichts von dessen politischem Wankelmuth und

---

[1]) Vom Wiener Hofe.

hielt treu zum Kaiser. Die brandenburgischen Truppen haben unter seiner Regierung auf den Schlachtfeldern in Ungarn und Italien, in Deutschland und den Niederlanden eine glorreiche Waffenbrüderschaft mit dem kaiserlichen Heere gemacht und es bedurfte wieder des ganzen Ueberwucherns französischen Geistes und französischer Politik, um, was zusammengehörte, so tief und fast ohne Heilung zu trennen. Für die innere Verwaltung seines Landes hatte Churfürst Friedrich eine wenig glückliche Hand, der Wohlstand gieng zurück und manche Uebel breiteten sich aus. Dagegen errang er seinem Hause jene Stellung im Kreise der europäischen Fürsten, welche ihm als Ziel des Ehrgeizes erschien, welcher aber doch auch eine tiefe Bedeutung für die Zukunft innewohnte: die Königskrone.

Die Ausdauer, mit der er dieses Ziel verfolgte, ist ein grosses Verdienst für sein Haus und sein Land gewesen und es erschiene sehr unberechtigt, dasselbe schmälern zu wollen.

Im „Kron-Vertrage" vom 27. November 1700 ist der Vertrag von 1686 im ersten Paragraphen neuerlich bestätigt und zwar von demselben König Friedrich I., der als Churprinz jene Vertragsabänderung über Schwiebus abgeschlossen hatte und der sonach selben als nunmehr dazu gehörig und unabänderlich ansehen musste, wenn Friedrich I. den „Kron-Vertrag" anders aufrichtig zu meinen entschlossen war.[1])

Ein belangreiches Document ruht im kaiserlichen Archive, ein Schreiben tiefen Dankes des ersten Königs von Preussen, desselben Königs, dessen Würde Kaiser Leopold I. trotz des allgemeinen Abmahnens und Warnens an den Churfürsten von

[1]) Staatsvertrag zwischen dem Kaiser und Churfürst Friedrich III. von Brandenburg; ratificiert zu „Cölln an der Spree" am 27. November 1700.

Im 3. Separat-Artikel erklärt der Churfürst: „also wollen Sr. churfürstl. Durchlaucht den Churprinzen und übrige an der Chur habende Successores vermittelst hinterlassender einer absonderlichen Disposition ermahnen und erinnern, dass so oft künftig, welches doch der Höchste lang verhüte, zu der Wahl eines römischen Kaisers oder Königs geschritten wird, Sie auf diese bei dem Erzhause Oesterreich mehr, als bei allen anderen etwa zu der Kaiserwürde aspirierenden Potentaten sich befindende Prärogation behörige Reflexion machen und ohne gar erhebliche triftige Ursache mit ihren Votis von mehrerwähntem Hause nicht abgehen mögen, jedoch Alles ohne Nachtheil des nicht weniger dem Churfürsten von Brandenburg, als anderen Churfürsten des Reiches kraft der goldenen Bulle Kais. Wahl-Capitulation und unverrückter Observanz zustehenden freien und ungebundenen juris suffragii, denen so wenig Se. Kais. Majestät und Se. churfürstl. Durchlaucht hiedurch im Geringsten zu derogieren nicht geneigt sind."

Brandenburg vertrauensvoll ertheilt hatte. In jenem Schreiben aber[1]) vom 16. December 1700 sprach derselbe Fürst, der freiwillig und durch Niemand betrogen, den Schwiebuser Kreis ebenso, wie damit seine veralteten schlesischen Beschwerden aufgegeben hatte, weil er des Kaisers Gunst brauchte zu seinen weitgehenden Wünschen, in warmen Worten von der empfangenen königlichen Würde: „Euer kais. Majestät gewinnen dadurch bei Mir und Meinem Hause eine unsterbliche Obligation."

Es war nicht so ferneliegend, dass man in Wien mit dieser Angelegenheit die früheren Querelen als beendet und begraben ansah.

„Ist es nicht klar, dass die Welt nie einen Tag lang Frieden haben wird, wenn es gestattet ist, veraltete Ansprüche gegen neuere Verträge und langen Besitz geltend zu machen? Die Gesammtheit der Bürger darf fordern, dass es für jeden Streit ein Ende gibt." [2])

König Friedrich I. hat manchen Landerwerb für Preussen gemacht, er legte den Keim zu vielem Gutem, das erst aufblühte, als es den Sturm einer folgenden Regierung ertragen und überdauert hatte, welche in allen Dingen fast der Gegensatz zum Regime Friedrich I. gewesen, von Milde und Feinheit der Sitte, von königlichem Prunk und Freude an Wissenschaft und Kunst nichts wusste, aber Ordnung schuf im Lande und es stark und tüchtig machte.

Aus dem besonders ökonomisch sehr üblen Zustand, in welchem König Friedrich I. sein neues Königreich hinterlassen, schuf sein Sohn Friedrich Wilhelm I. mit harter Hand, mit derber Arbeitslust, mit Willkür und Starrsinn, aber auch mit einem redlich für das Beste seines Volkes empfindenden Herzen einen Staat musterhafter Ordnung. Bürgerliche und politische Freiheit gediehen nicht unter seinem Regiment, der märkische Boden schien für solche Frucht nicht geeignet.

Dieses Königs ganzes Wesen war auf unmittelbar practische Ziele gerichtet. Er wollte nur immer ein williges, leistungsfähiges Land und Volk, als jeden Augenblick zu Diensten stehendes Werkzeug und nach Aussen hin allezeit „freie Hand", um zugreifen zu können, wo sich die Gelegenheit bot.

In Land und Volk hat er seine sich selbst gestellte Aufgabe reich erfüllt, Verwaltung und Finanzen kamen in treffliche Ordnung,

---

[1]) K. A. dipl. Act. 1700, XII., 10.

[2]) Macaulay.

über 10 Millionen Thaler baare Mittel lagen in den Cassen, die jährlichen Staats-Einnahmen waren 1739—40 bis auf 7 Millionen Thaler gestiegen,[1]) der Beamtenstand war in Pflichttreue und Rechtschaffenheit erzogen, die Armee in vorzüglichem Stande, über 63.000 Mann Infanterie, 17.000 Mann Cavallerie, dazu Artillerie und Ingenieure gerechnet, im Ganzen etwa 83.000 Mann stark;[2]) der König hatte eine Art Vorläufer der allgemeinen Wehrpflicht in seinem „Canton-Reglement vom 15. September 1733" geschaffen.

König Friedrich Wilhelm I. war aber auch einer der Fürsten, welche, ohne es nur zu ahnen, jenen völligen Zerfall des alten Römischen Reiches deutscher Nation reichlich förderten, der angebahnt war durch den westphälischen Frieden mit seiner Souverainität der einzelnen Reichsfürsten, mit seiner Loslösung von der Kaiserkrone, mit seiner Zersetzung auf allen Gebieten.

Der unaufhörlichen Steigerung dieser eigenen Souverainität, der völligen Unabhängigkeit von der gemeinsamen deutschen Reichspflicht, deren Erfüllung er wohl gelegentlich zu gewähren geneigt, in der er aber nie ein Gebot zu sehen gewillt war, hat König Friedrich Wilhelm I. sein Leben lang sein Streben gewidmet.

Das Verhältniss Friedrich Wilhelm I. zum Kaiserhofe wird von einem preussischen Autor als ein „ergeben vertrauenvolles" geschildert, um daraus Anklagen gegen Oesterreich wegen Undankbarkeit und Zurücksetzung ableiten zu können. [3])

Aber derselbe Autor widerspricht sich selbst, indem er an anderer Stelle den König in seiner einseitigen Politik so treffend schildert:

„In voller Schärfe erfasste Friedrich Wilhelm I. die so verstandene Souverainität, handhabte sie im Innern und nach Aussen. Sofort begann ihm das Zerwürfniss mit der österreichischen Politik, das in wechselnden Formen seine Regierung erfüllte. Er brauchte wohl den Ausdruck, „man müsse dem Kaiser geben, was des Kaisers ist", aber, so war seine Meinung, auch nicht mehr. Der Wiener Hof aber war eifrig daran, das verlorene Imperium herzustellen, der kaiserlichen Autorität auch die Reichsglieder,

---

[1]) Droysen, Geschichte der Preuss. Pol. IV_4, bringt den höchst interessanten „General-Etat über Einnahmen und Ausgaben der Kgl. Preuss. General-Finanz-Casse", sowie den „General-Kriegs-Etat", beide jedoch aus dem Jahre 1722, so dass diese werthvolle Uebersicht kein sicheres Bild mehr für die finanzielle Lage zur Zeit des Regierungsantrittes Friedrich II. bietet.

[2]) Preuss. Generalstabswerk, I., 41.

[3]) Droysen, Preuss. Pol., IV_4.

die ihr entwachsen waren, wieder zu unterwerfen, vor Allem den mächtigsten, den neben Oesterreich einzig mächtigen unter den deutschen Staaten, unter die alte Formel des Reiches zu beugen; ein Bestreben, dem nur zu gerne die deutschen und ausserdeutschen Nachbarn und Neider Preussens Vorschub leisteten. Durch des Königs Widerstand gegen die imperatorische Politik des Kaisers Carl VI. wurde dann, als dieser starb, der für die deutsche Geschichte entscheidende Act möglich: die Losreissung des Kaiserthums vom Wiener Hofe und den österreichischen Landen"[1]), also, darf beigefügt werden, die völlige Zertrümmerung der deutschen Reichsmacht.

Die der Macht des Kaisers gegenüber noch sehr geboten scheinende lange Zurückhaltung der Höfe hatte indessen nicht ausgeschlossen, dass die einzelnen mit der Miene besonderer Unbefangenheit und Friedfertigkeit den gelegentlichen Versuch machten, die ganze Beute oder doch ihren besten Theil durch einen überraschenden Vertrag oder einen politischen Streich dem Nebenbuhler vor den Augen wegzunehmen und ein solcher Versuch liegt auch schon in der anscheinenden Bereitwilligkeit, mit der die in Spanien allein massgebende herrsch- und habsüchtige Königin Elisabeth Farnese, die Gemahlin Philipp V., in der Jagd nach Kronen für ihre beiden Söhne Carl und Philipp, sich plötzlich mit dem bisher so hart bekämpften Kaiser Carl VI. im „Wiener Bündniss" vom 30. April 1725 vertrug.

Bei diesem versöhnlichen Acte war der Hintergedanke der Königin von Spanien kein anderer, als eine Heirath des durch den Tod seines Bruders Don Luis nun zum Erben der spanischen Krone berufenen zweiten Sohnes aus erster Ehe Philipp V., Don Ferdinand, mit des Kaisers ältester Tochter Maria Theresia und damit eine Wiedervereinigung des ganzen habsburgischen Erbes in der Hand eines Bourbons, sowie eine weitere Verbindung ihres eigenen ältesten Sohnes, des Infanten Carl, mit einer österreichischen Erzherzogin und der Mitgift einer italienischen Fürstenkrone.

Dieser Schachzug Spaniens verursachte grosse Aufregung unter den übrigen Mächten, nicht des bedrohten Interesses des Kaisers wegen, sondern weil ihre eigene gehoffte Beute gefährdet schien.

In der Idee englischer und französischer Staatsmänner wurde sofort die alte Sorge vor einer Vereinigung der österreichischen und

---

[1]) Droysen, Pr. Pol. IV_3, 413.

spanischen Monarchieen wieder lebendig und der Umstand, dass dies doch nur in der Hand eines spanischen Bourbons geschehen konnte, milderte die Besorgnisse Frankreichs nicht. England aber ängstigte sich um seine Geschäftsinteressen, wie um Gibraltar und dem eifrigen Bemühen der beiden Staaten gelang es, dem österreichisch-spanischen Vertrage ein militärisches Bündniss entgegenzustellen, dem auch König Friedrich Wilhelm I. von Preussen beitrat. Es galt, das Haus Oesterreich zu „abaissieren, so viel es möglich sei" und eine Theilung der Erblande vorzunehmen, sobald der Kaiser sterbe.[1]) Dem König von Preussen wurde die Besitznahme von Schlesien, die Erwerbung der Pfalz-Neuburg'schen Hälfte von Jülich und Berg in Aussicht gestellt, Friedrich Wilhelm zeigte sich auch nicht abgeneigt, sofort gegen den Kaiser loszuschlagen, aber zunächst kam es nur zu dem Schutzbündnisse zu Herrenhausen am 3. September 1725.[2])

Dem Kaiser gelang dagegen die Annäherung an Russland und Friedrich Wilhelm I. liess sich durch Feldzeugmeister Graf Seckendorff bald wieder von der überwiegend nur englischen Interessen dienenden Allianz abbringen. „Wir müssen uns coute qui coute mit der russischen Kaiserin verbinden, das ist recht unser Interesse." Er bot jetzt dem Kaiser selbst seine allerdings gewichtige Hilfe „gegen raisonnable Douceurs". In diese Zeit fällt auch jene originelle Idee des immer arbeitsfreudigen Königs, „in Sr. kais. Majestät Dienste zu gehen, Dero Armeen zu commandieren, Finanzen zu regulieren und die Oekonomie des Allerhöchsten Hauses Oesterreich so einzurichten, dass ohne Abgang des übrigen Aufwandes 300.000 Mann auf den Beinen gehalten werden könnten."[3])

Dieser Vorschlag, der allerdings in seinem letzten Theile der pragmatischen Sanction die beste Gewähr gegeben hätte, wurde

---

[1]) Feldzüge des Prinzen Eugen, XVIII., 246.

[2]) Wie Churfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1683, so befasste sich auch König Friedrich Wilhelm I. mit dem Gedanken, Schlesien mit Waffengewalt dem österreichischen Besitze zu entringen. Der „österreichische Veteran" sagt darüber: „wenn man bedenkt, dass das Project, dem Kaiser durch Hilfe des Königs von Preussen Schlesien zu entreissen, schon im Jahre 1725 auf dem Tapet gewesen, als nämlich die Höfe von Frankreich und England über dem zwischen Oesterreich und Spanien eingefädelten geheimen Bündnisse Argwohn schöpften. König Friedrich Wilhelm I. war nicht abgeneigt, die Ausführung dieses Projectes zu übernehmen." Cogniazzo, Geständnisse eines österreichischen Veteranen, II. 35.

[3]) H. H. u. St. A. Grosse Correspondenz Nr. 126. Seckendorff an Eugen aus Berlin und Meuselwitz. Feldzüge des Prinzen Eugen, XVIII. 251.

nicht weiter verhandelt, dagegen ein Vertrag mit Friedrich Wilhelm I. geschlossen, der die pragmatische Sanction und die preussische Erbfolge gegenseitig garantierte, sowie die Unterstützung des Kaisers beim Erwerb von Berg und Ravenstein für Preussen aus dem Jülich-Cleve'schen Erbe zusicherte.[1])

Der Kaiser brachte es indessen nicht zustande, die Einwilligung des Churfürsten von der Pfalz im Namen der Linie Pfalz-Neuburg, auf deren Erlöschen gewartet wurde, zu der Uebergabe von Berg und Ravenstein an Preussen zu erlangen und so trat der Vertrag von Wusterhausen vom 12. October 1726 nie in Geltung. Neue Verträge folgten, der „geheime Berliner Tractat" vom 23. December 1728 erneuerte im Wesentlichen die Wusterhausener Vereinbarung. König Friedrich Wilhelm I. war, seiner leidenschaftlichen Art nach, die ihn freilich nur zu steten politischen Schwankungen und Wechseln führte, nun von regem Eifer für den Kaiser, der einer Bethätigung indessen nicht bedurfte, da der Kaiser mit seinen diplomatischen Mitteln auch die von den Westmächten drohenden Gefahren wieder zu beseitigen wusste.

So setzte sich Friedrich Wilhelm I. auch auf dem Regensburger Reichstage für die Anerkennung der pragmatischen Sanction lebhaft ein und er beschleunigte auch ohne Zweifel diese Anerkennung, obgleich sie bei den gegebenen Verhältnissen auch ohne ihn sicher erlangt worden wäre. Zuverlässig und von wirklichem Gewinne konnte diese Anerkennung ohnehin nicht sein, die mächtigen Fürsten Deutschlands warteten doch nur auf die Gelegenheit, ihrem Nutzen dabei zu dienen.

Die formell noch bestehende Quadrupel-Allianz Englands, Hollands, Frankreichs und des Kaisers war im Zerfallen begriffen. Der Kaiser, im schweren Krieg mit der Türkei, fand in England und Holland nur feindselige Haltung statt der gehofften Unterstützung. In England drängte Alles zum Kriege gegen Spanien, des leidigen Handelsgewinnes wegen, die Welt stand am Vorabende grosser Kämpfe. Der König von Preussen war im Begriffe, seine Ansprüche auf Jülich-Berg mit den Waffen in der Hand zu vertreten, das politische Gegengewicht der grossen Mächte erwies sich als unzulänglich, da England und die General-Staaten sich in einen förmlichen Gegensatz gegen den Kaiser und Frankreich brachten. Der tiefere Gegensatz zwischen Frankreich und England bildete den Grundton.

---

[1]) Siehe Tafel „Jülich-Berg'sche Erbfolge".

Inzwischen hatte Preussen im Vertrauen auf Russlands Unterstützung „gross Spiel begonnen".[1])

Die militärischen Massnahmen und das brüske Auftreten des Berliner Hofes seit Februar 1738 konnten nicht mehr ungeschehen gemacht werden, Friedrich Wilhelm I. sah die Successionsfrage von Jülich-Berg nun einmal als eine „affaire d'honneur et point d'intérêt" an, also „werde nicht nachgeben".

Aber Russlands Hilfe war nicht mehr so sicher, als man in Berlin geglaubt. Die Verhandlungen schleppten sich bis in den August 1738. Es war wieder einmal eine Zeit gekommen, in der Preussen sich durch seine wetterwendische, unsichere Politik fast isoliert sah und nun fanden auch wieder leise Annäherungsversuche Frankreichs in Berlin williges Gehör.[2])

Frankreich bot seine guten Dienste zu einem Ausgleich wegen Jülich-Berg, König Friedrich Wilhelm I. erklärte sich bereit, sich mit Frankreich in ein Einvernehmen zu setzen „und gegen Versicherung von Verschaffung des Herzogthums Berg mit Düsseldorf, mit dieser Krone eine genaue Allianz" zu schliessen. Die Gegenansprüche von Pfalz-Sulzbach, deren Berechtigung nicht wohl abzuleugnen war, wünschte Friedrich Wilhelm I. mit Geld abzufinden.

In seiner gewohnten Art schwankte der König nun lange zwischen den englischen und französischen Lockungen, die Klage war wohl berechtigt, „es lasse des Königs von Preussen bekannte Unbeständigkeit" keinen sicheren Verlass auf seine Freundschaft zu.[3]) Je nachdem er sich nach der einen oder anderen Seite wandte, stiegen und sanken die Sympathien für ihn in London oder in

---

[1]) Droysen, Preuss. Pol., IV$_3$, 337.

[2]) Wenn moderne Historiker Preussen jederzeit die Eroberung und Erweiterung als ein natürliches Recht zuzugeben gewohnt sind, so fehlen eben so sicher für alle Zeiten, in denen Preussen sich vereinsamt und gefährdet sah, die herkömmlichen Klagen nicht, dass der Kaiser getrachtet habe, Preussen zugrunde zu richten, um „das protestantische Wesen für immer niederzuwerfen". So hat auch Droysen eine Darstellung bewegender Ideen in der Politik zu Tage gebracht, die schwer zu beweisen sein dürfte. Die in Untersuchung befindlichen Heerführer aus dem unglücklichen Türkenkriege werden ihm plötzlich „protestantische Märtyrer", die man geopfert habe, ein Carl VI. erscheint ihm als in den Händen der „clericalen Macht" und in den Armen Frankreichs, um den Protestantismus zu vernichten, desselben Frankreichs, mit dem eben Friedrich Wilhelm I. in eifrig begonnener Verhandlung stand.

[3]) Auch Prinz Eugen beurtheilte bei anderer Gelegenheit den König in ähnlicher Weise. Er fand, „dass auf dergleichen Herren, welche von einem Tag zum andern sich ändern, niemals Rechnung zu machen sei."

Paris. Der Kaiser, den in der Jülich-Berg'schen Successionsfrage keine andere Absicht leiten konnte, als um des von Frankreich unterstützten Pfalz-Sulzbach'schen Prinzen wegen es nicht zum unabsehbaren Kriege mit Frankreich kommen zu lassen, hielt sich auch jetzt zurück und Preussen hatte zu erwägen, ob es allein den Krieg mit Frankreich aufnehmen wolle oder ob es sich mit diesem Lande verständige.

Es gab auch noch ein Drittes: die Austragung der Jülich-Berg'schen Besitzfrage in ruhigerer und gelegenerer Zeit, wie es der Kaiser wollte. Noch lebte ja der rechtmässige Besitzer, Churfürst und Pfalzgraf Carl Philipp vom Neuburg'schen Hause, der 1738 siebenundsiebzig Jahre zählte. Seinen Tod wenigstens abzuwarten, wäre billig gewesen. Dazu vermochte sich die heftige Natur Friedrich Wilhelm I. nicht zu verstehen.

Wohl stand die Sache nicht so schlimm, wie sie ein neuerer Historiker schildert:

„Sollte Preussen den Seemächten und dem Wiener Hofe und anderen Nachbarn und Neidern das Vergnügen machen, die Dinge zum Aeussersten zu treiben, es zu einem Waffengange mit Frankreich kommen zu lassen, der im glücklichsten Falle des Königs Schatz erschöpft, seine Armee schwer mitgenommen hätte und gar jetzt, wo Frankreich auch die Schweden zur Verfügung hatte und England die Hannoveraner sammt den Dänen loslassen konnte und die Holländer sich geschwind Ravenstein's versichert haben würden und der Kaiser wenigstens die Reichsacht verhängen konnte, mit der die Sachsen, Bayern, Cölner, Bamberger, die ganze Meute der deutschen Brüder, oder wie man damals sagte, die Reichspatrioten, losgebrochen wären?"[1])

„Es war also nicht des Königs Schuld, dass diese reindeutsche Sache in dies undeutsche Fahrwasser gekommen war."[2]) Friedrich Wilhelm I. war aber nun doch in diesem Fahrwasser und fand seinen Vortheil darin gewahrt.

Der Vertrag Friedrich Wilhelm I. mit Frankreich vom 5. April 1739 bestimmte für den Todesfall des Pfalz-Neuburger Fürsten eine Theilung der Herzogthümer Berg und Jülich zwischen Preussen und der Pfalz gegen Garantie der katholischen Religion in den an Preussen fallenden Gebieten, Zahlung einer Million Thaler an die Pfalz, Geheimhaltung des Vertrages. Falls

---

[1]) Droysen, Preuss. Pol. IV3, 356.

[2]) Droysen.

Das Haus Wittelsbach

mit besonderer Berücksichtigung der Pfälzer Linien: Chur-Pfalz, Pfalz-Simmern, Pfalz-Neuburg und Pfalz-Sulzbach.

Ludwig II. Severus

Herzog in Ober-Bayern und Pfalzgraf am Rhein. geb. 1229. succ. 1253. gest. 1294. III. Gemahlin **Mathilde,** Tochter Kaiser Rudolph von Habsburg, gest. 1301.

Die Linie Pfalz.

1. Rudolf I., geb. 4. October 1274 succ. 1294. resign. 1317, gest 1319. Gemahlin Mathilde von Nassau Tochter des deutschen Kaisers Adolph und *der Kaiserin Imagina*, geb. Grafin von Ysenburg. geb. 1280. gest. 19. Juni 1323.

2. Adolph I., geb. 27. September 1300. gest. 29. Januar 1327.

3. Rudolf II., geb. 8. Aug 1306. erhielt 1327 mit seinem Bruder Ruprecht I. die Pfalz, gest. 4. Oct. 1353

4. Ruprecht I., geb. 9. Juni 1309, succ. 1327 als Pfalzgraf. 1353 allein, gest. 16. [illegible] 1390. Zweite Gemahlin Beatrix von Jülich, [illegible]ter Herzog Wilhelm [illegible] Jülich und Berg, geb [illegible] gest. 16. Mai 1[illegible].

5. Ruprecht II., geb. 1325. regierte mit seinen vorgenannten Oheimen, gest. 14. Febr. 1389.

6. Ruprecht III., geb 5. Mai 1352, succ. als Churfürst 1398, wird 1400 Kaiser von Deutschland, gest. 18 Mai 1410. Gemahlin: Elisabeth von Hohenzollern, Tochter des Burggrafen Friedrich V. von Nurnberg.

7. Ludwig III., geb. 23. Januar 1378, succ. 1410 in der Pfalz, resign. 1436, gest. 30. Dec. 1436

8. Ludwig IV., geb. 1 Januar 1424. succ. 1436. gest. 13 Aug. 1449.

9. Friedrich I., geb. 1. Aug. 1425. Regent seit 1449 für seinen Neffen Philipp, ward 1452 Churfürst von der Pfalz, gest. 12. Dec. 1476.

10. Philipp, geb 14. Juli 1448 succ 1449. gest. 28 Febr. 1508.

11. Ludwig V., geb. 2 Juli 1478. succ. 1508 gest 16. März 1544.

Rupert Virtuosus, geb. 1481. gest. 14. Sept. 150[illegible].

12. Friedrich II., geb. 9. [illegible] 1482. succ. 1544. ge[illegible] [illegible]. Febr. 1556.

13. Otto Heinrich, geb 10. April 1502. succ. seinem Oheim Friedrich II. 1556. gest. 12. Febr. 1559 ohne Erben.

Ludwig IV., Herzog von Bayern

und Römischer Kaiser. geb. 1. April 1282, gest. 11. Oct. 1347.

Ludwig V., gest 1361.

Meinhard, gest. 1363

Stephan II., reg. von 1363—1375.

Johann II., gest. 1397.

Ernst, gest 1438.

Albrecht II. (III.), gest. 1460.

Johann IV., gest. 1463.

Sigmund, verzichtet 1467.

Albrecht III. (IV.), gest. 1508.

Wilhelm IV , (S. Bayern-Oesterreich S. 927).

Die Linie Pfalz-Simmern.

Stephan. geb. 1385. succ. als Pfalzgraf von Simmern u. Zweibrücken. resign. 1453, gest. 14. Januar 1459.

Friedrich, geb. 16. Nov. 1417. succ. 1453, gest. 28. Januar 1480.

Johann I., geb. 15. Mai 1459. succ. 1480. gest. 27. Januar 1509.

Johann II., geb. 21. März 1492. succ. 1509, gest. 18. Mai 1557.

14. Friedrich III., geb. 14. Febr. 1515, succ. als Churfürst von der Pfalz 1559. gest. 26. October 1576.

15. Ludwig VI., geb. 4 Juli 1539. succ. 1576, gest. 22. October 1583.

16. Friedrich IV., geb. 5. März 1574, succ. 1583. gest. 9. September 1610.

17. Friedrich V., geb. 16. Aug. 1596, succ. 1610, wurde 5. September 1619 zum König von Böhmen gewählt, gekront zu Prag 4 Nov. 1619. vertrieben 8 Nov. 1620. geachtet 1621. gest. 19. Nov. 1632. Gemahlin: Elisabeth Stuart von England. geb. 19. Aug 1596, gest. 23. Februar 1662.

18. Carl I. Ludwig, geb. 22. Dec. 1617. ward 1648 als Churfürst restit., gest. 1. Januar 1680.

19. Carl II., geb 10. April 1651. succ. 1680, gest. 26. Mai 1685 ohne Erben.

Die Linie Pfalz-Neuburg.

Ludwig I., geb. 1421. succ. 1459 zu Veldenz und Zweibrucken, gest. 19. Juli 1489.

Alexander, geb. 26. Nov. 1462. succ. 1489. gest. 31. Oct. 1514.

Ludwig II., geb. 1502. succ. in Zweibrücken 1514. gest. 3. December 1532.

Wolfgang, geb. 26. Sept 1526. succ. 1532. erbte 1559 Neuburg, Sulzbach. Birkenfeld etc. von dem Churfürsten Otto Heinrich. gest. 11. Juni 1614.

Philipp Ludwig, geb. 2. Oct. 1547, succ. zu Neuburg 1569. gest. 22. Aug. 1614 Gemahlin: Anna von Cleve, Tochter des Herzogs Wilhelm von Cleve Jülich und Berg, u. der Herzogin Maria, Erzherzogin v. Oesterreich, gest. 16. October 1632.

Wolfgang Wilhelm, geb. 4. Nov. 1578, succ. 1614. gest. 20. März 1653.

20. Philipp Wilhelm, geb. 4. Oct. 1615. succ. 1653 und 1684 dem Churfürsten Carl II. als Churfürst der Pfalz, gest. 2. September 1690.

21. Johann Wilhelm, geb. 19. April 1658. succ. 1690. gest. 18. Juni 1716.

22. Carl Philipp, geb. 4. Nov. 1661. succ. seinem Bruder 1716, gest. 31. Dec. 1742 ohne Erben.

Die Linie Pfalz-Sulzbach.

August, geb 2. Oct. 1582. succ. zu Sulzbach 1614. gest. 14. August 1632.

Christian August, geb. 26. Juli 1622, gest. 23. April 1708

Theodor, geb. 14. Febr. 1659, succ. 1708. gest. 11. Juli 1733.

Johann Christian, geb. 23 Januar 1700, succ. 1733, gest. 20. Juli 1733.

23. Carl Theodor, geb. 11. Dec. 1724, succ. dem Churfürsten Carl Philipp als Churfürst von der Pfalz 1742.

Die Jülich-Berg'sche Erbfolge.

Wilhelm,

Herzog zu Jülich, Cleve, Berg, Graf zu der Mark und Ravensberg. Herr zum Ravenstein. geb. 28. Juli 1516, succ dem Vater Johannes III. 1539, erbt Geldern vom Herzog Carl Egmond 1538, muss 1543 Geldern dem Kaiser Carl V. abtreten, gest. 25. Januar 1592. Gemahlin: **Maria,** Tochter Kaiser Ferdinand I., verm. 1546, gest. 1584.

Johann Wilhelm, letzter Herzog zu Jülich, Cleve u. Berg, geb. 28. Mai 1562. gest. 25. März 1609 ohne Erben. 1. Gemahlin: Jacobäa v. Baden. 2. Gemahlin: Antonia von Lothringen.

Maria Eleonore, geb. 25. Juni 1550, gest. 1608, verm. mit Albert Friedrich zu Brandenburg, Herzog in Preussen, geb. 29. April 1553, gest. 8. Aug. 1618.

- **Anna,** geb. 3. Juli 1576, gest. 30. März 1619, verm 30. Oct. 1594 mit Joh. Sigismund, Herzog zu Brandenburg, Herzog in Preussen, geb. 8. Nov. 1572, eignet sich Jülich, Cleve und Ravensberg an, erhält aber im Vertrage von Xanten Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein.
- **Georg Wilhelm,** geb. 21. Nov. 1595. gest. 1. Dec. 1640.
- **Friedrich Wilhelm** erhält durch den Vertrag vom 9. Sept. 1666 Cleve, Mark und Ravensberg. (Siehe Phil. Wilhelm von Pfalz-Nassau).
- **Friedrich I.,** Churfürst von Brandenburg, König von Preussen.
- **Friedrich Wilhelm I.,** Im Vertrage von Sondershausen, 12. Oct. 1726, wird ihm der Besitz von Berg garantiert, wofür er den Ansprüchen auf Jülich entsagt. Im Vertrage von Berlin, 23. Dez. 1728, verpflichtet er sich, bei Lebzeiten Carl Philipp's keine Ansprüche auf Berg zu erheben und im Vertrage vom 5. April 1739 verzichtet er, gegen einen Theil von Berg, auf den Rest der Jülich-Berg'schen Erbschaft zu Gunsten des Hauses Pfalz-Sulzbach.
- **Friedrich II.**

Anna, geb. 1. März 1553, [illegible] 1632, vermählt mit: Philipp Ludwig zu Pfalz-Neuburg. Eignet sich Berg, Mark und Ravenstein an

- **Wolfgang Wilhelm** succ. 1614 in Pfalz-Neuburg, verm. mit Magdalena von Bayern, erhalt im [illegible]trage von Xanten, 12. Nov. 1614. Julich und Berg
- **20. Philipp Wilhelm** schliesst am 9. Sept. 1666 mit dem Churfürsten Friedrich Wilhelm von Preussen einen Erbvergleich, nach welchem er Julich und Berg behält. Nach dem Aussterben des Mannstammes der einen Linie hat die ander zu erben.
- **21. Johann Wilhelm.**
- **22. Carl Philipp** succediert seinem Bruder Joh. Wilhelm 1716 als Churfürst von der Pfalz und behalt durch die Verträge von Wusterhausen 1726 und Berlin 1728 Jülich und Berg, gest. 31. Dec. 1742.
- **23. Carl Theodor** von Pfalz-Sulzbach, succ. seinem Vater Johann Christian von Pfalz-Sulzbach in Pfalz-Sulzbach, dem Churfürsten Carl Philipp als Churfürst von der Pfalz. In dem Vertrage vom 10. Febr. 1738 wird ihm der Besitz von Jülich, in dem vom 13. Januar 1739 Berg und Ravenstein und in dem vom 5. April 1739, nach dem Verzicht Preussens, der Rest der Jülich-Berg'schen Erbschaft garantiert.

Magdalena, verm. mit dem Pfalzgrafen Johann zu Zweibrücken.

Sibylla, verm. in erster Ehe mit dem Markgrafen von Baden, in zweiter mit Carl von Oesterreich.



der Pfälzer Churfürst in diese Abmachung nicht einwillige oder vor der geschehenen Einwilligung starb, sollte Preussen ohne Hinderniss von Seite Frankreichs Besitz von seinem Theile nehmen und Frankreich übernahm für diese Länder die Garantie „de toutes ses forces", „contre toute autre puissance sans exception"[1]). Geheime Artikel vereinbarten zwar einen gelegentlichen Versuch, die Zustimmung des Kaisers zu erlangen, ohne von derselben die Giltigkeit des eingegangenen Vertrages abhängig zu machen.

In diesem Vertrage lagen die Grundlinien einer gemeinsamen Politik, welche Preussen und Frankreich im Falle des allerdings wahrscheinlich noch fernen, aber doch zu erwägenden Todes des Kaisers aufzunehmen vermochten und welche nichts Anderes bezwecken konnte, als mit Beiseitesetzung der vertragsmässig anerkannten pragmatischen Sanction, aus dem Erbe des alten Hauses, aus dem rechtmässigen Besitze der jungen Fürstin freie Beute für Jeden zu machen, der nach Macht und Mitteln zuzugreifen vermochte.

„Es wird ein Donnerschlag für den Wiener Hof sein, wenn er den Vertrag erfährt," schrieb der König.

Die harte Herrschaft, die Friedrich Wilhelm I. in seinen Ländern geführt, hatte, wie seine wankelmüthige Politik, dem preussischen Staate überall Abneigung und Misstrauen erweckt. Der Freund, den der König in seinen letzten Regierungsjahren noch suchte und fand, war der zweifelhafteste, den er gewinnen konnte, Frankreich.

Am 31. Mai 1740 schied König Friedrich Wilhelm I. aus dem Leben, versöhnt und wieder geeinigt mit seinem Sohne und Thronfolger Friedrich, den er in fast unnatürlicher Erbitterung Jahre lang förmlich verfolgt, den er mit Gewalt zu beugen und zu brechen versucht hatte und der ihm doch nur, geistig so weit überlegen, immer unverstanden und unbegriffen gewesen.

„Der alte gute Freund Kaiser Carl VI.", König Friedrich Wilhelm I. in Preussen, war gestorben und „ihm folgte das grosse, das wunderbare Genie, von dem Deutschland dereinst wiederholen wird, was Tacitus von Caesar gesagt: Es wäre für Rom zu wünschen gewesen, dass er entweder nie geboren oder nie gestorben wäre."[2])

Im Vollgefühle seiner Kraft übernahm Friedrich II. die Regierung.

---

[1]) Droysen, Preuss. Pol. IV4. Zur Geschichte Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I.

[2]) Moser, Contrast der Begriffe: gut oder nicht gut kaiserlich. 1766.

Ueber den Regierungswechsel berichtete Voltaire aus Brüssel an d'Argenson: „Wissen Sie, dass sich in Berlin die ganze Welt auf der Strasse umarmt, sich beglückwünschend über die ersten Schritte seiner Regierung? Ganz Berlin weint vor Freude, für seinen Vorgänger hat Niemand geweint, das weiss ich."

Unmittelbar nach seinem Regierungsantritte verstärkte Friedrich II. seine Armee um 16 Bataillone, 6 Husaren-Escadronen und eine Escadron Gardes du corps und gleichzeitig schuf er eine neue Akademie der Wissenschaften. „Eine Armee und eine Akademie aufstellen an demselben Tage, um derselben Politik zu dienen, das war ganz Friedrich."[1])

Ueber die Gesichtspuncte, unter denen König Friedrich II. die Lage in Europa zur Zeit seiner Thronbesteigung ansah, schreibt er selbst in seinen „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatskörpers":

„Es herrschte in der Welt ein Vorurtheil, das den Plänen Frankreichs ungeheuren Schaden brachte; diesem schädlichen Vorurtheil lag ein alter Irrthum zu Grunde, der sich durch seine längere Dauer nur ein umso grösseres Gewicht verschaffte; man flüsterte sich zu, dass Frankreich nach der Universal-Monarchie strebe; darin indessen that man ihm grosses Unrecht. Diese Idee ganz allein hatte all' die grossartigen Pläne Ludwig XIV. aufgehalten und nicht wenig dazu beigetragen, seine Macht zu Boden zu werfen."[2]) Und vom polnischen Thronfolgekrieg sprechend:

„Dies sei zur Ehre Frankreichs und zum Beweise seiner Mässigung gesagt: jene Sieger, welche mit Lorbeer bedeckt und augenscheinlich von ihren Siegen ermüdet waren, bieten dem Kaiser, ihrem besiegten Feinde, den Frieden an."

„Nun hat Frankreich nach dem letzten Friedens-Vertrage noch die Garantie der pragmatischen Sanction übernommen; dadurch ist

---

[1]) Broglie, I., 43.

[2]) Friedrich II., „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatskörpers." In seiner „Histoire de mon temps" spricht sich der König über die seiner Ansicht nach berechtigten Ziele Frankreichs noch bestimmter aus: „Das natürliche Streben (der Plan) Frankreichs richtet sich auf seine grössere Festigung und auf das, was seine Macht für immer begründen kann. Man braucht nur eine geographische Karte zur Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, dass die natürlichen Grenzen dieser Monarchie sich bis an den Rhein zu erstrecken scheinen, dessen Lauf wie eigens gemacht aussieht, um Frankreich von Deutschland zu trennen..." (Histoire de mon temps. Redaction 1746. I. Preuss. Staats-Schriften, IV., 206.)

es gezwungen, sich auf jeden Fall nach dem Tode des Kaisers mit den deutschen Verhältnissen zu befassen."

„Es ist völlig klar, dass die Ziele des kaiserlichen Hofes dahin gehen, das Kaiserthum im Hause Oesterreich erblich zu machen. Zu diesem Zwecke hat er die pragmatische Sanction veranlasst, hat er alle deutschen Fürsten aufgewiegelt, einen Artikel in den Friedens-Schluss eingefügt, eine Unmasse Sonderverträge abgeschlossen; ebenso wahr ist es, dass das Haus Oesterreich dem Reiche mit der Zeit das Wahlrecht zu entziehen, die schiedsrichterliche Gewalt dauernd an seinen Stamm zu befestigen und die demokratische Verfassung, welche seit undenklichen Zeiten Deutschland zu Eigen gewesen ist, in eine monarchische umzuwandeln wünscht."

„Es bleibt mir jetzt übrig, das Verfahren des kaiserlichen Hofes offen darzulegen."

„Bei der polnischen Angelegenheit wird man an ihm viel Zutrauen zu seinen Kräften bemerkt haben, obgleich er sich in Wahrheit den Anschein geben wollte, als mische er sich nicht in dieselbe. Man wird ebenso im Stande gewesen sein, jenen unerträglichen Hochmuth zu bemerken, mit dem er nicht allein seine Untergebenen, sondern auch seines Gleichen zu behandeln sich bestrebte. Man wird leicht zu entdecken vermögen, dass seine Politik das Ziel verfolgte, den Despotismus und die Souverainität des Hauses Oesterreich im Reiche herzustellen, ein Unternehmen, das nicht so leicht war, angesichts der Macht so vieler Churfürsten, die man nicht ohne Weiteres unterdrücken kann."[1])

Nach seiner Thronbesteigung suchte Friedrich II. sofort Fühlung mit Frankreich. Er sendete seinen Vertrauten, Oberst Camas, unter dem „prétexte", den Tod des Königs, seines Vaters, anzuzeigen, nach Paris[2]), wo derselbe am 10. Juli ankam.

Die Wahl Camas' zu einer Mission, die bedeutungsvoller gewesen zu sein scheint, als die dürftigen Anhaltspuncte feststellen lassen, welche aus der „Politischen Correspondenz" und dem Pariser Archiv nachweisbar sind, war eine äusserst geschickte; die Verbindung des „preussischen Officiers und französischen Hugenotten und Refugiés" in derselben Person konnte für den beabsichtigten Zweck und eine Vertrauensaufgabe nicht glücklicher sein.

---

[1]) Friedrich II., Betrachtungen.

[2]) Polit. Correspondenz Friedrich d. Gr. I. 4. Siehe Anhang Nr. III.

Voltaire bezeichnet ihn als „einen besser unterrichteten Mann, als es sonst gewöhnlich Adjutanten sind".[1])

So wenig klar der Zweck der Mission Camas' nach den gegebenen schriftlichen Instructionen und Correspondenzen ist, so wünschte der König doch, damit nach auswärts eine gewisse Wirkung zu erzielen.

„Sie werden," gab er am 18. Juni dem nach Hannover entsendeten ausserordentlichen Gesandten Obersten Grafen Friedrich Sebastian Truchsess von Waldburg als Instruction mit, „die Sendung des Camas nach Frankreich sehr verwerthen. Sie werden mit einer eifersüchtigen Miene sagen, dass dies einer meiner Geheimen ist, dass er mein Vertrauen besitzt und dass er nicht nach Frankreich geht, um Perlen aufzufädeln."[2])

Camas wurde in Paris sehr zuvorkommend empfangen. In der ersten Besprechung am 11. Juli mit dem Cardinal Fleury bedauerte dieser mit lebhaften Worten den Tod des Königs Friedrich Wilhelm I., an dem „Frankreich einen guten Verbündeten" verloren habe. „Dies hiess indirect auf den Gegenstand kommen," meldet Camas, der die Bemerkung des Cardinals damit erwiderte, „dass es Sr. Allerchristlichsten Majestät sehr leicht sein würde, den Verlust wieder gutzumachen", wenn man ehrlich mit König Friedrich II. unterhandeln und das gegenseitige Interesse als Grundlage für alle Verträge nehmen wolle.[3])

Am 21. Juli bezeichnete Camas schon den bestehenden Vertrag Preussens mit Frankreich über die Erbfolge und Theilung in Jülich-Berg als unzulänglich, er versicherte, dass der König „eine solide Allianz mit Frankreich wünsche" und schilderte die Vortheile einer solchen Verbindung für Frankreich, ohne indessen den Cardinal aus seiner vorsichtigen Haltung bringen zu können.[4])

---

[1]) Corresp. Voltaire II. 470.

[2]) Polit. Corresp. I. 10.

[3]) Bericht Camas' an den König. 14. Juli. Preuss. Staats-Archiv.

[4]) Es finden sich zwar Schreiben des Königs und Fleury's, einen Meinungsaustausch über die Jülich-Berg'sche Angelegenheit enthaltend, vor, der indessen fast kaum für mehr als ein hinhaltendes, bedeutungsloses Verhandeln angesehen werden kann. Um diese wenigen Ergebnisse einer politischen Verhandlung zu zeitigen, hätte es gewiss der Entsendung eines ausserordentlichen Gesandten, wie Camas, nicht bedurft.

Einige flüchtige Hindeutungen auf den Wunsch nach einer Allianz, einige lebhafte Aeusserungen des Königs über den Werth, den seine Allianz für Frankreich haben könne, sind das Wesentlichste darin, aber die an sich so unbedeutende bergische Frage vermag einen glaubwürdigen Hintergrund für solche Zukunftsbilder gewiss nicht zu gewähren. (Preuss. geh. Staats-Archiv unter R. 96,30 C.)

Offener zeigte sich aber der Vertraute Amelot's, des Ministers des Auswärtigen, Pequet, der Camas gegenüber sich schon zu der Andeutung verstieg, dass von dem Jülich-Berg'schen Vertrage ausgehen „doch nur mit einer kleinen Sache anfangen heisse, dass es deren bedeutend grössere gebe, auf welche man die Freundschaft und das Bündniss der beiden Könige gründen könne".

In einem Berichte vom 26. Juli war Camas bereits in der Lage, über den wichtigen Fragepunct: Wie steht Frankreich gegenwärtig mit dem Kaiser, was denkt es über die künftige Wahl eines römischen Königs und über die pragmatische Sanction? Auskünfte ertheilen zu können. Der Kaiser könne in Folge seiner schlechten Lage „nichts Besseres thun, als ruhig zu bleiben und der Cardinal sei entzückt, den Rivalen seines Herrn in einer so schwächlichen Lage zu sehen". Frankreich werde die Kaiserkrone nicht für sich selbst erreichen können, aber es werde trachten, „dass der zum Kaiser Gewählte schwach sei, damit er diese Würde nicht an sein Haus fesseln könne". Der Cardinal wünsche durchaus nicht, „dass die Staaten des Kaisers nach seinem Tode unter demselben Oberhaupt bleiben, er rechne, dass es eine solche Verwirrung in der ganzen Erbfolge geben werde, dass er vielfach Beweggründe fände, um sich der zugesagten Garantie zu entziehen und dass er durch Fischen im Trüben seine Versuche, sich, sei es am Rhein oder in den Niederlanden, abzurunden, werde fortsetzen können."

Auf Befehl des Königs eilte Camas am 27. August plötzlich nach Wesel, wohin auch Friedrich II. auf einer Incognito-Reise, die er nach Westphalen unternahm und bis Strassburg ausdehnte, sich begab und wo er ihn zu sprechen wünschte.

In dem Schlosse Moyland bei Cleve fand bei dieser Gelegenheit die erste Zusammenkunft des Königs mit Voltaire statt.

Wie König Friedrich den Obersten Camas nach Paris, so sandte auch Frankreich nach der Abreise Camas' einen ausserordentlichen Gesandten, den Maréchal de camp Ludwig Marquis Beauvau nach Berlin, um den König zur Thronbesteigung zu beglückwünschen und Informationen über die Lage unter dem neuen König zu sammeln.

Camas kam Ende September, mit einem ausserordentlich warmen Schreiben König Friedrich II. an Fleury ausgerüstet[1]), wieder in Paris an, von wo seine ersten Relationen am 30. September

---

[1]) Polit. Corr. I., 64.

und 2. October an den König abgiengen. Friedrich II. mahnte ihn zu grosser Vorsicht, wünschte, dass er seine Bekanntschaft mit dem bayerischen Gesandten pflege und ihn der günstigen Gesinnungen versichere, welche der König in Bezug auf die Interessen des Churfürsten habe. Von Jülich und Berg solle er nicht sprechen, es sei nothwendig, zu warten, dass die Anderen anfiengen und sie „zuerst reden zu machen".[1])

Am 6. October mahnte der französische Minister Amelot den Gesandten in Berlin Mr. de Valory, die Besuche bei Camas, der zur Zeit wieder in Berlin gewesen zu sein scheint, mit Vorsicht zu machen, damit kein Verdacht erweckt werde. Valory wieder meldete am 8. October an Amelot, der Staatsminister Podewils habe ihm die Hoffnung ausgesprochen, dass der Cardinal und Amelot über das, was Camas bei seiner Rückkehr nach Paris ihnen zu berichten haben werde, sehr zufrieden sein würden.

„So viel man beurtheilen konnte, hält sich der König von Preussen an den Vertrag von Haag, weil es natürlich scheint, daraufhin ein Bündniss zu bilden; man habe auch einen annehmbaren Vorwand, merken zu lassen, dass die Neigung zu einer Allianz im gegenseitigen Interesse sei."[2])

Die Nachricht von der schweren Erkrankung des Kaisers traf am 29. October in Paris ein. Der Cardinal Fleury theilte die Nachricht noch am Abend dem Obersten Camas mit und es kam sofort zu ernstem politischem Gespräche. Der Cardinal sprach von der Lage in Deutschland, wenn der Kaiser sterbe und über die Fürsten, die jetzt am meisten zur Bedeutung gelangen könnten. Er bezeichnete den König von Preussen als den „mächtigsten von Allen, er allein kann selbstständig bestehen und handeln und eine schöne Rolle in dem Wechsel der Scene spielen". Zur pragmatischen Sanction erklärte der Cardinal, dass Frankreich nur mit Vorbehalt der Rechte Anderer ihr zugestimmt habe, was Camas sofort dahin ergänzte, dass sie damit zu Boden liege. Er fügte bei, dass jetzt auch die

---

[1]) Pol. Corr., I., 102.

[2]) Der König war längst ungeduldig über die Zurückhaltung des Cardinals. In einem zur Förderung der Thätigkeit Camas' bestimmten Schreiben vom 23. October an Fleury sagt Friedrich: „Ich bin erstaunt, dass ich bis jetzt bei Ihnen in Nichts weiter gekommen bin, umso mehr, als ich von meiner Seite nichts vernachlässigt habe, um Ihnen meine guten Intentionen und den persönlichen Wunsch zu zeigen, mich in der engsten Weise mit dem Könige von Frankreich zu verbinden." (Polit. Corr. I. 112.)

Zeit gekommen sei, den Rechten und legitimen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, die bisher „nur zu lang und zu hart" Preussen bestritten worden seien. Der Cardinal versicherte die Bereitwilligkeit Frankreichs, „zu seiner Befriedigung beizutragen in Allem, was möglich und billig sei".

Der französische Marine-Minister Graf Maurepas rief Camas zu: „Sie wissen die Neuigkeit, Sie haben 100.000 Mann und 50 Millionen!"

Sofort nach dem Einlangen der Nachricht vom Tode Carl VI. in Berlin, am 26. October, gieng eine eingehendere Instruction an Oberst Camas und den eigentlichen preussischen Gesandten Baron Chambrier nach Paris. Der König legte ihnen den Gedanken nahe, dass der französische Hof nichts unversucht lassen könne, zu verhindern, dass der Herzog von Lothringen, Grossherzog Franz Stephan, auf den kaiserlichen Thron gelange. Der Verlust seines alten Stammlandes Lothringen werde ihn stets an Vergeltung mahnen und an die Rückkehr, wenn möglich. „Dieser einzige Gedanke müsse genügen, um ihn in den Augen Frankreichs für immer vom Kaiserthrone auszuschliessen", welches eher zu den Waffen greifen werde. Aus denselben Gründen werde Frankreich die Candidatur des Churfürsten von Bayern unterstützen.[1])

Mit seinen eigenen Ansichten hielt der König zurück.

Am Abend des 30. October gelangte die Todesnachricht nach Paris.

Statt des nun zu erwartenden offenen Auftretens Frankreichs zeigte sich indessen plötzlich überall Zurückhaltung und Ruhe. Dem österreichischen Gesandten Fürsten Liechtenstein wurde versichert, dass der König von Frankreich sich genau an die Verträge halten werde und speciell an das, was die pragmatische Sanction betreffe. „Es liegt," berichtet Camas, „in ihrer Gesinnung ebensoviel Misstrauen und Furcht, als Vertrauen, sie werden sich über ihre Pläne nicht leicht äussern."

Die Bemühungen des Cardinals, Alles im Frieden zu ordnen, misslangen indessen immer mehr. Er suchte aus Camas, der im Begriffe war, „nach Vollendung seiner Mission" nach Berlin zurückzukehren, etwas herauszubringen; er deutete leise an, dass wenn Bayern im Reich nicht ganz allein stehe, Frankreich den Churfürsten wohl

---

[1]) Polit. Corr. I. 120

gerne in seinen Bemühuugen unterstützen werde, die Kaiserkrone zu erlangen. Camas blieb nun seinerseits reserviert. Seine Mission war offenbar nicht allein an Fleury gerichtet gewesen und da Camas sie doch als „vollendet" bezeichnet, muss wohl angenommen werden, dass er Verbindungen gehabt und Unterhandlungen gepflogen habe, die für seine Aufträge erspriesslicher und mit Leuten, die dafür empfänglicher gewesen, als dies der alte friedliebende Cardinal hätte sein können.

Am 11. November erhielt nun der französische Gesandte Valory in Berlin noch bestimmtere Aufträge vom Minister Amelot aus Paris:

„Sie können dem König von Preussen sagen, dass zwischen dem Cardinal und Camas die Frage über die Interessen des Churfürsten von Bayern behandelt wurde, ferner darüber sich zu einigen, um diesen Prinzen auf den kaiserlichen Thron zu bringen".

Valory sollte durch diese Mittheilung auch Friedrich II. zu endlich offenerem Auftreten oder mindestens zu greifbareren Erklärungen treiben. Die französischen Staatsmänner begriffen doch, dass Camas, der jeden Augenblick ebensogut desavouiert werden konnte, keine genügende Gewähr für Staatsacte von unabsehbarer Bedeutung bot, so lange nicht der König von Preussen selbst Zusagen abgab.

König Friedrich II. gab den Franzosen diese gewünschten Zusagen nicht. Er hatte nun genügende Kenntniss, was Frankreich wolle und dass es jedenfalls nicht auf Seite Oesterreichs stehen werde, trotz der Verträge, er konnte auch in Paris die Verhandlungen immer wieder anknüpfen, wenn er sie auch jetzt abzubrechen schien.

Am 27. November beklagte sich Amelot ärgerlich bei Valory, der gar nicht mehr nach Rheinsberg zum König zu gelangen vermochte, dass er den König offenbar nicht gewinnen könne, Camas sei abgereist, er sei wahrscheinlich als „réfugié" doch innerlich nur ein Feind Frankreichs gewesen.[1])

Die Schreiben Friedrich II. an Camas, seine Instructionen bis zu der drängenden Rückberufung[2]) am 11. November geben über die eigentliche Aufgabe Camas' umso weniger ein genügendes Bild, als ausser einigen ziemlich allgemein gehaltenen Betrachtungen eine

---

[1]) Paris. Vol. Berlin. Valory 1740, 112.

[2]) Polit. Corresp. I., 151.

besondere Annäherung an die officielle Regierung des Cardinals Fleury nicht zu erkennen ist.

Es bliebe sonach nur die Erfüllung bestimmter Aufträge in den Kreisen, welche ihre Politik trotz und neben Fleury betrieben und dies müsste dann diejenige Partei sein, deren Wortführer Belleisle gewesen. Daraus könnten sich dann auch die Verbindungen mit Madame de Nesle und durch sie wieder die nun folgende Wahl Voltaire's als vermittelnder Agent erklären, welche Rolle er so herzlich schlecht gespielt hat. Dahin gehören dann die Reise Camas' nach Wesel und so manches Andere.

Haben aber die Aufträge, welche Camas von seinem Könige mitnahm, ihn wirklich in diese Kreise geführt, dann kann ein Zweifel darüber nicht bestehen, dass Camas auch Kenntniss von den Belleisle'schen Bestrebungen, wenn nicht sogar Antheil an denselben hatte. Hieraus aber wäre auf eine noch weit in die Zeit vor dem Ableben Carl VI. hineinreichende und viel breiter und tiefer, als gewöhnlich angenommen wird, angelegte Vorbereitung der ganzen Action gegen das habsburgische Erbe zu schliessen.[1])

Durch Camas empfieng der König völlige Orientierung. Bis hierher hatte er die französische Regierung durch seine Unterhändler animiert, ihm immer weiter entgegenzukommen, aber jetzt kam die Zeit, sich spröder zu verhalten, um nicht etwa für Andere zu arbeiten, sondern seinen eigenen Forderungen offenen Spielraum zu sichern.

Inwieweit Camas selbst mit dem Erfolge seiner Mission zufrieden war, lässt sich nicht nachweisen. Der König bezeigte ihm seine Zufriedenheit, die französischen Gesandten sprachen die Ueberzeugung aus, dass nun auch Friedrich II. von dem, was ihm sein Unterhändler bringe, erfreut sein müsse, der Cardinal Fleury war anderer Meinung. Er hatte in dem klugen und glatten Camas ein unbesiegliches Hemmniss gefunden, es hatte ihm nichts genützt, dass er in der Abschiedsaudienz mit seinen Zusagen für Bayern noch soweit gegangen. Er hatte in der Conferenz nicht mehr von den Plänen Friedrich II. erfahren, als er vorher gewusst hatte. Er schob die Schuld auf Camas: „Man sieht wohl, dass dieser Mensch ein Réfugié ist, wir haben keine schlimmeren Feinde".[2])

Nun wurde ein weiterer politischer Sendbote Frankreichs wie Beauvau, „en éclaireurs" in Bewegung gesetzt: Voltaire, der

[1]) Vergleiche das Mémoire Belleisle's in der Töpfer'schen Sammlung.
[2]) Broglie, I., 91.

ohnehin bereits eingeladen vom „philosophischen" König, bereit war, sich nach Berlin zu begeben und der Absicht des Cardinals willigst entgegenkam.[1]) Dass König Friedrich II. dem geistreichen Schriftsteller Voltaire eine persönliche Freundschaft zeigte, hinderte selbstverständlich den Menschen Voltaire nicht, auch Pariser Aufträge nach Berlin mitzunehmen, nach seiner Art oft dem Mächtigen trotzend, oft in niedrigster Weise vor ihm kriechend, je nach Nutzen und Gelegenheit. Jetzt bot er sich an, die Gunst, mit der ihn Friedrich II. behandelte, zum Vortheile Frankreichs zu verwerthen.[2])

Das Werk Friedrich II., der „Antimacchiavel"[3]), das Voltaire dem Cardinal sandte, ohne den Autor zu nennen, obwohl ihn

---

[1]) Am 18. Juni hatte er schon von Brüssel an den Minister Marquis d'Argenson geklagt: „Wenn ich bei „meinem theueren Monarchen" wäre, würde ich ihm Ihren Brief zeigen, ich glaube nicht, dass seine Minister ihm jemals so gute Rathschläge geben. Aber es sieht nicht aus, als ob ich „meinen nordischen Messias" bald sehen würde". Corresp. Voltaire II. 459.

[2]) Broglie, I., 93.

[3]) In geschicktem Auszug fasst Herbst in „Friedr. d. Gr. Antimacchiavel" die entscheidenden Lehren des Florentiners zusammen:

„Der Fürst muss die Menschen nehmen, wie sie sind; wohl muss er den Schein der Tugend wahren, sie im Munde führen, haben aber in dieser grundverderbten Welt darf er sie nicht, wenn er bestehen will. Auch Religion soll er heucheln, denn, sie haben, ist ja einem aufgeklärten Geiste unmöglich."

„Es ist nothwendig, dass der Fürst das Thier — und zwar in der Doppelgestalt von Fuchs und Löwe, also von List und Gewalt — und den Menschen gehörig zu spielen weiss; Wort zu halten braucht der Fürst nicht, wenn ihm Nachtheil daraus erwächst und wenn die Ursachen, die ihn zu seinem Versprechen bewogen haben, nicht mehr bestehen. Er darf, ja muss sich drehen mit dem Wind und dem Wechsel des Glücks, aber Meister sei er in der Kunst der Verstellung und Heuchelei."

Gegen diese Ansicht hatte der König in seinem merkwürdigen Buche in schärfster Weise urtheilend und widerlegend sich gewendet. Es genügt zur Kennzeichnung des edlen Geistes dieser Schrift, nur einige markante Sätze anzuführen. (Nach Förster, Antimacchiavel Friedrich II.)

„Man müsste einem Herrscher, den das Feuer seines Ehrgeizes zum Kriege treibt, alle traurigen Folgen desselben für seine Unterthanen vor Augen stellen. Diese Auflagen, welche die Völker erdrücken, die Aushebungen, welche die ganze Jugend des Landes wegholen, diese ansteckenden Krankheiten der Heere, durch die so viele Menschen elendiglich umkommen, diese mörderischen Belagerungen, diese noch grausameren Schlachten, diese Verwundeten, welche der Verlust mehrerer Glieder der einzigen Werkzeuge ihres Lebensunterhaltes beraubt und diese Waisen, denen der feindliche Stahl Diejenigen weggenommen hat, welche den Gefahren Trotz boten und dem Fürsten ihr Blut, ihre Speise und ihre Nahrung verkauften; so viele Menschen,

Jedermann bereits kannte, wurde zum bequemen Mittel für Fleury, um seine diplomatischen Fäden zu ziehen. „Wer immer der Autor auch sein mag", schrieb der Cardinal an Voltaire zum gefälligen

---

welche dem Staat nützlich waren, vor der Zeit hinweggenommen!" (Antimacchiavel XXVI.)

„Es hat niemals einen Tyrannen gegeben, der ähnliche Grausamkeiten mit Kaltblütigkeit begangen hätte. Noch grausamer als sie sind die Fürsten, welche ungerechte Kriege führen." (Antimacch. XXVI.)

„Der ehrgeizige Mensch ist wie ein zweiter Tantalus, welcher in dem Flusse selbst, in dem er schwimmt, seinen Durst nicht löschen kann, noch es jemals können wird."

„Ist es der Ruhm, den der Ehrgeizige sucht? Nein, denn der falsche Ruhm ist es, nach welchem man rennt und selbst der wahre ist nur gleich einer Unze Rauch." (Antimacch. VII.)

„Von allen Gefühlen, welche unsere Seele tyrannisieren, gibt es kein verderblicheres für die, welche seinen Einfluss fühlen, kein der Menschlichkeit feindlicheres und für die Ruhe der Welt verhängnissvolleres, als eine ungezügelte Ehrsucht, ein übertriebenes Verlangen nach falschem Ruhm." (Antimacch. VI.)

„Nach seiner (Macchiavel's) Denkweise werden die ungerechtesten und schlechtesten Handlungen gesetzlich, wenn sie das eigene Interesse oder den Ehrgeiz zum Ziel haben." (Antimacch. I.)

„Ist es Klugheit, frage ich, den Leuten zu zeigen, wie man treulos und meineidig sein kann? Wenn Ihr das Vertrauen und den Eid vernichtet, welche Bürgschaft für die Treue der Menschen werdet Ihr Eurerseits haben? Wenn Ihr die Schwüre ungiltig macht, wie wollt Ihr die Unterthanen und Völker verpflichten, Eure Herrschaft zu achten? . . . . . Gebt Ihr Beispiele von Treulosigkeit, wie viele Treulose werden Euch nicht das Nämliche thun?" (Antimacch. VII.)

„Gegenwärtig gibt man der Menschlichkeit vor allen Eigenschaften eines Eroberers den Vorzug und man hat nicht ferner die Unbesonnenheit, durch Lobpreisungen wüthende und grausame Leidenschaften zu ermuthigen, welche einen Umsturz der Welt verursachen und eine unzählige Menge von Menschen ins Verderben stürzen; man unterwirft Alles dem Gesichtspunct der Gerechtigkeit und verabscheut die Kraft und die militärische Tüchtigkeit aller Eroberer, sobald sie dem menschlichen Geschlecht verhängnissvoll wird. Macchiavel konnte also in seiner Zeit wohl sagen, dass es dem Menschen natürlich ist, Eroberungen zu machen und dass ein Eroberer in jedem Falle sich Ruhm erwerben würde: wir antworten ihm heute, dass es dem Menschen natürlich ist, die Erhaltung seiner Güter zu wünschen und sie durch erlaubte Mittel zu vermehren, dass aber der Neid nur sehr schlecht angelegten Seelen natürlich ist und dass der Wunsch, sich durch Beraubung eines Andern zu vergrössern, nicht leicht an einen ehrenhaften Menschen herantreten wird, noch auch an die, denen an der Achtung der Welt etwas liegt." (Antimacch. III.)

„Macchiavel macht es wie die Protestanten; sie bedienen sich der Argumente der Ungläubigen, um die Transsubstantiationslehre der Katholiken zu

weiteren Gebrauch, „wenn er nicht Fürst ist, verdient er es zu sein". [1])

Mit Fleury's bewundernder Anerkennung der Ideen des „Antimacchiavel" wurde der diplomatische Agent Voltaire ausgerüstet, um als der gefeierte Philosoph Voltaire bei König Friedrich II.

---

bekämpfen und zugleich bedienen sie sich derselben Argumente, mit denen die Katholiken die Transsubstantiation aufrecht erhielten, um die Ungläubigen zu bekämpfen. Welch' eine Elasticität des Geistes!" (Antimacch. XIX.)

Ein deutscher Historiker, der Friedrich's Partei ohne Rückhalt nimmt, sagt über die im Antimacchiavel, der gewöhnlich als eine Art Regierungsprogramm des jungen Königs dargestellt wird, ausgesprochenen Ideen:

„Die politische Anschauungsweise Friedrich's ist freilich nicht ganz so radical, wie die religiöse, aber von nicht minder grossen Wirkungen und jedenfalls selbstständiger, origineller und ihm selbst mehr angehörig. Allerdings entsprang auch sie seiner auf das Natürliche und Einfache gerichteten Geistesanlage, die ihn in religiöser und philosophischer Beziehung zum Rationalismus und zum kirchlichen Unglauben führten und die er im Grunde mit allen echten Genies theilt, aber sie sind mehr sein eigenes Werk; es lassen sich hier nicht so directe und deutliche Einflüsse nachweisen, wie in seiner religiösen Weltbetrachtung und Denkweise. Doch waren die Folgen in beiden Beziehungen ungefähr gleich gross; denn während Friedrich, der Freidenker, der Mitbegründer und Hauptheld der Aufklärungsepoche ward, brachte er als Politiker und Rechtsphilosoph neues Leben und reinere Anschauungen in den verfallenen deutschen Staatskörper." (Förster, Friedrich II. Antimacchiavel XII.)

Und an anderer Stelle:

„Wenn die grausame „Realität der Dinge" ihn hie und da nöthigte, seinen Idealen untreu zu werden und anders zu handeln, als er es sich in der Begeisterung seiner Jugend vor Augen gestellt hatte, so ist es darum nur umso interessanter, darauf zu achten, wie er namentlich in jenen Jahren dachte, die seiner Thronbesteigung voraufgiengen, als ihm nach einer beispiellos harten Jugend in der erwünschten Musse zu Rheinsberg die Gesichtspuncte klarer wurden, nach denen er einst zu regieren gedachte und er gewissermassen sich sein Programm aufstellte."

„Wie Marcus Aurelius ein Vater des Volks zu sein, seine ganze Kraft dem Wohl seiner Unterthanen zu widmen, das war sein Jugendideal, dem er treu geblieben ist bis in sein hohes Alter. Viele Täuschungen hatte er erfahren, schöne Hoffnungen hatte er aufgegeben, durch die unerbittliche Macht der Verhältnisse war er in die Bahn eines Eroberers gedrängt worden, er, der den dringendsten Wunsch hegte, in friedlicher Weise das Glück seines Volkes begründen zu können."

[1]) Valory schrieb über den Antimacchiavel an den Minister Amelot am 8. November:

„Das Buch Antimacchiavel circuliert. Man glaubt, dass Voltaire dahinter steckt. Einige glauben darin sehr viele Fehler zu finden, besonders dass

französische Geschäfte zu betreiben[1]). Voltaire kannte genau seine Aufgabe, ohne eine Instruction empfangen zu haben.

„Ich habe", schrieb er dem Cardinal, „den Befehlen gehorcht, welche Euer Eminenz mir nicht gegeben haben. Ich habe Ihren Brief dem König von Preussen gezeigt." [2])

Die französischen Diplomaten nahmen ihren improvisierten neuen Gehilfen nicht mit besonderer Freude auf, dennoch fand es der französische Minister des Auswärtigen, Amelot, nothwendig, dem Gesandten in Berlin einen Mann zu empfehlen, von dem er selbst sagt: „Es kann sein, dass (in Berlin) die nähere Bekanntschaft mit ihm weder den Geschmack an ihm, noch die Achtung sehr vermehren wird."

Solchen Emissären war Friedrich II. wohl gewachsen. Der erste Besuch Voltaire's, Ende November 1740, verlief in der Verhandlung über den Druck des „Antimacchiavel" und als man sich trennte, glaubte Valory, als Ergebniss des ganzen Empfanges nach Paris melden zu können: „Ich habe Ursache zu glauben, dass sie sich, Einer vom Andern wenig erbaut, getrennt haben, ich glaube sogar, dass das pecuniäre Interesse an dieser stummen Unzufriedenheit Antheil hat [3])".

---

darin auf indiscrete Weise ohne Urtheil und Begründung von Mächten und Völkern gesprochen wird. Einige betrachten es als das Werk eines Schülers in Moral und Politik, welcher schöne Gefühle auskramen wollte, deren er sich nicht begeben zu dürfen vermeinte, als er den Stand gewechselt hat. Man glaubt, dass der grösste Werth des Buches darin liegt, einen König zum Verfasser zu haben." (Broglie, I. 405.)

[1]) Broglie sagt: „Ich denke, dass Voltaire schon längst hinlänglich über den Charakter seines königlichen Freundes unterrichtet war, um ihn etwa sehr geneigt zu halten, diese puritanische Moral seines Jugendwerkes zu verwirklichen." (Broglie I. 97.)

[2]) Broglie I. 97.

[3]) Paris. Corresp. Berlin. Valory an Amelot 29. November 1740. Voltaire hatte wirklich mit grosser Unverschämtheit dem König eine Reiserechnung von 1300 Thalern vorgelegt. „Salomon hatte nicht erwartet, die Besuche der Königin von Saba bezahlen zu müssen und wusste mit seinem Geld auch Besseres anzufangen." Voltaire erhielt indessen schliesslich das erbettelte Geld. Der königliche Bibliothekar Jordan musste dies vermitteln, aber der König hielt mit seinem treffenden Urtheil nicht zurück: „Dein Geiziger wird die Neige seiner Bereicherungssucht trinken, er soll seine 1300 Thaler haben. Sein sechstägiger Aufenthalt kostet mich für jeden Tag 500 Thaler. Das heisst einen Narren gut bezahlen. Solche Bezüge hat noch nie ein Hofnarr eines grossen Herrn gehabt." (Corresp. Friedrich an Jordan, 28. November 1740.)

Den vergeblichen Versuchen Voltaire's gegenüber, auch politische Eindrücke zu gewinnen, unterhielt sich der König damit, die Neugierde des grossen Philosophen auf das Aeusserste zu reizen, ohne ihr je eine Befriedigung zu gewähren. Wenn Friedrich ein oder das andere Mal eine Klage: „Es ist gewiss, der Genius des Krieges wird mich dem der Poesie entreissen", hinwarf, so war dies Alles, was er seinem Besuche, den er so völlig durchschaute, allenfalls gönnte. Voltaire zog ab ohne den geringsten diplomatischen Erfolg.

Aber auch Valory und Beauvau wurden nicht klar und nicht einig über das, was Friedrich II. plane und schaffe. Beauvau betrachtete ihn als Feind Frankreichs und hielt seine Rüstungen für das erste Anzeichen einer Allianz zwischen Oesterreich, Preussen und England. Er wies darauf hin, dass Camas die übelsten Berichte über den Zustand der französischen Armee und Verwaltung nach Berlin mitgebracht habe und dass in Rheinsberg Frankreich ein Gegenstand des Spottes sei. Voltaire wagte bei seinem schlechten Gewissen nicht, diesen Anschauungen zu widersprechen. Valory hielt den König einfach für einen Ehrgeizigen, der sich nach jener Seite wenden werde, die ihm am meisten Vortheil bringen könne. „Er plant etwas," meinte Voltaire, „wenn es misslingt, wird er wieder Philosoph sein." [1])

Was König Friedrich II. aber plante, das wussten diese Staatsmänner wenigstens, allerdings nicht.

Nun versuchte der englische Geschäftsträger, Guy Dickens, seinerseits einen directen Weg. Er verlangte unmittelbar vom König zu wissen, ob dieser die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction und die Untheilbarkeit der österreichischen Länder zu unterstützen gedenke oder nicht. Friedrich II. wies ihn energisch ab, er verweigerte es, sich über diese Frage zu äussern. Der Hartnäckigkeit des Engländers gelang es aber angeblich zuletzt doch, eine Art Meinung aus dem König herauszulocken:

„. . . . Ich habe nur das allgemeine Wohl im Auge. Ich habe meine Pläne mit Sorgfalt geprüft; ich habe die Vor- und Nachtheile, welche daraus für mich und die Allgemeinheit erwachsen könnten, abgewogen und habe den Schluss gezogen, dass ich nichts Besseres zu thun habe, als sie strenge durchzuführen. Oesterreich ist eine nothwendige Macht, um gegen die Türken zu kämpfen;

---

[1]) Paris. Corresp. Berlin. Valory an Amelot 2. December 1740.

es darf aber in Deutschland eine so grosse Gewalt nicht besitzen, dass drei Churfürstenthümer ihm nicht gleichthun könnten. Ich weiss wohl, dass Sie, wie Frankreich auch, alle Fürsten unter Vormundschaft stellen wollen; aber ich will mich von Keinem von Ihnen Beiden leiten lassen und was Sie anbelangt, so gleichen Sie den Athenern, welche ihre Zeit in Reden verloren, während Philipp von Macedonien im Begriffe stand, sie anzugreifen."[1])

---

[1]) Broglie 105.

England und die General-Staaten.

Von grosser Bedeutung für die beginnende kritische Lage in Europa war die Haltung Englands. Eine der wichtigsten Garantiemächte der pragmatischen Sanction, wurde es gerade in entscheidender Stunde in eine durchaus zweifelhafte Stellung gebracht durch den Streit mit Spanien, welches den in grossem Masse betriebenen Schleichhandel der Engländer in den amerikanischen Meeren nicht dulden wollte und dabei sicheren Rückhalt an der bourbonischen Hauptmacht Frankreich fand.

Dieses Frankreich barg zudem noch eine weitere ernste Gefahr für die hannöverische Dynastie in England, da daselbst noch der Prätendent Carl Eduard Stuart, von der französischen Regierung unterstützt, lebte, der genügenden Anhang in Schottland und Irland besass, um für die Regierung eine fortdauernde Sorge vor dem Entstehen eines Stuart'schen Aufstandes zu sein.

Im Jahre 1739 brach der offene Krieg mit Spanien aus. Als nun die Gefahr grosser Verwicklungen auf dem Continent anlässlich der österreichischen Erbfolge an dem politischen Horizont aufstieg, wurde die Lage Englands eine wesentlich bedrängtere, denn nun stand ein französischer Angriff auf das Stammland König Georg II., Hannover, in naher Möglichkeit und hier konnte Niemand soviel Sicherheit oder Gefahr bieten, als das nahegelegene starke Preussen.

Den König Friedrich II. in das englische Interesse zu ziehen war daher für die englische Politik eine ebenso dringende Aufgabe, wie die Unterstützung Oesterreichs, das bis nun stets der gern und viel in Anspruch genommene Vorkämpfer für die englischen Interessen, sei es im Orient, sei es gegen Frankreich, gewesen war. Eine doppelzüngige Politik war schliesslich der Ausdruck dieser Lage.

Das Ministerium Walpole scheute nicht davor zurück, trotz aller Garantieversprechungen und Anerkennung des pragmatischen Erbgesetzes, dem Wiener Hofe statt kräftiger Unterstützung endlose Zumuthungen über Abtretung von Gebieten zu machen. Damit sollte dann Preussen gewonnen werden, Hannover vertheidigen und die Gefahren und Lasten tragen, welche ein französischer Krieg sonst England selbst aufgeladen haben würde.

Die Wahrscheinlichkeit lag nahe, dass Frankreich, durch den bourbonischen Familien-Vertrag von 1733 mit Spanien enge verbunden, in kurzer Frist an Spanien's Seite in den Krieg eingreifen werde und England hatte Ursache, dieser Allianz, die seine Herrschaft zur See so ernst bedrohte, mit aller Kraft entgegenzutreten.

Die Machtmittel England's waren bei dem, trotz ähnlicher Schwindelspeculationen, wie sie in Frankreich vorgekommen waren und wie sie nun auch England mit seiner Südsee-Compagnie durchlebte, dennoch aufrecht gebliebenen Reichthume gross; die Hauptkraft lag freilich in der 80 grosse und 150 kleinere Kriegs-Schiffe umfassenden Kriegs-Marine. An Landtruppen besass England 30.000 Mann, zu denen es für den Krieg auf dem Continent auf 22.000 Mann aus Hannover zählen konnte, die noch durch einen mit Dänemark bestehenden Mieth-Vertrag um 6000 Dänen und ebenso 6000 Hessen verstärkt werden konnten.

Das staatliche Einkommen England's betrug etwa 24 Millionen Thaler.

Eine wesentliche Verstärkung ersah England seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover und seit dem spanischen Erbfolgekriege auch in den General-Staaten, deren Politik sich bisher ziemlich widerstandslos im englischen Fahrwasser bewegt hatte.

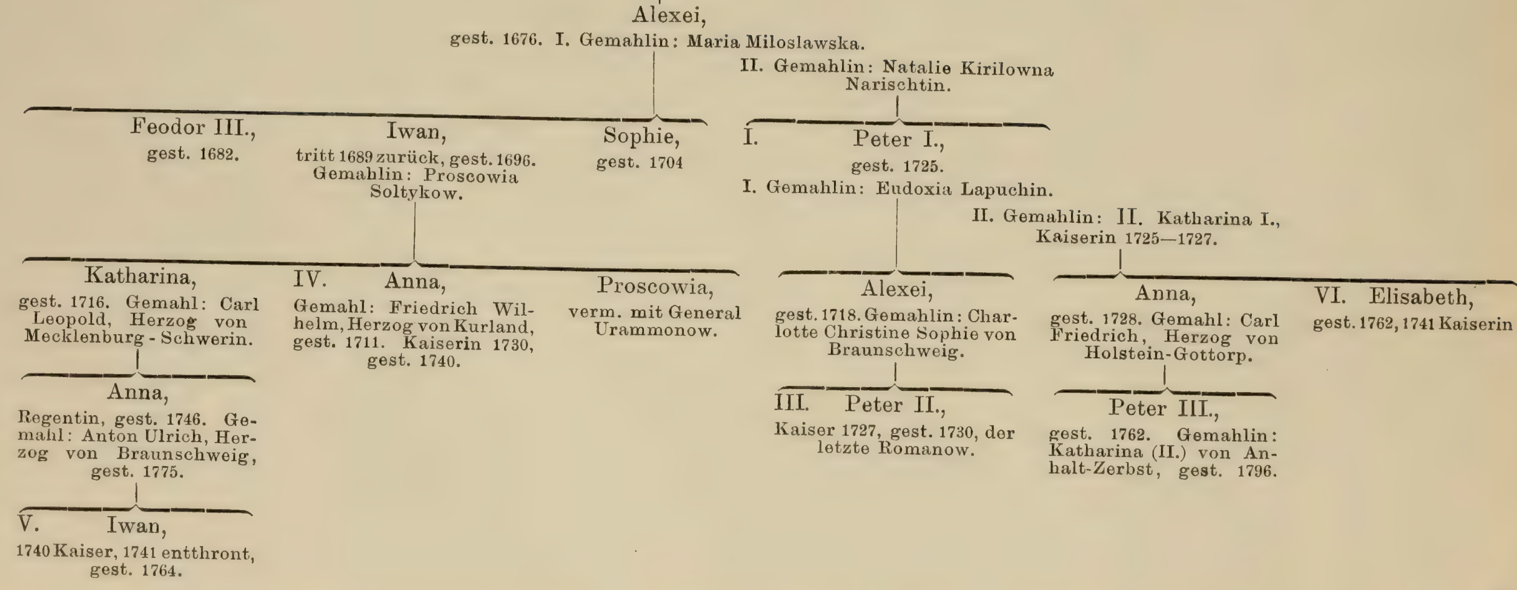
Die holländische Armee zählte noch etwa 30.000 Mann, die Flotte 40 Kriegs-Schiffe. Das Einkommen des Staates betrug 12 Millionen Thaler.

Russland und Schweden.

In Russland hatte nach dem Tode Peter II. 1730 die jüngere Tochter Iwan's, die verwittwete Herzogin Anna von Kurland, mit Hilfe der mächtigen Partei der Familie Dolgorucki den Thron bestiegen. Mit unerwarteter Energie hatte sie sich bald selbst eine Partei gebildet und Neigung im Volke gewonnen, die Dolgorucki wurden gestürzt und nun begann die Regierung zweier Deutscher, des Kanzlers Ostermann, eines Predigersohnes aus Westphalen und des Feldmarschalls Münnich, eines Oldenburgers, der unter dem Prinzen Eugen von Savoyen in Italien und den Niederlanden gedient hatte und unter Peter I. in russische Dienste getreten war. Neben dem mächtigen Einflusse dieser beiden begabten und entschlossenen Männer stand aber Czarin Anna auch unter dem fast noch massgebenderen, wenn auch in der Politik selbst weniger durchgreifenden, eines besonderen Günstlings, des Kurländers Bühren oder Biron, wie er sich nannte und den König August III. von Polen und Churfürst von Sachsen, um der Czarin zu gefallen, 1737 sogar mit dem Herzogthume Kurland belehnte.

Die Haltung des russischen Hofes war eine dem Kaiserhofe in Wien günstige, die pragmatische Sanction war schon 1726 durch die Czarin Katharina I. anerkannt und garantiert worden, in dem gemeinsam unternommenen Türkenkriege 1737—1739, der für Oesterreich so unglücklich verlief, hatten die Russen unter Münnich's Führung militärische Erfolge erfochten. Wenn auch das Misslingen der österreichischen Operationen die Russen um angehoffte wichtige Vortheile des Krieges brachte und eine gewisse Verstimmung eintrat, so konnte doch Russland zur Zeit des Todes Carl VI. als sicherer und zuverlässiger Alliierter Oesterreichs

Russland.


Feodor I. Rurik.
Maria Iwanowna,
verm. mit Feodor Romanow.
Michael Romanow,
Czar 1613, gest. 1645.
Alexei,
gest. 1676. I. Gemahlin: Maria Miloslawska.
II. Gemahlin: Natalie Kirilowna Narischtin.
Feodor III.,
gest. 1682.
Iwan,
tritt 1689 zurück, gest. 1696. Gemahlin: Proscowia Soltykow.
Sophie,
gest. 1704
I. Peter I.,
gest. 1725.
I. Gemahlin: Eudoxia Lapuchin.
II. Gemahlin: II. Katharina I.,
Kaiserin 1725—1727.
Katharina,
gest. 1716. Gemahl: Carl Leopold, Herzog von Mecklenburg - Schwerin.
IV. Anna,
Gemahl: Friedrich Wilhelm, Herzog von Kurland, gest. 1711. Kaiserin 1730, gest. 1740.
Proscowia,
verm. mit General Urammonow.
Alexei,
gest. 1718. Gemahlin: Charlotte Christine Sophie von Braunschweig.
Anna,
gest. 1728. Gemahl: Carl Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp.
VI. Elisabeth,
gest. 1762, 1741 Kaiserin
Anna,
Regentin, gest. 1746. Gemahl: Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, gest. 1775.
III. Peter II.,
Kaiser 1727, gest. 1730, der letzte Romanow.
Peter III.,
gest. 1762. Gemahlin: Katharina (II.) von Anhalt-Zerbst, gest. 1796.
V. Iwan,
1740 Kaiser, 1741 entthront, gest. 1764.



angesehen werden, wenn dieser auch jedenfalls nach den gegebenen Verhältnissen als ein mit seiner Hilfe sehr spät zu erwartender in Wien betrachtet werden musste.

Da aber starb, bald nach Carl VI. Tode, am 28. October auch die Czarin Anna.

Ihr Thronerbe war Iwan, der Sohn ihrer mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern vermählten Nichte Anna von Mecklenburg. Als Regenten und Vormund hatte die Czarin Biron bestimmt. Unterstützt von Münnich griff jedoch Herzogin Anna selbst entschlossen nach der Regierung, Biron wurde gefangen genommen und nach Sibirien deportiert, Ostermann behielt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Es begann nun am russischen Hofe ein politisches Ränkespiel, theils verursacht durch die wachsende Entfremdung zwischen Münnich und Ostermann, die bald zum Sturze des Ersteren führte, theils durch die Bemühungen Frankreichs, die Regentin von ihren österreichischen Verbindungen zu trennen. Der französische Gesandte La Chétardie versorgte die Regentin mit Geld, die österreichischen und englischen Diplomaten verloren immer mehr an jedem Einflusse, im Stillen aber bereitete die Tochter Peter I., Elisabeth, ihren Staatsstreich vor und die ganze äusserst gespannte Lage in Petersburg war wie dazu geschaffen, der nun beginnenden politischen Action Preussens günstigen Boden und Spielraum zu gewähren.

Wie Alles in Russland, so gieng auch die Wehrkraft in's Grosse; sie wurde auf 170.000 Mann der Land-Armee und gegen 80 Kriegs-Schiffe geschätzt. Aber ebenso wie Staat und Regierung, war auch die Wehrmacht nie im Stande, ihre Kräfte gesammelt zu einem Zwecke einzusetzen, die schon ungeheuer gewordene Ausdehnung des Besitzes und die damit entstandenen, überall zu schützenden tausendfachen Interessen gestatteten es keineswegs, eine so imposante Streitmacht wirklich in das Feld zu führen und wie die Dinge damals lagen, die Entscheidung überall in Russlands Hand zu legen.

In Schweden[1]) regierte König Friedrich I. unter drückender Beschränkung seiner königlichen Rechte durch die Einrichtungen der Verfassung. Parteien herrschten allein, die äussere Politik hieng davon ab, welche der massgebenden Adels-Parteien, die Horn'sche

[1]) Siehe am Fusse der nächsten Seite.

oder die Gyllenborg'sche, die „Mützen" oder die „Hüte" im Reichstage die Oberhand hatte. Die Parteien waren förmlich verkauft an die fremde Politik, die Gyllenborg'schen „Hüte" standen im Solde Frankreichs, die Partei Horn in jenem Russlands.

Wenn es darauf ankam, unter diesen Verhältnissen Schweden in einen Krieg zu treiben oder neutral zu halten, so handelte es sich für die fremden Diplomaten nur darum, die französische oder russische Partei mit ausreichend viel Geld zu versehen, um durch ausgiebigen Stimmenkauf die andere Partei zu schwächen und sich selbst das Uebergewicht zu schaffen.

Die militärische Stärke Schwedens war seit dem Tode Carl XII. völlig erschöpft. Was Gustav Adolph und Carl XII. von ihrem Lande verlangt hatten, das war zu viel für seine innere Kraft gewesen, jetzt siechte es hin. Etwa 7000 Mann bildeten mit 30.000 Milizen, deren Qualität nicht tadelfrei war, das Heer, die Seemacht zählte noch 60 grosse Kriegs-Schiffe, das Staatseinkommen aber kaum 4 Millionen Thaler.

Schweden.

König Carl XII, gest. 1718, dessen Schwester		Carl Landgraf von Hessen-Cassel, 1675—1730. Gemahlin: Maria von Kurland.	
Ulrike Eleonore,	verm. 1715 mit	Friedrich, Erbprinz von Hessen, wird 24. März 1720 als Friedrich I., König von Schweden, seit 1730 auch Landgraf v. Hessen; überträgt die Regierung dieses Landes seinem Bruder Wilhelm als Statthalter.	Wilhelm VIII., Statthalter 1730—1757, Landgraf 1751—1760.

Die politische Vorbereitung zum Kriege.



Nach des Kaisers Tode war in Wien im ersten Augenblicke die gesammte Lage gar nicht zu übersehen, die Gefahr liess sich eher ahnen, als erkennen.

Noch standen die pragmatischen Verträge aufrecht; von Bayern allein war ein Protest zu erwarten, ihn selbstständig zu vertreten, war Bayern ohne Zweifel zu schwach und nicht geeignet, Besorgnisse einzuflössen.

Von Sachsen erwartete man keinen Protest, noch weniger eine Feindseligkeit.

Die Anerkennung der pragmatischen Sanction durch Bayern mochte zweifelhaft sein und als bereits verfallen angesehen werden jene von Seite Sachsens stand ausser Zweifel und man hielt den Churfürsten nicht für fähig, sein Wort zu brechen.

Auch von Preussen besorgte man keine Gefahr. Seit es Kaiser Carl VI. durch seinen Gesandten, den Grafen Seckendorff, gelungen war, versöhnend in dem unerhörten Zwist Friedrich Wilhelm I. mit seinem Sohne zu wirken, seit nach dem Austoben der gewaltthätigen Natur wieder eine Annäherung zwischen Vater und Sohn möglich geworden und der Kronprinz sich sogar zu der ihm durchaus widerstrebenden, unangenehmen, aber vom Vater anbefohlenen Verheirathung mit Elisabeth von Braunschweig-Bevern willig bekannte, hatte Kaiser Carl VI. ein grosses Vertrauen auf König Friedrich Wilhelm I. gewonnen. „Das Beste aber bei dem König ist ein gutes und aufrichtiges Herz", schrieb er 1732 von ihm. Dieses Vertrauen war durch die Haltung des Königs seither sehr erschüttert worden, aber noch war weder in Wien, noch in Berlin der Gedanke aufgetaucht, dass aus dem Vertrage von 1728 ein Hinfälligwerden der Anerkennung abgeleitet werden könne und das Aeusserste, was man annahm, war, dass die Erkaltung der

gegenseitigen Beziehungen Preussen möglicherweise abhalten werde, unmittelbare Hilfe zu leisten.

Von dem jungen König erwartete man dagegen selbst eine Besserung des Verhältnisses. Man dachte sogar an Pflichten der Dankbarkeit, die Friedrich II. empfinden werde und bei der idealen Geistesrichtung, die er bis nun gezeigt, glaubte man eine solche, als in seinem Wesen begründet, voraussetzen zu dürfen. Jahre lang hatte der Kaiser den unglücklichen, hart bedrückten Kronprinzen, wie seine Schwester Wilhelmine, die nunmehrige Markgräfin von Bayreuth, gegen die materielle Noth geschützt, des Kaisers mahnendes Wort hatte nach dem verunglückten Fluchtversuch des Kronprinzen sein Leben vor der fast sinnlosen Wuth Friedrich Wilhelm I. gerettet, im Feldlager des Prinzen Eugen hatte man den jungen königlichen Erben lieben gelernt.

Was England anbetraf, so bot eine gewisse Missstimmung, die seit dem Utrechter Frieden bestand und während des polnischen Thronfolgekrieges nicht eben besser geworden war, noch immer keinen Anlass zu einer Besorgniss, dass etwa ein Einspruch Englands oder Hollands gegen die Sanction zu gewärtigen sei.

Die Pforte hatte zwar eben einen siegreichen Krieg bestanden, aber es war doch zweifelhaft, ob sie sich so rasch abermals in Kämpfe verwickeln werde und eine mächtige Rückendeckung gewährte ohne Zweifel Russland, auf das man sich in Wien verlassen zu können glaubte.

Die Haltung Neapels und Sardiniens, wie Spaniens hieng unbedingt von jener Frankreichs ab, das die fast dominierende Stellung in Europa einnahm.

Auf Frankreich aber setzte man in Wien das vollste Vertrauen. Frankreich hatte sich in den letzten Jahren so sehr dem Kaiserhofe genähert, so warm und lebhaft waren die Betheuerungen der besten Intentionen gewesen, so eitel war Sinzendorff auf seine Pariser Beziehungen, dass auch jetzt, vom Todtenbette des Kaisers weg, die Hoffnungen der jungen Königin sich auf Frankreich richteten.

Zur selben Zeit war aber bereits der französische ausserordentliche Gesandte de Beauvau in Berlin, wo er einen besonders huldvollen Empfang fand und von wo er am 25. October nach Versailles melden konnte, „dass Alles zum Besten und nach dem Wunsche des Königs von Frankreich und des Cardinals vor sich gehe.”

Auch Amelot theilte Valory mit: „Wenn Podewils[1]) Sie zu überreden schien, dass wir mit dem, was Camas zu unterhandeln hatte, zufrieden sein können, dürfen wir auch glauben, dass dieser Minister sich mit dem zufriedenstellen werde, was Camas zurückbringt."[2]) Und am 6. November schrieb der Minister Amelot an Valory in Berlin:[3]) „Der Tod des Kaisers richtet im gegenwärtigen Momente die Blicke von ganz Europa auf Frankreich. Man ist im Begriffe, ganz im Einvernehmen mit dem König von Preussen zu handeln. Der Cardinal ist darüber mit Camas schon in die Details eingegangen[4]), welcher den König, seinen Herrn, davon informieren wird. Es ist zweckmässig, dass Sie von Ihrer Seite Podewils erkennen lassen, wie sehr Seine Majestät (der König von Frankreich) wünscht, seine Absichten mit denen des Königs von Preussen für das Glück und die Ruhe des deutschen Reiches übereinstimmend machen zu können".

Man wusste von all'dem in Wien nichts und dennoch lag der Alp einer nahenden furchtbaren Gefahr auf allen Gemüthern. Von der Aufregung beim Tode des Vaters erkrankt, hatte sich Maria Theresia dennoch mit kräftigem Entschluss aufgerafft. Vor Allem musste die Regierung in den eigenen Landen zur Hand genommen werden, noch am Todestag des Kaisers empfieng die Königin die obersten Behörden.

Die ersten Schritte der Königin waren glückliche. Der greise getreue Feldmarschall Graf Johann Pálffy[5]) war schon während der

---

[1]) Der preussische Staats- und Cabinets-Minister.

[2]) Paris. Vol. Berlin. Valory 1740. Nr. 112.

[3]) Paris. Vol. Berlin. Valory 1740. Nr. 112.

[4]) Hiefür fehlen die Belege, sie finden sich weder in der „Politischen Correspondenz", noch in den Berichten des Obersten Camas, von denen allerdings die wesentlichsten wahrscheinlich nicht zugänglich sind. Nur das Mémoire Belleisle's deutet auf Briefe des Königs Friedrich II. an den Cardinal hin, die Belleisle von diesem gezeigt worden seien und in denen der König seine schlesischen Pläne und Forderungen ausgesprochen haben soll. Sie sind in der „Politischen Correspondenz" nicht enthalten.

[5]) Johann Graf Pálffy-Erdöd, 1663 (1659?) geboren, trat schon 1681 in den kaiserlichen Kriegsdienst. Er focht 1683 am Siegestag von Wien als Cürassier-Cornet mit, ebenso wie bei der Einnahme von Ofen. 1689 Oberst und bald darauf Inhaber eines Husaren-Regiments, zeichnete er sich in den Kriegen am Rhein aus, wurde 1700 Feldmarschall-Lieutenant, machte unter dem Prinzen Eugen, mit dem er stets durch Bande der Freundschaft verknüpft blieb, die ersten italienischen Feldzüge des spanischen Successionskrieges mit, wurde aber 1703 zur Uebernahme des Commandos in Ungarn gegen Rákóczy

Krankheit Carl VI. aus Ungarn nach Wien berufen worden, um mit ihm die Massregeln zu besprechen, die für Ungarn erforderlich waren. Der Grossherzog selbst begegnete allen seinen bisherigen Widersachern mit herzgewinnender Freundlichkeit. Die unglücklichen Generale, welche wegen ihres Verhaltens im letzten Türkenkriege sich noch in Haft befanden, wurden, wie schon erzählt, der Freiheit und ihren Würden wiedergegeben, Seckendorff, Neipperg und Wallis waren ja trotz des Misserfolges gegen die Türken, im Heere hochgehaltene Namen gewesen. Seckendorff begab sich nach Philippsburg, dessen Gouverneur er war, dann auf sein Gut Meuselwitz, um bald in die Dienste des Churfürsten von Bayern zu treten, Wallis that keinen weiteren Dienst mehr, der in die Untersuchung gegen Neipperg verwickelt gewesene Feldmarschall-Lieutenant Samuel von Schmettau gieng unter wenig empfehlenden Umständen zu König Friedrich II. über, nur der ehrliche ritterliche Schwabe Feldzeugmeister Graf Neipperg hielt treulich aus und that sein Bestes.

Für die Armee wurden umfassende Massnahmen angeordnet. Trotz der bittern Geldnoth wurde die Completierung der Regimenter eingeleitet, neun Regimenter nach Böhmen, sechs nach Mähren, vier nach Schlesien, eines nach Tyrol bestimmt, bei Pilsen sollte ein Corps gegen etwaige bayerische Unternehmungen zusammengezogen, die festen Plätze in Böhmen, Schlesien und Ungarn in Stand gesetzt werden. Dies Alles war richtig gehandelt, aber es würde viele Monate erfordert haben, es durchzuführen.

Die unerwarteten persönlichen Erfolge der Königin, die steigende Beliebtheit, die sie fand, waren der bayerischen Partei

---

vom Heere abberufen. Von 1704—1711 führte er den Krieg gegen diesen erfolgreich, bis es ihm nach einer Reihe von Siegen gelang, die Rákóczy'schen Wirren zu beendigen, mit dem Grafen Károly als Vertreter dieser Partei den Vertrag von Szathmar zu schliessen und damit, als treuer Sohn seines Vaterlandes, diesem den Frieden wieder zu geben, den Rákóczy und sein Anhang so lange und so schwer getrübt hatten. Während dieser Verwendung gegen die Revolution wurde er 1704 Banus von Croatien, Slavonien und Dalmatien, 1707 Feldmarschall und bald darauf Obergespan des Saroser Comitats, 1710 General-Commandant in Ober-Ungarn; diente im Türkenkrieg 1716—1718 wieder mit hoher Auszeichnung und wurde 1740 commandierender General in Ungarn. Das Vertrauen des sterbenden Kaisers nicht minder, als jenes des ungarischen Volkes stellte den siebenundsiebzigjährigen Helden in den Vordergrund, man betrachtete ihn bereits wie einen Palatin von Ungarn, bevor ihm das einmüthige Vertrauen der Stände auf dem Landtage von 1741 diese Würde wirklich zuerkannte. Dem „Vater" Pálffy legte die junge Königin die Sorge um ihr ungarisches Königreich in die treue Hand.

äusserst störend für ihre Pläne. Es wurden kleine Bauern-Revolten gegen die kaiserlichen Jagdreviere angezettelt, einige Wochen später der allezeit käufliche Strassenpöbel zu Excessen und einer Art Aufstand in Wien angeleitet, dem allerdings die Althann-Dragoner ein rasches und unrühmliches Ende bereiteten.

Es bedrückte die Königin, die sich immer für zu schwach und unzureichend in ihrem grossen Berufe hielt, ihren Gemahl, von dem sie die beste Stütze und Hilfe erwartete, im Range stets hinter sich gestellt zu sehen und sie ernannte ihn daher zum Mitregenten in ihren Erbländern, übergab ihm die Führung der böhmischen Churstimme und entschloss sich sofort, mit aller Kraft für die Wahl des Grossherzogs zum römischen Kaiser einzutreten.

Mit diesem Gedanken trat die Königin ein Erbe ihrer Vorfahren an: sie nahm den Kampf um die durch die Tradition und durch die Opfer, welche die Habsburger und ihre Länder für das Reich unaufhörlich gebracht hatten, sanctionierte Suprematie ihres Hauses auf zu einer Zeit, in der sie ihr eigenes Recht, ihren Besitz, von allen Seiten auf das Höchste gefährdet und bedroht sah.

Die Mitregentschaft des Grossherzogs verlieh demselben kein Nachfolgerecht, sie stand daher durchaus nicht im Widerspruche mit der pragmatischen Sanction, obgleich von gegnerischer Seite ein solcher darin gefunden werden wollte. Trotz der klaren und bestimmten Darlegungen der Königin und des Grossherzogs waren es nicht nur fremde Stimmen, wie die des Churfürsten von Sachsen, Friedrich August II., welche Protest erhoben, sondern ebenso von den Ländern der Königin wieder Ungarn, von dessen Boden erst vor dreiundzwanzig Jahren das Türkenthum durch die kaiserlichen Waffen völlig vertrieben worden und das nun doch in gefahrvoller Stunde der jungen Fürstin sofort wieder seine staatsrechtlichen Beschwerden in den Weg legte.

Dem sächsischen Proteste gegen die Führung der böhmischen Churstimme durch Franz Stephan von Lothringen schien auf den ersten Blick einige Berechtigung innezuwohnen. Wäre der Churfürst von Sachsen der nächste Agnat des Hauses Oesterreich gewesen, so stand ihm gewiss ein näheres Recht auf diese Churstimme, welche von der Königin als Frau nicht selbst geführt werden konnte, zu, als dem Grossherzog von Toscana. Er war aber nur ein Cognat dieses Hauses und als solcher stand Franz Stephan von Lothringen jedenfalls in seinem eigenen Anspruche näher, sobald die Königin denselben anerkennen wollte.

Um die Churfürsten für die Kaiserwahl zu gewinnen, sandte Maria Theresia den Grafen Rudolph Colloredo an die geistlichen Churfürsten von Maynz, Trier und Cöln, den Grafen Joseph Khevenhüller nach Dresden, der Marchese Botta wurde hierzu nach Berlin bestimmt. Nach England eilte Graf Ostein.

Der Kaiserwahl standen aber ernstere Schwierigkeiten entgegen, als der Vergebung der Churstimme Böhmens oder selbst der Mitregentschaft. Der Herzog von Lothringen und Grossherzog von Toscana war eine den deutschen Churfürsten nicht genehme Persönlichkeit. Wie seine Gegner in Oesterreich in ihm stets den Fremden hervorhoben, so liebte man es im Reiche, aus ihm einen Franzosen zu machen, ohne Beachtung der Vergangenheit und Geschichte Lothringens und seines Fürstenhauses, ohne Rücksicht darauf, dass gerade diesem Fürsten sein Vater-Erbe weggenommen worden war zu Gunsten Frankreichs.

Nebstdem erhoben sich gewichtige Gegencandidaten in den Churfürsten von Sachsen und von Bayern, von denen der Letztere die beste Aussicht auf Erfolg hatte.

Die aufsteigende Gegnerschaft von Aussen brachte dem Grossherzog dafür die erfreulichsten Erfolge im Innern; das Volk in den österreichischen Ländern trug ihm, den es bisher wie einen Eindringling behandelt, in rascher Sinnesänderung dieselbe Liebe und das Vertrauen entgegen, welche es der herrlichen Königin immer reicher entgegenbrachte. Tage genügten jetzt für Maria Theresia, um die Herzen ihres Volkes im Sturme zu erobern, die Ablehnung und fast feindliche Haltung wich der Begeisterung.

Die Königin hatte ihren Siegeszug im eigenen Lande und Volke begonnen. Da kamen die ersten Anzeichen des nahenden Sturmes.

Am 3. November 1740 ertheilte Churfürst Carl Albert an seinen Gesandten Grafen Perusa in Wien den Befehl zu einem etwas ungewöhnlichen Schritte. Perusa hatte gemeldet, dass ihm „von gutem Orte versichert worden, dass in Kaiser Ferdinandi primi Testament auf den erzherzoglichen männlichen Abgang, von der Substitution seiner Frauen Tochter Anna sich nichts bezeige". Der Churfürst verlangte nun von Perusa, dass dieses Testament und Codicill, nebst der letztwilligen Disposition Kaiser Ferdinand I., „wenn man aus der Sache zu kommen und sich mit uns zu verstehen verlangen sollte, Dir in originali unverfälscht vorgelegt werden, darum Du mehrmalen denen Conferenz-Ministris und

sonderbar dem von Bartenstein zureden" und dass er im Verweigerungsfalle formellen Protest erheben solle.

Perusa eilte sofort zur Kaiserin Amalia, einer Prinzessin von Hannover und Wittwe Kaiser Joseph I., die zwar nichts Sicheres über den Inhalt dieser Testamente wusste, doch aber wieder Perusa erzählte, „die fremden Gesandten hätten in dem Codicill etwas Bayern Günstiges gefunden, wenn auch nicht genug, um daraufhin schon ein klares Recht nachweisen zu können".

Die dürftige Antwort ermuthigte Perusa doch sehr, er fand die Sache „de plus en plus sérieuse".

Perusa sah indessen wohl ein, dass diplomatische Bemühungen und das Aufwerfen von Rechtsfragen kaum ein bestimmtes Resultat zu gewähren vermöchten. „Ew. Churfürstliche Hoheit können zu einem Theile der Staaten des verstorbenen Kaisers nicht kommen, ausser durch einen Vergleich oder durch Waffengewalt. Proteste sind unnütz für den Einen, wie für den Andern". [1])

Er erhob, dem Befehle gehorchend, dennoch seine Forderungen. Eine eingehendere Darlegung der bayerischen Ansprüche wurde dabei in Aussicht gestellt, die dann auch in einem mächtigen Druckwerke, der schon erwähnten „Gründlichen Ausführung", erschien.

Es war der österreichischen Regierung nicht schwer, diesen Ansprüchen Bayerns die entsprechende Abfertigung zu Theil werden zu lassen.

Carl VI. hatte sich schon vergebens bemüht, jene Begründungen eines Erbrechtes aus dem Testamente Ferdinand I., auf welche Bayern stets hinwies, formell kennen zu lernen; der Churfürst aber war, solange der Kaiser lebte, dieser Forderung stets ausgewichen.

Jetzt erbot sich die Königin, das Testament Ferdinand I. sammt Codicill im Original nicht nur dem Grafen Perusa, sondern auch allen fremden Gesandten vorzulegen und von ihnen constatieren zu lassen, dass keine einzige Stelle dieses Testaments für die bayerischen Ansprüche eine Begründung zu geben vermöge. Auch von Seite des Wiener Hofes wurde die Drucklegung der in Rede stehenden Theile des Testaments mit „kurzen und nervosen Marginal-Anmerkungen" in Aussicht gestellt, auf den wesentlichsten Punct aber sofort eingegangen, um die „unparteiische Welt" zu überzeugen, „dass nicht einmal etwas Dunkles oder Zweideutiges in des Ferdinand I. testamentarischer Disposition" vorhanden sei.

---

[1]) Bayr. allg. Reichs-Archiv ad Nr. 51.

Die Erbfolge war auch in Ferdinand I. Testament der ältesten Tochter des Letzten aus dem Mannesstamme zugesichert, wie dies schon vorher als Recht im Hause Habsburg angesehen worden, wenn auch bei fortblühendem Mannesstamme nicht factisch geschehen war.

Trotz der bei dieser Testaments-Prüfung erlittenen schweren Niederlage erhob Perusa dennoch zuerst mündlich, dann nach einigem Bedenken schriftlich einen förmlichen Protest[1]) gegen den Regierungsantritt Maria Theresia's. Dieser Protest suchte seine wesentlichste Begründung in den Ansprüchen, welche das Haus Bayern „von älteren Zeiten sowohl, als jüngeren, durch sonderheitliche Dispositiones theils auf die österreichischen Erblande und grossentheils ihres bayerischen Herzogthums alten Patrimoniats in Abgang des erzherzoglich österreichischen Mannesstammes zustehen" habe.

Es wurde dabei von den Renunciationen der nach Bayern verheiratheten Erzherzoginnen ganz abgesehen, obgleich ein anderer Anspruch auf das österreichische Erbe, als eben jene mehrfachen Heirathen, überhaupt nicht bestand.

Die bayerischen Ansprüche besassen am Wiener Hofe eine stille, aber nicht belanglose Unterstützung durch die nun siebenundsechzigjährige Wittwe Kaiser Joseph I., die Kaiserin Amalia.[2])

Die Interessen ihrer beiden Töchter, der Erzherzogin Maria Josepha, Gemahlin des Churfürsten von Sachsen und Maria Amalia, der Churfürstin von Bayern, lagen ihrem Herzen zu nahe, um nicht in einen gewissen Gegensatz zur Königin Maria Theresia zu gelangen, die nun nach dem neuen Hausgesetze ihres Vaters Carl VI. Alles ererbt und empfangen hatte, auf was die Töchter der Kaiserin Amalia bei ihrer Vermählung hatten verzichten müssen.

Durch neunundzwanzig Jahre hatte sie den jüngeren Bruder ihres glorreichen und mit allen Vorzügen geschmückten Gemahls dessen erledigten Thron besitzen sehen und sie selbst war von dem ersten Platze neben dem Kaiser in eine bescheidene Stellung getreten. Es ist menschlich begreiflich, dass die verwittwete Kaiserin sich mit der jugendlichen Tochter des Nachfolgers ihres Gemahls nicht durch dieselben innigen Bande verknüpft fühlte, welche zwischen ihr und ihren eigenen Töchtern, wie ihren Schwiegersöhnen von Sachsen und Bayern bestanden. Kaiserin Amalia trat

---

[1]) Bayr. allg. Reichs-Archiv ad Nr. 51. Churbayr. Protest. Anhang Nr. IV.
[2]) Bayr. Staats-Archiv 399/11.

indessen nirgends in offenen Gegensatz, sie hielt sich zurückgezogen, aber Graf Perusa fand doch bei ihr in seiner schwierigen Lage Rath und Gehör und die Verbindung der Kaiserin mit der bayerischen Churfürstin und ihrem Gemahl schuf auch später noch manche ernste Schwierigkeiten.

Es scheint, dass Kaiserin Amalia auch jenem Eheprojecte günstig gestimmt war, welches schon 1738 aufgetaucht [1]) und von Carl VI. im Sinne einer einstigen Verbindung des Churprinzen Max Joseph mit einer Tochter Maria Theresia's aufgefasst war, von dem Churfürsten von Bayern aber auf eine Verbindung des Churprinzen mit der jüngeren Schwester Maria Theresia's, der Erzherzogin Maria Anna abzielte.

Auf dieses Project dürfte sich auch der Gedanke eines Ausgleiches beziehen, den die Kaiserin in einer dem Grafen Perusa nach seinem diplomatischen Misserfolge gewährten geheimen Audienz darlegte. Sie glaubte, dass im Falle einer Heirath dem Hause Bayern eine Entschädigung gegeben werden könnte in den österreichischen Vorlanden und den Niederlanden mit der Würde eines „Königs von Schwaben", zu dessen Ernennung es freilich erst des Vorhandenseins eines Kaisers, der sie verleihen konnte, bedurfte. Dass die Kaiserin diese erhabene Würde lieber einem ihrer Schwiegersöhne von Sachsen oder Bayern, als dem Herzog von Lothringen gönnte, liess sie Perusa gegenüber deutlich erkennen und dieser beeilte sich, seinem Churfürsten hievon Bericht zu erstatten.

Perusa verlangte indessen nicht nur, dass von Seite der österreichischen Regierung Nichts geschehen dürfe, was den Ansprüchen des Churfürsten irgendwie vorgreife, sondern forderte auch die in Wien befindlichen fremden Gesandten auf, ihre Functionen einzustellen und Maria Theresia keinenfalls als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters in den von ihm besessenen „Erb-Königreichen und Ländern" anzuerkennen.

Dagegen lauteten die in den ersten Tagen einlaufenden Nachrichten aus Paris wieder tröstlich und gewannen selbst das Vertrauen des Grossherzogs, der sonst gewiss kein Freund Frankreichs war, nur Graf Gundacker Starhemberg begann Verdacht zu schöpfen.

Der Cardinal Fleury hatte dem österreichischen Botschafter Fürsten Wenzel Liechtenstein die volle Unterstützung zur

[1]) Heigel, Quellen und Abhandlungen, 268.

Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction zugesichert. Auffallende Winkelzüge, welche Frankreich in der Frage der Anerkennung machte, wusste der Cardinal durch annähernd glaubwürdige Gründe unbedenklich erscheinen zu lassen.

Dazu kamen noch die Anerkennungen des Regierungsantrittes aus England, den Generalstaaten, als erste sogar jene des Königs Carl Emanuel III. von Sardinien, der Republik Venedig und des Papstes Benedict XIV.

Der russische Thronwechsel verursachte keine wesentlichen Bedenken.

Auch die ersten Anzeichen aus Berlin zeigten sich nicht ungünstig. Auf ein Schreiben des Grossherzogs an König Friedrich II., das den Tod des Kaisers und den Regierungsantritt Maria Theresia's mittheilte, gab Friedrich II. durch den Gesandten von Borcke am 31. October in einem Schreiben Antwort, welches bestimmt war, dem Grossherzog vorgelegt zu werden.[1]) Friedrich II. sagt nach einigen Worten des Bedauerns über den Tod Kaiser Carl VI.: „Sie können dem Herzog von Lothringen auch bezeugen, wie sehr ich an dem begründeten Schmerze theilnehme und wie ich mich in die traurige Lage versetze, in der sich die ganze kaiserliche Familie durch den Verlust ihres erhabenen Chefs und seiner mächtigen Hilfe befinden muss. Der Herzog von Lothringen täuscht sich nicht, wenn er seine Hoffnungen auf meine Freundschaft und meine Unterstützung setzt, die ihm nicht fehlen wird, sobald man mich von dieser Seite in den Stand setzt, etwas für ihn zu thun, aber Sie sehen selbst ein, dass dies nur in der Art sein könnte, dass ich dabei meine Rechnung finde." Er wies auf die bedenkliche Stimmung Sachsens und Bayerns hin und „qu'on pourrait bien être entamé en peu de temps en Italie et en Hongrie à la fois." Er warf die Frage auf, welche Ressourcen denn Oesterreich überhaupt noch habe und betonte lebhaft die schwierige Lage, in der sich der Grossherzog selbst befinde.

Das Schreiben konnte nach seiner Fassung einschüchtern bis zu dem Masse, „qu'on veuille se lier avec moi sur un certain pied".

Das Zutrauen zu Friedrich II., in dessen ersten Erklärungen die Königin und der Grossherzog nur das Anerbieten der Hilfeleistung sahen und lasen, ohne an die dunkeln Zwischensätze zu denken, „dass man ihn in Stand setzen müsse, etwas zu thun", oder die „Verbindung auf einer gewissen Grundlage", war so gross,

---

[1]) Polit. Corr. Nr. 122.

dass Beide ihm sofort ihren schwerwiegendsten Wunsch, für Franz Stephan von Toscana die römische Kaiserkrone zu erlangen, kundgaben und seine Unterstützung erbaten. „Was an Ew. Majestät von meines Gemahls Liebden," schrieb die Königin, „eigenhändig unter Einem abgehet, veranlasst mich, mein Ersuchen mit dem seinen zu vereinbaren. Die von Ew. Majestät hierunter erwartende grosse Gefälligkeit wird mich gewiss nicht minder, als ihn selbst, zu unvergesslichem Dank verbinden. Mir kann die viele Vermögenheit Ew. Majestät, um zu dessen Behuf die bevorstehende reichssatzungsmässige Kaiserwahl glücklich ausfallen zu machen, nicht verborgen sein." [1])

In diese vertrauensvolle Stimmung schlugen in den Tagen nach dem 9. November in unheimlich rascher Folge aber immer drohendere und bedenklichere Nachrichten aus Berlin, Bestürzung verbreitend, ein.

Dort waren inzwischen die Würfel gefallen, grosse Entschlüsse, die vorher noch in König Friedrich II. Sinn verborgen gewesen, nun zum Leben erwacht.

Am 26. October war die Nachricht von des Kaisers Tode nach Berlin gelangt. Sie traf den König fieberkrank. Aber wie Maria Theresia, so fand auch Friedrich II. nun keine Zeit, krank zu sein.

Er berief sofort den Etats- und Cabinets-Minister Heinrich von Podewils und den General-Feldmarschall Grafen Kurt Christoph Schwerin nach Rheinsberg.

Er schrieb Podewils am 1. November 1740:

„Ich gebe Ihnen ein Problem aufzulösen. Wenn man im Vortheil ist, muss man ihn ausnützen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen und Allem; wenn ich ihn nicht ausnütze, halte ich in meinen Händen ein Gut, dessen Gebrauch ich verkenne; nütze ich ihn aber aus, so wird man sagen, ich habe die Geschicklichkeit, mich der Ueberlegenheit über meine Nachbarn zu bedienen." [2])

Ueber die Frage der Rechtmässigkeit eines Krieges, wie er ihn zu unternehmen im Begriffe war, hatte er in seinem „Antimacchiavel" sich ausgesprochen und handelte hier in seiner Art wirklich nach Grundsätzen, die er in diesem Buche bereits vertreten hatte: [3])

---

[1]) H. H. u. St. A. 9. Nov. 1740, Arneth.

[2]) Polit. Corr. 125.

[3]) Antimacchiavel XXVI.

„Alle Kriege, welche nach einer sorgfältigen Prüfung begonnen werden, um Eindringlinge zu vertreiben, um gesetzliche Rechte zu behaupten, um die Freiheit der Welt zu sichern und um die Unterdrückung und Gewaltthätigkeit Ehrgeiziger zu verhüten, sind im Einklang mit der Gerechtigkeit und Billigkeit."

„Es gibt Offensivkriege, die ebenso gerecht sind, wie die eben besprochenen; das sind die aus Vorsicht geführten Kriege, welche die Fürsten wohlthun anzufangen, wenn die gesteigerte Grösse der grössten europäischen Mächte fast überzufluthen und die Welt zu verschlingen droht."

„Die gerechtesten aller Kriege, die man am wenigsten unterlassen darf, sind die Vertheidigungskriege, wenn die Feindseligkeiten ihrer Gegner die Herrscher nöthigen, gerechte Massregeln zu ergreifen, um sich gegen ihre Angriffe aufrecht zu erhalten und wenn sie sich gezwungen sehen, Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen . ." „... ebenso, wie es gerecht ist, einen Dieb zu vertreiben, wenn Ihr ihn bei dem Beginnen ertappt, einen Diebstahl in Euerem eigenen Hause zu begehen, so ist es auch ein Act der Gerechtigkeit für die Grossen und Könige, durch die Mittel der Waffen die Eindringlinge zu zwingen, sich aus ihren Staaten zu entfernen."

„Die Kriege, welche die Herrscher zur Aufrechthaltung gewisser Rechte oder Ansprüche, die man ihnen streitig machen will, führen, sind nicht weniger gerecht, als jene, von denen wir eben gesprochen haben."

„(Ein Eroberer) kann sich nur dann Ruhm verdienen, wenn er seine Talente zur Aufrechthaltung der Gerechtigkeit verwendet und wenn er nicht in Folge seines Temperaments, sondern durch Nothwendigkeit gezwungen, zum Eroberer wird."[1])

„Es gibt nur drei gesetzliche Wege, Herr eines Landes zu werden, entweder durch Succession oder durch Wahl der Völker, welche dazu die Macht haben, oder endlich, wenn man durch einen gerecht unternommenen Krieg einige Provinzen vom Feinde erobert."[2])

König Friedrich II. war sich wohl bewusst, wie sehr sein Auftreten in der schlesischen Frage unabsehbare Wirrnisse entfessele, er wollte auch wohl längst, dass Krieg aus der Sache werde und durch den Tod des Kaisers aus seinem literarischen Stillleben

---

[1]) Antimacchiavel III.

[2]) Antimacchiavel I.

in Rheinsberg zur That berufen, griff er seine Pläne mit der sicheren Hoffnung auf Erfolg auf. „Es ist eine schlechte Zeit für mein Buch," schrieb er am 28. October an Algarotti „und vielleicht eine glorreiche für meine Person."[1])

Schwerin und Podewils gegenüber sprach der König seine Absicht ohne Rückhalt aus.[2]) Man müsse, um aus der guten Lage, in der sich Preussen befinde, Vortheil zu ziehen, Schlesien in Besitz nehmen, als das günstigste Object, welches sich seit Langem für eine Vergrösserung Preussens geboten habe, selbst wenn man dabei auf die Erbfolge in Jülich und Berg verzichten müsse.

Schwerin und Podewils wiesen auf zwei Wege hin, welche zu diesem gewünschten Ziele führen könnten. Der beste schien ihnen, dem Wiener Hof die volle Unterstützung Preussens zur Vertheidigung des habsburgischen Besitzes in Deutschland oder den Niederlanden, „contra quoscunque" und zur Wahl Franz Stephan's zum Kaiser anzubieten, wenn der Wiener Hof geneigt sein würde, freiwillig einen Lohn in die Hand des Königs zu legen, „proportionné des peines, des dépenses et du hasard dont Elle veut bien se charger". Dieser Lohn könne nur Schlesien sein. Dieses Anerbieten sollte dann noch, nach der Meinung der beiden Rathgeber, eine letzte Unterstützung darin finden, dass der König sich bereit erkläre, ausser der Verzichtleistung auf seine Jülich-Berg'schen Ansprüche noch ein paar Millionen zu bezahlen. „Wenn es etwas auf der Welt gibt, um den Wiener Hof zu bestimmen, so ist es das Geld," meinten Podewils und Schwerin und der Gedanke gefiel ihnen selbst so, dass sie ihn des Breiteren besprachen. Nehme man in Wien an, so könne der König sich mit Russland, den Seemächten und dem Fürsten-Collegium des Reiches in das Einvernehmen setzen, um Oesterreich vor seiner unvermeidlichen Zerstückelung und seinem Verfall zu retten und die Kaiserkrone dem Grossherzog von Toscana und seinen Nachfolgern zu sichern.

Sollte der preussische Gesandte in Wien nicht sofort die Zustimmung des Grossherzogs erlangen können, so müsste zur Drohung gegriffen werden, dass Preussen dann die ihm von „anderer Seite" gemachten Anerbietungen annehmen werde.

Würden aber alle Vorschläge, alle Ausschmückungen, welche für diese Idee aufgewendet werden sollten, nicht verfangen und die Anträge in Wien abgewiesen werden, dann müsse der König

[1]) Oeuvres XVIII, Corresp. Algarotti.
[2]) Polit. Corresp. I. 119.

1. sich mit Sachsen und Bayern verbünden und sich hiefür unter Garantie Frankreichs Schlesien abtreten lassen;

2. Frankreich mit all' seinen Machtmitteln in die Angelegenheit hereinziehen;

3. zum Dank hiefür zu Gunsten der Pfalz und Bayerns auf Jülich und Berg verzichten, wenn Frankreich „par tous les moyens les plus efficaces et les plus forts" ihm den Besitz von Schlesien contra quoscunque gewährleiste;

4. dem Churfürsten von Bayern zur Kaiserkrone verhelfen mit Beistand der Churfürsten von Cöln, von der Pfalz und eines der geistlichen Churfürsten „qui'l faudra intimider ou gagner à force d'argent";

6. endlich, um sich Russland gegenüber zu sichern, eine Allianz mit Schweden schliessen und selbst durch Frankreich die Pforte zur Action treiben, um Russland in Schach zu halten.

Als dritten Weg bezeichneten Schwerin und Podewils endlich ein besonderes Abkommen mit Sachsen, doch wurde dies nur als letzter Nothbehelf betrachtet.

Am 29. October fanden die Berathungen Friedrich II. mit Podewils und Schwerin in Rheinsberg einen Abschluss durch ein resumierendes Protocoll, [1]) das Podewils verfasste und welches eine Art Programm für die einzuleitende Action bilden sollte.

Die Erwerbung von „ganz Schlesien" wurde hier definitiv als Ziel bezeichnet, aber Podewils, der vor einem Kriege noch zurückscheute und der auch Bedenken über die rechtliche Seite der Frage hegte, hoffte und rieth, den Weg der Unterhandlung mit dem Wiener Hofe einzuschlagen.

Der Rath wurde zwar zu befolgen beabsichtigt, aber, wie es scheint, gegen den eigentlichen Wunsch des Königs, der wenigstens schon wenige Tage nachher, am 3. November, wahrscheinlich auf den Bericht Borcke's vom 26. October aus Wien über das feste Auftreten der Königin, denn viel mehr konnte an diesem Tage in Berlin noch nicht bekannt sein, an Podewils schrieb[2]):

„Man ist sehr hochmüthig in Wien, man schmeichelt sich damit, die Erblande aus eigener Kraft behaupten zu können, man sieht den Grossherzog schon Kaiser geworden. Eitelkeit, Thorheit, lächerliche Illusion; wir werden ihnen einen kleinen Strich durch die

[1]) Polit. Corr. I. 119. Siehe Anhang V.

[2]) Polit. Corr. I. 127.

Rechnung machen, aber dieses Probestück kann Sie erkennen lassen, dass ich nicht mit Unrecht gemeint habe, dass wir uns blamieren werden, wenn wir mit Wien unterhandeln wollen".

Podewils, in seinen schweren Sorgen um die Folgen der kühnen und weittragenden Pläne seines jungen Königs, legte ihm noch einmal seine Bedenken eindringlich vor. Dem Ideenzuge Friedrich II. vermochte der Minister nicht zu folgen und das wusste er nicht, dass es dem König nicht darauf ankam, zur Erreichung seines vorgesteckten Zieles eine Welt in Flammen zu setzen.[1])

Er gab Podewils als Beantwortung seine „Idées" mit Bemerkungen zurück, die einen weiten Blick in die unergründliche politische Gedankenwelt des Königs gestatten:

Er sagt in den „Idées sur les projets politiques à former au sujet de la mort de l'empereur"[2]):

„Schlesien ist von dem ganzen kaiserlichen Nachlass das Stück, auf welches wir am meisten Anrecht haben und welches dem Hause Brandenburg am besten zusagt; es ist billig, seine Rechte aufrechtzuerhalten und die Gelegenheit des Todes des Kaisers zu benützen, um davon Besitz zu nehmen."

„. . . Die Ueberlegenheit unserer Truppen über jene unserer Nachbarn, die Raschheit, mit der wir sie handeln lassen können und im Grossen der Vortheil, den wir über unsere Nachbarn haben, ist vollständig und gibt uns, bei einer unvorhergesehenen Gelegenheit, wie diese, eine unendliche Ueberlegenheit über alle andern Mächte in Europa. Wenn wir mit den Operationen warten wollen, bis Sachsen und Bayern mit den ersten Feindseligkeiten beginnen, würden wir Sachsen nicht verhindern können, sich zu vergrössern, was jedoch unsern Interessen ganz entgegen ist und wir haben, in diesem Falle, keinen guten Vorwand. Wenn wir aber jetzt handeln, so halten wir Sachsen nieder und indem wir sie verhindern,

---

[1]) Es ist dies den ergebensten Dienern König Friedrich II. auch später nicht anders ergangen. Auch der getreue Geheime Rath August Friedrich Eichel, der die weitzielenden politischen Ideen des Königs bearbeitete, spricht Jahre später noch (22. Juli 1745) sich gelegentlich schwerbedrängt aus: „Ich gestehe, dass mir der Kopf umgeht und das Herz springen möchte, anderer Umstände von Gewissen, Stolz und dergl. m. nicht zu gedenken, so von Tag zu Tag zunehmen und mir die allerbetrübtesten Reflexiones zuwege bringen, bei welchen ich öfters, wenn es nach meinem Willen gienge, den Tod meinem Leben weit praeferierte, um nur kein Zeuge von allen besorglichen Sachen zu sein." (Droysen $V._2$ 521.)

[2]) Polit. Corr. I. 140. Die Redaction der „Polit. Corr." theilt diese „Idées" in die Actenstücke zwischen 6. und 7. November ein.

Remonten aufzutreiben, setzen wir sie ausser Stande, etwas unternehmen zu können."

„England und Frankreich sind entzweit; wenn Frankreich sich in die Angelegenheiten des Reiches mischt, wird England dieses nie dulden können und auf diese Art werden mir beide Parteien, die sich gegenüberstehen, immer eine gute Allianz bieten. England kann wegen meiner Besitznahme Schlesiens nicht eifersüchtig sein, weil dieses ihm nichts schadet, es kann, im Gegentheil, bei der gegenwärtigen Lage seiner Angelegenheit, welche Bündnisse verlangt, Vortheile erwarten. Holland wird es mit gleichgiltigen Blicken mitansehen und dies umso mehr, wenn man den Kaufleuten von Amsterdam für die Capitalien garantiert, welche sie auf Schlesien geliehen haben."

„Wenn man seine Rechnung mit England und Holland nicht findet, wird man sie sicher mit Frankreich finden, welches übrigens unsere Absichten nicht durchkreuzen, sondern mit Genugthuung die Erniedrigung des kaiserlichen Hauses mitansehen wird."

„Bleibt Russland. Alle andern Mächte, von welchen ich sprach, sind nicht im Stande, uns zu stören; es bleibt nur Russland allein, das gefährlich werden könnte."

„Nächstes Frühjahr können wir nichts mehr finden, das uns im Wege stünde; wenn Russland uns angreifen will, kann es sicher sein, dass ihm Schweden in den Arm fällt, so dass es sich zwischen Hammer und Amboss stellt. Bleibt die Kaiserin am Leben, so wird mich der Herzog von Kurland (Biron), der sehr reiche Güter in Schlesien hat, schonen, um sie sich zu erhalten; übrigens muss man über die Häupter des Rathes den Regen der Danaë niedergehen lassen, welcher sie veranlassen wird, zu denken, wie man will. Wenn die Kaiserin todt ist, werden die Russen mit ihren internen Angelegenheiten so sehr beschäftigt sein, dass sie nicht Zeit finden werden, sich mit den fremden zu beschäftigen und in jedem Fall ist es nicht unmöglich, einen goldbeladenen Esel in Petersburg einziehen zu lassen."

„Ich schliesse aus diesem ganzen Raisonnement, dass man vor dem Winter sich in den Besitz von Schlesien setzen und im Winter unterhandeln muss; dann wird man immer Gelegenheit finden, zu handeln und wir werden mit Erfolg unterhandeln, sobald wir Besitz ergriffen haben; falls wir anders thun, begeben wir uns aller unserer Vortheile und werden nie etwas erreichen durch einfache Unterhandlung, oder wenn doch, so wird man uns sehr lästige Bedingungen auferlegen, um uns Kleinigkeiten zu bewilligen."

Starb der Pfalzgraf von Jülich-Berg, während die schlesische Action im Gange war, so sah Friedrich auch darin keineswegs eine Schwierigkeit, zwei Unternehmungen zugleich zu lösen; zur Besetzung von Berg reichten ja einige Grenadier-Bataillone und ein Dragoner-Regiment aus.

Ernster war die Erwägung, dass Oesterreich, von allen Seiten bedrängt, mit Preisgabe seiner Niederlande einen Anschluss an Frankreich suchen könnte. Der König sagte sich aber, dass „England und Holland es nie leiden würden, dass sich der Lothringer in die Arme Frankreichs werfe, indem er ihm Brabant opfere, das ist gegen ihre Politik. Uebrigens würden die Oesterreicher, wenn sie sich von den Bayern, Piemontesen und Preussen angegriffen sähen, gewiss nicht daran denken, Provinzen umsonst herzugeben, da sie so viel an Stärke dadurch verlieren; endlich könnte Frankreich Oesterreich gar nicht helfen, denn, wenn Alle, die es angreifen, sich auch mit den Seemächten verbänden, so wäre eine überlegene Macht vorhanden".

Auch die Möglichkeit, dass Oesterreich sich mit Bayern irgendwie abfände, falls der König in Schlesien einrücke, bevor Bayern zum Schwert gegriffen, wie auch Sachsen und Hannover bei solcher Lage keineswegs sicher seien, hatte Friedrich erwogen, aber: „Sie vergessen immer den König von Sardinien, welcher in Italien handeln wird; ferner hat Bayern seinen Eroberungsplan entworfen; treten ihm die Oesterreicher ab, was es haben will, schwächen sie sich sehr, treten sie ihm nichts ab, sind sie zwischen zwei Feuern. Was Sachsen anbelangt, so hat es weder Magazine, noch Cavallerie, es ist das Recht der Politik, es zu zertrümmern, bevor es das Geringste unternehmen kann, wenn es uns entgegen ist. Die Hannoveraner und Hessen brauchen uns gegen Frankreich und die Nothwendigkeit wird ihre Eifersucht ersticken; auf alle Fälle kann man Dänemark gegen Bremen und Verden vorgehen lassen. Uebrigens hebe ich so viele neue Truppen aus, dass ich alle die ersetzen kann, welche sich in Schlesien befinden. Wollen uns die Russen unter den gegenwärtigen Umständen angreifen, so finden sie 55 Bataillone, welche ich leicht durch 10 Bataillone verstärken kann; im Falle dieser Unannehmlichkeit muss man Finnland und Kurland verheeren und Alles auf zwanzig Meilen in der Runde um Preussen verbrennen, damit sie nirgends existieren können; das niedergeworfene Sachsen und das eroberte Schlesien werden mir neue Mittel verschaffen."

Auch die letzte Sorge, die Friedrich II. haben konnte, eine etwa feindselige Haltung Russlands, war im Schwinden. Am 5. November

theilte Friedrich II. seinem Geschäftsträger Borcke die gefährliche Wendung der Erkrankung der Czarin Anna mit, die er übrigens bereits als in Wien bekannt voraussetzte. Er wusste die Bedeutung eines Thronwechsels im weitesten Masse zu würdigen und die dadurch gesteigerte Isolierung Maria Theresia's entsprach seinen Wünschen.

„Der Wiener Hof würde durch diesen Todesfall", schrieb der König an Borcke, „eine seiner mächtigsten Stützen verlieren. Ich bin neugierig, zu erfahren, was man am Wiener Hof darüber denkt."

Erleichtert lauten Friedrich's Worte an Podewils:

„Die Kaiserin von Russland ist im Sterben, Gott begünstigt uns und das Schicksal kommt uns zu Hilfe."[1])

Die Kaiserin Anna Iwanowna war am 28. October 1740 gestorben.

Der König condolierte bereits am 10. November dem russischen Geschäftsträger Baron Brackel, von welchem Podewils den Tod der Czarin erfahren hatte[2]), zum Verluste dieses „Entzückens ihres Volkes und aller ihrer wahren Freunde, unter denen ich beanspruche, nicht den letzten Rang einzunehmen."

Borcke hatte bereits vorher einen zum Vorzeigen bestimmten officiellen Auftrag, der „Contagion halber" zu berichten, „was für Regimenter aus Ungarn kommen und wohin solche zur Einquartierung marschieren". Ebenso sollte er Erkundigungen einziehen, was denn „die benachbarten puissances, insbesonders Bayern" für Massnahmen träfen, um eine Weiterverbreitung der Pest „bei nicht adhibierten aller menschmöglichen Praecautionen" zu verhindern.[3])

Es lässt sich nicht sicherstellen, ob dieser Weg, beim Hof-Kriegsrath selbst die gewünschten Mittheilungen über die etwa beabsichtigten Truppenbewegungen oder Heranziehung von Verstärkungen für die Erblande, zu erhalten, von Erfolg gekrönt war.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich.

---

[1]) Polit. Corresp. I. 147.

[2]) Das schnelle Bekanntwerden der Todesnachricht in Berlin ist überraschend. Eine Estaffette bedurfte sonst von Berlin bis Memel 4—6, von Memel bis St. Petersburg etwa 15 Tage, 21 Tage mussten schon als sehr gute Leistung gelten. Hier nun traf die Botschaft von Petersburg in 13 Tagen in Berlin ein. Ob der russische Courier von Petersburg bis Memel den Seeweg unter besonders günstigen Umständen benützen konnte, ist nicht zu ersehen.

[3]) Auftrag an Borcke. Preuss. Staats-Arch. 8. November 1740.

In Berlin begann die Stimmung unruhiger und beklommener zu werden. Die langen Berathungen Friedrich II. mit Schwerin und Podewils weckten eine Fluth von Gerüchten; als die Armee auf den Kriegsfuss gesetzt wurde, hiess es, der König wolle sich selbst die Kaiserkrone erringen und „mehr als ein Protestant freute sich bereits in dem Gedanken, das heilige Römische Reich in die Hände eines Glaubensgenossen fallen zu sehen". [1])

Andere vermutheten, dass es sich nur um die endgiltige Besitznahme von Jülich handle, wieder Andere wussten, dass Friedrich II. bereits in fester Allianz stehe, entweder mit dem Grossherzog und Maria Theresia, oder mit den Bayern und dass seine Hilfe von dem Einen oder dem Andern reichlich bezahlt würde, „on ne disait pas en quelle monnaie". [2])

Als die Truppen in Marsch gesetzt wurden, versicherten die Einen, sie zögen nach Mecklenburg, die Anderen sahen sie auf dem Marsch nach Schlesien, die Dritten auf dem Wege an den Rhein oder auf Nürnberg.

Die Sprache der preussischen Gesandten an den verschiedenen Höfen „confus, contradictoire, variait suivant les lieux et les interlocuteurs et autorisait tous les commentaires".

Von dem Augenblick des Entschlusses an beherrschte Friedrich II. die ganze politische Situation. Mit sicherer Hand mischte er seine Karten und spielte sie mit einer Gewandtheit aus, die fast unheimlich wirkt bei dem Anblick eines achtundzwanzigjährigen Fürsten, der kaum erst sein erstes literarisches Werk, den von gehaltreichen Grundsätzen getragenen „Antimacchiavel" beendet hatte.

Der in Rheinsberg besprochene Plan war in kurzer Frist überholt durch Friedrich II. eigene Ideen. Wenn Podewils gerathen hatte, zuvor den Weg der Verhandlung mit Oesterreich zu versuchen und erst im Falle der Ablehnung in Verbindung mit Frankreich und Bayern gegen Oesterreich zu treten, so war dies nicht dahin gemeint gewesen, sofort überall das Feuer so zu schüren, dass der Krieg auf dieser oder jener Seite jedenfalls ausbrechen müsse und dann erst mit dem Schwerte in der Hand der bedrängten Königin die gewünschten Länder abzupressen.

Dennoch gieng die preussische Politik jetzt diesen Weg und war ihn eigentlich durch die Verhandlungen in Paris längst

[1]) Broglie I. 89.
[2]) Broglie I. 90.

gegangen. Der König schrieb am 7. November an Podewils[1]): „da mich nichts mehr abhält, habe ich heute den Befehl an die Regimenter gesendet und zwar: 1. Wegen der bayerischen Declaration (Perusa's in Wien); 2. wegen der Bereitstellung der hannöverschen Truppen; 3. wegen der Rüstungen des Königs von Sardinien."

„Wenn es Gott gefällt, werden meine Truppen Anfangs December im Marsche sein und ich hoffe, dass Alles nach unseren Wünschen geht. Berichten Sie mir, welchen Eindruck die Mobilmachungs-Ordre auf die Gesandten macht, was man sagt und wenn möglich, was man denkt."

Die Zeit schien nun Friedrich II. gekommen, um die Ansprüche des Hauses Brandenburg auf den Besitz der vier Herzogthümer in Schlesien auch publicistisch geltend zu machen und die öffentliche Meinung für das geplante Unternehmen zu gewinnen. Eine besondere Unterstützung konnte die preussische Politik daraus wohl kaum zu schöpfen hoffen, aber es war doch wie ein schickliches Herkommen, feindliche Schritte gegen den bisher friedlichen Nachbar ebenso, wie den einfachen Wunsch nach Eroberung und Machtausdehnung mit staatsrechtlichen Begründungen zu versehen. Denselben Vorgang hatte König Ludwig XIV. bei Einleitung der berüchtigten „Reunionen" eingehalten. Auch Friedrich II. suchte eine Form für sein beabsichtigtes Vorgehen, so gleichgiltig die staatsrechtliche Frage an sich bei der Sache auch war.

Man vermochte es noch nicht, sich ganz von einer Art politischen Gewissens zu emancipieren.

Der richtige Mann für eine gründliche Darlegung der Frage fand sich auch bald in der Person des Kanzlers der Universität Halle, von Ludewig.

Dieser erschien am 1. November 1740 mit dem schriftlichen Antrage, dem Könige seine Studien über die Ansprüche Preussens auf Schlesien zur Verfügung zu stellen. „Seit vierzig Jahren", berichtete er, sammle er an diesem Werke, da ihm der damalige Minister Ilgen schon gesagt, „dass bei Verlöschung des Mannesstammes von dem Hause Oesterreich, über kurz oder lang noch ein Gebrauch davon gemacht werden würde". [2])

---

[1]) Polit. Corresp. I. 141.

[2]) Der Kanzler der Universität Halle, ein geborner Württemberger, Johann Peter von Ludewig, war ein Kronjurist etwas eigener Art. Unter König Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. bereits zur Verfassung von allerhand Rechtsgutachten und staatsrechtlichen Beweisführungen über

Podewils setzte noch immer der Rechtsfrage auf Schlesien Bedenken entgegen. „Was die Rechtsfrage betrifft, muss ich mit tiefstem Respect gegen Ew. Majestät sagen, dass, wenn das Haus Brandenburg früher einige Ansprüche auf die Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, auf Ratibor und Oppeln, auf das Fürstenthum Jägerndorf und den Schwiebuser Kreis in Schlesien gehabt hat, es feierliche Verträge gibt, auf die sich das Haus Oesterreich berufen wird und in denen sich das Haus Brandenburg verleiten liess, wenn auch auf eine betrügerische Art, für Bagatellen[1]) auf so wichtige Ansprüche zu verzichten". Er war wohl überzeugt, dass es eine Form geben werde, um diese Ansprüche wieder zu erheben, aber er fürchtete die Intervention der anderen

---

zweifelhafte Rechte gerne verwendet, hatte er auch das Recht des preussischen Königshauses gegen den deutschen Orden vertheidigt und fand jetzt in den Ansprüchen auf die vier schlesischen Herzogthümer wieder einen willkommenen Stoff für seine besondere juridische Richtung.

Von seiner Bedeutung ohnehin sehr durchdrungen, machte er nach dem Regierungsantritte König Friedrich II. selbst darauf aufmerksam, dass er wichtige Nachrichten über die Anrechte Brandenburgs auf Schlesien seit langer Zeit gesammelt habe und der König befahl ihm am 6. November, selbe in kurzem Auszug und insgeheim ihm zukommen zu lassen. Bald aber wurde er selbst „in Universitäts-Angelegenheiten" nach Berlin berufen und die Archiv-Vorstände erhielten Auftrag, „alle alten acta und Nachrichten wegen der Prätension des Churhauses auf die schlesischen Herzogthümer zusammenzusuchen und in Bereitschaft zu halten, damit man sich derselben bald bedienen kann".

Ludewig vollführte den Auftrag mit aller ihm erforderlich scheinenden Würde; er berichtete vorläufig am 19. November, dass er sich „geheim und in aller Stille" zur Reise angeschickt habe; er wurde zur Eile ermahnt und traf endlich am 4. December in Berlin ein, wo er nun eine grosse Darlegung der Rechte auf Schlesien verfassen sollte. Es gieng dann auch bald an den Druck des „Erbbegründeten Eigenthums". Der Friedensbruch war indessen längst erfolgt, als endlich Podewils das Operat des Hallenser Kanzlers am 6. Januar 1741 dem Könige übersenden konnte.

„Zu Zeiten des verstorbenen Königs gab man ihm gewöhnlich eine kleine Gratification für diese Sorte von Arbeiten und da er sich dazu bereit halten muss, auf die Antwort zu replicieren, welche der Wiener Hof nicht verfehlen wird, auf diese Deduction zu geben, so könnte Ew. Majestät den Herrn Ludewig unendlich ermuthigen, wenn Sie ihn jetzt mit ein wenig Wind bezahlen wollten, der nichts kostet".

So wurde denn Ludewig Kanzler der magdeburgischen Regierung und durfte für die Zeit seiner Berliner Arbeit drei Thaler Diäten verrechnen. (Preuss. Staats-Schriften.)

[1]) Siehe das Testament Churfürst Friedrich Wilhelm I. und die Erwerbung der preussischen Königskrone.

Mächte, besonders Frankreichs, das vielleicht durch die Cession der Niederlande für Oesterreich zu gewinnen war.

Aber Friedrich II. wies all' diese Bedenken ab.

Von den angeblichen „Rechten" auf Schlesien scheint er selbst fast nicht viel mehr gehalten zu haben, als Podewils, aber es stand beim Könige fest, dass er Schlesien nehmen wolle, ob mit oder ohne Recht[1]).

„Die Frage des Rechtes ist die Sache der Minister, ist die Ihre; es ist Zeit, sie insgeheim auszuarbeiten, denn die Befehle an die Truppen sind gegeben."[2])

Der Krieg war beschlossen und es ist eigentlich ein vergebliches Bemühen, nachsuchen zu wollen, welche Motive am meisten bestimmend für den König gewesen. Es ist eben so müssig zu combinieren, was hätte geschehen, wie die Dinge sich hätten gestalten können, wenn Oesterreich anders gehandelt hätte, als es gethan. Dennoch sind Erläuterungen und Vermuthungen über des Königs Gedanken ebenso zahllos in den Werken preussischer Historiker, als die gewagtesten Schilderungen dessen, was Oesterreich gewollt, was es erreicht oder verloren habe.

„Hätte es noch", sagt Droysen[3]) „hätte es schon eine deutsche Nation gegeben, sie hätte ahnen müssen, dass Friedrich II. ihre Sache führe." Und mit gleicher Sicherheit fährt er fort: „Nicht die Zertrümmerung des Hauses Oesterreich lag in seiner Absicht und in seinem Wunsche." Dennoch aber hat er den Theilungsplan gekannt und unterstützt, welcher der Königin wenig mehr als Ungarn gelassen hätte. „Aber er hätte unverantwortlich gegen seinen Staat gehandelt, wenn er diesem sinkenden Hause, das sich so oft, so schwer gegen Preussen versündigt hatte, irgend einen Dienst ohne Sicherstellung hätte leisten sollen." Es hat Niemand von ihm einen Dienst verlangt, die Gefahren, welche der Königin drohten, waren König Friedrich II. eigenes Werk.

---

[1]) Auch Droysen gibt an der Stelle, an welcher er von der „grossen politischen Combination" spricht, die Friedrich II. dem Wiener Hofe in der Abtretung der preussischen Ansprüche auf Jülich-Berg gegen die Preisgabe Schlesiens angeboten habe, doch zu: „Nicht Preussens Recht auf Schlesien ist der Grund und der leitende Gedanke dieser Combination. Aber dies Recht bietet eine Handhabe, die Auseinandersetzung einzuleiten, welche die Politik Preussens fordert." (Droysen, V_1, 152.)

[2]) Polit. Corresp. I. 141.

[3]) Droysen, Geschichte der preuss. Politik. V_1. 151.

Trat aber Oesterreich willig eines seiner blühendsten Länder auf Friedrich's Aufforderung an ihn ab, so war der König bereit, seine Jülich-Bergischen Ansprüche an Oesterreich abzutreten. „Oesterreich hätte damit eine bedeutende Verstärkung seiner Niederlande, es hätte mit Düsseldorf den festen Rhein-Uebergang dorthin gewonnen, es wäre gegen Frankreich umso stärker geworden. Man sieht, es ist eine grosse politische Combination, die Friedrich II. dem Wiener Hof anbietet". [1])

Die Abtretung zweifelhafter Ansprüche wäre doch wohl ein ebenso zweifelhaftes Geschenk gewesen. Oesterreich hätte um Jülich-Berg, um die Erwerbung fremden Besitzes, voraussichtlich einen Krieg mit Frankreich führen müssen, es war gewiss gebotener, denselben zur Vertheidigung des eigenen Erbes zu führen. Die Verstärkung der Niederlande und der feste Rhein-Uebergang! Karte und das bescheidenste militärische Urtheil genügen zur Würdigung solcher Behauptungen.

Es ist auf Grund dieser in der Ludewig'schen Schrift erhobenen Ansprüche unendlich viel versucht worden, den Entschluss Friedrich II. zum Kriege gegen Oesterreich mit dem Scheine des legalen Rechtes, mit dem Rechte der Vertheidigung gegen erlittene Beschränkungen zu umkleiden. Jülich-Berg, Schwiebus, die ältesten Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer werden hiebei herangezogen.

Ein Recht auf Schwiebus bestand überhaupt nur als Ersatz für die Verzichtleistung auf die älteren Ansprüche auf die Fürstenthümer. Die Frage wegen der Erbfolge in Jülich-Berg hörte in dem Augenblicke des Todes Carl VI. auf, eine in Wien und durch Wien zu lösende zu sein.

Hiefür war nun der neue Kaiser die entscheidende Instanz geworden und es stand Friedrich II. frei, diese Forderung an denselben bei oder vor der Wahl zu richten.

Schwiebus aber war es nicht allein, das Friedrich II. zurückverlangte, sondern die Herzogthümer, welche zugleich mit Schwiebus gar nicht verlangt werden konnten und nicht nur dies, ganz Schlesien sammt Breslau.

Wenn man in Wien sich schon hätte entschliessen können, gegen die bessere Ueberzeugung vom Rechte, den Ansprüchen Preussens gegenüber auf die drei oder vier Fürstenthümer zu

---

[1]) Droysen.

Gunsten dieses Staates zu verzichten, so konnte dies doch gewiss nicht auf ganz Schlesien erstreckt werden, auf welches dem König von Preussen auch nicht einmal ein Anschein von Rechten zustand.

Von einem Rechte, von einer moralischen Verpflichtung gewissermassen, für sein Recht einzustehen, kann für Friedrich II. also keine Rede sein, nutzlos sind all' die Darlegungen und Auslegungen in dieser Sache.

Der König hat viel besser den Kern der Sache erkannt und war viel zu hoch geartet, um sich mit dürftigen Entschuldigungen zu decken. Trotzdem haben neuere Historiker dies mit dem Aufgebot vielen wissenschaftlichen Scharfsinnes nachträglich noch thun zu müssen geglaubt und gerade dadurch der rücksichtslosen Politik Friedrich II. das sie jedenfalls noch am besten kleidende Gewand der inneren Wahrhaftigkeit genommen.

Es wird betont, dass, als Friedrich II. seine Armee gegen Schlesien marschieren liess, es 62 Jahre her waren, seit „die Missgunst Oesterreichs" den Churfürsten Friedrich Wilhelm „zum Lohn für dessen Aufopferungen im allgemeinen deutschen Interesse, um den Lohn seiner Siege gebracht", 46 Jahre, seit Leopold I. „eine Familiendifferenz des churfürstlichen Hauses benützend, den Schwiebuser Kreis, die einzige Entschädigung für die schlesischen Ansprüche der Hohenzollern, wieder an sich gezogen hatte", 14 Jahre, seit Oesterreich an Preussen die Jülich-Berg'sche Erbschaft zugesagt und sie ihm nicht gegeben habe.

„Der Kampf mit Oesterreich war für Friedrich die Mission, welche sein Vater ihm hinterlassen."[1])

Es müsste also eine politische Moral geben, die es gestattet, Kriege zu führen auf Grund einer angeblichen Beeinträchtigung, die sechzig oder vierzig Jahre her ist, in denen inzwischen Staats- und Allianz-Verträge abgeschlossen und ausgeführt worden, Kriege gemeinsam geschlagen, dem Beeinträchtigten die Königskrone zugestanden und seine grossen Ergebenheitsversicherungen als wahrhaftige Zusagen entgegengenommen worden sind. Es wäre jedem Staate gestattet, jeden Augenblick Kriege zu beginnen, denn kaum vergeht wohl ein halbes Jahrhundert, während dessen nicht die Staaten untereinander kleinere oder grössere Differenzen und, wenn auch unblutige, Conflicte gehabt hätten, bei denen stets Einer als verkürzt und geschädigt zu erscheinen pflegt.

---

[1]) Preussische Jahrbücher, XI., 1863.

Dem Gedankenkreis König Friedrich II. lag es ferne, sich armseliger Krücken zu bedienen, wie sie moderne Historiker ihm zu leihen sich bemühen; er gibt sich in seiner grossen Weise, er will nicht anders scheinen, als er ist.

„Der Zweck des Krieges, den der König unternommen hatte, war, Schlesien zu erobern; wenn der König Verbindungen mit Bayern und Frankreich eingieng, war dies nur, um diesen grossen Plan auszuführen".[1])

„Um Alles zusammenzufassen, was das Feuer eines jungen, zum Throne gelangten Prinzen anfachen konnte, so muss man noch hinzunehmen, dass Friedrich I., als er Preussen zum Königreich erhob, durch diese eitle Grösse einen Keim zum Ehrgeiz für seine Nachkommenschaft ausstreute, welcher, spät oder früh, Früchte tragen musste. Die Monarchie, welche er seinen Nachkommen hinterliess, war, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art Zwitter, welcher noch mehr von der Natur des Churfürstenthums, als des Königreiches an sich hatte. Es war Ehre dabei zu gewinnen, dieses zweifelhafte Geschöpf zu bestimmen und sicherlich war dies auch einer von den Gedanken, welche den König in den grossen Unternehmungen bestärkten, wozu ihn so viele Beweggründe reizten".

„Die Rücksichten darauf, dass der Besitz des Herzogthums Berg ein zu geringer Gewinn sei, machten, dass der König seine Blicke gegen das Haus Oesterreich wandte, dessen Erbschaft nach dem Tode des Kaisers streitig, sowie der Thron der Caesaren erledigt war."

„Dieses Ereigniss konnte nicht anders als günstig sein, wegen der wichtigen Rolle, die der König in Deutschland spielte, wegen der verschiedenen Ansprüche der Häuser Sachsen und Bayern auf diese Staaten, wegen der Menge Bewerber, die sich zur Kaiserkrone melden würden, wegen der Politik Frankreichs, welches eine solche Gelegenheit selbstverständlich ergreifen musste, um aus den Unruhen, welche die natürliche Folge des Absterbens des Kaisers sein würden, Vortheil zu ziehen." [2])

Als dann der Kaiser wirklich starb, da entschloss sich Friedrich II. „augenblicklich", „die Fürstenthümer Schlesiens, auf welche sein Haus unbestreitbare Rechte hatte, zurückzufordern und zugleich setzte er sich in Stand, diese Ansprüche, wenn es sein musste, durch das Mittel der Waffen zu unterstützen."

---

[1]) Histoire de mon temps (Redact. 1775). Oeuvres II. 93.

[2]) Histoire de mon temps (Redact. 1775). Oeuvres II. 53.

„Dieser Plan erfüllte alle seine politischen Absichten, es war das Mittel, sich Ruhm zu erwerben, die Stärke des Staates zu vergrössern und auch jene strittige Successionssache wegen des Herzogthums Berg zu endigen". [1])

Der Gegner Oesterreich schien nicht gefährlich.

„Die Finanzen waren zerrüttet, die Armee gelockert und entmuthigt durch den schlechten Erfolg, den sie gegen die Türken gehabt, das Ministerium uneinig; stellen Sie als Haupt dieser Regierung noch eine junge Prinzessin ohne Erfahrung, welche ein streitiges Nachfolgerecht vertheidigen sollte und es ergibt sich, dass diese Regierung nicht furchteinflössend erscheinen konnte". „Fügen Sie diesen Erwägungen das Vorhandensein einer schlagfertigen Armee, reichlicher Mittel und vielleicht auch des lebhaften Wunsches hinzu, sich einen Namen zu machen, so war dies Alles die Ursache des Krieges, den der König an Maria Theresia von Oesterreich, Königin von Ungarn und Böhmen, erklärte." [2])

Die ersten Worte, die Friedrich II. nach Empfang der Todesnachricht nach Wien gelangen liess, war am 27. October das Aviso an seinen Gesandten von Borcke: „Sie werden Ihren Posten nur noch drei bis vier Wochen innehaben." Die weiteren Befehle wurden versprochen. Am anderen Tage folgte der Auftrag: „Geben Sie genau Acht auf das Verhalten der Bayern, unterlassen Sie Staffetten und Couriere nicht, um mich von Allem, was geschieht, zu verständigen." [3])

Am 5. November gieng dann an den Gesandten zunächst eine allgemeine Auseinandersetzung jener Auffassung des Königs von der Lage Oesterreichs, die Borcke in Wien zur Kenntniss und Geltung bringen sollte. Der König erweist sich als genauer Kenner der politischen Strebungen in Europa, er zeigt sich unzufrieden damit, dass die Königin nicht sofort seine Hilfe angerufen habe und er gibt dem Gesandten die Fingerzeige, wie er in Wien selbst die Situation beleuchten und die Angst und Sorge der Staatsmänner zu vermehren vermöge. [4])

„Ich habe aus Ihrem Schreiben vom 26. vergangenen Monats gesehen, dass man an dem Hofe, an welchem Sie sich befinden,

---

[1]) Histoire de mon temps (Redact. 1775). Oeuvres II. 54.

[2]) Histoire de mon temps, ebendaselbst II. 55.

[3]) Polit. Corresp. I, 117, 118.

[4]) Polit. Corresp. I, 136.

eingebildet genug ist, zu glauben, sich in dem Besitze aller ererbten Staaten, gegen Jeden, der sie mit Krieg überziehen wollte, behaupten zu können."

„Die Ereignisse werden zeigen, ob man sich zu dieser schmeichelhaften Hoffnung nicht durch leere Illusionen verleiten lässt. Der Kaiser todt, das Reich und das Haus Oesterreich ohne Haupt, seine Finanzen erschöpft, seine Armeen zugrunde gerichtet, seine Provinzen durch Krieg, Pest und Hungersnoth ebenso heimgesucht, wie durch die schrecklichen Lasten, welche sie bisher zu tragen gehabt haben; die wohlbekannten Ansprüche Bayerns, jene Sachsens, unter der Asche eines Feuers glimmend, das bereit ist, aufzuflammen; die geheimen Absichten Frankreichs, Spaniens und Savoyens, auf dem Puncte, offen hervorzutreten; wie ist es möglich, dass man in Wien in einer Art gefährlicher Sicherheit lebt, ohne aufmerksam auf alle diese Uebel zu sein, welche in Masse auf dieses unglückselige Haus zu stürzen bereit sind, vielleicht früher, als dieses es erwartet; und können so viele gute Köpfe, wie es die sind, welche noch in dem Rathe dieses Hofes bleiben und welche gar keinen Antheil an der Verderbtheit der vergangenen Zeit gehabt, sich auf Kosten des Heils der traurigen Trümmer dieser weiten Macht so argen Illusionen hingeben, um glauben zu wollen, dass Alles, bezüglich der Erhaltung der Gesammtheit dieser Erbschaft, so glatt ablaufen werde? Hat man die seit langem von mehreren churfürstlichen Höfen getragene und von den bedeutendsten Mächten unterstützte Absicht, dem Hause Oesterreich für immer die kaiserliche Würde zu rauben, vergessen?"

„Was wird man denn den Absichten Bayerns, Sachsens, der Chur-Pfalz und einiger anderer, die sich auf ihre Seite werden stellen können, entgegensetzen? Wo sind die Hilfsquellen, auf welche man so sehr rechnet? Ist es Frankreich? Mir scheint, dass man es nur zu gut kennt, um von da etwas besonders Vortheilhaftes zu erwarten. Ist es England, welches mit seinem Krieg gegen Spanien alle Hände voll zu thun hat? Würde es Holland sein, welches bei den obwaltenden Verhältnissen kaum seinen Verpflichtungen gegen England nachkommen will? Oder glaubt man, dass Russland grosse Anstrengungen machen wird, Russland, welches fortwährend auf seiner Hut und misstrauisch gegen Schweden und die ottomanische Pforte ist? Und welches sind die Fürsten des Reiches, welche sich blossstellen oder zugrunde richten möchten aus Liebe zu einem Hause, das zu schwach ist, sie zu unterstützen und zu wenig dankbar, um ihre Mühen und Ausgaben zu belohnen?"

„Das Schlechteste an der ganzen Sache ist, dass man in Wien immer in der falschen Voraussetzung bleibt, es sei unumgänglich nothwendig, sich gratis um ihre Erhaltung zu bekümmern oder dass man glaubt, es mit Complimenten oder Aussichten auf Gunstbezeigungen, die nichts kosten, abthun zu können! Man wird sich mit dem einen und dem anderen schrecklich irren und wenn man sich nicht bemüht, sofort sehr solide und reelle Beziehungen mit Jenen zu schaffen, welche am meisten in der Lage sind, sie vom Rande des Abgrundes, wo sie sich befinden, zurückzuziehen, wird man in Wien Gefahr laufen, im Stiche gelassen zu werden und dass Diejenigen, welche die besten Absichten hatten, dort Partei nehmen werden, wo sie ihre Vortheile finden."

„Ich habe es für nothwendig gehalten, alle diese Betrachtungen zu berühren, weil ich wohl sehe, dass der Eifer, mit welchem Sie glaubten, dass man mich aufsuchen würde, sich stark gemässigt zu haben scheint und weil ich zu glauben anfange, dass es nöthig sein wird, an andere Mittel zu denken, um Vortheil aus den gegenwärtigen Verhältnissen zu ziehen, ohne sich mit Leuten aufzuhalten, welche noch sehr unentschlossen zu sein scheinen, ob sie die ersten Schritte machen sollen oder nicht."

Während der König solchergestalt leise die Neigung durchblicken zu lassen schien, Oesterreich gegen Vortheile, die er noch nicht deutlich aussprach, zur Seite zu stehen, eine Aussicht, die dazu bestimmt war, dem Wiener Hof zur Kenntniss gebracht zu werden, erhielt Borcke gleichzeitig auch andere Weisungen, welche darauf abzielten, etwaige Versuche sofort zu untergraben, welche zur Gewinnung anderer Freunde gemacht werden konnten.

Borcke sollte in Wien gesprächsweise die Absicht Sachsens, sich an die pragmatische Sanction nicht zu halten, auf das Tapet bringen und hiedurch zugleich den Erfolg einer Friedensmission des chursächsischen Beichtvaters P. Guarini, von der Friedrich II. zu wissen behauptete und die eine Verbindung des Churprinzen mit einer Erzherzogin bezwecken sollte, vereiteln. „Die Bombe wird auf allen Seiten platzen, bevor man sich in Wien des Geringsten versieht."[1])

Sachsen hatte in Berlin erklärt, ruhig bleiben zu wollen, insolange nicht Bayern losschlage, dann aber seine Rechte wahren zu müssen. König Friedrich II. wünschte zum Zwecke „de semer

---

[1]) Der König an Borcke, 5. November 1740.

la zizanie", diese Haltung Sachsens in Wien anders dargestellt zu wissen. Borcke sollte nach seinem Befehl dem Grossherzog die Ueberzeugung beibringen, dass das Verhalten Sachsens nur darauf berechnet sei, den Wiener Hof in Sicherheit zu wiegen, während an dem eigentlichen Plane des Churfürsten und Königs von Polen, der Wegnahme Böhmens, gearbeitet werde. Der Gesandte sollte dem Grossherzog versichern, dass König Friedrich II. von dieser Absicht Sachsens „gut unterrichtet" und dabei „ein zu guter Freund des Grossherzogs und des Hauses Oesterreich" sei, um sich nicht verpflichtet zu fühlen, auf diese sächsischen Umtriebe im Geheimen aufmerksam zu machen. [1])

Auch die Reise des Unterhändlers P. Guarini nach Wien, habe die Werbung um die zweitälteste Erzherzogin für den Churprinzen nur als Vorwand, thatsächlich solle er im Dienste jenes sächsischen Annexionsplans thätig sein.

Der Gesandte wurde ermahnt, Alles anzuwenden, „um dem Grossherzog und der Oeffentlichkeit diese Neuigkeiten geläufig zu machen" und nichts zu vernachlässigen, „was nothwendig sein kann, um Misstrauen zwischen den beiden Höfen zu erregen und die Unterhandlung Guarini's zu durchkreuzen". [2])

Wenige Tage vorher, am 31. October, war ebenso eine Andeutung nach Dresden an den Legationsrath Ammon abgegangen [3]), dass „man vielleicht in Dresden schon wisse, dass der Wiener Hof eiligst 24.000 Mann nach Mähren in Marsch setze, um Sachsen und Bayern im Zaume zu halten." Der König sei neugierig, wie sich Sachsen verhalten werde, um die lang erstrebten Vortheile zu erreichen.

Das Bestreben Friedrich II., mit Bayern Fühlung zu nehmen und dieses, wie Sachsen, in Bewegung gegen Oesterreich zu bringen, tritt schon in der October-Correspondenz, lange also vor dem Versuch der Verhandlungen mit Wien zu Tage.

Es erscheint als eine unmittelbare Folge der Rheinsberger Berathungen.

Am 4. November berichtete Podewils, er glaube, dass durch den Geheimen Justizrath und Comitialgesandten in Regensburg, Adam Pollmann, auf den dortigen Vertreter Bayerns eingewirkt werden könne, damit der Churfürst zu einer Schilderhebung schreite

---

[1]) Polit. Corresp. I, 135.
[2]) Polit. Corresp. I, 135.
[3]) Polit. Corresp. I. 124.

und der König befahl sofort,[1]) demselben die entsprechenden Befehle zu geben.

Wie aus einem Schreiben Friedrich II. an Borcke vom 12. November hervorgeht, war der König zu dieser Zeit zwar unbedingt überzeugt von dem Bestehen einer engen Verbindung Bayerns mit Frankreich und von der Absicht des Churfürsten Carl Albert, seine Ansprüche mit allen Mitteln zu verfolgen, aber eine bestimmte Kenntniss von den Abmachungen Bayerns besass er noch nicht.

Er war überzeugt, dass die eigentliche Besprechung dieser Angelegenheit bei der Anwesenheit des Grafen Törring in Paris stattgefunden habe. Jedenfalls aber werde, so meinte der König, sich der Wiener Hof jetzt in der immer bedrängteren Lage, die weder von Russland, noch von Sachsen, noch von den Seemächten Hilfe in Aussicht stelle, sich entschliessen müssen, sich entweder in Frankreichs oder Preussens Arme zu werfen „und in einem, wie dem anderen Falle gezwungen sein, Opfer zu bringen".

Der König, der Alles erwog und beachtete, wies am 12. November Podewils zugleich an, „weil das Gerede über unsere Abmachungen angeht", an Borcke in Wien, der eigentlich noch gar nichts wusste, das ganze Vorhaben in einer chiffrierten Depesche mitzutheilen.[2])

„Wenn man dort anfängt, davon zu sprechen, so soll er nichts früher zugestehen, als bis es an der Zeit sein wird; dann wird er mit dem Grossherzog sprechen (selbstverständlich, wenn unsere Truppen im Marsche sein werden); ich werde einen Courier mit dieser Aufgabe betrauen. Jetzt wird das Gerede zunehmen, weil die Artillerie, die ich bereitstelle, genöthigt sein wird, Pferde zu kaufen und das kann nicht heimlich geschehen."

„Man muss auch einen Brief an den König von England nach meinen Randbemerkungen entwerfen und ihm bemerken, dass ich kein anderes Ziel verfolge, als das Wohl des Reiches und dass dies das einzige Mittel sei, den Hof von Wien dazu zu vermögen; gegenwärtig muss man gemeinsam handeln und übereinkommen und sich verständigen, dass ich die Holländer dränge und dass es nur vom Könige von England abhänge, mit Holland, dem Lothringer und Russland abzuschliessen."

„Man muss von Jülich und Berg in grossmüthigem Tone und so sprechen, damit sie sehen, dass man ihnen keinen Argwohn ein-

---

[1]) Polit. Corresp., I., 132.

[2]) Polit. Corresp. I, 153.

flössen will und alles mit der grösstmöglichsten Würde thun; man muss auch den Holländern schreiben, sie bezüglich ihrer Capitalien in Schlesien beruhigen und ihnen überdies bemerken, wie sehr man auf das allgemeine und auf ihr Wohl bedacht und dass man selbst geneigt sei, von allen Forderungen abzustehen, welche ihre Eifersucht erregen könnten."

„Leben Sie wohl, mein lieber Charlatan, halten Sie ein gutes Verhalten ein, lassen Sie sich nichts merken, die Bombe wird am 1. December 1740 platzen."

Diesem Befehle folgte am 15. November die Mittheilung:[1])

„Ich habe den Regimentern in Berlin einen falschen Befehl mit der Route nach Halberstadt geschickt; ich hoffe, dass das die Politiker täuschen werde, oder dass sie wenigstens verwirrt werden."

„Man muss alle Arten von Mitteln anwenden, um sie nur sicher zu machen und um sie in allen ihren Vermuthungen irre zu leiten; dieses wird, hoffe ich, nicht wenig dazu beitragen. Unterdessen arbeiten wir hier ernstlich und wenn uns der Himmel nicht gänzlich abhold ist, werden wir das schönste Spiel der Welt haben. Seien auch Sie Ihrerseits auf dem Posten, um Alles zu erspähen, was in den Köpfen Ihrer Luchse vorgehen könnte; der Befehl von heute wird, hoffe ich, sehr viele Couriere in Bewegung setzen. Ich hoffe meinen Streich am 8. December auszuführen und die kühnste, die rascheste, die grösste Unternehmung beginnen, die je ein Fürst meines Hauses auf sich genommen hat. Leben Sie wohl, mein Muth ist mir eine gute Vorbedeutung und meine Truppen versprechen mir glückliche Erfolge."

An dem gleichen Tage wurde die Depesche für den Gesandten von Borcke in Wien fertiggestellt[2]).

„Da die Lage Europas derzeit so beschaffen ist, dass man nothgedrungen seinen Entschluss fassen muss, wenn man die Angelegenheiten nicht in einen trostlosen Zustand verfallen lassen will, aus welchem sie in der Folge alle menschliche Klugheit, selbst die grössten Anstrengungen nicht herausziehen könnten, so sah ich mich genöthigt, meine Zuflucht zu Mitteln zu nehmen, welche, so gewaltthätig sie auf den ersten Blick auch scheinen mögen, doch nur das wirkliche öffentliche Wohl, das Gleichgewicht Europas, die Aufrechthaltung des Systems des Reiches, die Freiheit

---

[1]) Polit. Corresp., I., 158.

[2]) Polit. Corresp. I. 159.

Deutschlands und das einzige und wirkliche Heil der traurigen Trümmer des Hauses Oesterreich zum Zwecke haben."

„In dieser Absicht und aus andern sehr triftigen Gründen, welche ich seinerzeit verlautbaren werde, habe ich den Entschluss gefasst, ein Truppen-Corps nach Schlesien einrücken zu lassen, nicht allein, um zu verhindern, dass Andere unter den gegenwärtigen Verhältnissen sich einer Provinz bemächtigen, welche die Vor- und Schutzmauer meiner Staaten bildet, sondern auch, um dadurch mehr bei der Hand zu sein, das Haus Oesterreich zu unterstützen und es vor dem Untergange zu retten, von dem es bedroht ist."

„Wollte man in Wien in Anbetracht der misslichen Lage, in der man sich befindet und welche keine andere Wahl zulässt, als zwischen dem verzweiflungsvollen Schritt, sich in die Arme Frankreichs zu werfen oder sich auf mich zu verlassen, die Lauterkeit meiner Gefühle und Absichten erkennen, würde man einsehen, dass man nirgends so gut seine Rechnung findet, als bei mir, so erbiete ich mich, Folgendes zu Gunsten der Königin von Ungarn und Böhmen und des Herzogs von Lothringen, ihres Gemahls, zu thun:

1. Ich bin bereit mit meiner ganzen Macht alle Staaten zu garantieren, welche das Haus Oesterreich in Deutschland besitzt, gegen Jedermann, der sie an sich reissen wollte.

2. Ich werde desshalb mit dem Hofe von Wien, mit jenem von Russland und mit den Seemächten eine enge Allianz eingehen.

3. Ich werde meinen ganzen Credit einsetzen, um den Herzog von Lothringen zur kaiserlichen Würde gelangen zu lassen und um seine Wahl gegen Alle, wer sie immer seien, zu behaupten. Ich könnte, ohne viel zu wagen, selbst sagen, dass ich sicher bin, damit durchzudringen.

4. Um den Hof von Wien in eine gute Vertheidigungsverfassung zu bringen, werde ich ihm sogleich zwei Millionen Gulden baaren Geldes verschaffen und ich könnte selbst bis auf drei gehen, womit man aber Anfangs immerhin zurückhalten und darüber soviel als möglich feilschen muss."

„Sie begreifen wohl, dass für so wesentliche Dienste, wie jene, zu denen ich mich unter so lästigen Bedingungen verpflichte und die ich hier oben bezeichne, ich eine entsprechende Vergütung nöthig habe und eine entsprechende Sicherstellung der Schadloshaltung für alle die Gefahren, denen ich mich dabei aussetze und für die Rolle, die ich auf mich zu nehmen mich herbeilasse. Mit einem Worte, es ist das die vollständige und gänzliche Abtretung von ganz Schlesien, die ich von vornherein als

Preis für alle die Mühen und die Gefahren verlange, welchen ich mich auf dem Wege, den ich für den Dienst des Hauses Oesterreich antrete, aussetzen werde."

„Die beträchtlichen Dienste, welche meine Vorfahren diesem Hause geleistet haben und welche nicht nur nicht belohnt, sondern sogar mit Undank gezahlt wurden, verlangen unbedingt, dass ich mich im Voraus eines Pfandes der Anerkennung von Seite eines Hofes versichere, für den ich bereit bin, Alles zu opfern und mit meiner ganzen Macht dessen Nachfolge zu gewährleisten."

„Meine Absicht geht also dahin, dass Sie, sobald Sie erfahren haben werden, dass meine Truppen in Schlesien eingerückt sind, eine besondere Audienz beim Herzog von Lothringen verlangen und ihm den ganzen Inhalt dieser Depesche genau mündlich vortragen, indem Sie ihn von meiner Seite versichern, dass, da ich aus der Erfahrung, welche meine Vorfahren gemacht haben, die Unschlüssigkeit des Wiener Hofes kenne, diesen Weg einschlagen musste, ohne ihn vorher darüber zu befragen, zu seinem (des Hofes) Vortheil selbst und zuvörderst für jenen des Herzogs von Lothringen, den ich liebe und unendlich hochschätze und aus Liebe zu welchem ich diesen gewagten Weg betreten und in einer Angelegenheit, wo es sich um nichts weniger, als um das Wohl Europas, um jenes des Hauses Oesterreich und um das Glück des Herzogs von Lothringen handelt, den im Zeitverlust einer langen und unfruchtbaren Unterhandlung gelegenen Faden kurz abgeschnitten habe."

„Wenn man mich um diesen Preis begehrt, kann man von mir aufrichtig die grössten Anstrengungen erwarten zur Erhaltung der traurigen Trümmer dieses Hauses und um die Kaiserkrone auf das Haupt jenes Fürsten zu setzen."

„Aber wenn man mir nicht rein und einfach gewährt, was ich verlange, wasche ich meine Hände und ich werde mich gezwungen sehen, wenn auch mit Bedauern, anderwärts Partei zu ergreifen und wir werden sehen, wie sich der Hof von Wien aus der Schlinge ziehen und wie er gegen mich sich behaupten und um wie viel weniger er noch zu dem Ziele gelangen wird, das er sich setzt."

„Denn, nach welcher Seite immer er sich wendet, nirgends wird er fertig, ohne ein Opfer zu bringen und wenn er den verzweifelten Entschluss fasst, sich auf Kosten der Freiheit Europa's Frankreich in die Arme zu werfen, so kann er versichert sein, dass schon ein ganz fertiger Plan besteht, ihn daran zu verhindern und zwar in einer Weise, welche seinen gänzlichen Untergang nach sich ziehen könnte."

„Es wird nöthig sein, dem Herzoge von Lothringen diesen letzten Absatz wohl zu Gemüthe zu führen; denn ich sehe voraus, dass Diejenigen, welche das Vertrauen des verstorbenen Kaisers besessen haben[1]) und welche der verzweifeltsten und gewaltthätigsten Rathschläge fähig sind, nicht Anstand nehmen werden, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um den Wiener Hof in einen Abgrund zu stürzen, wo er unwiederbringlich zugrunde geht."

„Es handelt sich also darum, dass man in Wien rasch einen Entschluss fasse, ohne mich hinhalten zu wollen oder ohne sich falschen Trugbildern hinzugeben, da ich unbedingt wissen muss, wie ich mit jenen Leuten dort daran bin."

„Wenn der Herzog von Lothringen ihn (den Antrag) geeignet findet, so können Sie sich mit den Conferenz-Ministern und mit Jenen, welche gegenwärtig das Ruder der Regierung haben, in gleicher Weise auseinandersetzen, indem Sie ihnen deutlich und wenn sie es wünschen, selbst zu wiederholten Malen meine Absichten darüber erklären. Ich gestehe aber, dass ich dem Baron Bartenstein nicht trauen kann, der sich immer als Feind meines Hauses erwiesen hat, darum möchte ich sehnlich wünschen, dass die Unterhandlung nicht durch seine Hände gienge, was Sie dem Herzoge von Lothringen auf geschickte Weise beibringen müssen."

„Ebensowenig glaube ich, dass es meinen Interessen zusagen könnte, wenn Sie ihnen meine Vorschläge schriftlich geben würden, obzwar Sie sehr gut zulassen können, dass sie sie in Ihrer Gegenwart und nach den Mittheilungen, die Sie ihnen machen, verhandeln."

„Ich erwarte mit grosser Ungeduld, was man Ihnen auf Alles dieses antworten wird, aber desshalb werde ich nicht ablassen, vorzudringen und von ganz Schlesien Besitz zu ergreifen, um in der Lage zu sein, mich darin umso besser zu halten und den Hof von Wien umso leichter zu unterstützen, wenn er es für angezeigt findet, oder um anderwärts Partei zu nehmen, wenn er mich durch eine schlecht angebrachte abschlägige Antwort auf mein so beträchtliches Anerbieten dazu zwingt."

„Es ist möglich, dass mein Plan in Wien bekannt oder vermuthet wird, bevor ich den Streich führe, da es unmöglich ist, dass man das ohne einige Vorbereitungen thut, welche sogleich allen Leuten in die Augen springen. Aber im Falle man mit Ihnen sprechen sollte, hätten Sie nichts Anderes zu thun, als sich zu

---

[1]) **Hier ist Bartenstein gemeint.**

stellen, als ob Sie darüber vollständig in Unkenntniss seien, indem Sie laut bezeugen, dass Sie von meinen guten Absichten für den Hof von Wien unterrichtet, dass Ihnen aber die Wege nicht bekannt seien, welche ich einschlagen würde, um ihm die Beweise dafür zu liefern."

Friedrich II. hatte schon am 8. November seinem Gesandten in Wien, dem Geheimen Finanz-, Kriegs- und Domänenrath Caspar Wilhelm von Borcke gegenüber die Ueberzeugung ausgesprochen, dass Bayern den Schritt Perusa's nicht gewagt haben würde, wenn es nicht moralisch der Hilfe und Unterstützung Frankreichs sicher gewesen wäre. Er rechnete darauf, dass Bayern zugreifen werde, wo es am wenigsten Widerstand finde und dass es sich im Vorhinein der Neigung der Völker und Provinzen versichert halten könne, die der österreichischen Herrschaft müde seien. Der König betonte seine Neugierde, was man in Wien wohl in dieser Lage sagen (de quel bois on se chauffera maintenant) und was Denen bieten werde, die allein noch retten könnten, nicht minder aber auch, wie der französische Gesandte sich zur Situation verhalte.[1])

Mit dem Hinweise auf diesen französischen Hintergrund gab der König an Borcke eine Hindeutung auf eine Sache, von welcher er zu dieser Zeit bereits mehr wusste, als er seinem Gesandten mitzutheilen für gut fand.

Erst am 26. November informierte er ihn um ein Weniges mehr:

„Ihre Depesche vom 16. d. Monats ist mir gewissenhaft übergeben worden.[2]) Ich habe wohl vermuthet, dass man in Wien endlich anfangen werde, aus der verhängnissvollen Lethargie und Sicherheit zu erwachen, welcher man verfallen zu sein schien, indem man sich in den nichtigsten Hoffnungen wiegte, ohne sich der Mühe zu unterziehen, den Sturm zu beschwören, welcher das Haus Oesterreich von allen Seiten bedroht und ohne dahin arbeiten zu wollen, sich mächtige Freunde zu verschaffen."

„In der That drängt die Gefahr mehr als je und man hat gar keine Zeit zu verlieren, wenn man ihr begegnen will. Die unsichere Haltung des Marquis von Mirepoix überrascht mich nicht und es scheint mir, dass man in Wien Frankreich genug kennen könnte, um sich nicht durch schöne Erklärungen hinhalten zu lassen, welche es einzig zu dem Zwecke macht, um Anderen Sand in die

[1]) Polit. Corresp. I. 143.
[2]) Polit. Corresp. I. 170.

Augen zu streuen und vor Allem zu verhindern, dass man bei der bevorstehenden Eröffnung des Parlaments in England nicht einen kräftigen Entschluss fasse und dass man in Holland nicht neue Augmentationen vornehme, während Frankreich seine Vorbereitungen im Geheimen und mit wenig Lärm bewerkstelligt, indem unter der Hand an alle Infanterie-Officiere der Befehl ergangen ist, ihre Compagnien um fünf Mann zu erhöhen, ohne dass man es merke und man wird mit der Cavallerie dessgleichen thun. Frankreich verbirgt seinen Vertrauten auch keineswegs, dass es die Kaiserkrone dem bayerischen Hofe verschaffen und den Herzog von Lothringen für immer davon ausschliessen will. Die drei Churfürsten werden nur von den geheimen Triebfedern des Hofes von Versailles in Bewegung gesetzt."

„Die Churfürsten von Cöln und von der Pfalz lassen bedeutende Aushebungen machen und ihr Plan geht dahin, ihre Truppen im nächsten Frühjahre zu jenen Bayerns stossen zu lassen. Der Hof von Dresden lässt gegenwärtig 5000 Pferde ankaufen, um seine Cavallerie zu vermehren und zu remontieren und er fährt fort, grosse Magazine an den Grenzen gegen Schlesien und Böhmen aufzurichten. So wird man es versuchen, von allen Seiten über das Haus Oesterreich herzufallen und wenn dieses sich nicht beeilt, denjenigen zuvorzukommen, welche sich um die Mächte bewerben, die allein im Stande und bei der Hand sind, ihm wirksam und schnell beizustehen, so könnte es die Thore verschlossen finden."

„Sie thun sehr gut daran, wenn Sie fortfahren, ihnen das Alles in Wien zu Gemüthe zu führen und dieser Hof ist unwiederbringlich verloren, wenn er sich nicht entschliessen kann, ein Opfer zu Gunsten Derjenigen zu bringen, welche im Stande sind, ihm den Rest zu retten und ihm wieder auf die Füsse zu helfen."

„Ich werde sehen, was mir der Marquis von Botta darüber vorschlagen wird."

„Sie haben mit ihm gesprochen, dass man es nicht besser könnte.[1]) Wenn man glaubt, mich mit Complimenten und schönen Versicherungen zahlen zu können, so werde ich ihnen Alles doppelt zurückzahlen, unterdessen aber bestrebt sein, zu thun, was meine

---

[1]) „Ich habe ihm ungekünstelt gesagt, dass er Alles gerade heraus und ohne Umschweife sagen müsse, was man zu thun beabsichtige, dass man ohne dies zu keiner Verständigung gelangen könne. Er versprach mir, diesem Rathe zu folgen, ohne dass er sich mehr äussern wollte, indem er die schönsten und kräftigsten Versicherungen hinzufügte." (Borcke's Bericht vom 16. November. Preuss. St. Arch.)

Interessen und meine Convenienz unter den gegenwärtigen Verhältnissen beanspruchen, wo man die grösste Thorheit begehen würde, wollte man sich absichtlich blosstellen, ohne dabei einen thatsächlichen und soliden Vortheil zu finden, wovon Sie den Hof, bei dem Sie sich befinden, ohne Verstellung zu versichern fortfahren können."

Borcke konnte die Andeutungen seines Königs bald auch aus seinen eigenen Beobachtungen bestätigen. Er berichtet einen Monat später:

„Briefe aus München besagen, dass die Churfürsten von Bayern und Cöln sehr froher Laune seien. Man spricht dort offen von einer bevorstehenden Eroberung des Königreichs Böhmen."

„Es scheint auch, dass Bayern der Hilfe Frankreichs ganz sicher ist. Dieser Hof will wahrscheinlich Zeit gewinnen und es wird vermuthlich die Wahl des neuen Kaisers sein, welche er abwartet, um dann das ganze Reich in Brand zu setzen." [1])

In Wien befand man sich Ende October noch völlig im Dunkeln über all' die Dinge, die sich vorbereiteten. Eine politische Action war noch ganz unmöglich und wurde auch gar nicht versucht.

Nun erst begannen in immer rascherer Folge die Berichte der Gesandten bedenkliche Botschaften zu bringen.

Von besonderer Wichtigkeit waren die Mittheilungen des kaiserlichen Rathes und Residenten Franz Christoph Joseph von Demeradt, der bereits seit 16 Jahren die österreichische Regierung in Berlin vertrat und eine vorzügliche Kenntniss der Personen und Stimmungen am Hofe besass. [2])

Trotz der drohenden Nachrichten und der bedrückten Stimmung, die man sich am Wiener Hofe nicht ableugnen konnte, wollte aber Niemand recht an einen ernsten Zusammenstoss mit König Friedrich II. glauben, die Königin und vielleicht Bartenstein

---

[1]) P. S. zur 53. Relation Borcke's vom 10. December 1740.

[2]) Demeradt würde bei seiner Geschicklichkeit wohl oft noch bedeutendere Erfolge und grösseren Nutzen erzielt haben, wenn nicht die stete Finanznoth in Wien auch auf ihn ihre ungünstige Wirkung geäussert hätte. „Wenn es die Nothwendigkeit des höchsten und mir so theuer erliegenden Dienstes erfordern sollte, einen Courier oder nur eine Estaffette abzufertigen, ich solches zu vollziehen nicht vermögend bin." (H. H. u. St. A. 12. Nov. — Duncker „Mitth. des Kriegs-Archivs" 1885.) „Invasion Schlesiens." 16.

allein erkannten die Gefahr in höherem Masse, ohne darum die Hoffnung auf eine friedliche Lösung aufzugeben.

Es war eine merkwürdige Erscheinung, wie sehr die beiden grossen Gegner Maria Theresia und König Friedrich II. sich anfänglich gegenseitig unterschätzten.

Friedrich II. gönnt der jungen königlichen Frau bei ihrem Regierungsantritte eben nur die unvermeidliche höfliche Begrüssung, die Staatsangelegenheiten lässt er durch seinen Gesandten mit dem Grossherzog von Toscana verhandeln, in welchem er gewissermassen die leitende Person des jungen Hofes suchen zu müssen glaubte.

Die Königin aber ahnt noch nicht, dass ihr ein Feind erstanden sei, genialer, ehrgeiziger, eroberungssüchtiger und — rücksichtsloser als alle Anderen, mit denen sie in Conflict gerathen konnte.

Am 29. October berichtete Demeradt: der König unterhalte sich in Rheinsberg, „wobei doch von gefährlichen Absichten auf ein Stück des Herzogthums Schlesien und sich im Rang zur kaiserlichen Würde zu setzen, will gemurmelt werden, welches aber dermalen noch als eine Vermuthung anzusehen und zu hoffen ist, dass die göttliche Vorsichtigkeit die Herzen derer auswärtigen Mächte und Fürsten zu gerechteren Gesinnungen lenken werde, dessgleichen man von Chur-Bayern sich nicht viel Gutes versprechen und Chur-Sachsen auch verdächtig halten will . . . ”

Am 1. November berichtete der Gesandte: der König arbeite in Rheinsberg nicht allein mit Podewils, sondern mit Feldmarschall Graf Schwerin, dann mit Feldmarschall v. Katte von der Cavallerie Tag und Nacht, speise allein mit denselben, lasse sich fast vor niemand Anderem sehen und halte sich eingesperrt. Er fügte bei: „dass man auch vielleicht in kurzer Zeit und noch vor gänzlichem Eintritt des Winters einen gefährlichen Streich und, wie man zu sagen pflegt, coup de main ausführen zu lassen gesinnt sein dürfte und wäre wohl gut, wenn zur Sicherheit des Herzogthums Schlesien durch ersinnliche Mittel könnte vorgesehen werden”.

Die kriegerischen Veranstaltungen nahmen, nach Demeradt's Bericht vom 12. November, von Tag zu Tag zu. Die in Berlin liegenden Infanterie-Regimenter und Husaren hätten Befehl, alle Beurlaubten einzuberufen und sich in solch' marschfertigen Stand zu setzen, dass sie innerhalb 14 Tagen aufbrechen könnten. Anfang

des Monats December solle nach dem, was er in Erfahrung gebracht, ein Corps an die Grenzen und zwar zumeist gegen Schlesien; Schwerin, der noch zu Rheinsberg sei, solle dasselbe commandieren. Oberst Leschwitz sei unter dem Vorwande, Getreide zu kaufen, nach Schlesien abgegangen. Er solle sich um die Vorräthe bekümmern und über die Stimmung im Lande unterrichten. Hiervon habe er das Oberamt in Breslau avertiert.[1])

In den Berichten vom 15. und 19. November meldete der Resident, dass 20 Bataillone und 20 Escadronen, nebst der Artillerie marschfertig und Ordres für die Formierung eines Corps von 20.000 Mann gegeben seien. Unter Feldmarschall v. Schwerin würden 2 General-Lieutenants und 4 General-Majore commandieren. Gleichzeitig sendete er das Verzeichniss der zum Operations-Corps beorderten Regimenter. Dieselben hätten sich bereit zu halten, den Marsch auf den ersten Befehl antreten zu können und dieser Befehl werde für den 28. November oder 1. bis 2. December erwartet, die Regimenter in Pommern und Preussen hätten Marschbereitschaft, so dass eine Armee von 40.000—50.000 Mann verfügbar sei.

Demeradt versicherte mit Bestimmtheit, diese kriegerischen Vorbereitungen gälten Schlesien, bei anderen Unternehmungen, wie etwa zur Besitzergreifung von Jülich und Berg, wie Podewils aussprengen lassen musste, würde der König den Artillerie-Train von Magdeburg oder Wesel mitnehmen, man brauche dort auch gar keinen, würde ihn aber gewiss wenigstens nicht in Berlin zusammenbringen. Officiere, deren Regimenter an der Grenze gelegen, würden insgeheim nach Schlesien geschickt, um Kundschaften einzuholen und die Bevölkerung zur Parteiergreifung für Preussen anzueifern.

Da tauchte denn der Gedanke auf, die etwaigen Wünsche des Königs, die, wie man hoffte, doch schliesslich nicht allzu gefährlich sich gestalten würden, durch ein billiges Entgegenkommen zu befriedigen. Zu diesem Zwecke wurde Feldmarschall-Lieutenant Marchese Botta d'Adorno, ein Mann von Erfahrung und diplomatischem Geschicke, der anfänglich in der Angelegenheit der Kaiserwahl nach Berlin bestimmt war, ausersehen.

---

[1]) Schon am 4. und 5. November berichteten die französischen Gesandten Beauvau und Valory an ihre Regierung, dass der König von Preussen einige Oberste nach Schlesien entsendet habe, um dort Recognoscierungen vorzunehmen und dass man dies als grosses Geheimniss betrachte. (Paris. Vol. Berlin. Valory Nr. 112.)

Demeradt war am 9. November von Wien aus verständigt worden, dass Botta als bevollmächtigter ausserordentlicher Gesandter an den Berliner Hof bestimmt sei und im November noch dahin abgehen werde [1]), er habe dies dem preussischen Ministerium anzuzeigen. Er entledigte sich dieses Auftrages und merkt dabei in seinem Berichte an: „Der Minister Podewils benimmt sich stets kalt und hochmüthig und kommt mir als ein Mann vor, der etwas Böses und Gefährliches im Schilde führt und im Herzen wohnt".

Der König solle aus dem bisher unberührten, sogenannten „grossen Schatz" bereits, nach Einigen 600.000 Reichsthaler, nach Anderen 300.000 Reichsthaler behoben und davon auch die Equipage-Gelder an die Officiere gezahlt haben [2]). Diese seien übrigens gering, ein Capitain erhalte circa 100 Reichsthaler, es sei ihnen dabei gesagt worden, „dass sie schon in ein Land kommen würden, wo sie sich der Unzulänglichkeit sothanen Equipage-Geldes würden erholen können".

In der Relation vom 26. November meldete Demeradt: Das Operations-Corps sei auf 22.000 Mann vermehrt und nach Schlesien bestimmt. Ein an dies Land zu erlassendes Manifest, solle schon vorbereitet sein.[3]) Viele junge schlesische Edelleute hätten sich in Berlin eingefunden.[4]) Es sei Vorsorge getroffen, dass noch ein drittes Corps ausmarschieren könne.

Am 29. November Vormittags war der ausserordentliche Gesandte der Königin, Feldmarschall-Lieutenant Marchese Botta

---

[1]) Dessen Beglaubigungsschreihen an König Friedrich ist vom 10. November datiert. (H. H. u. St. A.)

[2]) Auch nach einer anderen Quelle: „600.000 fl. seien aus dem Schatz zur Expeditition behoben, ein Corps von 15.000 Mann zum Marsch bestimmt, ein anderes von 28.000 Mann sei ebenfalls marschfertig". (H. H. u. St. A. Collectanea borussica 1740 November. Extractus relationis de dto. Berlin, 13. November 1740 des Barons Groschlag von Diepurg, Gesandter von Chur-Maynz am Hofe zu Berlin.)

[3]) Vergl. Preussische Staats-Schriften I. 67.

[4]) Dies war der Regierung auch von Seite des Oberamtes in Breslau berichtet worden. Nach der Sitzung der böhmischen Hofkanzlei am 9. December wird in dieser Beziehung der schlesischen Landes-Regierung bemerkt: „dass wegen der am berlinischen Hofe sich aufhaltenden verschiedenen schlesischen Edelleute dermalen und so lange noch nichts Feindliches fürgegangen, mit der Avocation nicht wohl vorzugehen sei". (Archiv des k. k. Ministeriums des Innern; Protocollum publicorum de anno 1740, Fol. 1407.)

d'Adorno, in Berlin eingetroffen. Schon auf der Reise hatte er reichlich Gelegenheit gehabt, in den zahlreichen Truppen, denen er begegnete, den Ernst der Lage zu begreifen und zu würdigen. Botta und Demeradt melden in dem am 5. December in Wien präsentierten Berichte, „dass die Gefahr eines gewaltthätigen Ueberfalles unausbleiblich und am nächsten sei, gestalten wenn man nur auf die bisherigen Grenzen gehen und die Sache mit dem Vorwand, nur ein Observations-Corps dahin zu stellen, bemänteln wollte". Entfernter liegende Regimenter marschierten schon, jene aus Berlin sollten am 6. December aufbrechen. Am 28. November Abends sei ein neuer Befehl zur weiteren Marschbereitschaft für acht Regimenter ergangen.

Marchese Botta fügte diesem Berichte in Chiffren hinzu:

„Eben jetzt Vormittags lange ich, Euer Königl. Maj. hieher gesandter königl. bevollmächtigter Minister General Marquis Botta allhier an und habe in meiner durch das Brandenburgische gethanen Hierherreise gar wohl zu bemerken gehabt, dass das hiesige marschfertige Corps wegen Abgang der Subsistenz ohnmöglich auf denen hiesigen Grenzen (massen ich zu Crossen in einer hiesigen Grenzstadt, wie in allen anderen nicht um einen Kreuzer Brod habe bekommen können und die alldorten errichteten Magazine nur allein zur Facilitierung des Marsches, keineswegs aber zu einiger Subsistenz erklecklich befunden habe) stehen könne, sondern sothaner hiesiger Marsch, wie oben allergehorsamst angeschrieben stehet, nach Schlesien gehen müsse; mithin denn das allerbeträchtig- und wichtigste ist, dass alle zu Kriegsdiensten tauglichen Unterthanen und Leute unter einem guten und verdeckten Praetext zu E. k. Majst. Dienste, ehender als selbe bei dem zu befahren habenden Ueberfall zum Anwachs der hiesigen Armee genommen werden dürften, (als wohin die hiesigen Absichten zu vermuthen wird,) könnten gezogen werden." [1])

Am 1. December sandte Feldmarschall-Lieutenant Marchese Botta den in Privat-Angelegenheiten in Berlin weilenden Oberstlieutenant von Schmertzing vom Infanterie-Regimente Waldeck, zur mündlichen Berichterstattung über das, was derselbe persönlich gesehen und gehört, nach Wien ab; auf der Durchreise durch Breslau sollte selber auch dem Oberamte mündlich referieren. Oberstlieutenant Schmertzing langte am 9. December in Wien

---

[1]) H. H. u. St. A. Berichte aus Berlin 1740. Bericht vom 29. November.

an.[1]) In dem von diesem Officier überbrachten Berichte erklären beide Gesandte, es sei zweifellos, dass der König die Armee nach Schlesien begleiten werde. Der Marsch werde zuverlässig am 8. December angetreten werden. Die Artillerie solle noch früher von Berlin aufbrechen.

Am 2. December meldeten Botta und Demeradt durch Estaffette [2]): Die Unternehmung gegen Schlesien stehe fest. Am 4. würden die Artillerie und eine Escadron Gensd'armes, am 5. und 6. December zwei Infanterie-Regimenter aus Berlin, gegen den 9. und 10. das aus 25.000 Mann bestehende Corps ausmarschieren.

Am 3. December [3]) „dass sogar auch eines deren darunter begriffenen Regimenter, folglich die anderen à proportion danach angemessen zu Bernstadt[4]) seinen Quartierstand haben solle, ja bis und auf Breslau (zumalen man fast auf die Gedanken kommen kann, dass man mit dieser Stadt mittels der öfters allerunterthänigst einberichteten und von hier aus dahin gethanen geheimen Verschickung allerhand hiesiger Officiers und anderer Personen einige Conspiration dort haben), das Absehen haben könne. Wobei nicht mehr zu zweifeln ist, dass der König selbst sich an die Spitze seines Corps setzen und damit aus denen letzthin schon angezeigten Absichten und Praetexten, gleichsam als wenn er von denen Ständen und Inwohnern dahin berufen wäre, in das Land eintreten werde. Da man sothanes Unternehmen und wie es möglich sei, dass ein Fürst und Nachbar dazu schreiten könne, von Niemanden und von denen hiesigen Leuten selbsten nicht kann begriffen werden, so sind viele auf die Meinung verfallen, dass solches mit Genehmhaltung und darunter vorläufig geschehener Zusammensetzung zwischen Ew. königlichen Majestät und dem hiesigen Hof veranlasset worden sein müsse und sind die hiesigen französischen Ministri Marquis de Beauvau und Valory mit sothaner Meinung zu uns gekommen." [5])

Am 6. December [6]) meldeten beide Gesandten: Der Ausmarsch erfolgte am 4. December. Mit der Artillerie giengen ab 20 Pontons

---

[1]) Der vom 1. December datierte Bericht ist in Wien am 9. December Nachts präsentiert mit der Bemerkung, „durch den Officier vom Waldeck'schen Regiment, von Schmertzing." (H. H. u. St. A.)

[2]) Der Bericht ist am 7. December in Wien präsentiert.

[3]) Präsentiert am 10. December in Wien.

[4]) An der Weida, im jetzigen Regierungsbezirke Breslau, Kreis Oels.

[5]) Vergleiche Broglie, „Fréderic II. et Marie Thérèse, I, 113.

[6]) Am 12. December in Wien präsentiert.

und 8 Feuermörser und Haubitzen.[1]) „Das 25.000 Mann starke Corps werde in zwei Colonnen, die eine bei Frankfurt, die andere bei Cüstrin über die Oder gehen und dann in Schlesien einmarschieren."

Marchese Botta meldete dann, nach einer am 5. December beim Könige gehabten Audienz, in einem weiteren Berichte vom 6. December: Neue Anstalten zur Vermehrung der Truppen und deren Marschfertigkeit seien getroffen, so dass er „leider mehr als eine Ursache habe zu versichern, dass des Königs unumstösslicher Vorsatz und Absicht sei, sich in gewaltthätigen Besitz Gott weiss von wie viel Fürstenthümern des schlesischen Landes zu bringen und hernach die Huldigung davon in seiner Person ablegen zu lassen". Der König habe am 4. December die in nicht geringer Anzahl in Berlin befindlichen schlesischen Edelleute und Landsassen, nachdem er ihnen zuvor in corpore eine Separat-Audienz gegeben und die Grafen Henckel, Hoberg, Reisewitz und noch mehrere in seine Dienste genommen habe, zu seiner Mittagstafel gezogen „und werden sonder Zweifel noch eine grosse Menge im Land sein, so zu seiner Dahinkunft und Subsistenz der hiesigen Armee einen grossen Vorschub zu geben trachten werden; aus diesem aber der Schluss zu machen ist, dass man in dem Lande selbsten von Seite deren Vorsteher eine sehr schlechte Sorge und wenig wachsames Auge müsse getragen haben, um solcher gefährlichen Communication vorzukommen". Er bat um weitere Befehle und bemerkte: „denn Alles unzulänglich ist, mit einig nur erdenklichen Mitteln mehrbesagter Invasion vorkommen und dieselbe ableiten zu können".

Am 3. December hatte Botta auch dem Fürsten Liechtenstein in Paris seine Berliner Wahrnehmungen mitgetheilt: [2])

„Als ich am 29. November in der Hoffnung hier angekommen bin, diesen Hof über die gegenwärtigen Verhältnisse in guter Stimmung anzutreffen, wovon er durch seine Minister sowohl in Wien, als anderwärts die kräftigsten Versicherungen gegeben hatte, habe ich nicht nur als viel zu wahr vorgefunden, was ich bezüglich der gefährlichen Absichten auf Schlesien, welche seitens dieses

---

[1]) Berlin, 6. December. „Vorgestern ist die Artillerie unter Bedeckung eines Detachements von 150 Mann Canoniers und Bombardiers, auch eine Escadron Gensd'armes abgegangen. Heute ist das Sydow'sche Regiment aufgebrochen und am Donnerstag wird das Kleist'sche demselben folgen." (Wienerisches Diarium, 17. December 1740, Nr. 101.)

[2]) Eingesendet vom Fürsten Liechtenstein ddto. Paris, 14. December 1740 an die Königin, als am 12. December Abends erhalten.

Hofes zu befürchten stehen, nach Wien berichtete, sondern ich habe schon unterwegs auf brandenburgischem Boden bemerkt, dass das 25.000 Mann starke Truppen-Corps, welches mit einem Artillerie-Train von 24 Kanonen, 4 Mörsern und ebensovielen Steingeschützen vollkommen marschbereit ist, ob Mangels an Lebensmitteln an den Grenzen dieses Landes gegen Schlesien absolut nicht verweilen kann, da die dort errichteten Magazine nur für die Bedürfnisse des Marsches, aber keineswegs für eine längere Verpflegung genügen können."

„Es steht gegenwärtig ausser Zweifel und ist zu gewiss, dass dieser Marsch geraden Weges nach Schlesien geht, da die Artillerie und eine Escadron Gensd'armes, welche man als die Leibwache des Königs ansehen muss, schon morgen den 4. d. M. aufbrechen, um voraus zu marschieren und den 5. und 6. von den zwei Infanterie-Regimentern von Kleist und von Sydow gefolgt werden sollen, welche sich in dieser Stadt befinden und nach Verhältniss auch von den anderen Regimentern, sowohl von jenen, welche entlang der Oder in Garnison sind, als von den anderen, welche mit Rücksicht auf ihre Entfernung in Pommern und im Herzogthum Magdeburg schon seit dem 30. November am Marsche sind, so dass gegen den 10. d. M. das ganze vorerwähnte Corps in Schlesien einrücken wird, um sich desselben durch Gewalt zu bemächtigen."

„Gleichzeitig ist offenkundig, dass sich der König persönlich bei diesem Marsche befindet und Willens ist, sich an die Spitze dieses Corps zu stellen, um dadurch die Stände und Unterthanen zu vermögen, sich ihm zu unterwerfen und ihn als ihren Souverain anzuerkennen; woran er dadurch gearbeitet zu haben scheint, dass er versuchte, sie unter der Hand durch geheime Sendlinge, welche er bisher ohne Unterlass ausgeschickt hat, sowie durch einige Edelleute aus Schlesien, welche sich seit einiger Zeit hier befanden, aufzustacheln, wodurch er ohne Zweifel die Gelegenheit zu finden glaubte, auf eine plausible Art in einem Manifeste sagen zu können, dass die genannten Stände und Unterthanen aus religiösem Eifer oder unter irgend einem anderen nichtigen Vorwande um seinen Schutz gebeten und ihn als Souverain anerkannt hätten."

„Da Niemand, selbst die hiesigen Einwohner nicht, eine solche unerhörte Unternehmung begreifen können und ebensowenig, wie ein Fürst und Nachbar an einen solchen Schritt gehen könne, haben Mehrere geglaubt, dass das mit Zustimmung und im Einvernehmen mit unserem Hofe geschehe und die Minister Frankreichs, die Herren von Beauvau und Valory, versicherten mich,

dass sie davon überzeugt seien; da ich ihnen aber nur zu gut bewies, dass unser Hof nie auch im Geringsten daran dachte, so setzten sie sich in den Kopf, dass meine Sendung den Zweck haben müsse, dem Könige von Preussen einen guten Theil von Schlesien anzubieten, um ihn dadurch in unsere Interessen zu verflechten; da ich ihnen aber die Unhaltbarkeit auch dieser Meinung bewiesen habe, so muss alle Welt anerkennen, dass der König von Preussen sich zum Usurpator in unseren Ländern aufwerfen will, was alle christlichen Mächte bestimmen sollte, wenn sie dieses Vorgehen ohne Vorurtheil betrachten, von allen Seiten über die Staaten des Königs von Preussen herzufallen."

Die Berichte Demeradt's und Botta's aus Berlin verfehlten ihre Wirkung in Wien keineswegs, die Königin sah mit Sorge und Misstrauen den nächsten Schritten Preussens entgegen. Jede Gegenmassregel konnte aber leicht gerade einen erwünschten Vorwand für Friedrich II. abgeben, einen Gewaltstreich als nothgedrungene That hinzustellen und so geschah zunächst in Wien nichts. Aber Maria Theresia sah deutlich, was sie zu gewärtigen habe, sie wusste, dass Friedrich bald so auftreten werde, „als ob es ohne dessen Beistand um unser Haus gethan wäre und wir gleichsam noch froh sein müssen, durch den Verlust eines ansehnlichen Stückes den Ueberrest zu retten". Denn „Niemand weniger als Preussen zu trauen ist".[1])

Dennoch vermochte selbst die Königin nicht das ganze Gewicht und vor Allem nicht den Charakter des Angriffes zu fassen, der gegen sie geplant wurde. Es war ihrer Natur und Denkweise zu ferne gelegen, in politischen Irrgängen dieser Gestalt sich zu bewegen und zurechtzufinden.

Botta erhielt von der Königin die Information: „Wir melden wohlbedächtlich, dass Wir solches weder glauben können, noch wollen; denn wie ist möglich, seinen Nachbar desshalb feindlich anzugreifen, weil er die ihm angebotene Hilfe nicht nöthig zu haben glaubt, mithin mit Abbruch seiner ruhig besessenen Länder nicht erkaufen will, zugleich aber auf das Freundschaftlichste dahin sich erklärt, dass, wenn er gegen anderwärtige Feinde sie anzusuchen nöthig haben sollte, er sich darüber der Billigkeit nach alsdann einverstehen würde".[2])

---

[1]) H. H. u. St. A. 19. Nov. 1740.
[2]) H. H. u. St. A. 8. Dec. 1740.

Sehr ernst sah der österreichische bevollmächtigte Minister in Paris, Ignaz von Wasner, die Lage und Stimmung an. Schon am 12. November mahnte er, „dass die Königin ihr grösstes Vertrauen nebst Gott in eine gute Armee und in zweckmässige Vorkehrungen in ihren eigenen Erbkönigreichen und Ländern zu setzen habe. Dadurch werde sie am ehesten im Stande sein, ihrer Feinde sich zu erwehren, ihre Freunde aber sich zu erhalten".

Nun kamen aber neue bedenkliche Stimmungsberichte von ihm. Er vermochte noch nichts Sicheres zu melden, aber er wusste, dass eine mächtige Partei bei Hofe eine Politik über den Cardinal hinweg inauguriert hatte und er sah mit richtigem Blicke, dass der Cardinal nicht mehr die Kraft habe, sich derselben zu entziehen.

Die Minister Maria Theresia's nahmen allerdings diese ernsten Warnungen sehr unfreundlich auf. In so gefährlicher Zeit nun auch noch in Frankreich, auf welches Sinzendorff doch mit so viel Sicherheit gerechnet hatte, eine aufsteigende Gefahr sehen zu sollen, das war zu viel für die ohnehin so bedrängten und rathlosen Staatsmänner. Wasner empfieng wenig Dank für seine Meldungen. Man hoffte, es werde doch mindestens möglich sein, Frankreich dahin zu vermögen, Bayern, Spanien und Neapel von Unternehmungen auf die österreichischen Länder abzuhalten. Frankreich in den Reihen der bewaffneten Feinde zu sehen, das schien ein ganz auszuschliessender Gedanke. Wie nahe derselbe aber schon der Verwirklichung stand, das ahnte der Wiener Hof kaum.

Der andere gute Freund und Gerant der pragmatischen Sanction, England, zeigte sich angesichts der Gefahren nicht weniger zweifelhaft. Dass es wünschte, einen Zusammenstoss Preussens mit Oesterreich zu verhüten, war gewiss; es bedurfte beider Staaten vereint zu sehr, um in seinem eigenen Kampfe mit Frankreich das Land Hannover im sicheren Schutze solcher Verbündeter zu wissen und wie es ja auch sonst herkömmliche englische Politik gewesen, die Kraft der österreichischen Länder für die englischen Interessen überhaupt einzusetzen.

Die englische Regierung begriff vollkommen, dass Friedrich II. sich eine Verbindung mit Oesterreich statt des beabsichtigten Krieges mit dieser Macht reichlich wolle bezahlen lassen; Aufgabe der englischen Politik blieb es nun, die Dinge dahin zu lenken, dass England des Gewinnes dieser Vereinigung wohl theilhaftig werde, die Kosten aber doch Oesterreich allein trage.

Eine solche Haltung Englands musste Friedrich II. für seine Zwecke als eine höchst förderliche erscheinen.

Ueber das Doppelspiel, das schon im December der englische Gesandte Robinson in Wien zu Gunsten Preussens trieb, geben die Berichte Borcke's ein deutliches Bild.[1])

Schon dem Briefe Friedrich II. an Borcke vom 26. November waren Postscripte beigefügt,[2]) in welchen er seine Befriedigung ausspricht über die von Seite Frankreichs noch immer so geschickt weitergeführte Täuschung und seinen Dank dem englischen Gesandten Robinson für die günstige Stimmung, welche dieser den Interessen des Königs entgegenbringe, aussprechen liess.

Borcke selbst relationierte am 6. December an den König[3]):

„Ueber ein Gerücht, dass der König von Preussen mit einem Truppen-Corps in Schlesien einrücken will, ist der Wiener Hof in grösster Bestürzung. Sinzendorff fragte mich, was der König beabsichtige? Ich antwortete, dass mir davon nichts bekannt sei, dass aber andere Staaten dessgleichen thun und dass mein König wahrscheinlich die Ruhestörungen fürchte, welche während des Interregnums entstehen könnten."

„Vorgestern Abends haben die Grafen Sinzendorff und Starhemberg davon mit dem Minister Englands gesprochen und bemerkt, sie könnten nicht glauben, dass Ew. Majestät den hiesigen Hof angreifen und seinen gänzlichen Ruin herbeiführen wollten; dass aber die Nachrichten, welche ihnen zugegangen, sie in grosse Unruhe versetzten und sie nicht wüssten, was sie davon halten sollten. Dass sie in aller Welt (au monde) nicht begreifen können, welchen Grund zur Unzufriedenheit gegen die Königin Ew. Majestät haben könnten, um der Erste zu sein, der sie in ihren Erb-Staaten angreife."

„Robinson hat ihnen Alles gesagt, was er sagen konnte, um sie zu trösten; indem er ihnen vormachte (en les amusant), er sei überzeugt, dass Ew. Majestät an einen solchen Plan nie gedacht hätten und dass Sie, als ein mit allen Eigenschaften und der Seelengrösse eines gerechten und billigen Monarchen ausgestatteter Fürst, von der Vorsehung ausersehen seien, um die Freiheit Europas zu retten, Sie also nie einen Schritt machen könnten, der Sie des allgemeinen Vertrauens berauben könnte."

---

[1]) Preuss. Staats-Arch.

[2]) Im Schreiben Nr. 112 der Polit. Corresp. I. nicht enthalten.

[3]) Relation Borcke, 6. Dec. Preuss. Staats-Arch.

„Indem mir der englische Minister das sagte, zeigte er mir im grössten Vertrauen eine Depesche, welche er an seinen Hof gerichtet hat und durch den Courier abschickt, den der hiesige Hof nach London sendet."

„Sie war übereinstimmend mit Allem, was eben gesagt wurde und da sie an den Staats-Secretär Lord Harrington gerichtet war, hat der obgenannte Minister hinzugefügt: Trachten Sie, Mylord, den engen Anschluss an den Hof von Preussen zu beschleunigen. Die General-Staaten werden gerne beitreten. Der hiesige Hof wagt nicht, sich zu rühren, er fürchtet, Frankreich zu erzürnen. Man fürchtet hier ebenso seine Freunde, als seine Feinde. Aber sobald man uns mit Preussen verbündet sieht, so wird man sich beeilen, sich uns auszuliefern, als dem einzigen Heil, welches ihnen erübrigt. Ohne das ist zu befürchten, dass sie den verzweifelten Entschluss fassen, sich mit Bayern zu vergleichen und eine katholische Liga zu bilden."

Als die Nachrichten Botta's in Wien am 8. oder 9. December eintrafen, dass, soviel bekannt werde, der Marsch der preussischen Truppen auf Schlesien gerichtet sei, wusste Borcke sofort seinem König, offenbar nach einer Mittheilung von Robinson selbst, zu melden, dass der Grossherzog die Meinung Robinson's darüber verlangt habe. [1])

„Der hiesige Hof erhielt Dienstag eine Depesche von Marquis Botta und alle Leute sprechen hier, dass der Marsch der Truppen Ew. Majestät geradenwegs auf Schlesien gehe. Alles ist sehr allarmiert. Der Herzog von Lothringen hat mit dem Gesandten von Sachsen hierüber lange conferiert."

„Darauf befragte der Herzog den englischen Gesandten Robinson, was er davon halte. Robinson sagte, dass er daran nicht glaube und dass die Absichten Ew. Majestät sich vielleicht mehr auf die Wirren in Russland beziehen, als auf die Angelegenheiten des hiesigen Hofes. Darauf der Herzog: Man muss sich auf Alles vorbereiten und wenn das eintritt, werde ich mich an Se. Majestät den König von Grossbritannien um Unterstützung wenden."

Den unmittelbar nach dem Tode des Kaisers mit so grossem Geschicke von Berlin aus geschehenen einleitenden Schritten zu der beabsichtigten Action folgten jetzt in den ersten Tagen

---

[1]) Relation Borcke vom 10. Dec. Preuss. Staats-Archiv.

December erweiterte Dispositionen. Der König widmete sich eifriger diplomatischer Thätigkeit.

Im Haag liess er am 2. December versichern, dass er die brandenburgische Churstimme unbedingt nur dem Grossherzog von Toscana geben werde, von der pragmatischen Sanction sollte da thunlichst nicht gesprochen werden. Einige Tage später versprach der König übrigens auch durch seinen Gesandten Raesfeld in Holland die völlige Sicherstellung aller Capitalien, welche die General-Staaten oder ihre Angehörigen in Schlesien stehen haben sollten, ebenso die bereitwilligste Unterstützung für alle Interessen, welche die General-Staaten etwa für die Succession in Jülich und Berg vertreten zu sehen wünschten.

Am 3. December erhielt Chambrier Weisung, bald zu berichten, welche Aussichten Spanien auf die französische Unterstützung habe, wenn es Gewinn aus dem Tode des Kaisers zu ziehen beabsichtige. Ebenso sollte Chambrier die Schritte des sardinischen Gesandten in Paris genauer Aufmerksamkeit würdigen. Der König dachte an Landerwerb, den Frankreich beabsichtige, etwa Luxemburg, aber er sprach auch wieder die bestimmte Ueberzeugung aus, dass, so freundlich sich der Cardinal Fleury auch gegen Oesterreich stelle, Frankreich doch niemals den Churfürsten von Bayern im Stiche lassen werde.

Dagegen versicherte Friedrich II. am gleichen Tage den Churfürsten von Maynz seiner besten Absichten für Oesterreich und den Grossherzog, sowie für die Ruhe des Reiches; in Russland liess er ebenso an diesem selben Tage seinen Wunsch nach einem engen Bündniss ausdrücken und beauftragte seinen Gesandten, den Geheimen Staatsrath Mardefeld, dem Feldmarschall Münnich als Lohn hiefür den erblichen Besitz der Ballei Biegen, welche bisher der nun gestürzte Biron innegehabt, zu versprechen.[1])

Dem König von England schrieb er am 4. December und beklagte die vorhandene Gefährdung der deutschen Freiheit und des Reiches. Oesterreich sei dem Zerfall nahe und der König genöthigt, zur Rettung und Erhaltung dieses Hauses sich Schlesiens zu versichern, auf dessen „grössten Theil" er rechtliche Ansprüche habe. Gehe Oesterreich hierauf willig ein, so denke der König an eine Allianz mit den Seemächten, mit Russland und Oesterreich, sowie an die Wahl des Grossherzogs zum römischen Kaiser. Er höre jedoch, dass der Wiener Hof im Begriffe sei, sich Frankreich, dem Gegner

[1]) Polit. Corresp. I. 190.

Englands, in die Arme zu werfen und dies müsse durch entschiedene Schritte verhindert werden, im eigenen Interesse Oesterreichs und im Interesse der „protestantischen Religion", wie jenem Englands und der General-Staaten. Für die Kraftanstrengung, welche bei der beantragten Allianz und Garantie der Besitzungen des Hauses Oesterreich hauptsächlich Preussen zufallen würde, erachte er aber als billige Entschädigung die Abtretung Schlesiens.

Bezüglich Jülich's und Berg's werde er sich ganz den Wünschen der General-Staaten und selbst Oesterreichs fügen. „Meine Unternehmung ist das einzige Mittel, um Deutschland zu retten, welches in Gefahr ist, durch die neuen Vereinbarungen, welche Oesterreich im Begriffe steht, mit Frankreich zu treffen, unterzugehen." [1])

Dem von Feldmarschall-Lieutenant Grafen Botta ihm überbrachten Schreiben Maria Theresia's antwortete der König am 6. December mit der Versicherung: [2]) „Ich habe meinem Minister von Borcke den Auftrag gegeben, Eure Majestät von der Reinheit meiner Absichten zu informieren. Ich schmeichle mir, dass Sie mit meiner Art zu handeln, zufrieden sein und dass Sie daraus sehen werden, dass ich mir ein wahres Vergnügen mache, indem ich für Ihre Wünsche eintrete, hoffend, dass dies auch von Ihrer Seite geschehen werde." Etwas bestimmter bereits, doch stets noch ohne Angabe seiner eigentlichen Forderungen, lautete Friedrich II. gleichzeitiges Schreiben an den Grossherzog. [3])

Ueber die Frage, ob und welche Verpflichtungen dem König aus den von seinem Vater geschlossenen Verträgen erwachse, deren wesentlichster jener vom Jahre 1728 über die Anerkennung der pragmatischen Sanction war, hatte Friedrich II. sich hinweggesetzt, „viel weniger er sich zu Demjenigen verbunden erachtete, was sein abgelebter Vater über sich genommen hätte." [4])

---

[1]) Polit. Corresp. I., 183.

[2]) Polit. Corresp. I., 184.

[3]) Polit. Corresp. I., 185.

[4]) Botta's Bericht vom 6. December H. H. u. St. A. Arneth I. Anmerkung. „Man sagt und kann es ohne viel Nachdenken wiederholen, dass die Verträge unnütz sind, weil fast niemals alle Puncte derselben erfüllt werden und man in dieser Hinsicht in unserem Jahrhundert nicht gewissenhafter ist, als man es in jedem anderen war. Denen, die so denken, erwidere ich, dass man unzweifelhaft im Alterthum und in der neuesten Zeit Beispiele von Fürsten findet, welche ihre Verbindlichkeiten durchaus nicht genau erfüllt haben, dass es aber trotzdem sehr vortheilhaft ist, Verträge abzuschliessen, dass die Verbündeten, die Ihr Euch macht, wenn nichts weiter, so doch eben

An demselben 6. December theilte Friedrich seinem Geschäftsträger Borcke bereits mit, dass Frankreich ihm grosse Vortheile in Aussicht stelle, wenn er die Bemühungen desselben zu fördern geneigt sei, die dahin zielten, sich der Majorität im Churfürsten-Collegium für die Wahl des Churfürsten von Bayern zum römischen Kaiser zu versichern. Borcke sollte von dieser Mittheilung beim Grossherzog als neues Drohmittel Gebrauch machen. [1])

Er erhielt die Information: „Sachsen lässt immer mehr seine Absichten auf die kaiserliche Würde und selbst auf die Nachfolge des Hauses Oesterreich erkennen. Der Geschäftsträger am Dresdener Hofe hat hier angedeutet, dass der König von Polen nicht gleichgiltig zusehen könne, wenn die Königin von Ungarn und Böhmen den Herzog von Lothringen in consortium regni annehme, dass dies ein Riss in der pragmatischen Sanction und eine zu grosse Beeinträchtigung der Töchter weiland Kaiser Joseph's sei, um es zu dulden. Man hat sich gleichzeitig erkundigt, was ich darüber denke. Sie werden dem Herzog von Lothringen hievon ganz vertrauliche Mittheilung machen, damit er wisse, was er von den schönen Versprechungen Sachsens zu erwarten habe."

„Anderseits hat mir Frankreich zu wissen gemacht, welches seine Ansichten bezüglich des Churfürsten von Bayern seien und dass es darauf rechne, ihm die Mehrzahl der Stimmen im Wahl-Collegium zu gewinnen; dass die drei seit lange verbundenen Churfürsten, nämlich die von Cöln und Bayern und der Pfalzgraf am selben Strang ziehen würden, ohne sich trennen zu lassen; dass Frankreich beabsichtige, die Churfürsten von Maynz und Trier übel oder wohl zum Beitritt zu veranlassen und nachdem so der grösste Theil der Stimmen auf den Churfürsten von Bayern fiele, werde Frankreich dessen Wahl aus allen Kräften unterstützen, unter dem Vorwand, als Bürge für den westphälischen Frieden die Stimmfreiheit und die Ruhe des Deutschen Reiches aufrecht zu halten. Man lässt mir, wenn ich hierauf eingehen will, die grössten Vortheile der Welt durchblicken."

„Sie dürfen nicht unterlassen, den Herzog von Lothringen selbst mündlich, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, von allen diesen Einzelheiten zu benachrichtigen, er wird daraus sehen, dass

---

so viele Feinde weniger sind, als Ihr sonst haben würdet und dass, wenn sie auch noch keine Hilfe leisten, Ihr sie sicherlich wenigstens immer dazu bringen werdet, eine genaue Neutralität einzuhalten." (Antimacchiavel X.)

[1]) Polit. Corresp. I. 187.

man in Wien die Rechnung ohne den Wirth macht, wenn man meint, die Sachen seien auf dem besten Wege, wie man sich einbildet."

„Ich bin begierig zu erfahren, was er Ihnen darauf geantwortet hat und es hat den Anschein, als gienge der Marquis Mirepoix[1]) nur nach Regensburg, um die Geister auszuforschen und zu Gunsten des Churfürsten von Bayern zu stimmen."

Am gleichen Tage, dem 6. December, erhielt aber auch der preussische Geschäftsträger beim Reichstag in Regensburg, Geheimer Justizrath Pollmann, Auftrag, die bayerischen Herren „unter der Hand ein wenig anzuspornen und sie zu energischen Schritten zu ermuthigen", aber so, „dass ich nicht compromittiert bin", und zugleich den Eindruck zu beobachten, den der bayerische Protest auf die anderen Reichsgesandten ausübe. Dabei sollte Pollmann sich auch an den bayerischen Vice-Kanzler Braidlohn wenden, um dem Churfürsten Verbindliches vom König zu sagen und eine vertrauliche Verbindung anzubahnen, ohne in Wien oder sonstwo Verdacht zu erwecken. [2])

Wiederum am gleichen Tage, dem 6. December, gieng ein Schreiben an den preussischen Bevollmächtigten von Mardefeld nach St. Petersburg mit dem dringenden Auftrag, mit allen Mitteln Münnich zu überzeugen, dass die Schritte des Königs nur die wirklichen Interessen Oesterreichs, ebensowohl wie Russlands bezweckten.

„Ich werde nicht nur über die Ballei von Biegen, welche ich zu confiscieren angeordnet habe und welche mehr als 5000 Thaler einträgt, zu Gunsten des obgenannten Feldmarschalls und dessen sowohl männlicher, als weiblicher Nachkommenschaft verfügen, sondern ich werde dessgleichen bezüglich der Grafschaft Wartenberg in Schlesien thun, um sie auf den Feldmarschall Münnich und dessen Nachkommenschaft auf immer zu übertragen."

Der Bevollmächtigte sollte ebenso den Gedanken einer engen Verbindung anregen: „welche Allianz könnte vortheilhafter und machtvoller für Russland sein, als jene, die ich zwischen demselben und mir vorschlage, in Vereinigung mit dem Wiener Hof und den Seemächten? Diese würde den Einen, wie den andern in den Stand setzen, nicht nur Niemanden mehr fürchten zu müssen, sondern dem ganzen übrigen Europa Gesetze zu geben." [3])

---

[1]) Französischer Gesandter in Wien.
[2]) Polit. Corresp. I. 188
[3]) Polit. Corresp. I. 189.

Mardefeld muss diesem königlichen Auftrag indessen bereits ganz entsprechend vorgearbeitet haben. Wenige Tage später sendete Friedrich II. ein Schreiben voll Schmeicheleien an den Feldmarschall Münnich nach Petersburg, in welchem er seine Freude ausdrückt, Russland „in so guten Händen" zu wissen, ihn seiner steten Freundschaft versichert und ihn als einen „grossen Mann" rühmt.

Er verlangte nur, dass der Gemahl der Regentin, der Herzog von Braunschweig, allen seinen Einfluss in Wien aufbiete, um den Wiener Hof den preussischen Wünschen zugänglich zu machen und er wies darauf hin, wie sehr der Herzog seinem eigenen Hause in Deutschland damit diene, wie aber im gegentheiligen Fall der allgemeine Umsturz die verschiedenen kleinen Fürsten, zu denen auch Braunschweig zu rechnen war, völlig vernichten würde.

An Borcke wurden am 7. December neue Weisungen nach Wien gesendet, welche ein Zeugniss sind von der überlegenen Klarheit, mit welcher der König die Wiener Verhältnisse zur Zeit ansah und bestimmte Aufträge, Alles zu versuchen, um auch den Secretär des Grossherzogs, Toussaint und den Kanzler Sinzendorff für die Vorschläge König Friedrich's zu gewinnen. Bezüglich Sinzendorff's und Toussaint's wurde Borcke angewiesen, Bestechungen nicht zu scheuen; für Sinzendorff stellte der König 200.000 Thaler, für Toussaint 100.000 seinem Geschäftsträger zur Verfügung. [1])

Aber der König war darum doch noch nicht mit der Thätigkeit seines Gesandten ganz zufrieden.

„Sie sagen unter Anderem, dass, wenn ich nicht die beabsichtigte Unternehmung aufschiebe, bis Bayern seinen Angriff begonnen haben würde, alle Truppen aus Mähren sich auf Schlesien werfen würden, um es soviel als möglich zu vertheidigen."

„Aber Sie hätten auch hinzufügen sollen, wieviele Truppen denn der Wiener Hof in diesen Provinzen habe, die er nach Schlesien werfen könnte, ohne seine Grenze gegen Bayern zu entblössen und Sie scheinen sich selbst zu widersprechen, wenn Sie in einer ihrer letzten Relationen versichern, dass man kaum genug Truppen den Bayern entgegenzusetzen habe, jetzt aber behaupten, man könne alle Truppen, die man habe, nach Mähren werfen, ganz als ob der Churfürst von Bayern gar nicht mehr vorhanden wäre oder als ob er nie die geringsten üblen Absichten gezeigt hätte ...." [2])

---

[1]) Polit. Corresp. I. 191.
[2]) Polit. Corresp. I. 191.

In Wien selbst gedachte der König erst am Tage seines wirklichen Einmarsches in Schlesien seine Forderungen und Versprechungen bekannt geben zu lassen. Er hatte ursprünglich schon für den 1. December es möglich zu machen gehofft, dass „die Bombe platze", aber die diplomatische Action war zu dieser Zeit noch nicht so weit gediehen, als es nothwendig war.

Jetzt gegen Mitte December aber konnten die Weisungen an die Gesandten in Paris, Turin, Dresden, St. Petersburg bereits in deren Händen sein und die Thätigkeit der preussischen Diplomaten überall fast zur gleichen Stunde zum gleichen Ziel wirksam werden.

Das Losschlagen Bayerns, Sachsens, Sardiniens, Frankreichs war jetzt nur noch eine Frage der Zeit.

Für den entscheidenden Schritt aber, das Bündniss-Anerbieten in Wien gegen die gutwillige Abtretung des Herzogthums Schlesien an Preussen, entschied sich der König, seinem Gesandten von Borcke eine Unterstützung in der Person des Oberhofmarschalls und Etats-Ministers Grafen Friedrich Wilhelm Gotter beizugeben, der als ausserordentlicher Gesandter nach Wien gehen sollte. Friedrich II. erwartete von dem Auftreten dieses hochfahrenden, selbstbewussten Herrn, der gewissermassen als Träger des Ultimatums in Wien erscheinen sollte, grosse Wirkung.[1])

Er wurde angewiesen, die Forderung der freiwilligen Abtretung Schlesiens, nebst allen übrigen Versprechungen, die bis dahin schon Borcke gemacht haben werde: Garantie alles übrigen Besitzes, Hilfe mit der ganzen Macht, Kaiserwürde, zu wiederholen und vorzustellen, dass der König in dem ihm daraus erwachsenden Kampfe wahrscheinlich Jülich und Berg werde aufgeben müssen und hiefür unbedingt einer Entschädigung bedürfe, die nur Schlesien sein könne. Sollte der Wiener Hof dem preussischen Bevollmächtigten Schwierigkeiten bereiten, so sollte er erklären, Preussen besitze auf den „grössten Theil Schlesiens" Ansprüche, auf welche die vorhergehenden Könige zu verzichten gar keine Berechtigung gehabt hätten, die brandenburgischen Hausgesetze untersagten derartige Verzichte auf Landansprüche.

Sollte Alles wirkungslos bleiben, so hatte Gotter darauf hinzuweisen, dass der König dann die vortheilhaften Anerbietungen annehmen werde, die ihm von anderer Seite gemacht worden seien und dass er dann eben seine Ansprüche mit Gewalt vertreten müsse. Der Grossherzog möge seine Anträge mit den Ministern

---

[1]) Polit. Corresp. I. 192. Instruction. Anhang Nr. VI.

berathen, nur nicht mit Bartenstein, den der König als einen Feind Preussens kenne. Dagegen sollte Gotter dem Grafen Sinzendorff und dem Geheim-Secretär Toussaint die bereits an Borcke angewiesenen Gelder zuwenden und falls sonst noch Bestechungen zweckmässig erscheinen sollten, die erforderlichen Summen nur sofort vom König verlangen. [1])

Für den 9. December Vormittags berief Friedrich II. den Marchese Botta zu sich. Er verlangte zuerst unbedingte Geheimhaltung dessen, was er ihm zu sagen habe und gab auf die Bemerkung Botta's, dass dies mit seiner Pflicht unvereinbar sei, zu, dass Botta an den Grossherzog von Toscana berichte, sonst aber Niemand Mittheilung mache. [2]) Nun eröffnete der König dem Gesandten seine Absicht, Schlesien zu besetzen, da er sich nicht alle die Feinde Oesterreichs, wie Bayern, Sachsen und andere Mächte, selbst auf den Hals ziehen wolle. Er werde Schlesien „als Freund der Königin" besetzen, nicht nur, um sich der Gebietstheile zu versichern, auf die er ein Recht habe, sondern auch, um „die Macht der Königin zu vermehren, der er alle seine Streitkräfte zur Verfügung stelle, um sie in dem ungestörten Besitze ihrer übrigen Erblande zu vertheidigen und die Kaiserkrone auf das Haupt ihres Gemahls zu setzen." [3]) Er verständigte Botta auch, dass er mit dieser Anerbietung den Grafen Gotter nach Wien gesendet habe.

Botta erwiderte sofort, dass die Königin zur Abwehr Bayerns und Sachsens der Hilfe Preussens nicht bedürfe und dass ein Beistand, den der König dadurch leisten wolle, dass er ohne hiezu aufgefordert zu sein, mit einer Truppenmacht in ein österreichisches Erbland einrücke, nicht als ein Act der Hilfeleistung, sondern als eine offene Feindseligkeit, als Bruch der pragmatischen Sanction erscheinen müsse.

Friedrich II. beharrte bei seiner Erklärung und Botta konnte nur noch die Bitte aussprechen, der König möge wenigstens keinen entscheidenden Schritt thun, ehe von Gotter aus Wien Nachricht eingelaufen sein würde. Nach Wien aber berichtete er

---

[1]) Der Bestechungs-Betrag wurde noch einmal im Januar erhöht und erneuert zur Verfügung gestellt. (Pol. Corr. I., 249.)

[2]) Der Tag war wohlberechnet gewählt; ein Bericht Botta's konnte ehestens am 15. oder 16. December in Wien eintreffen, also nicht früher bei Hofe bekannt werden, als Borcke und Gotter ihre Eröffnungen dort machen würden.

[3]) Arneth I., 115.

über den „unerhörten Streich", der bevorstehe und dass es der König nicht mit Schlesien bewenden lassen, „sondern wohl auch nach Böhmen oder Oesterreich einzudringen versuchen werde."

Zwei Tage später, am 11. December ergieng an den Legationsrath Ammon in Dresden Friedrich II. Auftrag, dem sächsischen Minister Grafen Brühl zu eröffnen, dass der König sehr bereit sei, zur Vertretung der gegen Oesterreich zu erhebenden Ansprüche Preussens und Sachsens mit letzterem eine Allianz einzugehen.[1])

Im Begriffe, in Schlesien einzurückeu, wünsche der König zu wissen, ob Sachsen neutral bleiben oder sich nicht vielleicht lieber mit dem Könige verbinden und mit einem oder zwei Regimentern in Böhmen einrücken wolle, wozu der Vorwand gebraucht werden könne, es habe eine Verletzung der pragmatischen Sanction durch die Ernennung des Grossherzogs zum Mitregenten stattgefunden. Ammon musste beifügen, dass, wenn Sachsen seinem in Berlin weilenden Gesandten Bülow dementsprechend Aufträge zum Abschlusse einer Vereinbarung geben wolle, man in der Lage sei, vom Hause Oesterreich ausreichende Entschädigung für die Ansprüche Beider zu verlangen.[2])

Zur Unterstützung Ammon's wurde noch Oberst Graf Finkenstein als Bevollmächtigter nach Dresden gesendet, der, falls der Dresdener Hof nicht bereits geheime Abmachungen mit Wien habe, gleichfalls dem Minister Brühl Anträge zu gemeinsamer Action machen sollte. Er wurde auch angewiesen, den Versuch zu unternehmen, den Beichtvater des Königs, P. Guarini, durch Geschenke, Schmeicheleien und das Versprechen, in Schlesien die katholische Religion überall begünstigen zu wollen, zu gewinnen.[3])

Am nächsten Tage, dem 12. December, sandte Friedrich II. einen eigenen Gesandten, den Geheimen Kriegsrath von Klinggräffen, nach München mit der Weisung, den bayerischen Hof zu einer energischen Geltendmachung seiner Ansprüche auf die österreichische Erbfolge und zur Schilderhebung zu animieren.[4])

Es sollte aber nicht den Anschein gewinnen, als ob Friedrich hier die Hand im Spiele habe. Dem Churfürsten sollte versichert

---

[1]) Polit. Corresp. I. 196.

[2]) Polit. Corresp. I. 196.

[3]) Polit. Corresp. I. 201.

[4]) Polit. Corresp. I. 200.

werden, dass der König ihm reelle Hilfe biete, sei es zur Erlangung der Kaiserkrone, sei es zur Verfolgung seiner österreichischen Erbansprüche, nur wünschte der König noch keinen eigentlichen Vertragsschluss. Daneben sollte der preussische Gesandte dem französischen Bevollmächtigten möglichst entgegenkommen, ohne aber auch diesen seinen eigentlichen Zweck, die Aufstachelung des Churfürsten zum offenen Kampf gegen Maria Theresia, erkennen zu lassen.

In München etwa anwesenden österreichischen Diplomaten sollte Klinggräffen beibringen, dass Friedrich von den besten Intentionen für Oesterreich beseelt sei und ihm seine Dienste völlig widme, wenn nur seine „gerechten Ansprüche" auf „das Herzogthum Schlesien" berücksichtigt würden. Aber solche Zusagen sollten nur soweit durchleuchten, dass nicht etwa die Oesterreicher am bayerischen Hofe „schlechten Gebrauch" davon machen könnten.

Allen Gesandten und Geschäftsträgern wurde jedoch jederzeit der gemessene Befehl gegeben, unter keiner Bedingung etwas Schriftliches über ihre Verhandlungen und Versuche aus der Hand zu geben.

Am gleichen 12. December wurde Borcke noch einmal gemahnt, in Wien an die guten Absichten des Königs zu erinnern und die willige Benützung seiner wohlmeinenden Gesinnung anzurathen, zugleich aber auch mit dem englischen Gesandten Robinson über die ganze Lage zu sprechen und ihm zu sagen, dass, wenn der König von England nicht auf die Vorschläge Friedrich's eingehe, dies das grösste Unglück sein werde, welches dem Hause Oesterreich und ganz Deutschland geschehen könne, dass er von seinem Unternehmen nichts preisgebe und dass er anderwärts mehr Hilfe finden werde, als man jetzt denke.[1])

Am 13. December Morgens fand indessen bereits eine wichtige Unterredung des Grossherzogs mit Borcke statt,[2]) den der Grossherzog dabei wenigstens zu den ersten greifbareren Erklärungen zu nöthigen verstand.

Der Grossherzog sagte, er habe bisher geglaubt, dass Alle, welche dem Könige Friedrich II. feindselige Absichten zuschrieben,

---

[1]) Polit. Corresp. I. 199.

[2]) Preuss. St. Arch. Relation Borcke. Postscript 2 zur 54. Relation vom 14. December 1740.

nur Misstrauen zwischen beiden Höfen säen wollten. Was solle er aber von einem Einfalle in Schlesien denken? Borcke antwortete, dass, was immer geschehen möge, der König gegen den Wiener Hof nur gute Absichten habe und haben könne. Dann ergieng sich Borcke über die heimliche Feindschaft Sachsens, Bayerns und Frankreichs. Der Grossherzog hörte ruhig zu und sagte dann: „Alles das ist mir ein Räthsel. Welche Beweggründe kann der König haben, um nach Schlesien zu marschieren? Glaubt er eine Unterhandlung eröffnen zu können, nachdem 20.000 Mann in die Staaten der Königin eingerückt sind? Diese Art zu unterhandeln, scheint mir keine freundliche zu sein. Sie wissen, dass jeder Verkehr aufhört, sobald das Schwert gezogen ist. Will er der Königin eine Provinz wegnehmen und ihr dann seine Freundschaft und Unterstützung anbieten? Er kann es thun, denn er findet uns von Allem entblösst. Die Königin wird ihm jetzt nicht widerstehen, noch 100.000 Mann auserlesenen, seit 25 Jahren im Waffenhandwerk geübten Truppen die Spitze bieten können. Aber die Königin wird nicht allein bleiben, die Königin wird Freunde haben. Halten Sie Russland, Polen, England, Holland und Frankreich, welche uns nicht verlassen werden, für nichts? Aber es ist endlich nicht das, was mich schmerzt, — wenn es sein muss, so sei es, das Waffenglück hängt vom Zufalle ab; — ich kränke mich nur und bin von Schmerz erfüllt, den einzigen Freund und die beste Stütze zu verlieren, welche ich auf der Welt zu haben glaubte. Se. Majestät hat noch dem Marquis Botta die besten Versicherungen gegeben und ich durfte ein solches Vorgehen nie erwarten."

Borcke berichtet weiter:

„Als er ausgeredet hatte, übergab ich ihm die Briefe Euerer Majestät an ihn und an die Königin. Er nahm nur den seinigen und beauftragte mich, jenen an die Königin einem Minister zu übergeben. Ich fragte, ob ich ihn dem Kanzler Grafen Sinzendorff übergeben solle. Er bejahte."

„Ich wartete im Vorzimmer und als der Herzog den Brief Ew. Majestät gelesen hatte, liess er mich wieder rufen und fragte mich, ob ich die Befehle, von denen im Briefe die Rede sei, schon erhalten habe. Ich stellte mich zwar, als hätte ich sie noch nicht, dass ich sie aber demnächst zu erhalten hoffe und ihm sie dann gleich mittheilen werde. Dabei gab ich ihm zu verstehen, dass die Vorschläge Ew. Majestät für ihn sehr vortheilhaft sein müssten, weil ich die persönliche Freundschaft und die guten Absichten Euerer Majestät für den Herzog kenne."

„Am selben Abend übergab ich dem Kanzler Sinzendorff den Brief für die Königin. Er war sehr neugierig auf den Inhalt und hätte den Brief beinahe geöffnet. Ich versicherte ihn der besten Absichten Ew. Majestät, er antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Wollte Gott!"

„Man ist hier in grösster Bestürzung und hält alle auf Schlesien angelegten Capitalien für verloren. An alle Höfe wurden Couriere abgefertigt und um Hilfe gebeten."

Der Grossherzog sandte an Botta noch Briefe nach Berlin. Sie enthielten Gründe des Rechtes und der Vernunft. „Es ist und bleibt ja Alles ruhig, wenn der König nicht mit gewaffneter Hand in ein befreundetes Nachbarland einbrechen will!"

„Ich kann nicht begreifen, wie man einerseits uns Verbindungen mit Frankreich unterschieben kann, welche eine Parteinahme gegen den König von Preussen zeigen und auf der anderen Seite glauben machen, dass wir Alles zu fürchten hätten von dieser Krone!"

Noch am 15. December gieng ein Brief des Grossherzogs an König Friedrich II. selbst, den er noch in Berlin wähnte. Er theilte mit, dass Friedrich's Schreiben vom 6. December am 14. December Abends in Wien angelangt sei, dass Borcke noch immer kein „Project" zur Kenntniss des Grossherzogs gebracht habe und dass die eigentliche Kenntniss der Pläne des Königs nur auf den Berichten Botta's beruhe. Diese Vorstellungen konnten keine Sinnesänderung Friedrich's zu erreichen hoffen, sie beabsichtigten dies wohl auch nicht, es galt nur noch, vielleicht eine Verzögerung des drohenden Schlages zu ermöglichen.

An Demeradt ergieng der Befehl, nach dem wirklich erfolgten Friedensbruche nach Wien zurückzukehren. Botta empfieng den Auftrag, von Berlin direct sich nach St. Petersburg zu begeben.

In Schlesien musste man den Angriff wehrlos annehmen, es war unmöglich, die zu einer Abwehr nöthigen Kräfte jetzt dort zu versammeln. Die wenigen Truppen, die in Schlesien standen, sollten aber trotzdem nicht zurückgezogen werden.

Borcke erkannte ganz richtig, dass in Wien nicht Hoffnung gehegt werde, mit diesen Truppen das Land zu vertheidigen, dass sie aber dazu dienen sollten, den König zur Eröffnung der Feindseligkeiten zu nöthigen.[1])

---

[1]) Preuss. St. Arch. 54. Relation Borcke's vom 14. December 1740.

Die Zeit, welche erforderlich war, um sich zum Kriege gegen Preussen zu rüsten, konnte nur die Intervention jener Mächte gewähren, welche mit feierlichen Verträgen und oft wiederholten Zusagen die Garantie der pragmatischen Sanction übernommen hatten, vor Allen Russland und Frankreich. Nach Russland eilte jetzt Botta, auf Frankreich war die lebhafteste Hoffnung gebaut.

Noch um die Mitte December meldete der österreichische Gesandte in Paris, Fürst Liechtenstein, nach Wien, dass Cardinal Fleury die besten und beruhigendsten Versicherungen gegeben habe und das bedenkliche Benehmen des Churfürsten von Bayern sehr tadle. Diese Versicherungen wurden ein neues Hinderniss energischer Entschlüsse in Wien, denn Borcke konnte am 14. December noch nach Berlin melden: „Hier nimmt man, in der Hoffnung auf Frankreich, die Sache nicht ernst." [1])

Den Berichten des vertrauensvollen Liechtenstein folgten allerdings rasch wieder die viel ernsteren des Residenten Wasner, der die Dinge klarer und richtiger zu sehen gewohnt war. [2])

„Uns ist ferners zugekommen, dass ein in hiesigen Kriegsdiensten als Maréchal de Camp stehender Ungar, Namens Ratky, noch zwei oder drei Tage vor hier öffentlich kundgemachter Nachricht von Weiland Ihro kaiserlichen Majestät Ableben von hier sogleich eine Reise nach Ungarn vorgenommen habe, ... wonebst auch die Rede geht, dass der sich allhier beständig aufhaltende Rákóczy [3]) von hier seit einigen Wochen abgereist sei; von welchem letztern aber wir verlässlichere Nachricht einzuholen aufmerksam sein werden."

---

[1]) Preuss. St. Arch. 54. Relation.

[2]) H. H. und St. Arch. Frankreich. Corresp. Wasner, 14. December 1740, 88.

[3]) Es ist dies Georg Rákóczy, der zweite Sohn des 1735 verstorbenen Franz II. Rákóczy, des Führers der unheilvollen Revolution. Der ältere Sohn Franz, der sich einige Zeit hindurch von den Türken zu politischen Agitationszwecken in Ungarn gebrauchen liess, starb schon 1738. Georg Rákóczy, politisch wie persönlich ein völlig unbedeutender Mensch, war lediglich ein Abenteurer, der vom Namen seines Vaters und von fremden Mitteln, auch von einer Subvention Frankreich's zumeist in Paris oder in Italien lebte. Von einigem Belang konnte er höchstens dadurch werden, dass revolutionäre Parteien in Ungarn, sowie die auswärtigen Feinde Oesterreichs, ihn allenfalls zu benützen vermochten, um mit seinem Namen das leicht bethörte ungarische Volk wieder auf neue Irrwege zu führen, Erinnerungen aufzuregen, die mit der Treue des Volkes unvereinbar waren und einen Conflict neu zu beleben, der mit dem Szathmarer Vertrag 1711 unbedingt als abgeschlossen und beendet zu betrachten gewesen wäre.

„Nicht weniger ist uns hinterbracht worden, dass der Staats- und Kriegs-Secretarius de Bréteuil den allhier sich aufgehaltenen Officieren, deren Regimenter sich im Elsass und gegen den Rhein befinden, mündlich bedeutet habe, sich nach gedachten ihren Regimentern ehestens zu begeben."

„Aus allem diesem werden Ew. königliche Majestät höchst erleuchtest abnehmen, dass Allerhöchst Dieselbe Sich vom hiesigen Hof eines werkthätig- und tractatmässigen Beistandes wohl schwerlich zu erwarten haben."

An ein unmittelbares Eingreifen Frankreichs glaubte aber auch Wasner noch nicht, er fürchtete nur, dass Frankreich „durch Andere" die Macht Oesterreichs schwächen und befehden lassen werde, „um mit so unbeschränkterer Willkür in Europa" zu herrschen.

Der Cardinal versicherte willig, dass er die Nothwendigkeit, die eingegangenen Verpflichtungen gegen Oesterreich „in allen Stücken" zu erfüllen bereit sei, auch schon „dem Camas und Chambrier allhier öfters erkläret, als auch das Nämliche an den preussischen Hof selbsten zu vollziehen, dem Valory gleich nach dem Todfall Weiland Ihrer kaiserlichen Majestät anbefohlen, auch nach der Hand diesen Befehl nachdrücklich wiederholet habe".

Man wollte aber nun einmal in Wien auf Frankreich vertrauen und hoffen und man hoffte eben.[1]) „Sicher ist, dass man eher von Preussen, als von Frankreich eine Feindseligkeit zu befürchten habe und jener Hof sich nicht anders, als durch solche Mittel gewinnen lasse, welche einestheils ganz gewiss zum Abbruch und Schmälerung Dero getreuester Erblande, auch Nachtheil der Religion ausschlagen, anderntheils aber ein Universal-Kriegsfeuer in Europa anzünden würden."[2])

---

[1]) H. H. und St. Arch. Conferenz-Protocoll vom 23. November 1740. Arneth, Anmerkung I. 378.

[2]) Die Stimmung im Volke begann zu erstarken. Am 14. December berichtet Borcke schon an seinen König, dass die niederösterreichischen Prälaten der Königin 500.000 fl. zur Verfügung gestellt hätten, von den oberösterreichischen erwarte man 1,200.000 fl.

Einer der Ersten, welche auf die Hilfe, welche Ungarn gewähren könne, hinwiesen, war der greise Feldmarschall Johann Pálffy, der sich schon in den ersten Tagen des December erbot, 30.000 Ungarn aufzubringen und den Krieg nach Bayern zu tragen.

Die mährischen Slaven waren bereit, 15.000 Mann gegen Preussen unter die Waffen zu stellen gegen mässige Zusagen, wie freie Einfuhr des Salzes auf einige Jahre, aber das „wohlbestallte Finanzwesen", wie Hildburghausen

Die preussischen Truppen waren in der Gegend von Crossen versammelt, die Stunde der That war für den König gekommen.

Ueber die Bedenken seiner nächsten Vertrauten, wie Podewils, war der König hinweggegangen; die Warnungen des alten hochverdienten Paladins seines Vaters, des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, wies er in einem gnädigen Schreiben, aber mit Bestimmtheit zurück, indem er den beabsichtigten Marsch nach Schlesien als eine „Bagatelle und eigentlich eine Prise de possession" bezeichnete, dem Feldmarschall aber für das nächste Jahr eine viel ernstere Verwendung gegen Sachsen in Aussicht stellte. Die Expedition nach Schlesien aber, erklärte er bestimmt, werde er sich selbst vorbehalten, „auf dass die Welt nicht glaube, der König von Preussen marschiere mit einem Hofmeister zu Felde".[1])

Seit der Audienz Botta's am 9. December war nach des Königs eigenem Ausdruck „der Rubicon überschritten".[2])

Am 11. December hatte Friedrich II. noch den Officieren der Berliner Garnison, die in Wien noch gar nicht begonnenen Verhandlungen über seine Allianz-Angebote ganz unbeachtet lassend, gesagt: „Ich unternehme einen Krieg, in welchem Ihre Tapferkeit und Ihr Eifer meine einzigen Verbündeten sind. Meine Sache ist gerecht. Erinnern Sie sich des Ruhmes, den Ihre Vorfahren bei Warschau, Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preussen errungen haben. Ihr Schicksal ist in Ihrer Hand. Auszeichnungen und Belohnungen warten darauf, durch Ihre tapferen Thaten verdient zu werden. Doch brauche ich Sie nicht zum Ruhme zu reizen, den allein Sie vor Augen haben. Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen. Obgleich der Prinz nicht mehr ist, wird doch der Ruhm, tapfere

---

es nennt, mit seinem Heer von Beamten „hat es nicht erlauben wollen". Die grossen Salzvorräthe, die bei Jablunkau lagerten, fielen dann den Preussen in die Hände.

Anderseits war selbst Feldmarschall Johann Pálffy im Zweifel, ob es rathsam sei, den ungarischen Landtag einzuberufen und ungarische Kriegshilfe zu fordern, „so lange man nicht den König von Preussen von den ungarischen Grenzen delogiert hätte", „weil die akatholischen Ungarn sich leichterdings die Nachbarschaft und Annäherung des auch akatholischen Königs von Preussen zu Nutzen machen könnten". Dennoch war er bereit, mit den wenigen „zum Aufsitzen parat seienden Husaren" die Preussen von Jablunkau zu vertreiben, aber da war wieder „kein Geld, kein Brot und keine Fourage" da und verstimmt gieng Pálffy nach Pressburg.

[1]) Polit. Corresp. I. 178.

[2]) Histoire de mon temps (Redact. 1775), Oeuvres II, 58.

Soldaten zu besiegen, umso grösser sein. Leben Sie wohl, ziehen Sie hin, ich werde Ihnen sogleich auf den Schauplatz des Ruhmes folgen, der uns erwartet".

Von einem Hofballe weg, reiste Friedrich II. am Morgen des 13. December über Frankfurt an der Oder nach Crossen, von wo er ein Patent an die Schlesier erliess. Es sollte die durch die Gefahr von Aussen und, wie wohl zu erkennen, durch die stille Agitation der protestantischen Prediger und des protestantischen Adels im Lande nicht wenig beängstigte und aufgeregte Bevölkerung über den Einmarsch beruhigen, „wie Wir denn darüber mit höchstgemeldeter Ihro Königlichen Majestät Uns zu explicieren und zu vereinständigen wirklich im Begriffe sind".

Hochgestimmt begann Friedrich II. sein Unternehmen. Am Tage des Einmarsches, am 16. December, schrieb er an Podewils[1]:

„Ich habe den Rubicon mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel überschritten, meine Truppen sind voll guten Willens, die Officiere voll Ehrgeiz, die Generale nach Ruhm gierig, Alles geht nach unseren Wünschen und ich habe Grund, alles mögliche Gute von diesem Unternehmen vorauszusetzen. Senden Sie mir Bülow,[2] schmeicheln Sie ihm recht, zeigen Sie ihm das eigene Interesse seines Herrn, machen wir endlich Gebrauch von unserer Kenntniss des menschlichen Herzens, setzen wir zu unseren Gunsten Eigensucht, Ehrgeiz, Liebe, Ruhm und alle Triebfedern, welche die Seele bewegen, in Thätigkeit. Ich will entweder untergehen oder Ehre aus diesem Unternehmen haben."

In treffenden Worten schildert ein preussischer Historiker Personen und Lage im Augenblicke des Kriegsausbruches.[3])

„Leicht dahingetragen von diesem Glücke, mit fröhlichem Vertrauen, weniger in klarer Vorstellung aller Möglichkeiten und Schwierigkeiten, als im dunkeln Drang des Genius, von jenem Instincte geleitet, auf den wir ihn sich berufen hörten,[4]) stürmt der Achtundzwanzigjährige hinaus auf eine Bahn, deren Ziel vor ihm verhüllt liegt. Noch weiss er selbst nicht, wieviel von dem Lande,

---

[1]) Polit. Corresp. I. 208.

[2]) Den sächsischen Gesandten in Berlin.

[3]) Koser. I. 65.

[4]) Briefe an Jordan: „Ein gewisser Instinct, dessen Ursache uns verborgen ist, verspricht mir Glück und günstiges Loos".

dessen winterlichen Boden sein Fuss betritt, er fordern soll, wieviel er behaupten mag; noch kennt er die Bundesgenossen nicht, an deren Seite er streiten wird, ja auch den Gegner kennt er nicht eigentlich, den er zu bestehen hat: wo immer er dieses Gegners gedenkt, spricht er entweder unpersönlich von dem Wiener Hofe oder aber von dem Lothringer, weil ihm als der Vertreter der österreichischen Macht nur des todten Kaisers Schwiegersohn, der lothringische Prinz gilt; nur mit dem Lothringer rechnet er und unterhandelt er; kaum einmal denkt er in dieser Zeit an die grosse Frau, die jetzt von ihm herausgefordert, mit ihrem heissen Hass sein Leben ruhelos machen sollte."

Während der König in Schlesien einrückte und Graf Gotter sich auf die Reise nach Wien begab, die er absichtlich verzögerte, um erst nach dem Eintreffen der Nachricht vom Einmarsch des Königs nach Wien zu gelangen, wo er auch wirklich erst am 17. December eintraf,[1]) erliess der König nun auch eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Declaration,[2]) deren ersten Entwurf ihm Podewils bereits am 3. November vorgelegt hatte. Ein umgeänderter Entwurf vom 28. November wurde angenommen, am 6. December an die Gesandtschaften im Haag, in Petersburg und London, am 13. December nach Paris gesandt und den in Berlin anwesenden Gesandten mitgetheilt, am 15. erschien sie in deutscher Sprache in den Zeitungen, am 17. December im französischen Original im „Journal de Berlin".

In dieser Declaration war bereits die Rede von „unantastbaren Rechten" Preussens auf „dieses Herzogthum", also auf ganz Schlesien, „begründet auf alte Familienverträge und Erbverbrüderungen zwischen den Churfürsten von Brandenburg und den schlesischen Fürsten, sowie auf andere rücksichtswürdige Rechtstitel". Den Schluss der Declaration bildete übrigens die neuerliche Versicherung, dass der König stets die Interessen des Hauses Oesterreich wahren und die festeste Stütze dieses Hauses in allen Gelegenheiten sein werde.

Die Begründung, welche der König der Declaration vom 13. December an seinen Geschäftsträger in Paris, Rath Baron Chambrier, mitgab,[3]) war auf eine ziemlich weitgehende Unklarheit des französischen Hofes über die wirkliche Lage berechnet.

---

[1]) Stenzel, Geschichte des preuss. Staates, IV.
[2]) Preuss. Staats-Schriften, I., 62.
[3]) Polit. Corresp., I., 203.

Der König mochte indessen wohl die eigentlichen Dispositionen Frankreichs genau genug kennen, um diese Begründungen überhaupt nur als der Form wegen gegeben anzusehen.

Er versicherte, dass angesichts des Sturmes, der die österreichischen Erblande bei den offenen und geheimen Aspirationen verschiedener Fürsten bedrohe, seine eigene Sicherheit ihn zwinge, der Besetzung Schlesiens durch „Andere" zuvorzukommen, zumal er unanfechtbare Rechte auf das Land besitze. Die Vorbereitungen der „Anderen" seien nicht auf Rüstungen beschränkt geblieben, sie erwarteten sogar bereits ein Corps fremder Truppen von 12.000 Mann,[1]) um ihre Pläne durchzuführen, deren erster die Occupation Schlesiens sein werde.

Diese „Anderen" konnte hier nach der Sachlage im äussersten Falle der Churfürst von Sachsen sein und Friedrich vermochte diese Möglichkeit dem französischen Hofe als eine wirklich bestehende Gefahr darzustellen, ohne fürchten zu müssen, dass derselbe den blossen Versuch schon als geradezu undenkbar ohne die volle Erlaubniss Preussens bezeichne.

König Friedrich betonte, dass er auf die Freundschaft Frankreichs rechne, dessen wirklichem Vortheil ja die schlesische „Affaire" völlig entspreche. Noch war der König allerdings nicht sicher, dass Frankreich wirklich den Bruch der pragmatischen Sanction so leichthin zu bewirken entschlossen sei, aber „ich kann mir nicht vorstellen, dass man in Frankreich auf die alte Politik verzichten könne und eine so schöne Gelegenheit verliere zur Schwächung eines Hauses, welches seit so viel Jahrhunderten der gewaltigste Gegner des Hauses Bourbon gewesen." Den Bedenklichkeiten des alten Cardinals Fleury setzte Friedrich II. noch den Hinweis darauf entgegen, dass Frankreich die pragmatische Sanction nur „sauf les droits d'autrui" angenommen habe und dass unter diesen Rechten Anderer ebensowohl jene der Churfürsten von Bayern auf das österreichische Erbe, wie die seinen auf Schlesien verstanden werden könnten. Dass diese „raison suffisante" allerdings dem Grundgedanken der pragmatischen Sanction direct entgegenstand, konnte Friedrich II. ruhig dem Nachdenken der damaligen

[1]) Es waren Gerüchte vom Anmarsch von 12.000 Russen (!) in Umlauf gesetzt worden. Wie wenig der König wirklich an diese Gefahr glaubte, beweist sein Schreiben vom 16. December an Ammon in Dresden, in welchem er sagt: „Da ich sehr gut mit dem russischen Hofe stehe, bin ich sicher, dass derselbe sich einem Bündniss (zwischen Preussen und Sachsen) nicht widersetzen wird."

Machthaber in Paris überlassen, es war keine Gefahr, dass sie von selbst auf diesen Gedanken kamen.

Er erklärte sich bereit, für die französische Unterstützung seiner Pläne auf Schlesien im Nothfalle Jülich und Berg, den Wünschen Frankreichs entsprechend, aufzugeben und er versprach, dass der französische Schützling, der Churfürst von Bayern, wenn man sich seinen Wünschen füge, gewiss aus dem kaiserlichen Erbe „une bonne portion" erwerben solle.[1])

Ein Rundschreiben Friedrich II. vom 13. December an die deutschen Reichsmitstände und die General-Staaten[2]) ergieng zu gleicher Zeit mit der Declaration, darin der Einmarsch der preussischen Truppen in Schlesien zur „Vindicierung der Unserem königlichen Churhause von saeculis her zustehenden incontestablen jurium" angekündigt wurde. Das Rundschreiben berief sich auf die Verträge der Churfürsten von Brandenburg mit den Herzogen von Liegnitz, Brieg und Wohlau, theils auch auf andere nicht näher bezeichnete „unwidersprechliche Fundamente" und ebenso wurde in diesem Rundschreiben offen von Rechten „auf das Herzogthum Schlesien" gesprochen. Der König versicherte eindringlichst, wie „Wir vor Gott contestieren können, Niemand, am allerwenigsten aber das Erzherzogliche Haus Oesterreich zu beleidigen gedenken" und schloss das Schreiben mit den Worten:

„Ew. pp. geruhen an diesen Unseren patriotisch-gesinnten Sentiments umso viel weniger hierunter einigen Zweifel zu setzen, noch sich etwa durch allerhand sinistre Insinuationes daran irre machen zu lassen, als Wir davon, ob Gott will, solche Proben zu geben gedenken, welche die ganze unparteiische Welt, absonderlich aber das Erzherzogliche Haus Oesterreich, an der Droiture Unserer hierunter führenden aufrichtigen und zu des Reiches wahrem Besten einzig und allein abzielenden Intentionen genugsam convincieren sollen."

Zwei Tage später, am 15. December, ertheilte Friedrich II. von Crossen aus an Podewils noch den Auftrag,[3]) Herrn Algarotti nach Piemont zu senden und nach Möglichkeit den König von Sardinien zu drängen, bei der jetzigen günstigen Gelegenheit loszuschlagen. Einige Tage später, am 20. December, sandte der König ein längeres Schreiben an Algarotti,[4]) welches eine Andeutung

---

[1]) Polit. Corresp., I., 220.

[2]) Preuss. Staats-Schriften, I., 61.

[3]) Polit. Corresp., I., 205.

[4]) Oeuvres, XVIII, 27.

über seine nächsten Pläne und über die bereits geschehenen Vorbereitungen in Schlesien enthält. „Sie sind im Begriff, abzureisen und werden unterhandeln, während wir uns schlagen. Ich bin im Begriff, Glogau zu berennen und wenn ich die Belagerung beginne, wird es rasch gehen. Sie können sich höchstens drei Tage halten und von da fliegen wir nach Breslau, wo ich Einverständnisse zu finden hoffe und dringen diesen Winter bis Neisse vor."

Dem sardinischen Premierminister d'Ormea schrieb der König mit dem Hinweise auf die „natürliche Interessengemeinschaft": „Ich bin überzeugt, dass Sie mit Freuden an einem so heilbringenden Werke theilnehmen werden". [1])

Auch England bot Friedrich II. noch die Hand, nicht um seine Mithilfe gegen Maria Theresia, wie bei Bayern, Sardinien, Sachsen oder Frankreich, einzuleiten, was aussichtslos gewesen wäre, sondern seine sichere Neutralität zu erkaufen.

General Graf Truchsess von Waldburg gieng mit einer vom 12. December datierten Instruction nach London, für die Unterstützung einer „friedlichen Besitzergreifung von Schlesien" die einträglichen Balleien in Mecklenburg und nach dem Tode des Churfürsten von Cöln die Säcularisierung des Bisthums Osnabrück und die Uebergabe dieses Gebiets an Hannover anzubieten.

Jetzt schien Alles politisch, wie militärisch vorbereitet, den Churfürsten von Bayern und Sachsen ihr Antheil an der gehofften Beute, dem ersteren auch die Wahl zum römischen Kaiser in Aussicht gestellt, der Kriegsausbruch in Deutschland und Italien unter allen Umständen so ziemlich sicher gemacht und der Augenblick gekommen, in dem Friedrich II. seine Anträge in Wien, die Kaiserkrone für den Grossherzog, die Garantie aller übrigen Erbstaaten in Deutschland und die Hilfe gegen „Jedermann" um den schlesischen Preis angenommen zu sehen hoffte — wenn er dies wirklich je gehofft hat.

Es ist die Aufrichtigkeit dieser Anerbietungen in Wien nicht wohl mit Sicherheit zu behaupten, nicht einmal ihr Charakter als „letzter Versuch", denn noch war eigentlich gar nicht in bestimmter Weise verhandelt worden, noch war Alles in vage Formen und Redensarten von einigen zu erwartenden Opfern in Schlesien gehüllt, noch war gar keine bestimmte Ablehnung von Forderungen geschehen und doch sprach Friedrich II. von Ruhm und Krieg,

---

[1]) Polit. Corresp., I., 211.

doch giengen seine Sendboten mit kriegerischen Aufträgen überallhin und er selbst stand mit einem Heere auf dem Gebiete des nachbarlichen Staates.

Churfürst Friedrich August II. von Sachsen hatte noch eine Anwandlung der Erinnerung an seine Reichspflicht, indem er am 17. December aus Dresden als Antwort auf die Notification vom Einmarsch der Preussen in Schlesien auf sein Amt als „Reichsvicar" hinwies, dem doch eigentlich obliege, „vor Erhaltung eines ungestörten Frieden- und Ruhestands Amtshalber" zu sorgen, aber König Friedrich II. wies diese schwächliche Verwahrung Podewils gegenüber kurz ab: „Die Vicariatsqualität muss dem offerierten gemeinsamen Concert nicht widersprechen, sonsten wird eine Contradiction daraus."[1])

Nun endlich erhielt Borcke Auftrag, mit bestimmten Propositionen, die er aus den Instructionen vom 15. November und 6. December[2]) kennen musste, an den Wiener Hof heranzutreten.

Borcke sollte, sobald er Nachricht von dem erfolgten Einmarsch des Königs in Schlesien erhalten, eine besondere Audienz beim Grossherzog verlangen und demselben mündlich Alles getreu auseinandersetzen, was die (empfangene) Depesche enthalte.

Inzwischen war auch Graf Gotter in Wien angekommen und verlangte nach seiner Ankunft sogleich Audienz bei der Königin und beim Grossherzog. Die Königin verweigerte es rundweg, Gotter zu empfangen. Er blieb also auf den Grossherzog angewiesen. Es scheint, dass jene Unterredung vom 17. December, über welche Borcke an den König berichtet,[3]) ihm mit Gotter gemeinsam gewährt worden. Die Königin Maria Theresia erwähnt wenigstens in einem Schreiben an Botta vom 18. December[4]) dieser Audienz, wenn auch Borcke in seiner Relation den Gang der Verhandlung als im Wesen von ihm allein geleitet darstellt.

Borcke brachte die Aufträge des Königs in guter Weise vor. Die „triftigen Gründe" König Friedrich's erläuterte er, durch die scharfe Gegenfrage des Grossherzogs genöthigt, mit der bekannten Behauptung, dass Friedrich II. in Schlesien einrücke, „um zu verhindern, dass Andere sich einer Provinz bemächtigen".

---

[1]) Polit. Corresp., I., 219.

[2]) Polit. Corresp., I., 159 und 187.

[3]) 54. Relation Borcke's.

[4]) H. H. u. St. A. Arneth, I., Cap. V., Anmerk. 29.

Mit ernster Ruhe warf der Grossherzog die Frage ein: „Und aus diesem Grunde will er selbst sich deren bemächtigen? Wer hätte denn gewagt, sie zu nehmen, ohne dass der König darein gewilligt hätte?" Borcke gelangte endlich dazu, nun jene Anerbietungen zu nennen, welche seine Instruction enthielt. Die angebotene Garantie der Staaten des Hauses Oesterreich in Deutschland, das Versprechen, die Kaiserwahl des Grossherzogs zu unterstützen, die Allianz mit Russland und den Seemächten, welche der Grossherzog als das „wirkliche System, welches die gute alte Zeit wiederherstellen und für immer das Gleichgewicht, die Freiheit und die öffentliche Ruhe befestigen kann", bezeichnete und die er als einen des Königs von Preussen „würdigen Plan" erklärte, nahm er mit Ausdrücken des Dankes entgegen. „Aber diese Vorschläge sind zu schön, als dass nicht noch Bitteres nachfolgen sollte!" Borcke sprach nun von den Gefahren, denen sich der König dabei aussetze und der Grossherzog warf ein, wo sich solche denn zeigen könnten, wenn der König wirklich in die besprochene mächtige Allianz eintrete? „Ich sehe keine anderen Gefahren, als die er selbst heraufbeschwören will." Nun glaubte Borcke die Hauptsache endlich sagen zu müssen, er sprach die Forderung König Friedrich II. nach Abtretung Schlesiens aus. Der Grossherzog antwortete sofort und mit Würde:

„In Wahrheit, ich gestehe Ihnen, dass ich das nicht erwartete. Ich glaubte, dass er sich mit weniger begnüge. Er will die Besitzthümer der Königin in Deutschland garantieren und er will ihr die beste Provinz davon entreissen, die ihr bleibt. Die Königin wird nie auch nur einen Zollbreit Landes von allen Erbstaaten abtreten und sollte sie mit Allem, was ihr übrig bleibt, zermalmt werden. Nein, die Ungerechtigkeit ist zu gross. Sachsen wird Böhmen verlangen können, Bayern Oesterreich, Frankreich die Niederlande, Spanien Italien und die Türken Ungarn. Ihre Rechte wären dieselben und vielleicht besser begründet."

Borcke wandte seine ganze Ueberredungskunst auf, um dem Grossherzog ein Eingehen in die preussischen Vorschläge als annehmbar erscheinen zu lassen, der Grossherzog wies die bunten Zukunftsbilder, die mit der in Aussicht gestellten Kaiserwahl ihn selbst so nahe berührten, standhaft zurück, ebenso wie die Klage, dass in Wien die preussischen Verdienste stets zu wenig berücksichtigt worden und dass Friedrich II. daher „im Voraus ein Pfand der Erkenntlichkeit" haben müsse.

„Sie vergessen," erwiderte Franz, „die königliche Würde[1]) und so viele Vortheile und Vergrösserungen des Hauses Brandenburg, welche es für den Beistand und für die guten Dienste vom Hause Oesterreich erhalten hat. Aber soviel der König sagt, will er einem Kriege vorbeugen und doch ist er es, der ihn anfacht. Man hätte das Mittel gefunden, ihn zufriedenzustellen und man wäre verpflichtet gewesen, ihm Vortheile zu verschaffen, wie es ganz billig ist, wenn er hätte Geduld haben wollen. Aber mit bewaffneter Hand in die Provinzen seiner Nachbarn eindringen, das macht kein gutes Blut. Man gewinnt nicht das Herz, wenn man sich so benimmt. So gefährliche Grundsätze kommen in der Folge demjenigen theuer zu stehen, der sie in Uebung bringen will. Das, was heute der Königin begegnet, wird morgen auch Anderen begegnen."

Der Drohung des preussischen Geschäftsträgers, König Friedrich II. habe bereits einen Plan, um jede Allianz Oesterreichs mit den fremden Mächten zu verhindern und die gänzliche Vernichtung des Hauses Oesterreich herbeizuführen, stellte der Grossherzog fest und ruhig seine Ablehnung entgegen: „Der König flösst uns Ideen ein, welche uns noch nicht in den Sinn gekommen sind. Ohne Zweifel, wenn er die Königin angreift und wenn es keine andere Hilfe gibt, wird man Frankreich und die Pforte anrufen. Besser die Türken vor Wien zu sehen, besser die Niederlande an Frankreich abtreten, besser Bayern und Sachsen Alles zugestehen, als der Abtretung von Schlesien zuzustimmen. Der König kann es wegnehmen, er ist Herr, es zu thun. Innerhalb sechs Monaten können wir nichts thun, da wir nichts ihm entgegenzustellen haben. Er kann uns mittlerweile zugrunde richten, wir werden ruhmreich enden. Aber an ihn kommt auch die Reihe."

Soviel wusste Borcke seinem Herrn zu berichten. Die venetianischen und englischen Gesandten meldeten an ihre Höfe nebst dem anmassenden Auftreten Gotter's, das übrigens im Laufe der Verhandlung sich wesentlich milderte, über die Entgegnung des Grossherzogs noch mehr:[2]) „Kehren Sie zu Ihrem Herrn zurück und sagen Sie ihm, dass wir, so lange er auch nur einen Mann in Schlesien stehen hat, eher zugrunde gehen wollen, als mit ihm unterhandeln. Ist er aber dort noch nicht eingerückt und will er sich des Einmarsches enthalten, oder wenn derselbe bereits erfolgt sein sollte, seine Truppen nach Preussen zurückführen, dann wollen

---

[1]) Die Verleihung der Königskrone an Preussen durch Kaiser Leopold I.

[2]) Arneth, I, 121.

wir mit ihm in Berlin verhandeln. Botta besitzt bereits Instructionen und heute noch soll er neue empfangen. Der König von Preussen kann zufriedengestellt werden, ohne dass er nach seiner Absicht uns dasjenige zu entreissen braucht, was ihm zu gewähren nicht in unserer Macht steht. Ich für meinen Theil würde nicht für die Kaiserkrone, ja nicht für den Besitz der ganzen Welt irgend ein Recht der Königin oder auch nur eine Handbreit ihrer gesetzmässig erworbenen Länder aufgeben."

Der Grossherzog hatte gesagt, was hier zu sagen war. Borcke und Graf Gotter waren herabgestimmt und ohne haltbare Widerlegungen. Jeder wusste, dass die ausgetauschten Erklärungen bei König Friedrich II. selbst doch keine Aenderung seiner Entschlüsse hervorrufen würden.

Die Berichte Borcke's und Gotter's giengen an den König ab und Borcke konnte an eben demselben Tage auch bereits über die ersten ihm bekannt gewordenen militärischen Massnahmen Oesterreichs Meldung erstatten. [1]) Er berichtete, dass General Browne nach Schlesien geschickt worden sei, um die Bewegungen der preussischen Truppen zu beobachten und dass er täglich Rapporte sende. Siebzehn Regimenter würden eilig aus Ungarn und Siebenbürgen und ohne Quarantaine zu halten, nach Mähren und Schlesien geschickt.

Man hoffe in Wien, in sechs Monaten ein Truppen-Corps beisammen zu haben und von Alliierten und Freunden Unterstützung zu erhalten.

Der König konnte noch keine Kenntniss von der verunglückten Audienz seiner Gesandten in Wien haben, als er am 19. December 1740 an Jordan schrieb: „... Lasse die Neidigen

---

[1]) 55. Relat. Borcke's. Borcke versah seinen Posten in Wien mit wahrer Aufopferung. Schon am 14. December 1740 berichtete er über seine persönliche Nothlage an den König. Ganz ungenügend mit Geldmitteln für den eigenen Gebrauch von demselben versehen, litt Borcke buchstäblich Mangel, er musste Nippsachen versetzen, um nur hundert Thaler zu bekommen. Er konnte kaum mehr die Couriere abfertigen, obgleich er sein eigenes Geld bereits zugesetzt hatte und nun von Schulden leben musste. König Friedrich II. versprach ihm, diese Schulden zu zahlen, wenn er die ihm aufgetragene Angelegenheit glücklich zu gutem Ziele führe. Erst Ende December wies der König dem sich fast aufreibenden Manne 7000 Thaler zur Bezahlung seiner Schulden mit der Bedingung an, sie ihm in Raten zurückzuzahlen. (Preuss. St. Arch. 1741).

und die Unwissenden reden; sie werden es niemals sein, die mir als Compass für meine Ziele dienen werden, wohl aber mein Ruhm: ich bin davon durchdrungen mehr als je, meine Truppen haben davon das Herz erfüllt und ich bürge Dir für den Erfolg."[1])

Noch weniger wusste Jordan selbst davon, der am 20. December noch ermuthigend und begeistert an seinen königlichen Freund schrieb:

„Man verlautbart eine Allianz zwischen Ew. Majestät, Frankreich und Schweden. Man sagt mehr als Alles das: man will wissen, dass die Königin von Ungarn im Wochenbette gestorben sei. Ich glaube nicht daran."

„Man fleht in allen Kirchen um den Beistand des Himmels ür den glücklichen Erfolg der Waffen Ew. Majestät und man führt als alleinigen Grund dieses Krieges das Interesse der protestantischen Religion an.[2]) Bei Anhörung dieser Worte erwacht der Eifer des Volkes; man preist Gott, der einen so mächtigen Vertheidiger

[1]) Corresp. Jordan II. 76.

[2]) Seit dem Vergleiche von Altranstädt 1707 und dem Executions-Recess von Breslau 1709 waren den Lutheranern in Schlesien 325 theils neu erbaute, theils früher schon im Besitze derselben gewesene Kirchen, von welch' letzteren wohl alle ursprünglich den Katholiken weggenommen waren, eingeräumt.

Es war dies in derselben Zeit, in der es noch als besondere Vergünstigung galt, dass der kaiserliche Gesandte in Berlin in seinem Hause eine katholische Privatcapelle halten durfte und als ein Ergebniss unabwendbarer Nothwendigkeit, dass König Friedrich Wilhelm I. in Potsdam einen zeitweisen katholischen Gottesdienst für die zahlreichen, wohl zumeist aus dem Süden Deutschlands zusammengekauften oder entführten Katholiken seines Riesen-Regiments gestattete. Dennoch war die katholische Verfolgungssucht in Schlesien ein beliebtes Thema für alle Welt.

Auch dem König von England wurde die protestantische Pflicht, der Eifer für die religiösen Interessen des Protestantismus von König Friedrich II. lebhaft an das Herz gelegt. „Die tyrannische Herrschaft, unter welcher die Schlesier niedergebeugt sind, ist entsetzlich; die Barbarei der Katholiken gegen sie ist unaussprechlich. Wenn die Protestanten mich verlieren, gibt es für sie keine Hilfe mehr."

Den in protestantischen Ländern gegen die Katholiken ausgeübten Beschränkungen gegenüber scheint indessen selbst nach den Angaben jener protestantischen Schriftsteller, welche die Bedrückung der Protestanten in Schlesien durch die österreichische Regierung besonders schildern wollen, der ausgeübte Druck hier nicht allzu schwer gewesen zu sein. Dinge, die in so manchen Ländern auch viel später noch von katholischer Seite als Erfolg und Fortschritt in confessioneller Hinsicht angesehen worden wären, waren den damaligen protestantischen Schlesiern freigestellt: sie besassen die Möglichkeit, ihre Kinder in Schulen ihrer Confession unterrichten zu lassen, ihre Prediger

erstehen liess. Man schreit auf, dass man es wagte, ihn der Gleichgiltigkeit gegen den Protestantismus zu verdächtigen."

„Man versichert, ohne es geprüft zu haben, dass die Rechte Ew. Majestät unwiderleglich sind. O der schöne Staatsstreich!"

Ob Friedrich II. die Wiener Nachrichten am 22. December bereits erhalten hatte, lässt sich nicht genau erkennen, es ist immerhin möglich. An diesem Tage zeichnete er seine politischen Ideen in grossen und scharfen Zügen in einem Schreiben an Podewils vor, um nun eine starke Allianz und allen Feinden Oesterreichs eine einheitliche Richtung zu schaffen.[1]) „Bayern in seiner Vergrösserung und seinem Streben nach der Kaiserwürde begünstigen und Berg opfern, heisst Frankreich gewinnen; Friesland und einige Güter in Mecklenburg preisgeben, reicht hin, um die Unterstützung Englands zu erhalten; Russland mit Kurland freie Hand lassen, würde vielleicht auch dieses gewinnen; Sachsen in Böhmen zugreifen lassen, würde nicht verfehlen, sie uns zu verbinden — die Interessen unserer Nachbarn gehen ganz gleiche Wege mit den unseren."

Dringlich trieb Friedrich II. gegen Ende December die Bayern zum endlichen Losschlagen. Der preussische Gesandte in Paris, Baron Chambrier, erhielt am 27. December Befehl, den

---

wurden nirgends in der Ausübung der Seelsorge gehindert oder vertrieben obgleich sie als Gegner der österreichischen Regierung bekannt waren.

Für die gemischten Ehen galten dieselben Grundsätze, die auch heute noch gelten. Alle die Klagen, für welche die Bestimmungen über die Zugehörigkeit zu einer Kirche, über Religion der Kinder u. s. w. den Grund abgaben, lassen sich in weit erhöhterem Masse über die Lage der Katholiken in protestantischen Ländern jener Zeit erheben und erweisen also nur Bemühungen, welche jede Confession in ihrem Machtgebiete anwendete zur Erhaltung ihres Glaubens. Hier sind allein die Ansichten, der Rechtsbrauch und die Erfordernisse der betreffenden Zeit massgebend für ein billiges Urtheil. (Vergleiche Stenzel, Geschichte des preussischen Staates, IV, 80 u. ff.)

Auch ein besonderer Zelotismus scheint bei den schlesischen katholischen Geistlichen jener Zeit nicht vorhanden gewesen zu sein. „Es ist hier eine allgemein verbreitete Neuigkeit, dass, als Ew. Majestät von Schweidnitz nach Liegnitz marschierten, ein Erzpriester seine guten Schäflein öffentlich aufgefordert habe, die preussischen Truppen mit allen den Rücksichten zu empfangen, die sie verdienen und sie in Allem, wie sie können, zu unterstützen. Eine solche Handlung trägt, wie mir scheint, den Stempel katholischen Eifers nicht." (Corresp. Jordan II. 79. 80.)

Wenn sich die schlesischen Katholiken im Ganzen der preussischen Politik abhold zeigten, so war dies eine Pflicht des Patriotismus, denn nicht König Friedrich II., sondern die Königin von Ungarn und Böhmen war ihr Landesherr.

[1]) Polit. Corresp. I. 218.

bayerischen Gesandten Fürsten Grimberghen von dem geschehenen Einmarsche in Schlesien zu verständigen, ihn auf die weittragenden Vortheile dieses Schrittes für den Churfürsten zur kühneren Geltendmachung seiner Ansprüche auf Oesterreich aufmerksam zu machen und die Hoffnung auszusprechen, die König Friedrich II. hege, dass der Churfürst sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen werde, um zu seinem Ziele zu kommen. Friedrich II. liess versichern, dass er dringend wünsche, mit Bayern und Frankreich in engste Verbindung zu treten, um gemeinsame Sache zu machen, dass er dem Churfürsten seine Stimme zur Kaiserwahl geben werde und dass er bestimmte und klare Eröffnungen über diese Anträge erwarte. Wenn Frankreich die Erwerbung Schlesiens für Preussen unterstütze, so sei der König geneigt, dafür seine Ansprüche auf Jülich-Berg Frankreich durch eine „cession légale" zur Verfügung zu stellen.[1])

Aber selbst dann, als auch äusserlich die Verhandlungen in Wien gescheitert waren, hegte Friedrich II. noch geraume Zeit Zweifel wegen der Haltung Bayerns. Er versichert den Churfürsten lebhaft seiner Freundschaft und des besten Willens, zur Vergrösserung des Hauses Bayern beizutragen, „hoffend, dass ich auf einen billigen Gegendienst rechnen kann". Er gab aber der Sorge Ausdruck, dass die Höfe von München und Mannheim insgeheim daran seien, ihren Frieden mit Wien zu machen, aber „der Churfürst von Bayern kenne doch zu gut sein Interesse, um nicht von der gegenwärtigen, mehr als jemals günstigen Lage profitieren zu wollen".[2])

Mit grossem Missvergnügen äusserte sich Friedrich II. über die Entschiedenheit, mit welcher der Grossherzog und die Königin die Verhandlungen zurückgewiesen hatten, gegen Borcke und Gotter.[3]) Er begriff nicht, dass man in so ernster Sache nicht wenigstens auf nähere Besprechungen eingegangen sei, während doch selbst kriegführende Parteien es nicht verweigerten, mitten im Kriege Wege zu suchen, um ihre gegenseitigen Interessen zu versöhnen.[4])

---

[1]) Polit. Corresp. I. 233.

[2]) Töpfer'sche Sammlung X. 1—25.

[3]) Polit. Corresp. I. 235.

[4]) Die Königin handelte mit ihrem Entschluss, nicht nachzugeben, unbewusst ganz einem Worte des Königs Friedrich II. entsprechend, der im „Antimacchiavel" sagt: „Welcher Souverain würde nicht die Erhaltung seiner Staaten ihrem Untergange vorziehen, ganz abgesehen von den Mitteln und Personen, denen er jene möglicherweise verdanken könnte?" (Antimacchiavel XIII.)

Diese Aeusserungen sind ein Beleg, wie ganz unvereinbar in ihrem Wesen die Denkungsart des Königs und die Anschauungen Maria Theresia's waren und wie sehr hierin alle die unbesiegbaren Conflicte wurzeln, welche die Regierungszeit Beider durchziehen.

Es scheint fast unbegreiflich, dass ein Mann wie König Friedrich II., in einem Lebensalter, das noch voll der grossen Empfindungen der Jugend sein konnte, in keiner Weise angekränkelt durch den Skepticismus des weltmüden Alters, so ganz und gar nicht seine Gegnerin Maria Theresia zu verstehen vermochte, so gar nicht begreifen zu wollen schien, dass die Lage, die er selbst geschaffen, eine Unterhandlung überhaupt nicht mehr zuliess. Für Maria Theresia waren hier nicht strittige Interessen zu versöhnen, es war eine einfache Sache fürstlicher Ehre, Land und Volk zu wahren gegen den gewaltsamen Einbruch. Ohne den Einmarsch Friedrich II. in Schlesien waren Verhandlungen über den Preis einer Allianz mit ihm denkbar, angesichts des Einrückens in ein im Vertrauen auf die Nachbarn wehrlos gelassenes Land, hatte die Königin nur den einen, einzig möglichen Weg vor sich, den die Ehre zu gehen gebot.

In einem neuerlichen Schreiben vom 26. December aus Herrndorf an den Grafen Gotter gelangte Friedrich II. übrigens wieder nur bis zur Betonung seiner „gerechten" Ansprüche auf Schlesien.[1]) Immerhin aber liess er in diesem Briefe durchblicken, dass er im Falle freiwilliger Abtretung sich vielleicht auch mit einem grossen Theile Schlesiens begnügen würde, statt auf dem Ganzen zu bestehen. [2])

---

[1]) Polit. Corresp. I. 227.

[2]) Friedrich schrieb zur selben Zeit an seinen Freund Jordan:

„Ich marschiere morgen auf Breslau los und werde dort in vier Tagen sein. Ihr Berliner habt eine prophetische Gabe, die ich nicht begreife. Schliesslich gehe ich meinen Weg und Du wirst in Kurzem Schlesien in der Zahl unserer Provinzen eingestellt sehen. Lebe wohl, das ist alles, was ich Dir zu sagen Zeit habe. Die Religion und unsere braven Soldaten werden das Uebrige thun." (Corresp. Jordan II. 79.)

Heiteren Sinnes, voll froher Hoffnungen gieng der König nach Breslau. Vor dem Abmarsche mahnte er noch am 31. December in fröhlicher Laune den Staatsminister von Podewils in Berlin: „Mein lieber Charlatan, Sie treiben Ihr Handwerk wunderbar! Seien Sie der gewandteste Charlatan der Welt und ich das gesegnetste Glückskind, dann werden unsere Namen niemals in Vergessenheit gerathen." (Polit. Corresp. I. 236.)

Ueber seine Ansprüche auf einen „grossen Theil" Schlesiens sollte eine „umfassende und ausführliche Darlegung" die Oeffentlichkeit unterrichten, vorläufig hatte das versprochene Elaborat Ludewig's die Presse noch nicht verlassen und es scheint nicht, dass die Staats-Archive sich stark genug fühlten, den Beweis für die schlesischen Forderungen selbst zu führen.

Friedrich II. betonte seine lebhafte Unzufriedenheit mit dem Benehmen des kaiserlichen Hofes beim Vertrag von 1686, er erinnerte Gotter daran, dass der ganze Vertrag damals nur ein geheuchelter gewesen, „weil man durch einen bisher unter den grossen Prinzen unerhörten hinterlistigen Streich, dem Sohn geheim das nahm, was man dem Vater öffentlich zugestand".

In diesem Schreiben sammelte König Friedrich II. den ganzen Vorwurf nochmals in kurze Worte, der seinerzeit der vielfach benützte und breitgetretene Vorwand zur Klageführung gegen den kaiserlichen Hof gewesen und heute noch immer mit dem gleichen Eifer und dem gleichen Missgeschicke vorgebracht wird.

„Man fühlte von dieser Zeit an (in Wien), dass man nothwendigerweise meinem Hause für seine Rechte auf Schlesien einen Ersatz geben müsse und man gab ihm auch einen, welcher in Wahrheit eine der grössten Verletzungen mit sich trug, nämlich, dass man vertragsmässig dem verstorbenen Churfürsten Friedrich Wilhelm für die Verzichtleistung auf unsere Herzogthümer und Fürstenthümer einen einzigen Kreis, nämlich den von Schwiebus, angelobte. Doch damit nicht zufrieden, ihn um seine Erbfolge zu bringen, zwang man zu derselben Zeit seinem Sohn, dem verstorbenen König, meinem Grossvater, einen Revers ab, alles bis auf einen geringen Ersatz wieder zurückzugeben, von der Zeit an, wenn sein erhabener Vater die Augen geschlossen haben würde." [1])

Am 29. December fand in Wien eine Conferenz des Staatsrathes beim Kanzler Grafen Sinzendorff statt, zu der auch die fremden Gesandten geladen wurden. Sinzendorff eröffnete denselben, dass die Regierung der Königin im Begriffe stehe, sich an alle Höfe zu wenden, welche die pragmatische Sanction

---

[1]) Der König wünschte übrigens eine gewisse Verbindung mit Wien zu erhalten, auch für den Fall, dass Gotter und Borcke ausgewiesen würden; er dachte daran, den Gesandten des Churfürsten von Maynz als Mittelsmann zu gewinnen, im Nothfalle verlangte er von Gotter, dass er ihm einen sicheren Menschen kaufe, der ihn über die Ereignisse in Wien genau unterrichte.

anerkannt hätten und ihre Hilfe gegen den Gewaltstreich König Friedrich II. zu fordern.[1])

Der englische Gesandte trat hemmend dazwischen. Er verlangte Aufschub, bis König Friedrich II., wie zu hoffen, in friedlichem Sinne, geantwortet haben werde. Sinzendorff und Starhemberg willigten sofort ein, ihrer ganzen Individualität sagte jeder Ausweg ohne Entschluss zu. Nur Bartenstein forderte den sofortigen Appell an die garantierenden Mächte. Der englische Gesandte suchte seinen grossen Einfluss nachhaltig auf die österreichische Politik auszuüben und führte sein doppeltes Spiel nicht ohne bedeutendes Geschick.

An den Reichstag in Regensburg gieng indessen doch noch am 29. December ein offener und feierlicher Protest der Königin gegen den Friedensbruch in Schlesien ab.[2])

Am gleichen Tage wurden Schreiben der Königin an die wichtigsten Geranten der pragmatischen Sanction, an Russland, an die Könige von Frankreich und England, an Dänemark, an den Churfürsten von Sachsen und König von Polen gesendet. Die Königin schilderte die Lage und das Geschehene in einer Weise, welche den Standpunct und die Empfindung, die man in Wien gewonnen hatte, deutlich widerspiegelt.

„Unter dem Deckmantel der freundschaftlichsten Versicherungen seien die feindseligsten Schritte geschehen. Einen ähnlichen Vorgang habe man bisher niemals erlebt, noch werde er in Zukunft so leicht wieder vorkommen. Nichts sei von Seite Maria Theresia's geschehen, wodurch den so lang bestandenen günstigen Beziehungen ihres Hauses zu Preussen irgendwie Eintrag gethan worden wäre. Dieselben noch befriedigender zu gestalten, habe sie den Marchese Botta nach Berlin gesendet. Trotz dieses Schrittes, trotz der eifrigen Abmahnung von Seite anderer Fürsten, habe doch König Friedrich II. die ihm passend erscheinende Gelegenheit benützt, um in fremdes Gebiet einzufallen und die Ruhe eines benachbarten Landes zu stören. Man könne daraus ohne Schwierigkeit entnehmen, welches Schicksal auch anderer Fürsten harre, wenn ein solches Verfahren nicht durch das Zusammenwirken Aller, die davon bedroht seien, nachdrücklichst zurückgewiesen würde."

„Es handle sich nicht so sehr um sie allein, als um das Deutsche Reich, ja um ganz Europa und es sei die Sache aller christlichen

---

[1]) Relation Borcke vom 31. December 1740.

[2]) Siehe Anhang Nr. VII.

Fürsten, zu verhindern, dass die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft ungestraft zerrissen würden."[1])

Die Königin fand die völlige Zustimmung ihrer Rathgeber. Ihre eigene Energie, ihr klares, festes Rechtsbewusstsein riss auch diese alten, vorsichtigen Männer mit sich. Selbst Sinzendorff, der dem Gedanken an eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die preussischen Forderungen noch am nächsten stand, ermannte sich, zu erklären „so könne man nicht bleiben, entweder etwas an Preussen cedieren oder brechen" [2]) und Gundacker Starhemberg fand die richtige Antwort auf diese Bemerkung. Jetzt sei „keine Frage, ob man brechen solle, König Friedrich habe genug gebrochen." [3]) Es handle sich nur darum, ob man ihn solle „schalten und walten lassen".

Dem Kanzler Sinzendorff versicherte Borcke, dass der König über die schlechte Auslegung des Marsches seiner Truppen nach Schlesien sehr erzürnt sei. Er wiederholte die Worte seiner Instruction:

„Die Absicht des Königs sei nie gewesen, der Königin von Ungarn das geringste Uebel anzuthun, viel weniger mit ihr Krieg zu führen. Der Plan, den er vorgeschlagen und die sehr beträchtlichen Anerbieten, welche er gemacht habe, müssten von dieser Wahrheit überzeugen, wie auch von der Lauterkeit seiner Gesinnungen. Der König wisse, wie sehr die Königin seiner Hilfe bedürfe in der Lage, in der sie sich befinde . . . Das aufrichtige Verlangen, der Königin nützlich zu sein und sie rasch unterstützen zu können, hätten ihn, mehr als seine eigenen Interessen, veranlasst, diesen Schritt zu thun." Borcke sprach auch Sinzendorff sehr eindringlich zu: „Sie können einer reellen Erkenntlichkeit von Seite eines Königs gewärtig sein, welcher es versteht, seine Freunde und Jene, welche ihm einen Dienst erwiesen haben, reich zu belohnen."[4])

Graf Gotter hatte am 1. Januar 1741 nochmals eine Audienz beim Grossherzog, die sich in denselben Bahnen bewegte, wie die letzte Verhandlung Borcke's; am 2. Januar sprachen Borcke und Gotter wieder mit dem Kanzler Sinzendorff.

Die Copie eines Berichtes, den Gotter und Borcke über diese Unterredung an den König oder an Podewils sandten, erhielt sofort in Berlin der französische Gesandte Valory und wurde von diesem nach Paris geschickt.[5])

---

[1]) Arneth I. 123.

[2]) Arneth, I, 5. Abschn., Anmerkung 47. St. A.

[3]) Arneth, I, 5. Abschn., Anmerkung 48. St. A.

[4]) Relation Borcke 31. December 1740.

[5]) St. Arch. Paris. Berlin 1741. Valory Nr. 115.

Nach diesem Berichte hatten die beiden preussischen Gesandten nur die schon bekannten Anerbieten und Forderungen zu wiederholen vermocht, sich aber dazu verstanden, dieselben zwar nicht schriftlich abzugeben, aber doch im Namen des Königs zu dictieren.

Am 5. Januar endlich gaben Sinzendorff und Starhemberg den preussischen Gesandten die letzten Gegenerklärungen. Der König von Preussen habe die österreichischen Länder nicht zu schützen, denn Niemand bedrohe sie, als er selbst. Wozu der König sich jetzt gegen das Opfer der schlesischen Länder bereitwillig erkläre, das würde er ja gegebenen Falles ohnehin nach den Bestimmungen des Reichsgesetzes, der goldenen Bulle, schuldig sein: jedem Reichs-Stande, der angegriffen werde, beizustehen. Dass der König die Wahl Franz Stephan's zum römischen Kaiser unterstützen wolle, verdiene hohen Dank. Aber die Kaiserwahl müsse frei sein und die Königin sehe keine ernste Gefahr für dieselbe, ausser wenn, wie jetzt, Unruhen mitten im Reiche hervorgerufen würden. „Nie sei ein Krieg geführt worden, um irgend einen Fürsten zu zwingen, die Geldsummen anzunehmen, welche man ihm anbiete."

Die Königin sei nicht Willens, ihre Regierung mit der Zerstückelung ihrer Staaten zu beginnen. [1])

Dann übergab der Kanzler an Gotter ein Schreiben der Königin an Friedrich II. mit dem Wunsche, dass Gotter es persönlich überbringe. Die Frage Gotter's, ob dies sein Abschied sei, wurde mit „ja" beantwortet. Bis zum 13. Januar suchten die beiden preussischen Geschäftsträger sich unter dem Vorwande von Krankheit in Wien zu halten, dann reisten sie ab; die directen Verhandlungen waren zu Ende. [2])

---

[1]) Arneth, I, 132 u. ff.

[2]) In diesen Tagen war endlich auch das Operat des Kanzlers von Ludewig über die preussischen Rechtsansprüche fertig geworden.

Am 29. December 1740 berichtete Podewils dem Könige, dass nunmehr die Deduction der preussischen Ansprüche auf Schlesien sich unter der Presse befinde, die französische Uebersetzung aber nachfolgen werde.

Das Missbehagen, welches dem Könige die langathmige Beweisschrift Ludewig's verursacht hatte, kam wieder zum Ausdruck: „Dass aber das Französische nur das Mark des Deutschen sei; höchstens sechs Seiten, dem Geiste der Sprache entsprechend", lautete die Randbemerkung König Friedrich's. (Polit. Corresp. I. 239).

Die Publication machte in Berlin mehr Aufsehen als sonstwo. Jordan berichtete am 10. Januar 1741 dem Könige: „Die Ableitung der unbestreitbaren

Wenn König Friedrich II. anfänglich Podewils gegenüber wenig Vertrauen auf den Erfolg von Verhandlungen in Wien gezeigt hatte, so schien er jetzt, nach deren wirklichem Scheitern, mit einer gewissen Hartnäckigkeit an dieser Idee festzuhalten. Aber er bewegte sich dabei doch nur stets in demselben Gedankenkreise, er fand für neue Unterhandlungen immer wieder nur, wenn auch um etwas gesteigerte Geldanerbietungen, er begriff nicht, warum man sie in Wien nicht annahm und selbst sein Mittel zur Erreichung

---

Rechte Ew. Majestät auf Schlesien ist letzten Samstag erschienen. Das ist nun der Gegenstand, um den sich die Conversation der Politiker dreht."

„Man gibt das Recht ziemlich allgemein zu; aber die Artikel 15 und 16 sind der Kritik ausgesetzt. Die Einen behaupten, dass der Verfasser sie hätte auslassen sollen, weil sie die Kraft der vorhergehenden Beweise schwächen; die Anderen verlangen, sie mit einer Autorität ausgestattet zu sehen. Die Leute, die Deutsch nicht verstehen, erwarten mit Ungeduld die Uebersetzung des ganzen Werkes." (Corresp. Jordan II. 83.)

Dass nicht sofort eine Antwort von Wien aus erschien, wurde schon fast mit hämischer Freude bekrittelt, aber sie blieb nicht aus und die Zeit bis zu ihrem Erscheinen war für eine so ernst und schlagend abgefasste archivalische Arbeit und ihren Druck ohnehin wahrlich eine sehr kurze. Die „Actenmässige und rechtliche Gegen-Information über das unlängst in Vorschein gekommene sogenannte Rechtsgegründete Eigenthum des Churhauses Brandenburg auf die Herzogthümer und Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau" etc. erschien, verfasst wahrscheinlich vom Hofrath Hermann Lorenz von Kannegiesser Ende März 1741. Für dessen Autorschaft sind im H. H. u. St. A. wohl einzelne Andeutungen su finden, die zwar die höchste Wahrscheinlichkeit, aber keine volle Gewissheit gewähren. Dass Bartenstein eine wesentliche Einflussnahme auf diese „Gegen-Information" genommen, ist nicht erwiesen, aber so wahrscheinlich und in der Sache begründet, dass sie als ziemlich gewiss angesehen werden kann.

Eine zweite Vertheidigungsschrift „Eines treu liebenden Schlesiers A. C. Gedanken über das Preussisch-Brandenburgische Rechtsgegründete Eigenthum etc." schloss mit den Worten: „Der Urheber der Deduction hätte vielleicht in dem Macchiavello, welchen Herr Voltaire mit Anmerkungen, die aber nicht die seinigen sind, herausgegeben hat, nähere und eigentliche Beweisthümer für seine Sache gefunden. Ein besseres Recht muss bewiesen werden." Der Verfasser dieser Schrift soll der Reichshofrath von Knorr gewesen sein.

Dieser „bessere Beweis" war nun dem Kanzler von Ludewig nicht eben gelungen und der Erfolg seiner Schrift dem Aufwande von vierzig Jahren, die er sich rühmte, dem Studium dieser Sache gewidmet zu haben, nicht ganz entsprechend.

Stenzel, der gewiss nicht einer preussenfeindlichen Haltung geziehen werden kann, nennt in seiner „Geschichte des preussischen Staates", IV, 65, trotz der Ludewig'schen Argumente die erhobenen Ansprüche „sehr zweifelhaft". Die österreichische Gegenschrift wurde überall als die überzeugendere aufgenommen.

der Annahme, die Bestechungen, wirkungslos blieben. Er vermochte es noch immer nicht, den Charakter und die Denkweise seiner Gegnerin Maria Theresia zu erfassen und gebührend in Rechnung zu ziehen. Die weiteren Versuche mussten daher ebenso scheitern, wie die vorangegangenen.

Anfang Januar sollte noch ein neuer Unterhändler nach Wien abgehen, als welchen Podewils den württembergischen Minister von Keller auserwählt hatte. Ob durch die Anträge, die dieser nach Wien bringen sollte und die Weisungen, die er erhielt, keiner der preussischen Beamten compromittiert werden sollte, oder welche Gründe die Wahl gerade auf Keller gelenkt haben, ist hier nicht bekannt, der König selbst betrachtete ihn offenbar als sehr vertrauten Mann. Am 2. Januar 1741 schrieb er noch an Podewils: „Sie müssen Ihren württembergischen Emissär absenden, wenn er hieher käme, wäre Alles entdeckt." [1])

Als Instruction für Keller verfügte der König auf die Anfrage Podewils' hin am 9. Januar 1741, dass er allenfalls Ober-Schlesien preisgebe, Nieder-Schlesien aber unbedingt behalten wolle, dass er bereit sei, 2—3 Millionen Gulden zu bieten, wenn damit der Wiener Hof gewonnen werden könne, einen Theil Schlesiens abzutreten und dass er im Allgemeinen die anderen Forderungen Borcke's und Gotter's aufrechthalten wolle[2]). Keller wurde erneuert ermächtigt, zur Bestechung österreichischer Minister 300.000 Thaler aufzuwenden, selbst wenn sie nicht mehr als einen Theil Schlesiens dem König zuzuwenden vermöchten.

Viel Vertrauen auf diese zweifelhafte Mission hatte Friedrich selbst nicht. Die Aufgabe Keller's war keine sehr reinliche und beruhte eben auf einer sehr irrigen Auffassung der Verhältnisse.

Keller gieng mit 1500 Thalern Reisegeld ab, „aber ich bin überzeugt," schrieb der König, „dass er vergeblich arbeiten wird und dass Mühe und Auslagen verloren sein werden".

Noch war es inzwischen in Schlesien nicht zum ernsten Zusammenstoss gekommen, noch war kein Blut geflossen, aber all' dies konnte jede Stunde, jeden Tag eintreten. Der König hatte sich Breslau's bemächtigt, seine Truppen standen vor Ohlau und Glogau.

Freudig theilte der König am 2. Januar 1741 aus Breslau dem Minister Podewils in Berlin mit[3]): „Breslau ist mein, seit heute,

---

[1]) Polit. Corresp., I, 249.
[2]) Polit. Corresp., I, 249.
[3]) Polit. Corresp., I, 241.

wir werden nun Neisse und Glatz nehmen." Er fügte bei, dass Gotter den Auftrag habe, die letzten Vorschläge in Wien zu machen, im Falle fortgesetzt ablehnender Haltung aber abzureisen.

„Sobald wir Nachricht von London haben, werde ich meine Partie ergreifen. Ich neige sehr zu Frankreich, im Falle es mich will, ist das der sicherste Weg."

Podewils erhielt auch Auftrag, die Sprache immer wieder auf den Vertrag von Wusterhausen zu bringen, „damit man wisse, auf welch' infame Art uns Wien betrogen hat."

Die Stimmung des Königs war die denkbar beste.[1]) Mit verständigem Blicke schildert ihn der Franzose Beauvau in diesen Breslauer Jubeltagen:

„Voll überzeugt von seiner Ueberlegenheit auf jedem Gebiete, dünkt er sich schon jetzt ein ebenso geschickter Staatsmann, wie grosser General. Lebhaft und herrisch, wird er sich allzeit auf der Stelle und nach seinem Kopf entscheiden. Seine Generale werden nie etwas anderes sein, als Adjutanten, seine Staatsräthe nichts als Schreiber, seine Finanzminister nichts als Steuereinnehmer, die ihm verbündeten deutschen Fürsten nur seine Sclaven." . . „Wenn er die Kenntnisse, die er sein eigen glaubt, auch zur Zeit noch nicht alle besitzt, so muss man zugeben, dass er wenigstens ganz das Zeug dazu hat, sie sich anzueignen; ja er ist bereits jetzt das, was Andere nur sehr mit der Zeit und mit grosser Anstrengung werden. Er hat grosse Gesichtspuncte und er vertieft sich auch in das Kleine: in die Verwaltung, die Verhandlungen, den Krieg, die Vorkehrungen nach aussen und nach innen, die Truppenaushebungen, die Disciplin, die Märsche, das Verpflegswesen; mit einem Wort, er leistet die Entwürfe und leistet die Ausführung."

Der Bericht Beauvau's zeigt die sorgfältige Beobachtung, aber er verbirgt auch nicht ganz den Aerger der französischen Diplomaten, die nun so lange ihre Kunst daran erschöpft hatten, endlich bindende Erklärungen Friedrich II. zu empfangen. Sie hatten selbst eine ihnen sonst nicht geläufige Offenheit als höchsten Einsatz in ihrem Spiele gewagt und, in allen Ränken wohlerfahren, hatten sie doch in ihm immer wieder den Meister gefunden und waren immer wieder gescheitert an der überlegenen Gewandtheit und politischen Klugheit König Friedrich II.

---

[1]) Koser. I. 64.

Für König Friedrich II. war aber nun der Zeitpunct eingetreten, in welchem er zu bestimmten politischen Abschlüssen kommen konnte, die er in seinem Spiele vorbereitet hatte und die jetzt in den Vordergrund treten mussten, nachdem die erste Idee, sich des gewünschten Schlesiens auf dem Wege eines, wenn auch erpressten Uebereinkommens mit der Wiener Regierung zu bemächtigen, so völlig missglückt war.

Noch waren Borcke und Gotter in Wien thätig, noch war die Conferenz nicht erfolgt, in der die beiden Gesandten die preussische Anerbietung zum ersten Male wenigstens dictierten, wenn auch noch immer nicht schriftlich abgaben, weil zu besorgen stand, dass diese Vorschläge von Wien aus den anderen Mächten mitgetheilt würden, als bereits die französisch-preussische Allianz bestimmtere Formen anzunehmen begann.

Ein von Berlin, 2. Januar 1741 datierter, nicht unterschriebener Entwurf beweist ein zu dieser Zeit bereits vorhandenes Verhandeln über eine preussisch-französische Verbindung im später verwirklichten Sinne.[1]) Der Entwurf umfasst fünf Puncte, die wohl als die Propositionen Frankreichs angesehen werden können, jedenfalls aber sich auf schon vorhergegangene Besprechungen über die Absichten Preussens auf Schlesien beziehen:

1. „im Einvernehmen handeln, um zu verhindern, dass der Grossherzog Kaiser werde" und

2. „zu machen, dass der Churfürst von Bayern gewählt werden könne, oder, wenn dies nicht, der Churfürst von Sachsen";

3. „der König (von Frankreich) wird sich in keiner Weise dem widersetzen, was der König von Preussen zur Geltendmachung seiner gerechten Ansprüche auf Schlesien oder einen Theil desselben thut, wie anderseits der König von Preussen den legitimen Ansprüchen des Hauses Bayern keine Hemmnisse bereiten wird."

4. „Schweden und Dänemark sollen zu diesem Bündnisse eingeladen werden",

5. „Einmüthig handeln, um Schweden für seine Beschwerden gegen Russland zu seinem Recht zu verhelfen."

Valory wurde von seinem Hof zugleich, an demselben 2. Januar 1741, mit einer besonderen Vollmacht für seine Verhandlungen mit König Friedrich II. versehen, in welcher verbürgt wurde, dass „unter keinem Vorwande und aus keiner Ursache" von Seite der französischen Regierung etwas an den Vereinbarungen

---

[1]) St. Arch. Paris. Berlin 1741. Valory Nr. 115.

abgeändert werden solle, welche Valory mit Preussen treffen werde.

Am 3. Januar 1741 berichtete Valory an den Cardinal Fleury über die Lage und Stimmung in Berlin. Die Entsendung Gotter's nach Wien sei erfolglos gewesen, derselbe habe dort eine wenig passende Figur gespielt. Man habe in Berlin darauf gerechnet, dass der Wiener Hof sehr erfreut sein werde, für die Abtretung eines Theiles von Schlesien einen so mächtigen Alliierten wie den König von Preussen gewinnen zu können und sei nun sehr beunruhigt, weil es durchaus nicht scheine, als ob man in Wien irgendwie geneigt wäre, in eine derlei Abtretung zu willigen.

Auch die Abreise des russischen Gesandten errege Sorge, weil eine unfreundliche Haltung Russlands und selbst die Aufstellung eines Corps in Kurland für möglich gehalten werde.

Wie der König selbst über die Lage denke, wisse Niemand, doch habe Podewils dem französischen Gesandten erklärt, dass Preussen auf die Erbfolge in den Herzogthümern Jülich und Berg verzichte, wenn Frankreich den Besitz von Nieder-Schlesien garantieren wolle. Gleichzeitig theilte Podewils demselben mit, dass der König sich Breslau's bemächtigen werde und dass dieser jetzt es sei, der „über den kaiserlichen Thron" entscheide. Man werde übrigens den König von Frankreich in dieser Hinsicht machen lassen, was er für gut finde.

Am 4. Januar 1741 wurde ein vollständiger Vertragsentwurf für eine „alliance défensive" zwischen Frankreich und dem König von Preussen aus Versailles nach Berlin an Valory gesendet.[1])

Es ist dieser Entwurf zweifelsohne als das Ergebniss der Verhandlungen des preussischen Gesandten Chambrier mit Cardinal Fleury anzusehen und entspricht dem Geiste nach vollkommen jenen Directiven, welche Friedrich II. noch in seinem Briefe vom 23. December Chambrier gegeben hatte und die eigentlich nur eine Wiederholung des dem Gesandten längst Bekannten waren.

Der erste Artikel enthielt die übliche Zusage der Aufrechthaltung der Allianz durch Erben und Nachfolger, der zweite die Bezeichnung der Friedensschlüsse von Utrecht und Baden 1713 als Basis für den vorliegenden Entwurf, der dritte lautete: „Se. Allerchristlichste Majestät und Se. Majestät der König von Preussen garantieren sich gegenseitig den Besitz ihrer Königreiche, Staaten

---

[1]) St. A. Paris. Tome Berlin, Valory 1741, Nr. 115.

und Herrschaften in Europa [1]) und wenn Eine oder die Andere der Majestäten angegriffen oder bedroht würde durch irgend eine Macht oder unter irgend einem Vorwand, welcher es auch sei, verspricht der Andere und verpflichtet sich, seinem Alliierten zu Hilfe zu kommen . . . selbst im Nothfalle durch Krieg gegen den Angreifer etc."

Der vierte Artikel enthält die Vereinbarung, jenen Fürsten bei der Wahl zum Kaiser zu fördern, von dem am meisten vorauszusetzen sei, dass er „die Freiheiten und Vorrechte der Reichsfürsten aufrecht zu erhalten" bereit sei.

Der fünfte Artikel versprach die Unterstützung der Rechte, welche der König von Preussen „sei es auf ganz Schlesien, sei es auf einen Theil dieser Provinz" geltend machen könne, nur sollte die katholische Religion geschützt werden und König Friedrich II. auch keine Schwierigkeiten machen, wenn der Churfürst von Bayern sich eine „gerechte Genugthuung" auf Grund seiner vorgebrachten Rechtsansprüche auf das österreichische Erbe hole.

Der erste Geheim-Artikel setzt die einhellige Bemühung um die Wahl des Churfürsten von Bayern und falls dies unmöglich, des Churfürsten von Sachsen zum römischen Kaiser und die Verpflichtung für König Friedrich II. fest, seine brandenburgische Churstimme in diesem Sinne zu geben.

Der letzte Geheim-Artikel versprach die Aufbietung aller dem Churfürsten von Bayern zur Erlangung seiner Ansprüche nothwendigen Mittel, wodurch zugleich die Geltendmachung der preussischen Ansprüche auf Schlesien gefördert werde. [2])

Ein diesem Acte beiliegender Brief König Friedrich II. an den Cardinal vom 5. Januar 1741, der also nicht schon nach Kenntnissnahme des Vertragsentwurfes geschrieben sein kann [3]), muss doch als zu der bezugnehmenden Verhandlung gehörig betrachtet werden, da er sonst wohl kaum dem Vertragsentwurf im Staats-Archive allegiert worden wäre.[4]) Der König sprach darin die Hoffnung aus, dass Chambrier dem Cardinal bereits, ebenso wie der Gesandte Frankreichs in Berlin, Valory, Mittheilung über die Lage und über die Gesinnung des Königs gemacht haben werde.

---

[1]) Darunter war natürlich auch die Erwerbung Ludwig XIV., Strassburg und das Elsass zu verstehen.

[2]) Siehe Anhang Nr. VIII.

[3]) Die Correspondenz zwischen Berlin und Paris brauchte 8—12 Tage, jene von Berlin nach Breslau 3—4 Tage.

[4]) Pol. Corresp., I, 245, auch St. Arch. Paris. Berlin 1741. Valory 115.

„Ich wünsche nichts lebhafter, als mich enge mit Sr. Allerchristlichsten Majestät zu verbünden, deren Interessen mir immer theuer sein werden. Ich schmeichle mir, dass er nicht weniger Rücksichten für die meinen haben werde."[1])

Ebenso schrieb der König an den Cardinal Fleury, von dem ihm durch Oberst Camas eine Note zugekommen war. „Es wird nur von Ihnen abhängen," versichert der König, „die Bande, welche uns einigen, ewig zu machen, indem Sie meine Ansprüche auf Schlesien begünstigen." [2])

Der König war bereit, mit Frankreich abzuschliessen[3]), es müssen sich indessen in diesen Tagen die Depeschen zwischen Breslau und Paris mehrfach gekreuzt haben — vielleicht mit eine Ursache, dass der König doch noch immer mit bindenden Zusagen zögerte, um die weiteren Ergebnisse der Verhandlungen des königlichen Rathes Baron Chambrier beim Cardinal abzuwarten.

In den bis nun so glatten Lauf der diplomatischen Action Friedrich II. fielen störend Nachrichten über das Verhalten Sachsens. Borcke und Gotter hatten am 5. Januar aus Wien berichtet, dass ein Courier aus Dresden den Abschluss eines Bündnissvertrages Oesterreichs mit Sachsen nach Wien gebracht habe. Die Nachricht war verfrüht, aber sie veranlasste Friedrich II. doch, den Feldmarschall Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau anzuweisen, sich mit 24.000 Mann zum Einmarsch in Sachsen bereit zu halten, „bevor solcher Hof seine böse Intentiones in das Werk zu setzen im Stande ist".

Die sächsischen Verhandlungen sah der König schon geraume Zeit mit tiefem Misstrauen, er hatte den Anschluss Sachsens an Oesterreich gefürchtet und in dem raschen Abschlusse mit Russland ein Gegengewicht gesucht, bereit, sofort entschieden gegen Sachsen Front zu machen. „Sachsen spielt eine Spitzbubenrolle," schrieb er an Finkenstein, seinen Gesandten in Dresden, „geben Sie Acht, berichten Sie Sicheres." „Ich halte Sachsen der Zweideutigkeit wegen in Verdacht, neue Briefe aus Wien bestärken mich darin; sie versprechen der Königin Hilfe und wollen mit mir ein Bündniss schliessen."[4]) Und einem anderen Erlass fügte er bei:

---

[1]) Polit. Corresp., I, 243.
[2]) Polit. Corresp., I, 245.
[3]) Polit. Corresp., I, 244.
[4]) Polit. Corresp., I, 252.

„Es liegt in der Luft, wie wenn Sachsen uns übertrumpfen wolle, betrügen wir lieber sie, als dass wir der Betrogene werden.“[1])

Die preussischen Vertreter Finkenstein und Ammon in Dresden beklagten sich über die von österreichischer Seite hier wirkenden Grafen Wratislaw und Khevenhüller, welche sich angeblich hauptsächlich an den Beichtvater der Königin, den

---

[1]) „Ventus flat, Saxe joue à trompeur et demi, dupons-les plutôt que d'être leur dupe.“ Diese Bemerkung gewinnt dadurch, dass sie in wechselnder Form in Briefen König Friedrich II. wiederkehrt, ein gewisses psychologisches Interesse. Es waltet hier zweifellos eine Reminiscenz aus Friedrich's Macchiavel-Studien, in denen er Cap. XV sagt: „Bis zur Lectüre des „politischen Fürsten“ war ich dumm und ungebildet genug, um nicht zu wissen, dass es Fälle gibt, wo es einem anständigen Menschen erlaubt ist, ein Schurke zu werden.“

In diesem ironischen Hinweis auf die macchiavellistische Lehre erscheint ein Gedanke, der den König später noch verfolgt hat, der jetzt auch in dem „dupons-les plutôt“, wie in dem bekannten Brief an Podewils vom 12. Mai 1741 „S'il y a à gagner à être honnête homme, nous le serons, et s'il faut duper, soyons donc fourbes“, wiederkehrt. (Polit. Corresp., I, 372.)

Auch hier hat es von Seite preussischer Autoren nicht an Versuchen gefehlt, mit allen möglichen Deuteleien diesen etwas ungewöhnlichen Aussprüchen des Königs Rechtfertigungen anzufügen, deren der König gewiss nicht bedarf. Es ist der Versuch gemacht worden, diesen letzteren Brief an Podewils als „unter dem frischen Eindruck der allarmierenden Nachricht“, dass in England das Parlament dem König die Mittel zur Unterstützung der Königin von Böhmen und Ungarn bewilligt habe, „geschrieben, als hingeworfene Gedanken, in denen die Stimmung jener Tage ihren Ausdruck findet“, zu erklären. Fünf Monate vorher aber findet sich, wie gezeigt, derselbe Gedanke und schon im „Antimacchiavel“ findet er sich, noch ironisiert, vor. Die „Stimmung“ irgendwelcher Tage ist also hier kein giltiger Grund.

Es hat keinen Werth, die politische Methode König Friedrich II. zergliedern zu wollen, sie war, wie sie war, ihm eigenartig, von selbstgeschaffenen Anschauungen ausgehend, unbekümmert um die unphilosophischen alten Begriffe von Recht und Unrecht. Friedrich war Friedrich und eignet sich nicht zur Eintheilung in ein Schema.

Wie so oft, so werden auch in diesem Falle gewisse preussische Historiker, welche jedem Gegner das Recht eines freien Urtheils über Friedrich II. abzusprechen lieben, zu gefährlichen Freunden des Königs. Gerade die rechtfertigenden Klügeleien der Apologeten Friedrich II. verletzen so recht eigentlich die schuldige Achtung vor dem König, indem sie diesen Gedanken dadurch gewichtig machen, dass sie ihn begründen, als ob es sich um die Vertheidigung eines förmlichen Princips König Friedrich II. handle; der Aufwand an Deutungen und Erläuterungen wäre besser unterblieben.

Ehrlichen „Feinden“ dagegen wird wohl nichts anderes beifallen können, als dass die Idee des „soyons fourbes“ nichts anderes sei, als der Ausdruck einer, man könnte sagen, stillübermüthigen Freude an dem Bewusstsein, noch immer viel gewandter und klüger zu sein, als alle Gegner.

P. Guarini, hielten, der die Königin an ihren abgelegten Renunciations-Eid erinnere und auf die Gefahren verweise, welche den Katholiken in Schlesien drohten. [1])

Die Gefahr von Seite Sachsens war indessen längst beschworen. König Friedrich II. übersah keinen Stein in seinem Spiele. Während Podewils noch am 6. Januar mit Besorgniss und Zweifel die Haltung Russlands betrachtete und die Verstärkung der Truppen in der Provinz Preussen beantragte, sah der König schon mit zunehmender Sicherheit auf den Erfolg seines Gesandten Mardefeld. Zu Podewils' besorgtem Antrag schrieb der König nur die Randglosse „Piano" und am 10. Januar 1741 theilte er Podewils mit: „Wir haben die russische Allianz erhalten" und siegessicher setzte er hinzu: „Sachsen, sagt man, gibt sich damit ab, den Schlimmen zu spielen, je m'en f.... et j'ai sur l'instant pris des mesures là-dessus" ... [2])

Mit unvergleichlicher Umsicht führte Friedrich fast sogar das Detail der diplomatischen Action. Am 17. Januar beauftragte er Podewils, die entsprechenden Weisungen auf die Berichte aus Paris, London und Dresden zu ertheilen und er trug ihm auf, besonders England mit der grössten Rücksicht zu behandeln und den König, dessen Geneigtheit er zu erkennen glaubte, mit Gründen des Ruhmes, des öffentlichen Interesses, der protestantischen Religion, der Freundschaft, des Wohles Deutschlands zu bestürmen und ihm die segensreichen Folgen englischer Unterstützung nahezulegen.

Auch England gegenüber sollte „die Erhaltung des Hauses Oesterreich und des Herzogs von Lothringen" noch immer als Hauptzweck des preussischen Vorgehens bezeichnet und nur über die unerträgliche Art, mit welcher der Wiener Hof die preussische Prätension auf Schlesien aufgenommen habe, geklagt werden. [3])

„Sie werden sehen, dass unsere Geschäfte in Russland und England wunderbar gehen, legen wir die Vermittlung jetzt in ihre Hände und lassen Sie mich bis zum April thätig sein und Sie werden sehen, dass Schlesien erledigt ist." Er rechnete darauf, dass Don Carlos mit 12.000 Mann Oesterreich in Italien angreifen und Bayern endlich auch nicht lange mehr zögern werde. [4])

---

[1]) Polit. Corresp., I, 273 (Anmerkung).

[2]) Polit. Corresp., I, 256, 257.

[3]) Polit. Corresp., I, 264.

[4]) Polit. Corresp., I, 267.

Während Borcke in Wien am 5. Januar bestimmt versicherte, dass das russisch-preussische Bündniss schon bestanden habe, bevor die Preussen in Schlesien eingerückt seien und daher damit gar nicht im Zusammenhang stehe,[1]) hatte Mardefeld in Petersburg die Verhandlung soweit zum Ziele geführt, dass Friedrich II. ihm am 11. Januar die sofortige Unterschrift des Vertrages zusichern konnte, sobald er denselben von Petersburg bekomme. Der König selbst, der am 11. Januar Mardefeld anwies, in Petersburg zu versichern, dass er nur beabsichtige, den Grossherzog zu unterstützen, schrieb diesem am 12. Januar[2]): „Ich will unschuldig sein an Allem, was folgen kann, aber da Sie meine Absichten so schlecht auffassen, ist es nicht mehr meine Sache, die Dinge zu lenken. Was mir am meisten schwer fällt, ist, zu sehen, dass ich gegen meinen Willen gezwungen bin, einem Fürsten Uebles zu thun, den ich liebe und schätze und für den mein Herz immer eingenommen sein wird, selbst wenn mein Arm sich gegen ihn erheben müsste."

Am 21. Januar befahl Friedrich II. die Entfernung des österreichischen Gesandten Demeradt aus Berlin und die Eruierung aller österreichischen Correspondenten daselbst.

In der That hatte der preussische Gesandte in St. Petersburg, Baron Axel Mardefeld, den Vertrag glücklich zu Stande gebracht, den der König zwar am 22. Januar in einem anderen Schreiben[3]) nur „eine Erneuerung des alten" nennt, der aber doch ein bedeutender Erfolg preussischer Politik war.

Friedrich II. constatierte mit Vergnügen, dass die neue Regentin von Russland, Anna von Mecklenburg, die Mutter Iwan III., sowie ihr Gemahl Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern mit Friedrich II. Unternehmung gegen Schlesien ganz einverstanden seien. Dasselbe rühmte er von den „beiden Ministern", worunter hier Münnich und Ostermann zu verstehen sind. Der König wünschte[4]), dass diesen beiden gesagt werde, er beabsichtige nicht allein seine eigenen „Ansprüche" auf den „grössten Theil Schlesiens" durchzusetzen, sondern besonders „das Haus Oesterreich und die Verfassung und Freiheit Deutschlands zu unterstützen, sowie die Kaiserwahl des Herzogs von Lothringen zu fördern". Er rechne darauf, fügte der König bei, dass für so gute und

---

[1]) Polit. Corresp., I, 259.

[2]) H. H. u. St. A., Wien. Arneth, I., 380 u. Polit. Corresp., I. 259.

[3]) Polit. Corresp., I. 268.

[4]) In dem Schreiben vom 11. Januar 1741. Polit. Corresp., I, 257.

wichtige Dienste Russland am Wiener Hofe die freiwillige Abtretung eines Theiles von Schlesien an ihn befürworten werde. Zur besseren Unterstützung seiner Bemühungen wurde Mardefeld verständigt, dass, „um den Feldmarschall (Münnich) und andere wichtige Personen ganz zu gewinnen", der nach Petersburg nachgesendete Oberst Winterfeld über den Betrag von 100.000 Thalern verfügen könne.[1])

Ueber den Erfolg konnte der König schon am 20. Januar seinem Minister schreiben: „Es geht Alles wunderbar in Russland, Winterfeld hat vollkommen reussiert."[2])

Podewils bekam dann zugleich noch den Befehl, Mardefeld besonders anzuweisen, die Wegnahme Schlesiens Münnich gegenüber als durchaus nicht gegen die pragmatische Sanction verstossend darzustellen.

Die Bemühungen Mardefeld's um die russische Vermittlung und Freundschaft unterstützte Friedrich II. aber nicht nur mit Geld, sondern nicht weniger mit Mitteln, die auf die Eitelkeit der russischen Machthaber berechnet waren. Dem Feldmarschall Münnich schrieb er am 30. Januar: „Ich habe immer den Herrn von Münnich für einen Heros angesehen und als solchen geschätzt, jetzt aber bin ich durchdrungen von Freude, zu sehen, dass dieser Mann, den ich so hoch geschätzt habe, mein intimer Freund ist."[3])

Wenn es den für Münnich in St. Petersburg aufgewendeten Schmeicheleien und Bestechungen gelungen war, ein enges Einverständniss zwischen Friedrich II. und den russischen Machthabern zu sichern, so wurde doch die Fiction des Bündnisses und der pragmatischen Garantie noch lange aufrecht erhalten. Am 20. Februar 1741 noch berichtet Botta mit Bedenklichkeit, Münnich habe erklärt, „dass, wenn die Seemächte nicht Theil nehmen und in das Concert mit hiesigem (dem russischen) Hofe nicht treten sollten, die Königin sich keine Rechnung auf die Hilfeleistung zu machen" habe.[4])

Schon am 14. Januar hatte inzwischen der König an Podewils geschrieben, dass er eine Allianz mit Frankreich doch nur als das letzte Mittel ansehen möchte und ihm mehr daran liege, die Vermittlung Russlands und Englands für die Erwerbung eines guten Stückes

---

[1]) Polit. Corresp., I, 258.
[2]) Polit. Corresp., I, 265.
[3]) Polit. Corresp., I, 274.
[4]) H. H. und St. Arch., 1741.

Schlesien zu gewinnen. Wenn aber diese beiden Höfe als Geranten der pragmatischen Sanction sich auf Seite Oesterreichs stellen würden, bleibe ihm nichts übrig, als sich in die Arme Frankreichs zu werfen.[1])

Der König versicherte Podewils, dass er ja nicht gerade darauf bestehe, ganz Schlesien zu bekommen, er wolle sich, wenn es nöthig sei, auch mit Nieder-Schlesien begnügen und schlimmstenfalls mit noch weniger. Breslau zu gewinnen, erscheine ihm sehr wünschenswerth, wenn dies auch selbst besondere Ausgaben nothwendig machen sollte.[2])

Wäre die Erwerbung Breslau's ganz unmöglich, so müsse man suchen, diese „gute Stadt" mindestens vor der „fureur catholique" zu sichern. Damit sollte ohne Zweifel das entsprechende Schlagwort für die seinerzeit etwa einzuleitenden Verhandlungen gegeben werden, denn Breslau, dessen Rechte so sehr geachtet wurden, dass die Stadt nicht einmal in der schwersten Zeit österreichische Garnison anzunehmen genöthigt wurde und desshalb verloren gieng, hatte wahrlich wenig Ursache, ob der „fureur catholique" Sorge zu tragen. Podewils erhielt jedoch Weisung, die Geneigtheit des Königs, sich mit einer kleineren Erwerbung in Schlesien zu begnügen, wenn es nicht anders gehe, noch geheim zu halten, vor Allem aber in der Bestechung der russischen Minister nicht zu sparen.

Die auftauchende Hoffnung, durch Russland und England zu seinem Ziel zu kommen, veranlasste Friedrich II. sogar, die Verhandlungen mit Frankreich wieder zu verlangsamen, er forderte Podewils am 20. Januar auf, dasselbe solange irgendwie hinzuhalten, bis die englisch-russischen Aussichten sich klären würden. Er war geneigt, mit diesen Mächten, wenn er durch sie Schlesien gewann, eine „solide" Verbindung einzugehen, selbst wenn er dem Hause Oesterreich in der jülich-berg'schen Frage nachgeben müsste, die „nicht ein Viertel soviel werth ist, als Schlesien."[3])

Während diese Dinge vor sich giengen, waren aber in Schlesien Ereignisse geschehen, welche eine Umkehr der Politik nicht mehr

---

[1]) Acht Tage später liess er Frankreich wieder seine Geneigtheit zu einem engen Bündniss bekanntgeben, sobald der Churfürst von Bayern wirklich ausgiebig mit französischem Geld und Truppen unterstützt sein werde. Für den russischen Allianzvertrag, meinte er, werde es dann an Ausrede nicht fehlen. (Polit. Corresp., I. 268.)

[2]) Polit. Corresp., I, 260.

[3]) Polit. Corresp., I, 265.

gestatteten. Es war zu Kämpfen gekommen, der Krieg hatte thatsächlich begonnen und Friedrich II. auch dem Grossherzog gegenüber kein Hehl mehr aus dem Ernst der Lage gemacht.

Die ersten Erfolge hatten den König mit grosser Freude[1]) und grossem Selbstgefühl erfüllt und bestrebt, sich dem König von England, dessen Vermittlung er so eifrig suchte, als wünschenswerther Alliierter darzustellen, berichtete er in einem an König Georg gerichteten Schreiben aus Berlin vom 30. Januar[2]): „dass ich mich ganz Schlesiens bemächtigt habe (zwei schlechte Nester ausgenommen, in welche Officiere der Königin von Ungarn unklugerweise Truppen gelegt haben und welche sie nicht zu halten wissen werden), dass ich Herrn von Browne nach Mähren gejagt habe und dass, wenn ich die leiseste Absicht gehabt hätte, das Haus Oesterreich zu Boden zu schlagen, es nur an mir gelegen sein würde, bis Wien vorzudringen — aber da ich keine anderen Rechte habe, als auf einen Theil Schlesiens, habe ich an dessen Grenze Halt gemacht."

Auch er schlug nun jene Saiten an, die er Podewils schon so dringend angerathen hatte, die willige Beschränkung auf seine „unanfechtbaren" Rechte und Ansprüche und dann besonders das gemeinsame Interesse aller protestantischen Fürsten, welches die Unterstützung Derer fordere, welche wegen ihrer Religion unterdrückt würden.

Die gemeinsamen Interessen, die Religion und die Familienverbindung stellte Friedrich dem König Georg lebhaft vor und drohte endlich noch mit dem Hinweise auf die Nothwendigkeit, sich

---

[1]) In fröhlichster Laune berichtete er seinen ersten Erfolg an seinen Freund Jordan nach Berlin: „Mein lieber Herr Jordan, mein sanfter Herr Jordan, mein friedliebender Herr Jordan, mein guter, mein gütiger, mein menschlicher Jordan, ich vermelde Deiner Erlauchtheit die Eroberung Schlesiens und ich benachrichtige Dich von dem Bombardement von Neisse, ich bereite Dich auf wichtigere Pläne vor und ich unterrichte Dich über die glücklichsten Erfolge, welche der Schooss Fortunens je geboren hat."

„Das soll Dir genügen. Sei mein Cicero bezüglich des Rechtes meiner Sache und ich werde Dein Caesar sein, was die Ausführung anlangt." (Corresp. Jordan, II, 84.)

Drei Tage später, am 17. Januar, jubelt er ihm zu: „Ich habe die Ehre, Euerer Menschlichkeit zu wissen zu machen, dass wir uns christlich vorbereiten, Neisse zu bombardieren und dass, wenn die Stadt sich nicht gutwillig ergibt, die Nothwendigkeit eintreten wird, sie zugrunde zu richten." (Corresp. Jordan, II, 86.)

[2]) Polit. Corresp., I, 273.

Frankreich anzuschliessen, falls England nicht im Sinne und Wunsche Preussens in der schlesischen Frage interveniere.

Diese Intervention trat nun in ausgiebigem Masse ein, ohne den König in seinen Fortschritten zu hindern und nur geeignet, die Kraft Oesterreichs und die Entschiedenheit seines Handelns zu hemmen und zu beschränken.

Man wäre versucht zu sagen, dass Friedrich sich mit seinem „Antimacchiavel" jene Bedenken aus der Seele weggeschrieben habe, die jedem Menschen von Natur anhaften in der Entscheidung über das, was recht ist und die ihm vielleicht durch die rauhe Härte, mit der sie ihm in der Jugendzeit immer wieder eingeprägt worden, weniger unlösbar vom eigenen Wesen erschienen sein mögen, als anderen Menschen. Es ist falsch, zu sagen, dass der „Antimacchiavel" gewissermassen Friedrich II. Regierungsprogramm gewesen. Er trat aus dieser Schrift heraus schon als ein Mann, der sich von nun an selbst und allein die Richtschnur seines Handelns nach eigener Ansicht zu geben und zu bestimmen gesonnen war.

Ein preussischer Historiker[1]) sagt:

„Hinter all' den Tändeleien der Idylle von Rheinsberg lag als Kern der volle Ernst; es war die bewusste Vorbereitung auf seinen Regentenberuf. Friedrich erlebt dort die Krisis, in der er zu sich selbst kommt und die Grundzüge seines fürstlichen und menschlichen Charakters erhält. Aus der Stille dieses Aufenthaltes datieren die grössten Entwürfe seines Lebens, für Krieg und Frieden; hier wurde der Plan zur Eroberung Schlesiens gefasst, also zu der That, um welche sich in gewissem Sinne die übrige Regierungsgeschichte Friedrich's gruppiert."

Und an anderer Stelle:

„Wo und wann im Weltleben decken sich Idee und Wirklichkeit, Wort und That? . . In der Politik ist das doppelt wahr, wo die Entschlüsse in jedem Moment bedingt sind durch die Entschlüsse anderer Mächte, durch den ganzen Zusammenhang gegebener Verhältnisse. Oft ist das Verhalten der einen Macht nur das Echo von dem Verfahren der anderen. Aber zugegeben ist, dass der Gegner des Macchiavel in seiner auswärtigen Politik noch gar oft in die Fehler seines Antipoden verfallen ist, dass er die List und Verstellung, das Raffinement und Versteckspiel, das die unvermeidliche Mitgift der damaligen europäischen Politik schien, seinerseits reichlich

---

[1]) Herbst: Friedrich der Grosse, Antimacchiavel 11.

erwiedert, oft überboten hat. Es scheint, als hätte er seine Stellung zu anderen Mächten als einen fortwährenden Kriegszustand angesehen, wo alle Vortheile, alle Listen gelten. Wer will den grossen König wegen dieser sittlichen Gebrechen rechtfertigen oder gar, nach Art von Hofhistoriographen, beloben?"

Es wäre thöricht, fordern zu wollen, dass ein junger Mann, ein junger Fürst, jene Anschauungen, mit denen er in die Arbeit des Lebens getreten, unversehrt und allzeit aufrecht erhalten müsse. Den Besten und Edelsten wird es geschehen, dass sich ihnen das Leben und seine Aufgaben so ganz verschieden zeigen von jenen glänzenden und erhabenen Bildern, welche die Vorstellungskraft der Jugend oder die Reaction gegen bereits selbst erlittenes Unrecht in der Seele schaffen. Von den höchsten und reinsten Wünschen, Vorsätzen und Bestrebungen der Jugend lässt das Leben wohl meist nur als herben Rest die Fähigkeit zur aufopfernden Pflichterfüllung übrig.

König Friedrich II. Uebergang von den reinen und grossen Principien im „Antimacchiavel" zu seiner eigenartigen Politik ist ein unvermittelt erscheinender. Nicht die Enttäuschungen und harten Erfahrungen des Lebens sind es, die ihn andere Wege führen. Er plant seine scrupellosen Entwürfe, während er noch an jenem edelgedachten Buche schrieb. Dieses Werden, der Weg und Grund zu einem thatenvollen Leben, das im Widerspruch steht mit den schönen Ideen seiner Jugend, muss wohl als ein Geheimniss des königlichen Herzens angesehen und als solches auch vom Historiker geachtet werden.

Eine Kränkung des Königs, eine Unterstellung von Lüge oder Heuchelei aber ist jene servile Behauptung: „Er verfuhr nach den Maximen, die er im „Antimacchiavel" ausgesprochen hatte."[1]) Das ist nicht wahr und der König hat niemals später den Versuch gemacht, jene milden, idealen Gedanken als diejenigen zu bezeichnen, die ihn noch leiteten.

Er hatte andere gewonnen, er handelte nach anderen, jenen rechten königlichen Stolz gab er aber darum nicht auf, der ihn antrieb, sich auch als Träger seiner That zu bekennen.

„Welch' traurige Lage, wenn man erröthet, sich Anderen so zu zeigen, wie man ist und wenn man die Gelegenheit, sich selbst zu prüfen, flieht."[2])

---

[1]) Droysen, Gesch. der preuss. Politik.
[2]) Antimacchiavel XII.

Als König Friedrich II. den Thron bestieg, war Kaiser Carl VI. noch ein äusserlich gesunder, kräftiger Mann, der alle Aussicht auf ein langes Leben verhiess.

Dennoch begann Friedrich II. eine organisatorische und politische Thätigkeit, die auf grosse und energische Pläne schliessen liess. Wenn die Aussicht auf ein Erlöschen des österreichischen Mannesstammes auch eine Zeit der Schwierigkeiten, vielleicht der Kriege erwarten liess, so war nach menschlichem Ermessen diese Zeit noch keineswegs so nahe, um schon im Sommer 1740 eine namhafte Vermehrung des Heeres und eine so entschiedene politische Annäherung an Frankreich nothwendig erscheinen zu lassen. Die militärischen Rüstungen Friedrich II. steigern sich im Spätherbste, noch ist der Kaiser gesund und kein Anzeichen der baldigen Katastrophe ist vorhanden. Am 4. October berichtet der kaiserliche Rath und Resident Franz Christoph Joseph von Demeradt aus Berlin an den Kaiser[1]), dass die neuen Bataillone am 1. December complet sein würden, dass der König den vorhandenen Geldschatz „zu grösseren Absichten und Ausführungen beisammenhalten will," dass mit Braunschweig, Sachsen-Eisenach und Gotha wegen Ueberlassung von Mannschaft verhandelt werde. Am 22. October konnte man in Berlin wohl schon von einer Erkältung des Kaisers, noch keineswegs aber von einer gefahrdrohenden Wendung, die ja erst am 17. October etwa eintrat, wissen.[2]) Vom 22. October aber berichtet Demeradt wieder von der Heeresvermehrung, Ende October berichtet der vorderösterreichische Militär-Director Freiherr von Rost über bedeutende Fourage-Einkäufe im „Reiche" für französische Rechnung, die also doch, damit Rost im October berichten konnte, noch vor dem Tode des Kaisers von der französischen Regierung anbefohlen gewesen sein mussten.

Es sind dies Erscheinungen, welche im Zusammenhalte mit dem preussisch-französischen Geheim-Vertrag vom 5. April 1739 und den Gedanken, welche die geheime Instruction für den ausser-

---

[1]) H. H. u. St. A. 1740. Berichte. Duncker, Invasion Schlesiens. Mitth. des k. und k. Kriegs-Arch.

[2]) Nach der Zeit, welche der preussische Courier mit der Todesnachricht, die jedenfalls in kürzester Frist nach erfolgtem Tod des Kaisers vom preussischen Gesandten in Wien nach Berlin abgefertigt wurde, zu urtheilen, bedurfte der Courier zu jener Zeit etwa 5½ Tage zur Reise von Wien nach Berlin. Der Kaiser starb am 20. October Morgens 2 Uhr, der preussische Courier mit der Nachricht passierte am 25. October Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr Berlin, um nach Rheinsberg zu gehen.

ordentlichen Gesandten für Paris, Oberst de Camas, vom 11. Juni 1740 durchscheinen lässt,[1]) die Möglichkeit zulassen, als habe König Friedrich die Idee eines Krieges gegen den Kaiser, wobei Jülich-Berg den Prätext bieten konnte, längst erwogen und als habe ihm der Tod des Kaisers das ganze Unternehmen nur einfacher und leichter erscheinen lassen.[2])

Der Brief an den Grafen Algarotti vom 28. October 1740 würde in diesem Lichte verständlicher:

„Ich werde nicht nach Berlin gehen; eine Bagatelle, wie der Tod des Kaisers, fordert keine grossen Regungen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet; also handelt es sich um die Ausführung der Entwürfe, welche ich lange in meinem Kopfe bewegt habe. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung leiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bild von vielerlei Metallen rollt und es zermalmen wird."

Dann würde das eigengeartete Geständniss des Königs über seine Beweggründe zum Einmarsch in Schlesien viel von seiner fast verletzenden Offenheit verlieren, Friedrich II. Darstellung würde einfach da einsetzen, wo das neue leichtere Verhältniss eintritt und die vorangegangenen politisch-militärischen Pläne als nicht mehr direct zur Sache gehörig weggelassen werden konnten.

Damit gewänne des Königs Verhalten überhaupt einen Anstrich, den man mit Rücksicht auf die ihm gemachten Vorwürfe, immerhin „loyaler" nennen könnte, weil es sich nur um die unter geänderten, dem König militärisch und politisch günstigeren Verhältnissen geschehene Fortsetzung einer bereits begonnenen Unternehmung handeln würde.

---

[1]) Polit. Corresp., I, 4. „Die Augmentation meiner Truppen, die sich während Ihres Aufenthaltes in Versailles vollziehen wird, gibt Ihnen Gelegenheit, über meine Art, lebhaft und ungestüm zu denken, zu reden. Sie können sagen, es sei zu fürchten, dass diese Truppenvermehrung ein Feuer entzünde, welches den Brand in ganz Europa entfache, dass der Charakter junger Männer unternehmend sei und dass heroische Ideen in der Welt die Ruhe unendlich vieler Völker stören und gestört hätten."

„Sie können sagen, dass ich naturgemäss Frankreich liebe, wenn man mich aber jetzt vernachlässigt, dies vielleicht für immer und unabänderlich sein könne. Wenn man mich aber gewinne, würde ich im Stande sein, der französischen Monarchie Dienste von grösserer Wichtigkeit zu leisten, als sie Gustav Adolph ihr jemals geleistet hat."

[2]) Zu dem Schlusse eines ohne Rücksicht auf die Successionsfrage in Oesterreich geplanten Krieges gegen den Kaiser gelangt auch das Werk des preussischen Grossen Generalstabes. I. 8.

Für solche Annahmen sprechen keine ausreichenden Belege. Es sind nur Annahmen, vielleicht verdienen sie eine Würdigung.

König Friedrich II. Stärke- und Uebergewicht in der schlesischen Streitfrage muss man in seiner militärischen Capacität und seinen kriegerischen Erfolgen suchen, jene Oesterreichs in seinem Recht. Erfolg und Recht, so oft in der Geschichte nicht im Einklang, treten auch im Kampf um Schlesien in vollen Gegensatz.

Inmitten des ganzen politischen Gewebes stand der thatdurstige junge Fürst, der Lehrmeister seiner Minister und Gesandten, unabhängig von jedem Rath und jeder Hilfeleistung, allein in der Kraft seines Genies und seines Wesens und allein die bewegende, aber auch verantwortliche Kraft für Alles, was geschehen.

Ihm gegenüber steht Maria Theresia. Eine Heldin des Rechtes hat sie den Kampf aufgenommen, eine Heldin des Rechtes hat sie ihn durchgeführt. Keine Eroberungslust, keine Beweggründe „de donner au commencement de son règne des marques de vigueur et de fermeté, pour faire respecter sa nation en Europe",[1]) auch nicht „l'envie de se faire un nom",[1]) wie sie ihren Gegner beseelen, begründeten und veranlassten ihr Handeln, aber ihr und ihrer Völker Recht hat sie vertheidigt.

Die Welt hatte sich bitter verrechnet in der jungen Königin! Es war, als wenn alle Tugenden des glorreichen Hauses Habsburg und seiner grössten Fürsten sich vereinigt hätten in dieser Frauenseele.

Friedrich II. führte, nach Meinung deutscher Geschichtsschreiber, den „Kampf um's Dasein", welches zwar zur Zeit seines Angriffes auf Schlesien von Niemand bedroht war, „zum Heile der Nation". Man mag darüber denken, wie man will, so muss man doch zugeben, dass derjenige, der im Rechte war, sich gegen diesen, jedenfalls nur recht zweifelhaft begründeten Kampf mit umso unanfechtbarerem Rechte wehrte. Geht der erstere auf Kosten fremden Besitzes, so steht ihm naturgemäss der „Kampf um's Recht" gegenüber. Von diesem Gesichtspunct lässt sich für die Stellung der beiderseits kämpfenden Mächte der Schlüssel und die Begründung finden.

Auch für Maria Theresia galt es im weitgehendsten Sinne einen „Kampf um's Dasein", aber sie hatte damit zugleich den

[1]) Oeuvres I. cap. II.

„Kampf um's Recht" zu bestehen. In dieser Verbindung liegt das moralische Uebergewicht der Königin in dieser Epoche. Noch niemals war einem Staate oder einer Dynastie der Kampf mit so unausweichlicher Nothwendigkeit aufgezwungen worden, als es hier geschah.

Der Krieg war da und Friedrich II. war es, der ihn zuerst begann. Aber seine Verbündeten erlagen fast unter dem siegreichen Schwert der Königin und wenn es dem bedeutendsten Mann seiner Zeit, dem aufstrebenden grossen Feldherrn, dem geistvollen König auch nach jahrelangem schwerem Kampfe mühsam gelungen, seine schlesische Beute im Besitze zu behalten, so stand doch festen Muthes auch am Ende des Krieges die heldenmüthige Königin aufrecht und ungebrochen, freie Herrin ihres ganzen Erbes, jenes einzelne Land ausgenommen, das geopfert werden musste, um sich gegen den Angriff von halb Europa vertheidigen zu können.

Es liegt doch eine wunderbare Macht und Stärke im guten Recht!

Die Unmöglichkeit, zu einer Vereinbarung zu gelangen, ist nicht in der allgemeinen Situation, vielleicht nicht einmal in dem Mass des geforderten Preises, sondern vor Allem in dem tiefen inneren Gegensatz der Anschauungen in Wien und Berlin zu suchen. Maria Theresia und die Männer ihrer Regierung vermochten die politischen Gesichtspuncte Friedrich II. ebensowenig zu erfassen und zu verstehen, als ein Friedrich II. jene des Wiener Hofes zu würdigen und zu begreifen vermochte. In Wien hielt man noch an den alten Traditionen, am historischen Rechte fest, der politische Leitstern Friedrich II. war Gewinn und Nutzen. Zwischen diesen Gegensätzen konnten nur die Waffen entscheiden, ein vermittelnder Gedanke, ein versöhnendes Princip blieb ausgeschlossen. Die Nothwendigkeit des Krieges wurzelte in den politischen Grundsätzen der beiden Dynastien.

Von diesem Gesichtspuncte aus gewinnen die Handlungen beider Parteien eine natürlichere und verständlichere Färbung. Die Schritte Friedrich II. müssen und mussten auch damals in Wien, Erstaunen und Befremden erregen, wenn man sie mit dem Massstab herkömmlicher Rücksicht und geschichtlichen Rechtes misst.

Vom Standpuncte practischer, politischer Zweckmässigkeit, welche Scrupel ausschliesst und ausschliessen muss, werden sie verständlich, wenn auch nicht sympathisch. Sie haben Preussen gross gemacht, aber es ist auch wohl erklärlich, dass sie Friedrich II. ihrem inneren Wesen nach in Wien damals kein versöhnendes Empfinden und kein Vertrauen erwerben konnten.

Friedrich II. wollte den Krieg, dessen Entwicklung ihm Gewinn in einer Weise bieten konnte, für welche er jetzt im Beginn des Einmarsches in das nächste Object seiner Wünsche, Schlesien, noch kaum eine feste Umrahmung gefunden haben mochte.

Darin konnte Friedrich II. für den „Ruhm" und „den lebhaften Wunsch, sich einen Namen zu machen", nicht die Befriedigung finden wollen, dass ihm Maria Theresia ein Land abtrat, um ihn als Alliierten zu erkaufen. Er zwang den Wiener Hof zum Aufnehmen des hingeworfenen Fehdehandschuhs durch den Einmarsch in Schlesien, bevor man in Wien noch wusste, dass er dieses Land als Allianzpreis überhaupt fordere. Nach dem Einmarsch konnte es für keinen Fürsten, der noch etwas auf seine Fürstenehre hielt, einen anderen Weg geben, als die Entscheidung durch die Waffen.

Von einer Verblendung oder einer politischen Kurzsichtigkeit des Wiener Hofes kann daher nicht gesprochen werden; die Handlungsweise Friedrich II. war so sehr gegen jedes Empfinden und Verstehen der Zeit, dass es lange brauchte, bis das Volk nur begriff, es könne der Friedensbruch geschehen sein auch gegen den Willen der Königin und dass man sich den Kopf zerbrach über die geheimen Verhandlungen, die den Schlüssel bieten sollten für den als unerhört angesehenen Einbruch. Der hannöverische Resident von Lenthe berichtet am 21. December 1740 aus Wien: „Des hiesigen publici Bestürzung, Dolieren, auch Ausdenken ganz besonderer Dinge, von heimlichen Verständnissen und dergleichen, vermag ich nicht zu beschreiben."[1])

Es ist gewiss nicht fraglich, ob ohne die Schritte Preussens und ohne seine Erfolge in Schlesien die Churfürsten von Sachsen und Bayern, trotz der französischen Anlehnung des letzteren, es gewagt haben würden, ihren angeblichen Rechten mehr, als durch Proteste und Klagen Ausdruck zu verleihen.

Ohne Friedrich's Gewaltstreich, ohne seine Aufmunterung, wäre in Europa wohl kein Schuss gefallen der österreichischen Erbschaft wegen. Eine furchtbare Reihe von Kriegen und Kämpfen, hunderttausende Menschenleben, unberechenbare Leiden der Völker hat König Friedrich mit dem grossen Entschluss in Rheinsberg auf seine Seele und seine Verantwortung genommen.

Die Tragweite dieses Schrittes, in welchem Friedrich II. nur die geschickte Benützung einer durch den kriegerischen Conflict

---

[1]) Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens, XIII, 1. Heft, 1876.

Frankreich-Spaniens und Englands so besonders günstigen Lage, um seine Länder zu erweitern, erblickte, konnte er unmöglich ganz übersehen. Er betrachtete aber die Aufgabe, die er sich gestellt, ausserdem auch als viel leichter, als sie gewesen.

Er war, wie ein preussischer Historiker sagt, zunächst nur „ein fröhlicher Feldherr an der Spitze seiner fröhlichen Truppen"[1]).

All' das Kriegselend, den tiefgehenden Zwist, die fast anderthalb Jahrhunderte währende Gegensätzlichkeit der grössten deutschen Mächte, die Schwäche des Reiches aus dieser Ursache zu einer Zeit, in der die volle Kraft zur Abwendung des grossen Unheils, das Frankreich über Deutschland brachte, nothwendig gewesen wäre, das Alles konnte sich noch nicht in dem Geiste Friedrichs II. spiegeln, so hell und klar er auch die Dinge sonst anzusehen wusste. Uebermenschlich wäre schon gewesen, wenn er nur die nächsten Folgen in dem ungeheuren Umfang zu erkennen vermocht hätte, die sie annahmen und wenn die That selbst noch so streng beurtheilt wird, muss doch das Gewicht der persönlichen Verantwortlichkeit Friedrich II., obgleich er der nach freiem, eigenem Entschluss handelnde Schöpfer gewesen, auf ein gewisses Mass beschränkt bleiben.

So richtig die Darstellung der Folgen in dem Essay Macaulay's über Friedrich ist, so ist sein Urtheil über diese Verantwortlichkeit doch weit über die Grenzen dessen, was Friedrich II. voraussehen konnte und was, hätte er es vorausgesehen, vielleicht seine Wege anders gelenkt hätte.

Macaulay sagt: „Die europäischen Herrscher waren vermöge aller der Pflichten, welche Männern, die mit der höchsten Gewalt über ihre Mitmenschen betraut sind, die heiligsten sein müssen, zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, zur Achtung und Vertheidigung der Rechte der Erzherzogin verbunden. Die Lage und die persönlichen Eigenschaften der letzteren waren derart, dass sich erwarten liess, in der Seele eines jeden Mannes müssten sich Mitleid, Bewunderung und ritterliche Gefühle regen. Es liess sich mit Grund annehmen, dass alle Potentaten der Christenheit nach einem kurzen Schwanken die Bestimmungen des verstorbenen Kaisers ehren würden. Aber die selbstsüchtige Raubgier des Königs von Preussen gab seinen Nachbarn das Signal. Seine Erfolge

---

[1]) Koser, „Bibliothek deutscher Geschichte." König Friedrich d. Gr. I. Band.

verleiteten sie, die Schwierigkeiten einer Zerstückelung der österreichischen Monarchie zu unterschätzen. Die ganze Welt stürzte zu den Waffen. Auf Friedrich's Haupt lastet all' das Blut, das in einem Kriege, der viele Jahre lang und in jedem Welttheile gewüthet hat, vergossen worden ist, das Blut der Angriffs-Colonnen von Fontenoy, das Blut der Schottländer, die bei Culloden geschlachtet wurden. Die Uebel, die seine Verkehrtheit hervorrief, wurden in Ländern gefühlt, wo der preussische Name unbekannt war und damit er einen Nachbar, dem er seine Hilfe versprochen hatte, berauben könne, fochten die Schwarzen an der Küste von Koromandel und scalpierten sich die rothen Krieger an den grossen Seen in Amerika."

In dieser Zeit gleicht Oesterreich dem plötzlich überfallenen arglosen Mann, der mühsam sich mit dem Schilde gegen den jähen Ueberfall der Feinde wehrt, bis er Zeit gewonnen, das Schwert zu ziehen. Dann wendet sich das Blatt.

Friedrich II. war so gewiss, dass Maria Theresia keine Rettung und Zuflucht mehr habe, als sich in die Arme Frankreichs oder in die seinen zu werfen. Kaum würdigte er sie eines Schreibens der Höflichkeit, sie ist ihm nichts, als die unbedeutende „princesse sans expérience". Aber dieses muthige, junge Fürstenherz fand einen Ausweg, den Friedrich II. nicht geahnt, so natürlich er war, so naheliegend, so siegverheissend: nicht in die Arme der Feinde eilte sie als eine hilflose Bittende, sondern am Herzen ihrer Völker suchte sie Hilfe. Statt der Bitte fand der Feind ein kampfbereites Schwert. An der Quelle fürstlicher Kraft, im erwachenden Bewusstsein des Volkes erstarkte auch das Heer wieder in Treue und Todesmuth. Jetzt stand die Königin fest und stark, jetzt mochte halb Europa gegen sie zu Felde ziehen, das Heer war wieder das alte österreichische Heer, die Völker waren wieder einig und treu und die Widersacher hatten ihre Ränke, ihr Spiel und ihre Gewaltthat vergeblich aufgewendet.

Nicht kluge Politik des Hofes, nicht Allianzen, nicht Waffenglück, die Königin war es, die gesiegt hat in der gefährlichen Stunde.

Kaum je in der Geschichte tritt der Gegensatz der führenden Personen so hell in die Erscheinung, als in dem Kampfe Maria Theresia's und Friedrich II. Die Gegensätzlichkeit und die Bedeutung dieser beiden historischen Gestalten durchziehen und

beleben die Geschichte ihrer Zeit. Man kann sagen, dass im Charakter der Beiden kein einziger Zug ein gemeinsamer war, als etwa die Kraft des Willens.

Kaum je in der Geschichte treten auch jene beiden grössten Triebfedern des menschlichen Handelns, persönlich repräsentiert, in so scharfen Gegensatz. Dort der rücksichtslose, kalte Verstand, mit seinen kraftvollen Anstrengungen für den Erfolg, den Gewinn, für Ruhm und Macht — hier das warme, lebendige Gefühl, die Sorge und die völlige Hingabe für Recht und Gerechtigkeit. Es war ein seltsames, unvergleichliches Ringen dieser beiden leitenden Factoren, wie der beiden grossen Menschen: Friedrich II. und Maria Theresia, ein Menschenleben hindurch immer im Gegensatz, immer sich innerlich fremd, in allen Dingen anderer Meinung, im eigenen Wesen völlig verschieden, immer im Kampf, immer die Hand am Schwert.

Der Herzog von Broglie[1]) sagt über die Erscheinung der beiden so markanten Gestalten, welche sich hier begegneten:

„Ich kenne nicht viele so überwältigende Schauspiele, als das gleichzeitige Erscheinen dieses Freidenker-Fürsten und dieser frommen Frau auf dem Geschichts-Theater, welche fast am selben Tage den Thron bestiegen haben, um sich fast ebenso gleichzeitig in das Grab zu folgen; die während vierzig Jahren die Welt durch eine politische, militärische, diplomatische, philosophische und religiöse Rivalität gefesselt haben, die sie ihren Nachkommen hinterliessen, die alle Wechselfälle der französischen Revolution überdauert hat und deren Ende zu erleben unsere Generation nicht allzu sicher ist. Durch welches unergründliche Spiel der Vorsehung haben die beiden so reich und so verschieden begabten königlichen Naturen ihre Geschicke vom ersten Tage an bis zum letzten so verbunden und verschlungen gesehen, dass alle Handlungen des Einen auf jene des Andern reagierten und dass man sie, sei es auf dem Schlachtfelde, sei es bei den diplomatischen Conferenzen, sei es, dass es sich darum handelte, einander Schlesien streitig zu machen oder um Polen zu theilen, immer sich gegenüber findet?"

Die mächtige Erscheinung, die Feldherrngrösse König Friedrich II. gestatten keine kleinliche Kritik. Wenn die historische Gerechtigkeit längst und doch noch vergebens fordert, dass auch

---

[1]) Broglie, Frédéric II. et Marie-Thérèse, 10.

Friedrich's Gegner die nur zu lange und nur zu unbillig vorenthaltene volle Ehre endlich zugestanden werde, wird doch von dieser Seite willig dem militärischen Genie des Königs der Vorrang unverkürzt überlassen bleiben. Der grossen Feldherren Einer bleibt Friedrich II. allezeit und der eigentliche und rechte Schöpfer der Grösse und Bedeutung seines Staates. Aber ebenso gewiss ist es, dass er das glänzende Gebäude, wie er es seinen Nachfolgern hinterliess, nicht gestützt hat auf Fundamente des Rechts. Hierin ist ein königliches Frauenherz grösser gewesen als Er.

(*v. Wetzer.*)



Anhang.



I.

Sanctio Pragmatica [1]

über die Erbfolge des Durchlauchtigsten Ertz-Hauses Oesterreich.

Ihro Kayserliche Majestät haben auf den 19. April 1713 um 10 Uhr allen Dero allhier in Wien anwesenden geheimen Räthen, an dem gewöhnlichen Ort zu erscheinen ansagen lassen. Als nun die bestimmte Stund herbey gekommen, haben Sich Ihro Kayserliche Majestät in Dero geheime Rathsstube, unter den Baldachin begeben und vor den gewöhnlichen Kayserlichen Tisch gestellet, darauf auch Dero geheime Räthe und Ministros hinein beruffen; diese seynd in ihrer Ordnung eingetreten und jeder an seinem Ort stehen geblieben. Als Titl. Printz Eugenius von Savoyen, Fürst von Trautson, Fürst von Schwarzenberg, Graf von Traun, Land-Marschall Graf von Thurn, Ihro Kayserlichen Majestät Eleonora oberst Hofmeister, Graf von Dietrichstein, Obrist-Stallmeister, Graf von Seilern, Hof-Cantzler, Graf von Starhemberg, Cammer-Präsident, Graf von Martinitz, junior, Graf von Herberstein, Kriegs-Vice-Präsident, Graf von Schlick, Böhmischer Obrist Hof-Cantzler, Graf von Schönborn, Reichs-Vice-Cantzler, Ertzbischof von Valenzia, Graf von Sinzendorff, Obrist-Cämmerer, Graf von Paar, Ihro Kayserlichen Majestät Amalia, Obrist Hofmeister, Graf von Sinzendorff, Reichs Hof-Raths Vice-Präsident, Graf Nicolaus Pálffy, Königl. Hungar. Judex Curiae, Graf Illéshazy, Hungarischer Cantzler, Graf Khevenhüller, Nieder Oesterreichischer, Statthalter, Graf Gallas, Graf von Salm, Ihro Kayserlichen Majestät Amalia Obrist Stall-Meister, Marchese Romeo, Königl. Spanisch-geheimer Staats-Secretarius, Graf Kornis, Siebenbürgl. Vice-Cantzler, Referendarius von Schickh.

Nachdem nun alle gemeldte geheime Räthe und Ministri beysammen waren, haben Ihro Kayserliche Majestät vermeldet: dass die Ursache und Zweck solcher Beruffung Ihrer Dero geheimen Räthe und Ministrorum wäre, ihnen zu erkennen zu geben, dass von und zwischen Weyland Ihrer in Gott ruhenden gnädig- und hochgeehrtesten Herrn Vaters, Kaysers Leopoldi,

Nach dem Supplementum Codicis Austriaci, Seite 683, 684.

und geliebtesten Herrn Bruders, damals Römischen Königs und nachgehends auch Römischen Kaysers, Josephi, Majestäten und Liebden, glorwürdigster Gedächtniss und dann Ihro Kayserlichen Majestät als damalig declarierten König in Hispanien, gewisse Disposition, Ordnung und Pacta successoria errichtet und in Gegenwart verschiedener Kayserlicher geheimer Räthe und Ministrorum, allerseits beschworen worden.

Weilen aber von denenselben Räthen und Ministris, wenige mehr beym Leben sich befänden, so hätten Ihro Kayserliche Majestät der Nothdurft erachtet, ihnen anwesenden geheimen Räthen und Ministris, nicht allein obige Anzeige zu thun, sondern auch gemeldte Satzung und Pacta selbsten kund zu machen und vorlesen zu lassen; wie dann Ihro Kayserliche Majestät solche Ablesung Ihrem Hof-Cantzler, Grafen von Seillern, stracks Allergnädigst anbefohlen haben.

Solchemnach hat derselbe aus dem bey Handen gehabten Königlich Spanischen, von damals Königlichen, nunmehr auch Kayserlichen Majestät unterschriebenen und mit Ihrem anhangenden Königlichen Insiegel bekräftigen Original Acceptions-Instrument, den spanischen Eingang, folglich aus Kaysers Leopoldi und Römischen Kaisers Josephi unterschriebenen und mit anhangenden zweyfachen Kayser und Königlichen Insiegeln bestätigten Successions-Instrument, den völligen Inhalt, vom Anfang bis zu Ende, sammt dem beigefügten notariatischen Anhang: endlich wiederum aus dem Königlich Spanischen Instrument, die Annehen und Ihrer seitige Verbindung, bis zu Ende ebenmässig mit dem Notariatischen Anhang, laut und deutlich abgelesen, welche Instrumenta datieret seynd. Wien, den 12. September 1703.

Nachdem dieses also geschehen, haben Ihro Kayserliche Majestät hauptsächlichen Inhalts weiters vermeldet: Es sey aus denen abgelesenen Instrumentis, die richtige und beschworene Disposition und das ewige Pactum mutuae successionis, zwischen beeden Joseph- und Carolinischen Linien, zu vernehmen gewesen, dass dahero nebenst und zu denen von Weyland Ihro Kayserlichen Majestät Leopoldo und Josepho höchstseeligster Gedächtniss, Ihrer Kayserlichen Majestät übertragenen Erb-Königreiche und Länder, nunmehro nach Absterben Weyland Ihres Herrn Bruders Majestät und Liebden, ohne männliche Erben, auf Ihro Kayserliche Majestät, auch alle dessen hinterlassene Erb-Königreich und Lande gefallen und sammentlich bei Ihren ehelichen Männlichen Leibes-Erben, nach dem Jure primogeniturae, so lang solche vorhanden, unzertheilet zu verbleiben haben. Auf Ihres männlichen Stammes Abgang aber; so Gott gnädiglich abwenden wolle, auf die Ehelich hinterlassende Töchter, allzeit nach Ordnung und Recht der primogenitur, gleichmässig unzertheilt kommen, ferners in Ermanglung oder Abgang der von Ihrer Kayserlichen Majestät herstammenden aller Ehelichen Descendenten, Mann- und Weiblichen Geschlechtes, dieses Erbrecht aller Erb-Königreich und Lande, unzertheilter auf Ihro Majestät Herrn Bruders Josephi Kayserlicher Majestät und Liebden, seeligster Gedächtniss, nachgelassene Frau Tochter und deren Eheliche Descendenten, wiederum auf obige Weise nach dem Jure primogeniturae, fallen, eben nach diesem Recht und Ordnung auch, ihnen Frauen Ertz-Hertzoginnen, all anderer Vorzüge und Vorgänge, gegenwärtig zustehen und gedeyen müssen.

Alles in dem Verstand, dass nach beeden, der jetzt regierenden Carolinischen und nachfolgender in dem weiblichen Geschlechte hinterlassenen

Josephinischen Linien, Ihrer Kayserlichen Majestät Frau Schwestern und allen übrigen Linien der durchlauchtigsten Ertz-Häuser, nach dem Recht der Erstgeburt in ihrer daher entspringenden Ordnung, jedes Erb-Recht und was dem anklebet, gebühre, allerdings bevorbleibe und vorbehalten sey.

Um Willen nun diese immerwährende Satzung, Ordnung und Pacta, zu Ehre Gottes und Conservation aller Erb-Lande, angesehen, errichtet und sammt Weyland ihres Herrn Vaters und Herrn Bruders Majestät und Liebden, von Ihrer Kayserlichen Majestät durch leiblichen Eyd-Schwur bekräfftiget worden: so würden sowohl Ihre Kayserliche Majestät darob beständig halten, als Ihre Majestät zu Ihren geheimen Räthen und Ministris Sich mildest vorsähen, dieselben auch Gnädigst ermahneten und ihnen befehlten, dass nicht minder sie solche Pacta und Verordnungen vollkommentlich zu beobachten, zu erhalten und zu vertheidigen, gedacht und beflissen seyn sollten und werden; wie dann Ihre Kayserliche Majestät, zu diesem Ende, sie, geheime Räthe und Ministros, in diesem Fall ferners des vinculi silentii entlassen haben wollten. Wornach Ihre Kayserliche Majestät, und folgend die Herrn geheimen Räthe und Ministri, abgetreten seynd.

Dass Obiges alles also vorgegangen und verhandelt worden, bezeuge mit meiner eigenen Handunterschrift und gewöhnlichen Petschaft."

Wien, den 19. April 1713.

Ich Georg Friedrich von Schickh.

II.

Pragmatische Sanction. [1]

Publication in den österreichischen Niederlanden vom Jahre 1724.

„Verfügen hiemit zu wissen jedermänniglich und wem es zu wissen nöthig, dass die Römischen Kaiser, Könige und Erzherzoge von Oesterreich, Unsere Vorfahren, aus Antrieb väterlicher Liebe und kluger Vorsicht viele Sorgfalt gehabt, um in Unserem Durchlauchtigsten Hause eine Richtschnur und Form der Erbfolge aufzurichten, welche unter ihren Nachfolgern beiderlei Geschlechtes in allen Begebenheiten, die von göttlicher Vorsehung in künftigen Zeiten sich ereignen möchten, für beständig und unveränderlich gesetzet und beobachtet werden solle. Diese Ordnung der Succession in dem ganzen Bezirk Unserer grossen Staaten, Königreiche, Herrschaften und Provinzen sowohl überhaupt, als insbesondere und in Allem unzertheilich, ist nun eingeführet und festgesetzet worden, um den Zerglieder- und Vertheilungen unter den Erben Unseres Durchlauchtigsten Erzhauses vorzukommen. Unter Andern hat Kaiser Ferdinand II., Unser geehrtester alter Herr Vater glorwürdigsten Gedächtnisses, durch sein Testament vom 10. Mai 1621, welches durch die Codicille vom 8. August 1645 bestätiget worden, die Ordnung der Succession unter den Erzherzogen, Ihren Söhnen und Kindern männlichen

---

[1]) Aus: Die Staats-Grundgesetze und die damit in näherem Zusammenhange stehenden Gesetze etc. (Offic. Handausgabe der österr. Gesetze und Verordnungen, 3. Heft, 5. Auflage vom Jahre 1882, 6.)

Geschlechts, auf die Art eines beständigen Fideicommisses, welches fast gemeinhin Majorat genannt wird, reguliert und befohlen, dass die Töchter der Erbschaft sich begeben und sich mit ihrem Heirathsgute begnügen lassen sollten, doch allezeit und überall vorbehaltlich Ihres Rückfalls-Rechtes; ebensolcher Ordnung hat gefolgt weiland Kaiser Leopold, Unser geehrtester Herr Vater glorwürdigsten Angedenkens, welcher als Haupt Unseres Durchlauchtigsten Hauses allein über seine Königreiche und Erb-Lande zu disponieren befugt gewesen und eben solches Majorat aufgerichtet durch die Theilung, welche er zwischen Unserm freundlich geliebten Bruder Kaiser Joseph, damaligem Römischen König, hochseligsten Gedächtnisses und Uns, über alle seine Königreiche und Staaten, welche sowohl in diesen Landen, als in der spanischen Monarchie und deren Zugehörung gelegen sind, am 12. November 1703 gemacht und besagte Ordnung der Erbfolge zum Besten des männlichen Geschlechts in ein wahrhaftiges beständiges Recht der Erstgeburt verwandelt, auch um mehrerer Sicherheit willen, dieser Handlung sehr solenne Successions- und Familien-Pacten, welche von beiderseits contrahierenden Theilen angenommen und eidlich bekräftiget worden, hiezu gethan, in welchem, nachdem die zwischen besagtem Kaiser, Unserem Bruder und zwischen Uns und Unseren Nachkommen oder demjenigen von Beiden, der den Andern und seine Nachkommen überleben würde, zu beobachtende Successions-Ordnung eingerichtet und deutlich erkläret worden, welcher Gestalt Einer dem Andern sowohl in besagten Unsern hiesigen Königreichen und Provinzen, als in der spanischen Monarchie und den Landen, aus welchen selbige bestehen, succedieren solle, dabei auch hauptsächlich gesetzet und verordnet worden, dass die männlichen Erben, so viel deren vorhanden, das weibliche Geschlecht beständig ausschliessen sollen, dass die Succession aller Königreiche und Staaten, wo auch solche gelegen, dem erstgeborenen männlichen Erben gänzlich unvertheilt und ungesondert nach Ordnung der Erstgeburt verbleiben; ingleichen ist auch in solchen vorberührten Pacten und Successions-Vergleichen die Art und Weise geordnet und vorgeschrieben, welcher Gestalt die Erzherzoginnen in Ermangelung des männlichen Stammes, wenn der Fall sich begeben würde, welches doch Gott verhüte, succedieren sollen.

Nach Absterben des Kaisers Joseph, Unseres freundlich vielgeliebten Bruders, da wir sowohl für Unser eigenes Haupt, als nach dem Recht des Geblüts und in Kraft der Verordnungen der alleinige Successor und Erbe aller diesseitigen Königreiche und Erblande geworden, haben Wir, als jetziger alleiniger absoluter Herr, durch Unsere Declaration und Verordnung, welche den 19. April 1713 in Gegenwart einer grossen Anzahl Unserer geheimen Staatsräthe, Gouverneurs oder Präsidenten Unserer Provinzen und Unseren übrigen Ministern publicieret worden, nicht allein das bereits so fest errichtete und angestammte Recht der Erstgeburt in Unserem Durchlauchtigsten Hause erneuert, sondern Wir haben auch solches überdies kraft Unserer Macht-Vollkommenheit und nach Erforderniss des Zustandes Unserer Affairen in Form einer pragmatischen Sanction, auch beständigen und unwiderruflichen Edicts errichtet, welches namentlich dieses Recht der Erstgeburt und der Erbfolge, so von Weiland Kaiser Leopold zwischen den Prinzen Unseres Durchlauchtigsten Hauses gemacht und in Ermangelung derselben in gewissem Masse auf die Erzherzoginnen erstrecket worden, aufgerichtet; wir haben in deutlichen und verständlichen Worten declarieret, dass in Ermangelung des

männlichen Geschlechtes die Succession fallen solle: Erstlich auf die Erzherzoginnen, Unsere Töchter; zum andern auf die Erzherzoginnen, Unsere Nieçen, Unseres Bruders Töchter; zum dritten auf die Erzherzoginnen, Unsere Schwestern und endlich auf alle abstammenden Erben beiderlei Geschlechts, wollend, dass sie in allen diesen Fällen unter sich solche Ordnung oder Lineal-Succession beobachten, welche in vorbemeldetem Reglement beschrieben ist und sich gänzlich mit demjenigen gleich verhält, welches wegen der männlichen Descendenten nach der Ordnung der Erstgeburt und Lineal-Succession errichtet worden.

In Befolgung und zur Execution dieser Ordnung hat die Durchlauchtigste Erzherzogin Maria Josepha, geborene königliche Prinzessin von Ungarn, Böhmen und beider Sicilien, jetzige Gemahlin des Durchlauchtigsten Königlich Polnischen und chursächsischen Prinzen, nicht allein vor ihrem Beilager sich erkläret, die Pacta Familiae, das in Unserem Durchlauchtigsten Hause bereits errichtete Recht der Erstgeburt und oberwähnte vorgeschriebene Ordnung wegen der Lineal-Succession anzunehmen und solcher beizupflichten, da sie ihre Einwilligung durch eine förmliche Renunciations-Acte und mit einem Jurament bestätiget, sondern sie hat solches auch durch ein gleichmässiges Jurament, welches sie nach ihrer Heirath wiederholet, ratificiert und mit derselben haben solches der Durchlauchtigste König von Polen, Grossherzog von Litthauen und Churfürst zu Sachsen, ihr Schwiegervater, wie auch der Durchlauchtigste königliche und Churprinz, ihr Gemahl, erkennet und sich durch ein solennes Jurament in förmlichen Terminis verbindlich gemacht, dass sie solches Recht der Erstgeburt und vorgedachte Successions-Ordnung beobachten wollen; gleichergestalt und in Conformität dieser Verordnung, ist dieser Durchlauchtigsten Erzherzogin und ihren Kindern beiderlei Geschlechts durch eine ebenmässige solenne Declaration und Versprechuug ihr Recht der Erbfolge in den Königreichen Ihrer Vor-Eltern und Oesterreichischen Provinzen nach Ordnung der Geburt und der errichteten Norm vorbehalten worden, wann der Fall sich begebe, dass keine Erzherzoge mehr vorhanden wären, welches doch Gott beständig verhüten wolle, eben dieses ist auch ferner so gehalten worden, mit der Durchlauchtigsten Erzherzogin Maria Amalia, geborenen Prinzessin von Ungarn, Böhmen und beider Sicilien, der Gemahlin des Durchlauchtigsten Churprinzen von Bayern, welche gleichfalls vor ihrer Vermählung sich erkläret hat, die Pacta familiae, das bereits in Unserem Durchlauchtigsten Hause errichtete Erstgeburts-Recht und obgemeldete vorgeschriebene Ordnung wegen der Lineal-Succession anzunehmen und dabei zu beharren, wozu sie dann auch solche ihre Einwilligung durch ihre förmliche Renunciations-Acte und Jurament bekräftiget, auch nach dem Beilager ratificiert hat, dessgleichen haben der Durchlauchtigste Churfürst von Bayern, ihr Schwiegervater, wie auch der Durchlauchtigste Churprinz, ihr Gemahl, solches angenommen und sich durch solennen Eid in ausdrücklichen Terminis verbunden, dass sie besagtes Recht der Erstgeburt und vorbemeldete Successions-Ordnung, folglich vorbedachte Verordnung halten wollten und solches durch eine gleichmässige solenne Declaration und Versprechung zugesaget; und ist zu gleicher Zeit dieser Durchlauchtigsten Erzherzogin und ihren Nachkommen beiderlei Geschlechts ihr Successions-Recht in den Königreichen ihrer Voreltern und Oesterreichischen Provinzen nach Ordnung der Geburt und errichteten Norm vorbehalten worden auf den Fall, wenn keine Erzherzoge vorhanden, welches doch Gott verhüten wolle."

III.

Geheime Instruction für den Obersten von Camas, welcher an den Hof von Frankreich in der Eigenschaft eines ausserordentlichen Gesandten geht.[1]

Ruppin, den 11. Juni 1740.

Der Vorwand Ihrer Reise zum Hofe von Frankreich ist, dem Könige als Alliierten meines verstorbenen Vaters seine Ehrenbezeigung zu leisten, ihm dessen Tod anzuzeigen und den König von Frankreich zu versichern, dass ich sehr geneigt bin, ihm die nämlichen Gefühle entgegenzubringen, wie mein Vater, woferne meine wahren Interessen damit in Einklang gebracht werden können.

Ich entsende Truchsess nach Hannover. Er soll die Politik des Cardinals in Schach halten; Sie müssen von Truchsess wie von einem Manne sprechen, den ich hochschätze und der in die Geheimnisse eingeweiht ist, damit man mir bessere Anbote mache, als meinem verstorbenen Vater, um mich nicht aus den Händen entschlüpfen zu lassen. England verlangt nach mir, das ist gewiss; man wird mir vortheilhafte Bedingungen machen, das ist sicher; je mehr also die Engländer bieten werden, desto mehr werde ich Ihnen Auftrag geben, in Angelegenheit der grossen Erbschaft laute Sprache zu führen; man muss den Franzosen einreden, dass ich ihnen eine grosse Gnade erweise, wenn ich mich zu ihren Gunsten des Herzogthums Jülich begebe und mich mit Berg begnüge.

Wenn sie in Unterhandlungen eingehen, so muss man sich auf die Demolierung der Festung Düsseldorf berufen und sich sehr darauf stützen, dass sie auf den status quo des Jahres 1730 zurückversetzt wurde. Sie können ihnen beweisen, dass wir in jener Gegend gar keine Bewegungen gemacht haben, ausgenommen jene der fünf Escadronen, welche wir marschieren liessen, was sicherlich nicht vergleichbar ist mit allen den Bewegungen, welche die Pfälzer ausgeführt haben.

Wenn sie Ihnen von dem geheimen Vertrage sprechen, so brauchen Sie sich nur auf den Artikel 4 zu beschränken, dessen Wortlaut hier folgt und an Hilfsmitteln ergiebig ist, um sich zu rechtfertigen, wenn man ihn brechen will; mit einem Worte, man muss ihnen begreiflich machen, dass, wenn Frankreich mit Preussen ein Bündniss eingehen will, es unbedingt nothwendig ist, dass dies auf festen Grundlagen geschehe; dass ich fest entschlossen bin, meine Verbindlichkeiten sorgfältig zu erfüllen, dass ich aber erst dann einen Vergleich eingehen will, wenn ich alle meine Sicherheitsmassnahmen getroffen haben werde; mit einem Worte, wenn man will, dass ich ein guter Franzose sei, müsse man mir Bedingungen stellen, welche ich vernünftigerweise annehmen kann.

Um die Unterhandlung zu erleichtern, versprechen Sie als Zugeständniss, dass man Düsseldorf nie befestigen, den Lauf des Rheins nie mit neuen Zöllen belasten und auf Jülich für immer verzichten werde.

Die Vermehrung meiner Truppen, welche sich während Ihres Aufenthaltes in Versailles vollziehen wird, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meiner

[1]) Polit. Corresp. König Friedrich d. Gr. I., 4. (In französischer Sprache.)

hitzigen und teurigen Denkweise zu sprechen; Sie können sagen, dass zu besorgen stände, diese Vermehrung könnte ein Feuer hervorbringen, welches ganz Europa in Flammen versetze, dass es im Charakter junger Leute liegt, unternehmend zu sein und dass die heroischen Ideen in der Welt die Ruhe zahlloser Völker stören und gestört haben. Sie können sagen, dass ich Frankreich von Natur liebe, dass aber, wenn man mich gegenwärtig vernachlässigen sollte, dies vielleicht für immer und unwiederbringlich wäre; dass aber im Gegentheil, wenn man mich gewinnt, ich in der Lage wäre, der französischen Monarchie wichtigere Dienste zu leisten, als Gustav Adolph ihr je geleistet hat.

Sie müssen dem Cardinal tausend Freundschaften und Höflichkeiten zollen, schöne Worte mit schönen Worten, Wirklichkeiten mit Wirklichkeiten entgelten.

Ergründen Sie die Absichten des Ministeriums, ich bin der Meinung, dass alle ihre Absichten dahin zielen, um aus dem Tode des Kaisers Nutzen zu ziehen. Trachten Sie auszuforschen, ob die Angelegenheit der Nachfolge geeignet sein könnte, sie einen Krieg unternehmen zu lassen, oder ob Sie glauben, dass sie temporisieren werden. Erregen Sie, soviel Sie im Stande sein werden, den Neid, den sie gegen England haben, ergründen Sie Maurepas und jene, welche Sie als Nachfolger des Cardinals vermuthen und thun Sie soviel Sie können, um sie (die Leute) durch und durch kennen zu lernen.

Das sind, mein lieber Camas, die Instructionen, die ich Ihnen gebe. Ich hätte weder einen ehrenhafteren, noch einen würdigeren Mann für die in der gegenwärtigen Lage wichtigste Aufgabe wählen können. Ich verlasse mich auf Ihre Treue und auf Ihre Geschicklichkeit bei Ausführung meiner Befehle und bin Ihr treuer König

Friedrich.

Artikel 4: Da die Wichtigkeit des Geheimnisses über den gegenwärtigen Tractat, den man fortan zu bewahren von beiden Seiten verspricht, nicht gestattet hat, auch die Dispositionen des Durchlauchtigsten Churfürsten von der Pfalz über Bedingungen eines Vergleiches zu erforschen, so wird Se. Allerchristlichste Majestät unmittelbar nach der Ratification des gegenwärtigen Tractates, ohne jedoch das Geheimniss desselben zu gefährden, auf allen am geeignetsten erscheinenden Wegen dahin wirken, um den Durchlauchtigsten Churfürsten von der Pfalz zu vermögen, den oben vereinbarten Vergleichsplan anzunehmen und darüber seinen Beitrittsact mit allen den gegenseitigen Verpflichtungen in richtiger und gehöriger Form auszustellen.

IV.

Churbayerisches Protest-Decret.[1])

Es ist aus denen Reichs-Verhandlungen jedermänniglich Bekand, wie Sorgfältig Ihro Churfürst. Durchl. in Bayern schon damahls, als von der nunmehro in Gott ruhenden Kay. und König. Mayto. Höchstglorreichen

---

[1]) Königl. bayerisch. allgem. Reichs-Archiv. Acta über den österreichischen Successionskrieg I.

Andenkens im Jahr 1731 die Garantie, oder gewehrung der Oesterreichisch Sanctioms Pragmaticæ mit einen in Ihren Durch. Ertz-Hauss von Höchst deroselben errichtete Erbsfolgungs-ordnung von dem Hey. Röm. Reich Allergdst· angesucht und Verlanget worden, sich hierwieder diessfahls mit einigen Hochen Ständen Verwahret haben, dessen neben deme, so das Röm. Reich, Ihren Wohlstand und beständige wohlfahrt, oder abwendung der gefahre in der folge betreffen Könten, die Haubtsächliche ursach, Vornehmlich auch diejenige rechte seynd, die Ihro Churfürstl. Drch. Von älteren Zeiten so wohl, als Jüngern, durch sonderheitliche dispositiones Theil auf die österreich. Erb-Lande und grossen Theil ihres Bay. Hert. alten Patrimoniats in abgang des Ertzh. Österr. Manes-Stammens zustehen, ingestalten fernerhin Ihro Churf. Drh. in Bayern in allen anderen mehreren gelegenheiten Vor und nach der Zeit der aus Röm. Reich gebrachten Sanct: Pragmaticæ auf Ihren und Ihres Hausses Verwahrungen jederzeit, umb sich einigen Nachtheil mit agnoscierung derselben mit - zuzuziehen wohl Bedacht, festiglich und unveränder. beharret haben, wo benebens jedermänniglich erkennt und zu Lesen vorlieget, wie gar einige Starke, die d. damahligen in Ao. 1731 untern 18t. 8br. an das Reich gebrachte Commissions-Decret beygefügte so Benambste eydliche Verpflichts- und respective acceptations-Vrkunden, oder vielmehr Verzüchten, welche Ihro Drch. Churf. in Bayern bey Ihrer Verehelichung von Sich gestellet und Ihro Churf. Drch. Gemahl bestättiget haben, der Kay. Pragmatic zulegend, noch darin zulegen Können; weillen hierin Hoch ersagt Ihro Drch. Churfürstin Kay. und König. Princessin und Ertz-Hertzogin sich allein der aus Ihr ausgehenden mit Keinen Wort aber Ihrer gantz sonderbahren Rechten verziehen und verzeihen Können, welche dem Drchlsten Hauss von Bayern schon hiervor ersagter massen angefallen und angewachsen seynd von solchen auch bey vorgegangener VerEhelichung mit Keinem wordte gedacht worden und mithin Ihro Churf. Drch. da Ihrem Hauss, als — Vor angeführet, bereits auf andere weisse vorgesehen ware, die abgegebene Verzicht gantz unbedenk., wo Ihres eigenen Hausses Rechte in Selbigen niemahlen einfliessen, ja daran nicht einmahl gedacht, minder der hierzu höchst erforder. Consens des gantzen Hausses jemahlen anbegehret worden und umb so weniger hat anbegehret werden Können, weillen es bey so vorgegangener Heürath um eine renunciation der dem Hauss Bayern zuständigen Rechte nicht zu thuen gewesen, angeführter massen, Bestättigen Könne. Nachdeme nunmehro aber nach allen zuverlässlichen Nachrichten Ihrer in Gott ruhenden Kay. Mayes. Dhlste Frau Tochter Maria Theresia, gebohrne Ertz-Hertzogin von Oesterreich, Gross-Hertzogin zu Toscana Ihro Drch. des Hertzogen von Loth. Gemahlin unterm Titel Einer Frauen Erb-Tochter die Regierung über alle Oesterrh. Erb-KönigReiche und Lande. würck. angetretten und gesambt so wohl in der Haubt-Statt Wienn, als auch anderwerts sich befündende Geheime Räthe und Hof-Chargen nicht allein, sondern auch alle anderweitige Stellen, Aembter und Bedienungen so, wie Sie bey ehemahlig Kay. Regierung Besetzet waren, allerdings bestättiget und sich den Ayd ablegen Lassen, die Huldigung auch von denen Landschafften und Ständen zu erhollen, in werck. begriessen, worauf allerdings Klar am tage Lieget, dass Sr. Drchl. in folge der Pragmatischen Successions-Ordnung, sich alle diese KönigReiche und Länder zuzu eignen Vermeinen, eine solch denen Chur-Bayer. Rechten Höchst-nachtheillige unterziehung, hingegen Ihrer Churfürst Drch. in Bayern mit gleich gültigen gemüth, so viele Hochachtung und

Zutragenheit Sie gegen hoch erdeutete Frau Gross-Hertzogin hegen und jederzeit Tragen werden, nicht anzusehen vermögen, sondern sich gedrungen fünden, diesen Nachtheil auf alle weisse vor sich und dero Chur-Hauss so billig abzuleithen, als die in Gott ruhende Kay. und König. May. in ihren an das Reich erlassenen obangeführten Kay. Commissions-Decret von Selbst feyerlichst zu bezeigen, geruhen wollen, das die über die Kay. Pragmatic angesuchte Garantie veranlasset worden seyen mögen; Solchemnach sehen Ihro Churfürst. Drch. in Bayern sich genöthiget, über all dieses vorläuffig wiederrecht. und Dero höchst nachtheilliges unternehmen feyerlichst zu protestiren, reservieren und behalten sich Ihre und Ihres Chur-Hausses habende Rechte beständtiglich ungeschmählert und in bester Form bevor, welche dem publico Sie nächstens mehr ausführlichen Kundzuthun, in Werckh begrieffen seynd.

Geschehen, München den 3[ten] 9br. 1740.

(L. S.)

Ex Commissione Serenissimj Dominj Ducis ex Electoris Specialj.

gez.: Johann Christoph Dax.

V.

Die Ergebnisse der Rheinsberger Berathung[1]).

Entworfen (aufgesetzt) und vereinbart mit Sr. Excellenz dem Feldmarschall General Grafen Schwerin zu Rheinsberg am 29. October 1740, auf Befehl des Königs.

„Nachdem uns Se. Majestät die Gnade erwiesen haben, Sich vertraulich uns zu eröffnen über seine Ideen hinsichtlich der gegenwärtigen Conjuncturen und des grossen Ereignisses des Todes des Kaisers, geht sein Hauptplan dahin, dass Sie, um den besten Theil aus der günstigen Lage Ihrer Angelegenheiten zu erwählen, die Acquisition Schlesiens ausnützen müssen, als das beträchtlichste Stück, welches sich seit lange für die dauerhafteste und Ihrem Ruhme und der Grösse Ihres Hauses angemessenste Vergrösserung, selbst wenn man nur dahin gelangen könnte, indem man die Erbfolge von Jülich und Berg opfert, was von minderer Bedeutung wäre, als Schlesien, welches Ihre Stärke durch die Angrenzung an Ihre andern Staaten und die Einkünfte eines reichen, fruchtbaren, volkreichen Landes mit blühendem Handel, wie Schlesien, bedeutend vermehren würde.

Wir haben, den geheiligten Befehlen Eurer Majestät gemäss, daran gedacht, diese Angelegenheit mit aller Aufmerksamkeit, welche sie verdient, zu erwägen und den Plan zu betrachten, welchen man, unserer schwachen Erleuchtung nach entwerfen könnte, um zu dem von Eurer Majestät beabsichtigten Ziel zu gelangen.

Unsere Ideen sind folgende: Es gibt unserer Ansicht nach zwei Hauptwege zum Gelingen eines des grossen Prinzen, der es entworfen hat, eben so würdigen, als seinem Hause und seiner fernsten Nachkommenschaft vortheilhaften Projectes.

---

1) Polit. Corresp. I, 119. (In französischer Sprache.)

Der erste und uns am sichersten und den wenigsten Hindernissen und Unfällen, welchen man immer begegnet, wenn man grosse Eroberungen machen will, unterworfen scheinende Weg ist, den Wiener Hof dahin zu bringen, dass er sich gutwillig einem Project fügt, welches im Grunde einzig im Stande ist, ihn von dem sichern Untergang zu retten, vor welchem er jetzt steht.

Es handelt sich darum, gleichviel ob der genannte Hof selbst Vorschläge macht oder ob man um Zeit zu gewinnen unsererseits das Eis bricht, um zu verstehen zu geben, dass Eure Majestät zur Erhaltung des Gleichgewichts Europas und des Hauses Oesterreich, sowie es jetzt ist, es vorziehen, seine Interessen gegen alle auswärtigen vortheilhaften Anerbietungen zu unterstützen und ihm Ihren Beistand in der ganzen Ausdehnung, welche dieses Haus nur wünschen kann, zu gewähren, ebenso um aus allen Ihren Kräften zur Wahl des Grossherzogs von Toscana zum Kaiser beizutragen, als um die Staaten des Hauses Oesterreich, sowohl in Deutschland, in den Niederlanden contra quoscumque zu vertheidigen.

Aber da es billig ist, dass ein so wichtiger und ausgezeichneter Dienst, wie dieser hier, in einer Weise gelohnt werde, welche Eure Majestät für das Risico und die Ablehnung vortheilhafter Anerbietungen von anderwärts entschädigen, ist es nothwendig und vernünftig, dass der Wiener Hof in die Hände Eurer Majestät ein sicheres Unterpfand der Erkenntlichkeit und eine Entschädigung für die Mühe und die Gefahr, der sich Eure Majestät unterziehen wollen zu legen.

Diese Entschädigung könnte nur in der Nachbarschaft und in der Nähe gefunden werden, damit man sich vorderhand des Besitzes versichern könne. Mit einem Wort, es ist Schlesien, in dessen ganzen und vollen Besitz Eure Majestät ohne jeden Verzug und Aufschub gesetzt zu sein wünschen, vermittelst welchem man dem Wiener Hofe anbieten könnte:

1° Ihren ganzen Einfluss und Alle Ihre Kräfte anzuwenden, um die Wahl des Grossherzogs von Toscana zum römischen Kaiser durchzusetzen.

2° Alle Staaten, welche das Haus Oesterreich in Deutschland und den Niederlanden besitzt, unter Ihren speciellen Schutz zu nehmen und dieselben contra quoscumque zu schützen.

Und um Ihre Uneigennützigkeit voll zu machen, könnten Sie anbieten:

3° dem Hause Oesterreich alle Ihre mindestens eben so ansehnlichen Erbfolgerechte auf Jülich und Berg abzutreten, welche mindestens eben so ansehnlich sind, wie Schlesien und durch welche dieses Haus nur zu sehr entschädigt würde für die Abtretung der letztern Provinz, selbst Eure Majestät nicht mehr für es thäten, obwohl sie in den beiden ersten Artikeln viel bedeutendere Verbindlichkeiten eingehen.

Dieses könnte der Vorschlag Eurer Majestät an den Wiener Hof sein, gleichviel ob als Antwort auf die ersten Eröffnungen dieses Hofes, oder um ihm den Handel in die Hand zu geben in einer Zeit, wo kein Augenblick zu verlieren ist.

Das beste Mittel, welches man jedoch für den äussersten Fall aufsparen muss, um den Wiener Hof den Plan der natürlich schwer fallenden Abtretung eines so wichtigen Stückes, wie Schlesien ist, annehmen zu machen, wäre, unserer Ansicht nach, ihm ein paar Millionen preiszugeben, um seine Bedürfnisse zu decken.

Wenn es etwas auf der Welt gibt, das den Wiener Hof bestimmen kann, hiezu die Hand zu bieten, so ist es Geld, dessen er dringend bedarf

und ohne das er auch nicht den allerdringendsten Bedürfnissen genügen kann. Dieses Hilfsmittel allein würde, als greifbare und vor Allem einschlagende Thatsache, besser alle Hindernisse überwinden, als alle anderen Versprechungen, Garantieen und Anerbieten die man machen könnte. Denn es ist gewiss, dass der Wiener Hof sich zuerst nach jener Seite wenden würde, wo er dieses unentbehrliche Hilfsmittel erhaschen könnte; und sollte er sich selbst in die Arme Frankreichs werfen, so würde er es vielleicht aus Frömmelei thun, um sich beim Anfang des Zusammenbruches zu retten, in dem es beinahe zugrunde geht, sofern man ihm nicht rasch mit Geld zu Hilfe kommt. Dabei ist zu bemerken, dass die oben bezeichnete Garantie für Euer Majestät kostspieliger werden könnte, wenn man allein vorgehen (handeln) müsste, als wie wenn man hiedurch den Wiener Hof in Stand setzt sich zu erheben (erholen) und durch seine eigene Kraft in Uebereinstimmung zu handeln. Abgesehen davon, dass dieses Verdienst Euer Majestät eine neue Rechtskraft auf den Besitz Schlesiens geben würde. Es handelt sich schliesslich darum, ob man, um diesen Plan zu entwerfen, warten will, ob der Wiener Hof von selbst kommt, oder ob, um zu wissen, woran man ist, Euer Majestät Minister in Wien den Herzog von Lothringen oder einen Anderen, dem die höchste Macht in der gegenwärtigen Conjunctur gegeben ist, auszuforschen suchen soll und von welchem gleichzeitig, ohne ihm Zeit zu Winkelzügen zu lassen, eine kategorische Antwort verlangt und Besitzergreifung von Schlesien als conditio sine qua non gesetzt werden müsste, mit dem Beifügen, dass bei Zurückweisung dieses Anerbietens Euer Majestät genöthigt sein würden, die Vorschläge, welche man Ihnen von anderer Seite machen könnte anzuhören und anzunehmen.

Nimmt man in Wien an und selbst bevor dies wirklich geschieht, könnte man durchblicken lassen, dass Euer Majestät im Fall der Annahme sich mit den Seemächten und Russland, ebenso mit dem Churfürsten-Collegium in's Einvernehmen setzen würden, um den Plan der Erhebung des Hauses Oesterreich von seinem Fall, der Wahl des Herzogs von Lothringen zur Kaiserwürde und die übrigen deutschen Staaten dem Hause Oesterreich zu erhalten, zu befestigen und dass dies die einzige Möglichkeit wäre, das Haus Oesterreich einigermassen zu erhalten, ihm die Fortsetzung der kaiserlichen Würde zu verschaffen und die Zerstückelung aller seiner Staaten zu verhindern, von welcher es bedroht ist.

Sobald dieser Plan Anklang findet, muss man auch die Seemächte und Russland zu dessen Annahme veranlassen, beide den wichtigen Dienst erkennen lassend, welchen Euer Majestät dadurch der gemeinsamen Sache, dem Wohl Europas und der Erhaltung des Gleichgewichts in Erhaltung eines Hauses, welches man bis jetzt allein dem der Bourbons entgegengestellt hat, leisten.

Selbst im Falle Oesterreich hierin keine Vernunft annehmen wollte, müsste man noch dahin wirken, diesen Plan den Seemächten annehmbar zu machen und Ersteres durch die Letzteren dahin zu bringen trachten, sich zu fügen, ohne dies mit irgend einem thatsächlichen Schritt einzuleiten.

Es wird geboten sein, recht viel Lärm bei den Seemächten zu schlagen über das grosse Opfer, welches Euer Majestät zu Gunsten des Hauses Oesterreich durch Ihre Verzichtleistung auf die Erbrechte von Jülich und Berg bringen, Rechte, welche der Republik Holland soviel Eifersucht und Misstrauen verursacht haben und welche nur den Besitz des Hauses Oesterreich in den

Niederlanden befestigen und folglich ein umso festeres Bollwerk des Staates gegen Frankreich bilden können.

Und da allem Anschein nach das Letztere eine Schilderhebung machen dürfte, um diese Massregeln zu stören und besonders, um sich an Euer Majestät zu rächen, indem es gleichzeitig die Rechte des Hauses Bayern auf die Kaiserwürde unterstützt, muss man den Höfen von Oesterreich und Russland, sowie den Seemächten zu verstehen geben, wie nothwendig eine enge, offensive und defensive Allianz sei, um dieses System zu vervollkommnen und zu unterstützen, sich in den Schutz der französischen Lunette zu stellen und im Innern des Reiches die Ruhe gegen alle Unordnung stiftenden Geister zu bewahren und im Einvernehmen mit Russland die entsprechenden Massregeln zu ergreifen, für den Fall dass Schweden und Dänemark, sowie Sachsen und Polen, aufgehetzt von Frankreich, aus Hass gegen den für das europäische Gleichgewicht so wohldurchdachten Plan, eine Diversion gegen Eure Majestät machen wollten.

Man wird, sowohl im Hinblick auf die Würde Eurer Majestät, als auf die Raschheit und Bequemlichkeit der Unterhandlungen, darauf bedacht sein müssen, deren Mittelpunct in die Residenz Eurer Majestät zu verlegen; dann werden Sie dieselben mehr in der Hand haben, dieselben je nach Ihrem Ermessen mehr beschleunigen, denn nichts ist endlich glorreicher für Sie, als sich zum Gebieter in einer so grossen Sache zu machen, welche gewissermassen das Geschick Europas regelt.

Aber sollte keine Möglichkeit sein, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen, sei es aus Starrsinn und unüberwindlicher Abneigung oder Frömmelei von Seite des Wiener Hofes, sei es wegen entgegengesetzten Verfügungen der Seemächte, sei es wegen andern Schwierigkeiten, welche man nicht voraussehen kann, müsste man einen ganz entgegengesetzten Weg wählen, welcher meiner unmassgeblichen Meinung nach im Folgenden bestände:

1º Sich mit den Höfen von Dresden und Bayern in's Einvernehmen zu setzen, um ihre Ansprüche zu vertreten und als Aequivalent für den Beistand Eurer Majestät den Besitz von ganz Schlesien in einem Theilungs-Tractat unter der Garantie und dem Beistand Frankreichs abtreten zu lassen.

2º Diese Krone dahin zu bringen, dass sie diesem Bündniss mit allen ihren Kräften beitritt, um Euer Majestät den Besitz von ganz Schlesien zu sichern, durch die Diversionen, welche sie mit Hilfe ihrer Alliierten im Reich und im Norden machen kann und indem sie die Seemächte und das Haus Oesterreich im Schach hält.

3º Dieser Krone unter der Bedingung des wirklichen Beistandes von Seiten Frankreichs durch ein Ultimatum Eurer Majestät Erbrechte auf die Fürstenthümer Jülich und Berg zur Verfügung zu stellen, wohlverstanden, wenn dies zu Gunsten des pfalzgräflichen Hauses oder Bayerns sei, vermittelst welchen Frankreich in feierlichster Weise die wirksamsten und stärksten Mittel zur vollen Besitzergreifung von Schlesien contra quoscumque für ewige Zeiten garantiert.

4º Man könnte in diesem Falle kaum vermeiden, sich die Absichten Frankreichs gefallen zu lassen, um den Churfürsten von Bayern zur Kaiserwürde zu erheben, welcher in sich selbst Euerer Majestät nicht hinderlich zu sein vermöchte und zur Erleichterung dessen man trachten müsste, die Mehrzahl der Stimmen bei dem Wahlcollegium zu gewinnen, die seines Bruders,

des Churfürsten von Köln, die Eurer Majestät, die des Pfalzgrafen und die eines geistlichen Churfürsten, welchen man einschüchtern oder durch Geld gewinnen müsste, würden die Sache der Zahl nach entscheiden.

5º Schliesslich, um von Russland nichts befürchten zu müssen, ist es geboten, sich eng mit Schweden und Dänemark zu verbünden und selbst durch die Vermittlung Frankreichs die ottomanische Pforte vorgehen zu lassen, um, wenn erforderlich, Russland im Schach zu halten und es an einer Diversion gegen Eure Majestät zu hindern.

Dies sind die beiden einzigen Pläne, welche anzudeuten Euer Majestät uns die Ehre erwiesen haben.

Wir sprachen noch von einem dritten, welcher dahin gieng, dass im Falle Sachsen eine Schilderhebung machen sollte, um mit bewaffneter Hand entweder in Böhmen oder in Schlesien einzudringen, um sich dessen entweder zum Theil oder ganz zu bemächtigen, Euer Majestät dann berechtigt sein sollten, hinsichtlich Schlesiens dasselbe zu thun, damit Sie es nicht leiden müssten, in dieser Weise in Ihren Staaten abgesperrt zu werden oder dass sich der Kriegs-Schauplatz bis an Ihre Grenzen erstrecke.

Aber wir gestehen aufrichtig, dass uns der erste Weg als der natürlichste, verlässlichste und der in den Folgen am wenigsten gefährliche erscheint, während uns der zweite der viel drückendere, grösserem Ungemach und Missgeschick unterworfene scheint, besonders da Frankreich zu entfernt ist, um im Falle eines unvorhergesehenen Aufstandes nöthig werdende Hilfe zu bringen; der dritte erscheint immerhin einigermassen gerechtfertigt und wenn man sich einmal im Besitze eines Landes befindet, unterhandelt man besser in Bezug auf die Abtretung, als wie wenn man dieselbe auf dem Wege eines gewöhnlichen Vertrages erlangen muss. Es steht jetzt bei Eurer Majestät, sich zu entscheiden und uns Ihre endgiltigen Befehle über Alles zu geben, was Sie an diesem Plan gutzuheissen oder zu ändern (berichtigen) für gut befinden, damit man in der nächsten Zeit folgerichtig daran arbeiten könne."

(Nach der Aufzeichnung von Podewils.)

VI.

Instruction für den Grafen Gotter, Obersthofmarschall, bei seinem Abgehen an den Wiener Hof als bevollmächtigter Minister.[1]

Berlin, 8. December 1740.

1º Der Graf Gotter wird ungesäumt von hier nach Wien reisen, nachdem er dies, mit den hier beigeschlossenen Beglaubigungsschreiben für die Königin von Ungarn und Böhmen und für den Grossherzog von Toscana erhalten haben wird, in welchen er als bevollmächtigter Minister erklärt ist.

2º Die hier sub Lit. A. beigeschlossene Copie der ausführlichen Instructionen, welche der König seinem Minister in Wien, Herrn von Borcke am 15. vergangenen Monats gegeben hat und jene sub Lit. B. bezeichneten welche diesem Minister am 7. dieses Monats zugesendet wurden, werden den

---

[1]) Polit. Corresp. I, 142. (In französischer Sprache.)

Grafen Gotter vollkommen in Kenntniss setzen, über die Vorschläge, die Herr von Borcke beim Wiener Hofe zu machen beauftragt war. Und nachdem

3º Seine Majestät durch das volle Vertrauen, welches er in die Fähigkeiten, die Rechtlichkeit und Gewandtheit des Grafen Gotter jetzt, ebenso wie in Ansehung des Einflusses seiner Bekanntschaften und seiner Erkenntniss all' dessen, was den Wiener Hof betrifft, ihn ausgewählt hat, um die wichtige Unterhandlung zu unterstützen, mit welcher mein Minister schon beauftragt ist und von welcher er wahrscheinlich nach seinen letzten Befehlen vom 7. dieses Monats, vor der Ankunft des Grafen Gotter, dem Herzog von Lothringen und wenn es dieser Prinz richtig findet, dem Minister des Wiener Hofes schon Mittheilung gemacht haben wird.

4º Erwartend, dass Graf Gotter nach seiner Ankunft in Wien, beim Gesandten von Borcke absteigen wird, um sich genauestens über den Stand, in welchem sich die Unterhandlungen befinden zu erkundigen. Wenn dies geschehen ist, wird er sich durch Herrn von Borcke beim Herzog von Lothringen anmelden lassen, bevor er Audienz bei der Königin von Ungarn nimmt. Er wird vor Allem diesem Prinzen das Beglaubigungsschreiben für ihn übergeben und wird ihm mündlich mittheilen, dass ich ihn ausgewählt habe, um den Prinzen meiner vollsten Achtung und Werthschätzung zu versichern und dass ich geneigt bin, für ihn und für die Königin, seine Gemahlin, Alles zu thun, wenn er sie dazu bringt, den Plan zu unterstützen, welchen ich ihr durch den Gesandten von Borcke vorschlagen liess; dass meine Absichten gut und aufrichtig sind, dass sie trachten das Haus Oesterreich von dem vollständigen Ruin, von dem es bedroht war, zu retten, alle Rivalen, welche die Kaiserkrone erhoffen, aus dem Felde zu schlagen und diese dem Herzog von Lothringen zufallen zu lassen, ihm gleichzeitig den richtigen Besitz aller Staaten der Königin, seiner Gemahlin, in Deutschland garantierend. Nachdem sich dies aber nicht machen lässt, ohne dass ich mich, meine Staaten und meine Kräfte grossen Zufällen und Gefahren aussetze, welche mich theuer zu stehen kommen könnten, da namentlich Frankreich nicht nur entschlossen zu sein scheint, die Ansprüche des bayerischen Hauses auf die Nachfolge des verstorbenen Kaisers zu unterstützen — wenn es sich auch jetzt hinter seinen friedlichen Absichten verbirgt — sondern dass diese Krone mir vertraulich wissen liess, dass sie Willens sei, mit ihrer ganzen Kraft und ihrem ganzen Einfluss dahin zu wirken, dass der Churfürst von Bayern zum Kaiser gewählt werde; dass es sich Mühe nehme, die Churfürsten von Maynz und Trier derart einzuschüchtern, dass sie genöthigt sein werden, ihre Stimmen ebenfalls dem Churfürsten von Bayern zu geben, dass anderseits Sachsen insgeheim nicht nur nach der Kaiserwürde Lust bezeugt, sondern selbst auf Böhmen; dass man mich darüber schon sondieren liess und dass es nur von mir abhängt, in eine Combination einzutreten, welche nichts weniger bezweckt, als das Haus Oesterreich seiner schönsten Provinzen in Deutschland zu berauben und es auf immer um die Kaiserwürde zu bringen. —

Dass ich bereit bin, alle meine Kräfte und meinen ganzen Einfluss einzusetzen, um die letztere dem Herzog von Lothringen zuzubringen und die Staaten des Hauses Oesterreich in Deutschland „contra quoscumque" zu garantieren; aber dass es nothwendig ist, mir eine entsprechende Entschädigung zu geben für den grossen Dienst, den ich dem Wiener Hofe und vor Allen dem Herzog von Lothringen leisten würde; dass ich grosse Gefahr laufe, mir

hiedurch derart den Zorn Frankreichs zuzuziehen, dass mir dies die Nachfolge in Jülich und Berg kosten würde, welche mir bisher durch die Unterstützung dieser Krone, einigermassen gesichert erscheint; dass es unverzeihlich wäre, eine so schöne Erbschaft Anderen zu Liebe auf's Spiel zu setzen, ohne zu wissen, wie und wo mich zu entschädigen.

Dass dies nicht anders, als durch Schlesien sein könnte, auf dessen grössten Theil mein Haus stets wohlbegründete Ansprüche hatte, wie ich es durch Ausführungen zeigen werde, welche bald erscheinen werden; dass die Könige, meine Vorfahren, nicht zum Nachtheile ihrer Nachkommenschaft auf so gut begründete Rechte verzichten konnten, da die Grundgesetze meines Hauses die Vertheidigung ähnlicher Rechte bis in die Ewigkeit gebieten.

Dass der verstorbene Kaiser mittelst Vertrages Berg oder ein Aequivalent garantiert hatte; dass ich meinen Theil am Vertrage erfüllt habe, obwohl er mir zuwider war und dass ich also in Schlesien einrückend mir nur mein Aequivalent hole. N. B. Man muss eine Abschrift von diesem Vertrag, sowie von jenem, die pragmatische Sanction betreffend, dem Gotter geben.

Dass unter den jetzigen Umständen ich genöthigt war, mit der Besetzung eines Landes zu beginnen, auf welches ich so gerechte Ansprüche habe, aus Furcht, dass nicht ein Anderer sich dessen bemächtige.

Aber dass, wenn die Königin von Ungarn sich entschliessen kann, mir diese Abtretung vu gewähren, ich getreulich alle die Verpflichtungen und Bedingungen erfüllen werde, welche ich durch Herrn von Borcke vorschlagen liess; dass es jetzt am Herzog von Lothringen ist, zu prüfen, ob man nicht besser seine Rechnung finde, sich darüber im Guten mit mir auseinanderzusetzen und sich einen Freund und Verbündeten zu sichern, in der Lage und Fähigkeit, wie ich es Gott sei Dank bin, für sie Alles zu thun, sie zu retten und ihnen mit dem ruhigen Besitze des Restes ihrer Staaten in Deutschland die Kaiserkrone zu verschaffen. Aber dass, wenn man unglücklicherweise eine andere Partei ergreift, ich mich zur harten Nothwendigkeit gezwungen sehen würde, meine Rechte auf Schlesien gegen sie vertreten zu müssen und von den vortheilhaften Anerbieten, welche man mir von anderer Seite macht, Vortheil zu schlagen, indem ich, so wie ich es kann und mit meinen ganzen Kräften meine Spitze gegen sie richte.

Dass ich den Herzog von Lothringen prüfen lasse, ob dies nicht den Zusammenbruch und den totalen Ruin der ganzen Nachfolge des Hauses Oesterreich einleiten könnte, während man dem mit Sicherheit zuvorkäme und durch den Verzicht auf Schlesien sogar am Ziele seiner Wünsche ankäme.

Aber dass die Zeit dränge und dass man sich sofort entscheiden müsse, damit ich wisse, woran ich sei.

5º Sie können dem Herzog von Lothringen sagen, dass Sie sich gänzlich von seinen Rathschlägen leiten lassen und dass es von ihm abhänge, Ihnen die Minister zu nennen, an die sie sich dieserwegen zu wenden haben, dass ich aber gar kein Vertrauen zum Baron Bartenstein habe, welcher sich jederzeit als Feind meines Hauses gezeigt hatte.

6º Nachdem Sie sich in dieser Art dem Herzog von Lothringen gegenüber ausgesprochen haben, werden Sie bei der Königin von Ungarn Audienz erbitten, ihr die Beglaubigungsschreiben zu überreichen und bei allgemeiner Beglückwünschung zu ihrer Thronbesteigung verbleiben, sich für das Uebrige

auf das beziehend, was Sie von meiner Seite dem Herzog von Lothringen gesagt und vorgeschlagen haben. Aber wenn es dieser Prinz für gut befinden sollte, dass Sie der Königin dieselben Eröffnungen machen, welche Sie ihm gemacht, müssen Sie sich dem fügen und alle möglichen Freundschaftsbezeugungen von meiner Seite hinzufügen.

7º Der Graf von Gotter erhält anschliessend eine Vollmacht, um in Unterhandlungen und Conferenzen mit denen einzutreten, die von der Königin von Ungarn hiezu autorisiert werden sollten, aber er wird absolut nichts Schriftliches geben und nichts abschliessen, bevor er mich nicht davon benachrichtigt und meine endgiltigen Befehle erhalten hat.

8º Wenn man durch Geschenke das Ministerium von Wien in meine Interessen ziehen könnte, so wird es aus den Aufträgen, die ich am 7. dieses Monats dem Herrn von Borcke gegeben habe, ersehen, dass ich ihn bevollmächtigt habe, dem Grosskanzler Grafen Sinzendorff bis zu 200.000 Thaler und dem Staats-Secretär des Herzogs von Lothringen, Herrn Toussaint 100.000 Thaler zu bieten und wenn es nothwendig wäre, auch Andere zu gewinnen, so hat Graf Gotter mir es nur zu melden und meine Befehle darüber abzuwarten.

9º Man wird ihm gewiss von der Garantie sprechen, welche mein verstorbener Vater in dem geheimen Vertrage von 1728 und mit seiner Stimme bei der Gewährleistung des Reiches für die pragmatische Sanction gegeben hat; aber Sie werden darauf antworten, dass man sehr schlecht daran thut, die Ausführung von Verpflichtungen eines Vertrages und dessen was darauf folgte, zu verlangen, welchen man von Seite des Wiener Hofes auf die schlechteste Art der Welt gebrochen hat; dass man sich daran erinnere, dass man durch diesen Vertrag meinem verstorbenen Vater die Garantie für die Nachfolge im Herzogthum Berg versprochen hatte und dass man vor zwei Jahren in einer dem Wortlaute dieses feierlichen Versprechens gerade entgegengesetzten Weise mit Frankreich eine geheime Convention schloss, durch welche man dem Prinzen von Sulzbach den ungetheilten Besitz von Jülich und Berg garantierte; dass ich, wenn man mich bis zum Aeussersten treibt, den Augen der ganzen Welt enthüllen werde, in wie unwürdiger Weise man das Vertrauen meines Vaters missbraucht hatte und mit welchem Undanke man mein ganzes Haus seit 1679 und dem Frieden von Nymwegen bis heute belohnt hatte. Aber dass man über die Vergangenheit einen Schleier ziehen müsse und dass es nur vom Wiener Hofe abhänge, mich von nun an als seine festeste und solideste Stütze zu haben.

Wenn man gegen alle Erwartung dem Grafen Gotter die Audienz bei der Königin verweigern sollte, muss er alles Mögliche thun, um wenigstens den Herzog von Lothringen zu sprechen und ich hoffe, dass man ihm nicht eine Sache abschlagen wird, welche man im Kriege einem Trompeter, oder einem einfachen Briefüberbringer, zugesteht.

11º Der Graf Gotter wird sich des Chiffrenschlüssels des Herrn von Borcke für die geheimen Sachen bedienen und er wird mir Couriere und Nachrichten senden, jedesmal wenn er es für nothwendig hält.

Indem ich mich im Uebrigen auf die Instructionen berufe, welche ich noch fallweise, sei es mündlich oder schriftlich dem Grafen Gotter geben könnte, verlasse ich mich vollkommen auf die Rechtlichkeit und den Eifer, welchen er bisher in meinem Dienste bezeugt hat und von welchem

ich vor Allem bei dieser wichtigen Unternehmung, welche ich ihm jetzt anvertraue mich überzeugt halte und dessen Gelingen ein Verdienst sein wird, welches ich nicht ermangeln werde, in einer dem grossen Dienste entsprechenden Weise, zu belohnen.

Friedrich.
H. von Podewils.

VII.

Königliches Rescript, welches unterm 29. December 1740 nach Regensburg abgegangen. [1])

Es ist zwar schon seit geraumer Zeit von grossen Preussischen Kriegs-Rüstungen und von dortiger Trouppen Bewegung zu hören gewessen und seynd wir auch von mehreren Orten her gewarnet worden, dass ein- und anderes auf einen feindlichen Ueberfall Unsers Erb-Hertzogthums Schlessien abziele. Allein haben Wir uns nicht beygehen lassen können, noch wollen, dass des Königs von Preussen May. sich durch üble Rathgeber zur Ausübung eines so gearthete ungerechten Vorhabens verleiten lassen würden, worvon schwehrl. wann anders alle dabey eintreffende, meistens kundbare Umstände erwogen werden, ein Beispiel in der Historie zu finden seyn dürfte.

Was des ersteren Reichs Grund-Gesetzes, der goldenen Bull, erstes Capitul von Bevestigung der Ruhe wärenden Intenegno und ausnehmender Sicherstellung der einem Churfürsten zugehörigen Länder insbesondere ganz heiter und klar verordnet; Was überhaupt gegen die Stöhrer sothaner Ruhe und gegen weit mindere Gewaltthaten der so hoch verpönte Landfriede und andere heilsame Reichssatzungen vermögen und was endlich das Nathürliche und Völker-Recht und was nur immer in der Menschlichen Gemeinschaft biss anhero vor heilig gehalten worden, dissfalls mit sich bringen, ist als eine dereselben und auch ohne das sattsam bekannte Sach hier anzuführen ohnnöthig.

All dieses nun, mithin nicht nur die gantze Reichsverfassung in ihrem Grund, sondern sogar auch das Band, was ausser derselben, die gantze menschliche Gemeinschaft zusammen halten sollte und sothane Gemeinschaft einzig und allein aufrecht zu erhalten vermag, wird durch oberwähntes Gewaltthätiges Preussisches Unternehmen verletzet oder vielmehr ganz und gar zernichtet. Obwohlen aber diese alleinige Betrachtung mehr dann zureichend ist, um die nach einem solchen Vorgang, wann selber nicht der Nothdurft nach gesteuert werden sollte, einem jeden bevorstehende Gefahr überzeugend darzustellen; So treffen jedoch in gegenwärtiger Begebenheit noch viele andere den anderseitigen Betrag weit mehrers beschwehrende Umstände ein.

Nichts ist sowohl von Uns, als Unseres Gemahls Lbd. unterlassen worden, theils um unsere Aufmerksamkeit des Königs von Preussen May. zu bezeugen und theils um sich durch alle thunlich und billig scheinen mögende Mittel um dessen Freundschaft zu bewerben.

Von Nachbarschafts wegen ist sich zu allem, was das in der nathürlichen Billigkeit gegründetes reciprocum erheischet willfährigst und in Uebermass anerbotten worden. Der Marchesse Botta wurde zu dortiger Hofes

---

[1]) K. und k. Kriegs-Archiv, Oesterr. Successions-Krieg, 1740. Fasc. XIII, 7.

Beschickung vor andern um deswillen aussersehen, weilen wir dem König ihn besonders angenehm zu seyn, zu glauben Ursach hatten. Die Substanz seiner obhabenden Befehlen gieng dahin, Freundschaft gegen Freundschaft anzutragen und war derselbe gleich allenfangs begwaltiget zu erreichung sothanen End-zwecks alle und jede Bedingnisse einzugehen, welche weder gegen die Pragmatische, von gesammten Reich, mit ausdrücklicher Chur-Brandenburgischer Beistimmung zu gewähren übernommene Sanction, noch die Gerechtsame eines Dritten anstössig wären. Ja wir haben sogar nach Vernehmung, das unter dem Vorwand der uns aufgedrungen werden wollender, wenigstens der Zeit gantz und gar unnöthiger Hülfe, ein Theil Unserer Erbländer angesprochen werden wolte, ihme Marchese Botta sich dahin zu äusseren erlaubet, dass wenn es über Verhoffen über kurtz oder lang dahin kommen sollte, dass man der Preussischen Hülfe von nöthen hätte, Wir sodann eine billige Anständigkeit dafür zuversichern nicht entgegen seyn würden, mit der beygefügten ausdrücklichen Verwahrung jedoch, dass unter solchem Deck-Mantel die denen Wortten nach bevestigen wollende Ruhe, Unsere, Unseres Erzhausses und die allgemeine Wohlfahrt nebst dem Besitz derer Uns anheim gefallenen Erb Königreiche und Länder, nicht zum Voraus und erst angefochten, gestöhret, mithin unter dem Schein einer besonders grossen Freundschaft für Uns und Unsers Gemahls Lbd. beiden der empfindlichste Streich zugefüget werde.

Ohn möglich könnte sich billiger, noch freundschaftlicher von hieraus geäussert werden. Und hatten Wir weit ehender, allzuvieles Vertrauen dem Preussischen Hof zugewandt als daran das allermindeste erwidern gelassen zu haben, Uns vorzuwerffen Ursach. An Vergnüglichen Gegenversicherungen ist man hinwiderum seinerseits gar nicht sparsam gewessen. Mit Unserer Erkänntniss als alleiniger rechtmässiger Erbin Weyl. Unsers in Gott ruhenden Herrn und Vatters Kays. Maj. hatt man allda gar nicht gesäumet, Lauter Freundschafts Bezeugung im Munde geführet und insonderheit die persönliche grosse Neigung für Unsers Gemahls Lbd. und dessen Interesse gar sehr erhoben. Verschiedene eigenhändige Schreiben, ein solches bekräftigende, befinden sich in Unsern Händen und seynd noch dto 14ten dieses zwey den 6ten dattierte Briefe von dem von Borcke hier übergeben worden, in welchen die Einigkeit derer zu Unserem und Unsers Gemahls Besten abzielender Absichten angerühmet wird. Wir haben aber leyder, bald darauf vernehmen müssen, dass unter dem Vorwand, ob würden wir ansonsten von andern über den Hauffen geworfen werden, an Uns die Ueberlassung des Erbhertzogthums Schlesien mit dem beygefügten bedrohlichen Anhang gesonnen werde, sich ansonsten mit Gewalt davon zubemeistern und es dabey nicht bewenden zulassen, sondern zu jenen sich zuschlagen, welche die Uns zugehörige Erbkönigreiche und Länder vorgeblich unter sich zutheilen vor hätten und von welchen zu solchem Ende weit grössere Vortheile des Königs von Preussen Maj. anerbotten worden seyn sollen. Zu gleicher Zeit als man sich also gegen Uns und die Unsrige vernehmen lassen, würde anderwerts eine unterschiedene und so wenig mit obiger Aeusserung, als sonsten unter sich zuvereinbahren mögliche Sprach gehalten. Einigen Mächten wolte beygebracht werden, als ob Wir in Verständnissen, so zu ihrem grösesten Nachtheil geruheten, die Hände gebotten hätten; andern, als ob Wir mit der Einrückung in Schlesien selbst einverstanden wären. Zu dessen Kennzeichen, sogar die Anherosendung des Preussischen Ober Hof-Marschallen angezogen werden wollen.

Mit einem Wort, nichts würde unterlassen so wohl um Uns einzuschläffern, als andere irr zu machen und zuverblenden. Mittlerweile als mit der grössen Eilfertigkeit zum feindlichen Ueberfall alles vorbereitet worden: wie dann noch vor Uebergab ob angezogenen Schreibens vom 6ten dieses einige Trouppen in die nächst angräntzenden Schlesischen Dörffer eingerücket, Proviant in Unserem Gebiet ausgeschrieben und Unsere Unterthanen nachher Crossen citieret worden seynd, um sich alda wegen verschaffender Subsistenz, für die bald einzutretten habende Preussische Armée, zu erklären. Worauf endlich dieser Armée feindlicher Eintritt mit Hintansetzung aller gethanen Zusagen und gegebener Versicherung, auch göttliche und weltliche Rechten würklich erfolget ist. Wegen keiner gegen Uns oder die Unsrige geführter Beschwerde seynd wir vorläuffig, wie es die Gesetze der guten Nachbarschaft erheischen, freundschaftlich angegangen worden. Die ander wärts residierenden Preussischen Ministri haben als sich das Gerüchte von einem so unbegreiflich scheinenden Vorhaben ausgebreitet, nicht nur darvon nichts wissen lassen wollen, sondern es viel mehr auf das feyerlichste wiedersprochen. Und ob man gleich zu letzt einige dunkle Anregung von denen zu haben vermeinten Ansprüchen gethan, so ist es jedoch bloss überhaupt und oben hin besehen: Dessen nicht zu gedenken, dass keine dergleichen Ansprüche hervorgesucht werden können, welche nicht durch feyerliche Verträge vorlängst gäntzlich abgethan wären. Bei solcher der Sachen Bewandtniss nun und da ohne das zur vollständigen Darthuung der Ungerechtigkeit, des anderseitigen Verfahrens, die eigene Schrift welche nach Ausweiss des Anschlusses zu dessen Beschönigung von Preussen ausgetheilet worden, mehr dann zureichend ist, glauben Wir nicht nöthig zu haben, die dem gantzen Reich und all- und jeden dessen Stände obschwebende grosse Gefahr mit mehrern anzuführen. Ohne Unterschied der Religion stehet all- und jeden in ihrer Reyhe und Ordnung das nemliche Schicksal bevor und müsste man wahrhaftig der Sachen selbst redende Natur inzweifel ziehen wollen um sothane Gefahr zu misskennen. Dann wann sämmtliche Reichs Satzungen mit Füssen getretten, Zusagen und Verbindlichkeiten nicht geachtet, ja das geheiligte Band der Menschlichen Gemeinschaft gantz und gar zerrissen wird, was kann fürhin erdacht werden, um jemanden gegen einen Uhrplötzlichen feindlichen Ueberfall die mindeste Sicherheit zu verschaffen? Thut man uns auf eine so ohnerhörte Weisse allein von darumen suchen zu dringen, weilen man die Gelegenheit bequem zu sein glaubet, sich von fremden Ländern zu bemeistern, was haben andere, welchen Gott nicht die nehmlichen Kräften verliehen hat, zu gewarten? Ist also nicht allein um Uns und Unser Erzhauss, sondern um die allgemeine Wohlfahrt und eines jeden Sicherheit es hierunter zu thun. Alle andere Betrachtungen haben alsdann zu weichen, wann das Land der Menschlichen Gemeinschaft, an dessen Erhaltung allen Nationen gelegen ist, so, wie in gegenwärtiger Fürfallenheit, zerrissen werden will. Und je grösser die andringende Noth ist, je unentbehrlicher ist auch die ungesäumte werckthätige Vereinigung gegen ein also beschaffenes Verfahren. Wir gehen der Gefahr standhaft entgegen und tragen kein Bedenken, Uns im Voraus zu erklären, dass Wir für die zur allgemeinen Rettung anwendenden höchst kostbaren und beschwerlichen Mittel und für den hierunter vorzüglich zu Tragen habenden mehrern Last keine andere Vergeltung anverlangen als dass Wir Unsere Unterthanen und Freunde, so auch deren Schlesischen Ständen

Garantie ansehnliche Geld Summen vorgestrecket haben, vollständig schadloss gehalten auch Wir gegen derlei ohnerhörte gewaltthätige Unternehmungen für das künftige zureichend sicher gestellt werden.

Wir gehen zu solchem Ende, als in einer Sache, so alle Mächte, welchen an Erhaltung des natürlichen und Völker-Rechts gelegen ist, gleich anfichtet, die mehresten Christl. Höffe und insonderheit jene an, so theils mit Preussen, gleich wie Wir angränzen und theils in gegenwärtiger Fürfallenheit Uns beyzuspringen noch insbesondere verbunden seynd.

Vor allem aber haben Wir nicht anstehen lassen wollen, gesammten des Heiligen Römischen Reiches Churfürsten, Fürsten und Ständen zu Regenspurg anwesenden Räthen, Botschafftern und Gesandten, von einem so unvermutheten und so gar nach deme er würcklich sich zugetragen hat, fast unglaüblichen Erfolg die Anzeige zu thun, annebenst sie behörig zu untersuchen, hierüber nach der Sache, Wichtigkeit ihre gantz fürdersame Berichte an ihre hohe Principalen, Oberen und Committenten erstatten zu wollen, folglich deren Befehl sich auszubitten, wie am füglichsten und geschwindesten der so andringenden allgemeinen Noth gesteuret werden möge; Indeme nur garzu klar am Tage lieget, dass wann jemahlen zuverhütung, dass nicht alles im Reich darunter und drüber gehe, ein ausnehmender Patriotischer Eifer erforderlich wäre, denselben obbeschriebene Umstände anjetzo mehr denn nie erheischen.

Wir leben also der gänzlichen Zuversicht, dass solches allenthalben behörig werde behertziget werden. So Wir gegen das Wehrteste Vatterland überhaupt und jeden dessen Stand ins besondere, bey sich fügender Gelegenheit, nach allen Kräften danknehmigst erkennen werden. Und verbleiben etc.

VIII.

Entwurf eines Defensiv-Alliance-Vertrages zwischen dem Könige von Frankreich und dem Könige von Preussen.[1])

(Dem Herrn von Valory zugesandt am 4. Januar 1741.)

Da der Allerchristlichste König und der König von Preussen gleichmässig erkannt haben, wie wichtig es für sie unter den gegenwärtigen Umständen sei, für ihre eigenen Interessen, wie auch für die Erhaltung und Befestigung der allgemeinen Ruhe in vollkommenstem Einverständnisse zu handeln, erachteten Ihre Majestäten, nachdem sie sich gegenseitig ihre Meinungen über die Mittel, die Einigkeit und Freundschaft, welche Einer dem Andern entgegenbringt, zu befestigen, dass sie nichts Zuträglicheres thun könnten, als dieses Band durch den Abschluss einer Defensiv-Alliance unter sich enger zu knüpfen, haben Seine Allerchristlichste Majestät zu diesem Zwecke den . . . . Seine preussische Majestät ebenso den . . . . . . bevollmächtigt, welche nach gebührendem Austausch ihrer bezüglichen Vollmachten über nachfolgende Artikel übereingekommen sind:

---

[1]) St. Arch. Paris. Valory, Tome Berlin 1741. Nr. 115. (In französischer Sprache.

Artikel I.

Es wird von diesem Tage und für immer in Hinkunft zwischen Seiner Allerchristlichsten Majestät und Seiner Majestät dem Könige von Preussen, ihren Erben und Nachfolgern, Königreichen, Ländern und Unterthanen eine aufrichtige Freundschaft und Uebereinstimmung bestehen, welche in der Weise beobachtet werden, dass die contrahierenden Theile Alles, was von ihnen abhängen wird, aufrichtig und redlich thun werden, um das Wohl und den Vortheil Eines und des Anderen herbeizuführen und zu fördern und alle Schäden und Nachtheile abzuwenden, welche ihnen und ihren Unterthanen zustossen könnten.

Artikel II.

Ihre genannten Majestäten versprechen und verpflichten sich gegenseitig, keine Uebereinkunft oder Verbindlichkeit einzugehen, welche, in welcher Zeit oder auf welche Art es immer sein möge, direct oder indirect dem zuwiderlaufen könnten, was zur Aufrechthaltung des Friedens durch die Verträge von Utrecht und von Baden aufgestellt wurde; wie auch dem, was in dem zu Stockholm am 1. Februar 1720 von Seiten der Krone Sehweden mit dem Könige von Preussen abgeschlossenen Frieden festgesetzt wurde; sondern im Gegentheile alle ihre Sorgfalt anzuwenden, um dessen Aufrechthaltung und Ausführung herbeizuführen.

Artikel III.

Seine Allerchristlichste Majestät und Seine Majestät der König von Preussen garantieren sich gegenseitig alle ihre Königreiche, Staaten und Herrschaften in Europa und wann eine oder die andere Majestäten durch irgend eine Macht, unter welchem Vorwande es immer sein könnte, angegriffen oder behelligt werden sollte, so verspricht und verpflichtet sich die andere, seinen Verbündeten zu unterstützen, um ihm eine gerechte, rasche und schuldige Genugthung zu verschaffen, sei es durch gute Dienste, sei es durch Anwendung ihrer Macht und selbst durch Krieg gegen den Angreifer im Falle des Bedarfes und Ihre Majestäten versprechen in solchem Falle, die Waffen keineswegs niederzulegen oder nicht anders als mit gegenseitiger Einwilligung und zu gegenseitiger Genugthuung eines und des anderen Theiles sich in irgend eine Unterhandlung oder einen Vergleich einzulassen.

Artikel IV.

Da Ihre genannten Majestäten Allem ihr Interesse entgegenbringen, was das Wohl und die Ruhe Deutschlands betreffen kann, sei es im Innern desselben, sei es ausserhalb des Reiches, so versprechen und verpflichten sich dieselben, ihre Rathschläge zu vereinigen und in der innigsten Uebereinstimmung zu handeln, um auf den kaiserlichen Thron denjenigen Fürsten zu setzen, welcher für den geeignetsten gehalten wird, die Freiheiten und Vorrechte der Fürsten des Reiches aufrecht zu halten und für alles mitwirken, was geeignet sein kann zur Befestigung der allgemeinen Ruhe.

Artikel V.

Seine Allerchristlichste Majestät wird sich nicht widersetzen, dass der König von Preussen die Rechte, die er entweder auf ganz Schlesien oder auf einen Theil dieser Provinz haben kann, geltend mache, vorausgesetzt, dass von seiner Seite keine Aenderung zum Nachtheile der apostolischen und römischen Religion gemacht werde und unter der Bedingung, dass dieser Fürst einer gerechten Genugthuung des Hauses Bayern bezüglich der Rechte, die es haben kann und welche den Gegenstand der Erklärung des Grafen von Perusa in Wien gebildet haben.

Artikel VI.

Im Falle, als Seine Allerchristlichste Majestät und Seine preussische Majestät einhellig erkennen sollten, dass zur Erreichung der Ziele des gegenwärtigen Tractactes von Wichtigkeit wäre, andere Mächte zur Betheiligung einzuladen, so werden sie im Einvernehmen den König von Schweden und den König von Dänemark einladen, demselben beizutreten und sie werden, gleichfalls im Einvernehmen, alle anderen Fürsten und Staaten zulassen, welche für die Ruhe des Reiches und den allgemeinen Frieden Europas, wie auch für den gemeinsamen Nutzen der Betheiligten einstehen wollen.

Artikel VII.

Endlich versprechen sich Ihre Majestäten gegenseitig, in vollkommenem Einverständnisse für ihre gemeinsamen Interessen zu handeln und von nun an in Beziehung auf die Angelegenheiten Deutschlands oder des Nordens keine Verbindlichkeiten einzugehen, als bis sie sich die Vorschläge, die ihnen gemacht werden könnten treulich mitgetheilt und geprüft haben werden, was zum grössten Vortheile des Einen oder des Anderen gereichen könnte.

Artikel VIII.

Der gegenwärtige Alliance-Vertrag wird dauern . . . . und die Ratificationen desselben werden ausgewechselt werden in der Zeit von . . . .

Erster besonderer und geheimer Artikel:

Ihre Majestäten werden ihre Sorgfalt und ihre guten Dienste anwenden, um die Stimmen des Wahlcollegiums zu Gunsten des Churfürsten von Bayern, oder in dessen Ermanglung, zu Gunsten des Churfürsten von Sachsen, Königs von Polen zu vereinigen, indem der König von Preussen verspricht, sobald es sich bei der nächsten Wahlversammlung um die Wahl des Königs der Römer handeln wird, er in seiner Eigenschaft als Churfürst von Brandenburg seine Stimme einem oder dem andern dieser Fürsten geben werde; je nachdem Ihre Majestäten übereinstimmend beurtheilen, dass es zu Gunsten des Einen oder des Anderen leichter gelingen werde.

Dieser besondere und geheime Artikel wird dieselbe Kraft haben, als wenn er, Wort für Wort in dem heute zwischen Ihren Majestäten gezeichneten Tractat eingeschaltet worden wäre.

Gesehen zu . . . .

Zweiter besonderer und geheimer Artikel.

Wenn es nöthig wäre, um die Krone Schweden zu bestimmen, sich mit Ihren genannten Majestäten zu vereinigen, indem sie dem heute zwischen Seiner Allerchristlichsten Majestät und Seiner preussischen Majestät gezeichneten Tractate beitritt, sich gegen diese Krone zu verpflichten, sie zu unterstützen, damit sie ob ihrer Beschwerden gegen Russland eine gerechte Genugthuung erlange, so werden Ihre Majestäten unter sich die Natur und Ausdehnung der Verbindlichkeiten vereinbaren, welche sie in dieser Beziehung auf sich zu nehmen geneigt sind.

Dieser besondere und geheime Artikel wird dieselbe Kraft haben, als wenn er eingeschaltet worden wäre etc.

Geheimer Artikel.

Da Ihre Majestäten gleichfalls überzeugt sind, dass man vom Wiener Hofe nie entgegenkommen werde, um den Fürsten, welche auf die österreichische Erbschaft Ansprüche haben, Genugthuung zu geben und unter Anderen dem Churfürsten von Bayern, wenn man zu diesem Zwecke nicht die wirksamsten Mittel anwendet, so wird Seine Allerchristlichste Majestät umso lieber alles anwenden, um diesem Churfürsten alle Unterstützungen zu geben und zu verschaffen, deren er bedarf, um die Rechte zur Geltung zu bringen, welche er notorisch auf diese Erbschaft erhoben hat, da sie (die Majestät) deutlich sieht, dass solche Unterstützung ihn (den Churfürsten) in Stand setzen werde, durch eine kräftige Diversion dem Könige von Preussen zu helfen, fortzusetzen, die Ansprüche, welche Seine preussische Majestät auf Schlesien zu haben erklärt hat, gleichfalls zur Geltung zu bringen und in dieser Absicht verspricht und verpflichtet sich Seine Majestät, dem Churfürsten von Bayern alle Unterstützung an Geld angedeihen zu lassen, welche er wünschen könnte, um eine nicht nur zur Vertheidigung seines Landes hinreichende Armee ausheben und unterhalten, sondern auch sobald als möglich in Action treten zu können. Selbstverständlich ist, dass sobald er die Feindseligkeit eröffnet hat, um seine Rechte gegen den Hof von Wien geltend zu machen, sowohl der König von Preussen, als der genannte Churfürst sich in der Lage befinden werden, gegen den selben Feind vorzugehen; sie werden daher anders nicht, als in Uebereinstimmung und gemeinschaftlich Frieden oder Waffenstillstand schliessen können, so zwar, dass sie sich Einer dem Andern alle Genugthuung verschaffen und sichern, welche sie wünschen können.

Dieser geheime Artikel u. s. w.

Auszug aus dem Originalbriefe des Königs Friedrich II. an den Cardinal Fleury.[1])

Breslau, den 5. Januar 1741.

Mein lieber Cardinal!

Ich konnte Ihnen auf den Brief, den durch Camas zu schreiben Sie mir das Vergnügen machten, nicht eher antworten, als jetzt; die schlechten Wege und die neue Distanz-Entfernung (éloignement de distance) sind am meisten

[1]) St. Arch. Paris. Tome Berlin. Valory 1741 der Nr. 115 allegiert. (In franz. Sprache.

schuld daran; doch kann ich Ihnen sagen, dass ich von allen den Versicherungen von Freundschaft durchdrungen bin, welche Sie mir machen, ich werde immer mit der nämlichen Aufrichtigkeit erwidern.

Ich glaube, dass Ihnen Herr von Chambrier ebenso, wie Herr von Valory Rapport erstattet haben muss über die Stimmung, in welcher ich mich in Bezug auf die Interessen des Königs, Ihres Herrn, befinde.

Es wird nur von Ihnen abhängen, um die Lande, welche uns einigen, ewig zu gestalten, indem Sie die Gerechtigkeit meiner Ansprüche auf Schlesien so begünstigen, wie Chambrier Sie darüber unterrichten wird. Wenn ich Ihnen nicht gleich über meine Absichten Nachricht gegeben habe, so geschah es eher aus Vergessenheit, als aus jedem anderen Grunde. Nicht alle Leute haben bei der Arbeit den Geist so frei, als Sie ihn haben und es ist kaum jemand anderem so wie dem Cardinal von Fleury gestattet, auf Alles zu denken und Alles vorzukehren.

Da Chambrier über Alles, was mich betrifft, unterrichtet ist, er es versteht und den Auftrag hat, Sie über meine Geneigtheit, auf Ihre Absichten einzugehen, in Kenntniss zu setzen. . . .

Ich erwarte Ihre Antwort, worauf die meinige nur eine Folge sein wird.

Ich bin mit aller dankbaren Achtung, mein Herr Vetter, Ihr treuester Freund und Vetter

Friedrich.

IX.

Musterungs-Instruction. [1])

„In was vor dem gegenwärtigen System von Anbeginn der Regimenter bis 1748 das Agendum eines Kriegs-Commissarius bei den Musterungen hauptsächlich bestanden ist.

Die Musterung oder Revision geschieht auf ergangene ambtliche Anordnung, wovon dem Commandanten, Generalen Eröffnung geschieht und alsdann werden die Regimenter befelchet, zu derlei Act sich je fertig zu halten; den eigentlichen Musterungstag machet der zu Mustern bestimmte Kriegs-Commissarius mit dem Regiments-Commandanten aus, alsdann

1mo Wann das Regiment, so zu mustern auf dem ausgesehenen Platz rangiert, so wird ein Officier an den musternden Kriegs-Commissario (gesendet) mit der Avise, dass alles fertig gesammelt; mustert aber der General- oder Obrist-Commissarius selbst, so muss dieses durch einen Stabs-Officier geschehen, welcher ihn begleitet bis in die Nähe des Regimentes,

2do da dann der Obristwachtmeister entgegen reitet und mit dem Degen salutiert, ihn zum Regiments-Commandanten führt, welcher auf'm rechten Flügel vor der Leib-Compagnie haltet, dieser complimentiert mit der Partisan und geht mit ihm längst der Fronte zwischen die Glieder, um, wann etwas in Ansehung der Montur oder der Mannschaft zu fragen kommt, gleich Red und Antwort zu geben. Wann, wie oben gemeldet,.

3^tio^ der musternde Kriegs-Commissarius dem Regiment sich nähert, wird das Gewehr präsentiert, von allen Tambouren Marsch geschlagen und das zwar so lang, als bis er die Glieder durchgegangen.

[1]) K. A., Kanzlei-Archiv, III 9.

4to gehört sich, dass einem Kriegs-Commissario bei Passierung der Fahnen oder Standarten solche geneigt, wann aber die hohen Capi (i. e. General- oder Obrist-Kriegs-Commissarius) selbst mustern, so müssen solche gänzlich einmal gefällt werden, worauf wohl Acht zu haben, massen die Regimenter gerne dieses alte Vorkommen in die Vergessenheit stellen, welches doch dem Amt zur Musterungszeit ohnstrittig gebührt. Nach diesem

5to, wann die Kriegs-Articul verlesen und das Jurament abgelegt werden, muss, welches doch nicht allzeit zu geschehen pflegt, besonders, wann bei letzter Musterung dieses bewirkt worden und kein merklicher Zuwachs von solcher Zeit so sich ergeben hat, so wird ein Kreis geschlossen, worauf die öffentliche Erinnerung zu machen, dass der, so von den Gemeinen nicht obligat ist, aus dem Kreis rucke, wie auch der, so einen falschen Namen führt, sich anmelde und sofern über kurz oder lang solches sollte kundbar werden, derjenige, so den falschen Namen geführt, ohne Gnad solle aufgehängt werden. Alsdann werden die Kriegs-Articul und alle Publicationes, so etwa aus Befehl geschehen, müssen, durch den Regiments-Auditor verlesen, worauf der Soldaten-Eid folget und von jedermann mit Erhebung dreier Finger klar und deutlich nachgesprochen wird. Hernach

6to fanget sich die Musterung an und muss der Auditor die Stabslisten prätentieren und vorlesen. Zum Mustertisch gehören nur zwei Stühle, einer vor den Kriegs-Commissarium und einer für den Commandanten, welcher sich dem Kriegs-Commissario rechter Hand setzt und sonst Niemanden beim Mustertisch zu sitzen hat. Zum Zelt, worin der Mustertisch steht, gehört, wann ein Kriegs-Commissarius mustert, eine Wacht mit gepflanztem Bajonnet; wann aber einer von den hohen Capi's selbst gegenwärtig, so werden zwe, derlei Feldwachten gestellt.

7mo So oft des Herrn General- oder Obristen Kriegs-Commissarii Excellenz selbst bei einer derlei Acta sein, so hat sich der Kriegs-Commissarius, unter dessen Amts-Inspection das Regiment steht, dabei anderst nicht als Actuarius zu betrachten und setzt sich daher, wenn es ihm befohlen wird, linker Hand, jedoch etwas entfernt, schreibt alle Anmerkungen und vidimiert die passierende Mannschaft mit entdecktem Haupt, den Hut unter dem Arm haltend und das zwar so lang, als solches hohes Capo gegenwärtig sich beim Mustertisch befindet.

8vo Die Fragen oder zu machen habenden Inquisitiones vermög Musterung-Instruction darf der Kriegs-Commissarius nicht propria auctoritate anstellen, es wäre dann, dass es des anwesenden General- oder Obrist-Commissarii Excellenz ihm befehlten, dieses oder jenes zu fragen und zu inquirieren. Beliebten aber des hohen Capi Excellenz selbst Mann vor Mann zu vidimieren, welches jedoch selten oder gar nicht geschieht, so ist dem Kriegs-Commissarius keineswegs erlaubt, sich zu setzen, sondern hat gleich anderen zu stehen.

9no werden zwei Muster-Listen hergegeben, eine dem Musternden und eine dem Commandanten, das Prius von voriger Musterung wird zugleich auf den Tisch gelegt, nun solches gegen dem neuen zu halten.

10mo stehet der Fourier hinter dem Stuhl des Kriegs-Commissarii, leset Mann vor Mann, derjenige, so gerufen wird, tritt mit geschultertem Gewehr vor den Mustertisch, präsentiert und so nichts gefragt wird, schultert er sein Gewehr, marschiert ab; wann die Compagnie vorbei, darf der Compagnie-Commandant ehender nicht einrucken, als bis er diessfalls sich angefragt habe.

11mo Ein jeder Hauptmann, welcher präsent, bleibt, während der Zeit als seine Compagnie gemustert wird, auf der Seite, jedoch nahe am Zelt mit seiner Partisan oder Flinte in der Hand, um die verlangende Auskunft zu geben; in Abwesenheit dessen, thut es der Lieutenant.

12mo sollen nach dem alten Herkommen, die Musquetiers bei der Musterung ihre Cassa-Zettel auf dem Arm, die Cavalleristen aber unter der Schlinge des Hutknopfs tragen, auf dass man sehen könne, dass mit jedem Mann abgerechnet worden.

13tio Nachdem der Stab verlesen, wird begehrt um summarische Cassae-Berechnung, welche von den Stabs-Officiers und dem Quartiermeister gefertigt sein muss. Item verlangt man anderweite Ausweisung, wie die gefallenen und ungefallenen Gelder, nicht minder vom Amt vorgeschriebenen Empfänge individualiter reportirt, ob die Compagnie-Bücher vorhanden und wie eingerichtet, ob der Cassae-Extracte just, wie weit mit dem Ambt abgerechnet und das Individual-Rechnungswerk gefertigt und noch zu fertigen, wie viel Gelder in der Cassa und wo befindlich seien. Es kann auch dem musternden Beamten die Revision der Regiments-Cassa, ja die Vorzählung der Gelder vom Regiment nit versagt werden, wann es prätendirt wird. Nicht minder müssen alle Assent-Listen über die von letzter Musterung her zugewachsene Mannschaft, dann die Attestata über die Abgängigen abgefordert werden, desgleichen die Recrutierungs-Berechnung. Item die Accorde über die angeschaffte Montur, um zu sehen, ob solche der Mannschaft nicht höher, als solche wirklich zu stehen gekommen, angerechnet, auch ob die Montur commissmässig und wie lang es sei, dass ganz oder zum Theil montiert worden. Weiters ist nachzusehen, ob die Regiments-Unkosten mit höher als von den gefallenen Geldern die Mund-Portion à neun Kreuzer angerechnet, ob den Gemeinen und Officiers an Extra-Unkosten was angerechnet worden, massen wann der Obriste diesen einigen Extra-Unkosten vorschreiben lasset so ist er schuldig, die Regiments-Unkosten legaliter zu verweisen, wie solche, ob und wirthschaftlich angewendet worden.

14to Von der passierenden Mannschaft wird einer oder auch mehr befragt, ob sie ihren Sold, Brod und Montierung ohne Verkürzung empfangen, ob sie ein und andere kleine Montierung sich von der Löhnung anschaffen müssen, ob sie zu keinen Privatdiensten beim Regiment gebraucht wird. Wann ein Abgänger seit letzter Musterung sich ergiebt, so ist ebenfalls die Kameradschaft ob dessen wirklichen Abgangstages zu befragen, um herauszuerkennen, ob das Regiment die abgängige Mannschaft nicht länger in der Gebühr geführt habe.

15to Wann ein Officier oder Gemeiner etwas Klagbares anbringt, so wird der Obriste abtretten gemacht, damit der Klagende ohne Scheu seine Sache vorbringen könne.

16to Alle Recruten von letzter Musterung her kann man sich besonders, und zwar wann die Musterung vorbei, stellen lassen; alsdann wird Montur, Gewehr, Patrontaschen, in Summa Alles examiniert und der Mann befragt, ob er das versprochene Handgeld richtig und ohne Abzug empfangen.

17mo Die sich angebenden Invaliden werden bei der Musterung, und zwar bei jedem derlei Kopf in margine dessen Defect annotiert; der Kriegs-Commissarius aber ist gehalten, nach der Musterung die Visitation besonders durch einen Stabs-Chiurgum, wann einer vorhanden, in Abwesenheit aber durch den Regiments-Feldscherer gewissenhaft vorkehren zu lassen.

18[vo] Nach der Musterung wird das Spital in loco revidiert und untersucht, wie die Kranken verpflegt, ob die ersparenden Diätgelder bei Genesung des Mannes wieder bonificiert oder wie verrechnet werden, zu welchem Ende sich eine Berechnung zeigen zu lassen, folglich dasjenige, so wider die Billigkeit etwa unterlassen, den Regiments-Commandanten um abhilfliche Mass anzuzeigen und da die Remedur nicht geschieht, in seiner Relation davon Meldung zu machen.

19[mo] Die Gewehrs-Berechnung wird gleich bei oder nach der Musterung begehrt, bei welcher zu attendieren, dass Alles nach dem eingeführten Caliber sei und der Zuwachs und Abgang wohl examiniert werde; denn es ist nicht genug, dass bei jetzigen Umständen die Regimenter vieles von feindlichem Gewehr führen, sondern es muss doch erwiesen werden, dass mit dem aus den Zeughäusern und mit den Recruten empfangenden Gewehr kein unerlaubter Handel getrieben und das spanische, französische, preussische Gewehr distinguiert werde, denn es ist nicht ohne Ursach von vielen Zeiten her der Caliber bei den kaiserlichen Truppen von Allerhöchster Instanz gleichförmig eingeführt worden,

20[mo] werden die von letzter Musterung avancierten Officiers besonders und aparte befragt, wie und ob sie nach ihren Rang avanciert, was sie spendiert und ob sie in erforderndem Fall ein Jurament ablegen könnten, dass sie nicht für ihre Charge bezahlt.[1])

21[o]. Die Montur der Abgängigen muss berechnet und gesehen werden, ob nicht zum zweitenmal angerechnet oder der Mannschaft zum Ausflicken gratis abgereicht werde.

22[o]. Die Bedienung doppelter Charge (d. i. Cumulierung derselben) ausser dem Auditor ist verboten[2]) und seind alle Minorennen aufzustellen; die Absenten zu specificieren und vom Regiment hofkriegsräthliche Bewilligung zu producieren oder die Gebühr abzuschreiben. Die gemeine Mannschaft, so schon bei voriger Musterung abwesend war, wird immediate aus der Gebühr und dem Stand gebracht, es wäre dann, dass das Regiment solche legaliter erweisen könnte. Die Hautboisten bei den Regimentern werden in keiner Gebühr nach unter dem gemeinen Stand gestattet, sondern muss das Regiment, welches solche führt, extra bezahlen. Die Beckengelder müssen berechnet und gesehen werden, wie das Regiment solches den Feldscherers, wann diese die Compagnie barbieren, verabfolget werde.

In obspecificierten Puncten ist Alles, wo nicht in specie, doch in genere enthalten, was ein Kriegs-Commissarius zu Vollstreckung seiner Schuldigkeit bei einer Musterung überhaupt zu observieren hat, nicht zweifelnd, dass ein emsiges und habiles Subjectum leicht auf den Grund sehen werde, wo das ganze Werk hinziele. Der sich nun hierin festsetzt, dem wird die Praxis und Erfahrenheit hunderterlei andere Wege weisen, wie das Werk zu manipulieren sei, besonders wann er die allgemeine Muster-Instruction, die unzählig ergangenen Verordnungen und hauptsächlich in puncto der Cassa und Rechnungsrichtigkeit, die Anno 1725 vom Amt und Hof-Kriegs-Rath emanierten Normen, pro directione zum Fundament nimmt.

---

[1]) Schon Kaiser Joseph I. hatte am 8. Februar 1708 die auch von Carl VI. und Maria Theresia bestätigte Verordnung erlassen, dass jeder Oberst-Inhaber, der eine Charge um Geld verlieh, seines Regiments verlustig und die so verliehene Charge ungiltig sein sollte.

[2]) Der Auditor war immer zugleich auch Secretarius des Regiments.



XVII.

ETAT[1])

de toutes les troupes de Son Altesse Électorale de Saxe, comme elles se trouvent effectivement complettes pour l'année courante 1741, 14 Août.

Généralité

Général en chef:
de Baudissin

Généraux:
de Kiesewetter
Bose
St Paul
Comte de Sulkowsky
Castell
Comte Rutowsky
Chevalier de Saxe
Bodt
Pflugk
Diemar
—

Général-Lieutenants:
de Brass
prince Lubomirsky
de Kavanagh
de Birkholz
de Lubomirsky
de Klingenberg
de Renard
prince de Holstein
de Polentz
de Jasmund

Général-major:
de la Haye
Bömer
de Neitschitz
Gersdorff
de Riedesel
de Marchen
de Diesbach
de Haugwitz
prince Wilhelm de Gotha
de Grosse
de Grumbkow
d'Arnim
de Lindau
de Sybilsky
de Szembeek
de la Serre
de Unruh
Rochow
de Weissbach
Dürfeld
de Caila
de Haxthausen
Fürstenhof

Distinction	Corps et regiment	Compagnies	Escadrons	Bataillons	Grande garde ou Oberstaab: Commandants	Colonels	Lieutenant-Colonels	Majors	Quartiers-maîtres	Adjutants	Aidemajor	Garde magasin de compagnie	Auditeurs	Secretaires	Chirurgien de regiment	Medecin de garnison	Predicateur	Charpentiers	Soldats: Appoints	Grenadiers	Soldats	Totale: Hommes	Chevaux
Gardes	Garde du corps	8	4	.	1	1	2	2	1	2	.	.	1	.	1	.	1	.	.	.	600	750	690
	Carabiniers	12	6	.	1	1	2	2	1	2	.	.	1	.	1	.	1	.	.	.	600	786	714
	Somme	20	10	.	2	2	4	4	2	4	.	.	2	.	2	.	2		.	.	1.200	1.536	1.404
Curassiers	Regiment du corps	6	3	.	.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1		1		.	.	300	400	362
	„ „ prince électorale	6	3		.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1	.	1	.	.	.	300	400	362
	de Promnitz	6	3	.	.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1	.	1	.	.	.	300	400	362
	Regiment Bestenbostel	6	3	.	.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1	.	1	.	.	.	300	400	362
	„ Mafféy	6	3	.	.	1	1	1	1	1	.		1	.	1		1		.	.	300	400	362
	„ Nostitz	6	3	.	.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1	.	1		.	.	300	400	362
	„ Minkwitz	6	3	.	.	1	1	1	1	1		.	1	.	1	.	1	.	.	.	300	400	362
	„ Gersdorff	6	3	.	.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1	.	1	.	.	.	300	400	362
	Somme	48	24		.	8	8	8	8	8	.	.	8	.	8	.	8	.		.	2.100	3.200	2.896
Dragons	de Schlichting	6	3	.	.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1	.	1	.	.	.	300	408	370
	„ Arnstädt	6	3	.	.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1	.	1	.	.	.	300	408	370
	Pr. Sondershausen	6	3	.	.	1	1	1	1	1	.		1	.	1		1	.	.	.	300	408	370
	de Pirch	6	3	.	.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1	.	1		.	.	300	408	370
	Somme	24	12	.	.	4	4	4	4	4			4	.	4	.	4	.	.	.	1.200	1.632	1.480
Chevaux-legers	Prince Charles	4	4	.	.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1	.	1	.	.	.	526	636	612
	Sybilsky	4	4	.	.	1	1	1	1	1	.	.	1	.	1	.	1		.	.	526	636	612
	Somme	8	8	.	.	2	2	2	2	2	.	.	2	.	2	.	2	.	.	.	1.052	1.272	1.224
	Somme de la Cavalerie	100	54	.	2	16	18	18	16	18	.	.	16	.	16	.	16	.	.	.	5.852	7.640	7.004
Artillerie	Cadets	1	.	.	1	1	1	1	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	90	159	.
	Suisses	.	.	.	1	1	1	1	.	.	1	.	.	1	.	.	.		.	.	100	126	.
	Artillerie	4		.	1	1	1	1	1	1	.	1	1	.	.	.	1	.	.	.	.	551	.
	Compagnie Grenadiers	1	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.		.	.	.	161	.
	Somme	6	.	.	3	3	3	4	1	1	1	1	1	1	1	.	1	.	.	.	190	997	.
Regiments d'Infanterie	Garde royal de Grenadiers	14	.	2	1	1	2	2	1	2	.	.	1	1	1	.	1	24	1	1.200	.	1.500	.
	Première Garde	12	.	2	.	1	1	2	1	2	.	.	1	.	1	.	1	24	1	132	1.056	1.455	.
	Seconde Garde	12	.	2	.	1	1	2	1	2	.	.	1	.	1	.	1	24	1	132	1.056	1.455	.
	Regiment de la Reine	12	.	2	.	1	1	2	1	2	.	.	1	.	1	.	1	24	1	132	1.056	1.455	.
	„ du prince Xavier	12	.	2	.	1	1	2	1	2	.	.	1	.	1	.	1	24	1	132	1.056	1.455	.
	„ du duc de Weissenfels	12	.	2	.	1	1	2	1	2	.	.	1	.	1	.	1	24	1	132	1.056	1.455	.
	Sulkowsky	12	.	2	.	1	1	2	1	2		.	1	.	1	.	1	24	1	132	1.056	1.455	.
	du comte de Cosel	12	.	2	.	1	1	2	1	2	.	.	1	.	1	.	1	24	1	132	1.056	1.455	.
	de Frankenberg	12	.	2	.	1	1	2	1	2	.	.	1	.	1	.	1	24	1	132	1.056	1.455	.
	Römer	12	.	2	.	1	1	2	1	2	.	.	1	.	1	.	1	24	1	132	1.056	1.455	.
	Allnpeck	12	.	2	.	1	1	2	1	2	.	.	1	.	.	.	.	24	1	132	1.056	1.455	.
	Niesemeuschel	12	.	2	.	1	1	2	1	2		.	1	.	.	.	1	24	1	132	1.056	1.455	.
	Regiment de Fusiliers	12	.	2	.	1	1	2	1	2	.	.	1	.	.	.	.	24	1	132	1 056	1.455	.
	Somme	158		26	1	13	14	26	13	26	.	.	13	1	10	.	11	312	13	2.784	12.672	18.960	.
Garnisons	Wittenberg	2	.	.	1	1	1	1	.	1	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
	Pleissenbourg	1	.	.	1	.	.		.	.	.	.		.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
	Königsstein	1		.	1	.	1	.	.	.	.	.		.	.	1	1	.	.	.	.	.	.
	Sonnenstein	1	.	.	1	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
	Stolpen	1	.	.	.	1	.	.			.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
	Somme	6	.	.	4	2	3	1	.	1	.	.	1	.	.	1	1	.	.	.	.	.	.
Troupes de Cercles	Schlieben	10	.	2	.	1	1	1	1	1	.		1	.	.	.	.	.	.	.	2.000	2.116	.
	Metzeradt	10	.	2		1	1	1	.	1	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	2.000	2.116	.
	Brüchting	10	.	2	.	1	1	1	.	1	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	2.000	2.116	.
	Zschertwitz	10	.	2	.	1	1	1	.	1	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	2.000	2.116	.
	Somme	40	.	8	.	4	4	4	1	4	.	.	4	.	.	.	.	.	.	.	8.000	8.464	.
	Somme de l'Infanterie	210	.	34																	Totale	36.061	7.004

[1]) Paris, Ministerium des Aeussern, Volume „Saxe", 1740, 23.
[2]) In der Hauptsumme sind auch der Unter-Stab (sous garde) und die Kreis-Regimenter eingerechnet.



Dislocation der kaiserlichen Armee beim Tode Carl VI. (20. October) 1740.

Waffengattung	Name der Regimenter	Effectiver Stand Mann	Effectiver Stand Pferde	Bataillone	Grenadier-Comp.	Escadronen	Carabinier-Grenadier-Comp.	Standort zur Zeit des 20. October	Sonstige Angaben über Dislocation vor und nach diesem Zeitpuncte innerhalb des Jahres.
	Nieder-Oesterreich. Inner-Oesterreich.								
Drag.	Althann	858	861			6	1	Wien, Krems, Stockerau. Pestcordon gegen Ung.	Bis April im Oedenburger Comitat.
Inft.	Königsegg	1112		2 1	2	.		Steyermark Leopoldstadt und Trencsin ebenfalls nach Steyermark bestimmt.	Bis Mai in Nordwest-Ungarn, bis Ende September in Nieder-Oesterreich; seit Mitte November in Tyrol.
	Böhmen und Schlesien.								
Inft.	O'Gilvy	1766		3	2			Prag (Detachements in Eger und Erfurt).	Bis Februar 2 Bataillone in Ungarn.
..	Wallis Wenzel	1539		2 1	 2	.		Neisse Gr.-Glogau.	Bis April 2 Bataillone und 1 Grenadier-Compagnie in Ungarn.
	Vorder-Oesterreich.								
Inft.	Damnitz	1590		3	2			Je eine Compagnie in Philippsburg, sonst zu gleichen Theilen in Freiburg i. B. und Alt-Breisach.	Bis Ende März in Siebenbürgen
..	Jung-Daun	1266		3	2	.			Bis Mai 2 Bataillone, 2 Grenadier-Compagnien im Oedenburger Comitat, 1 Bataillon in Carlstadt
	Walsegg	1065		3	2				Bis Mai 2 Bataillone, 2 Grenadier-Compagnien in Ungarn.
	Ungarn, Croatien, Slavonien und Temeser Banat.								
Inft.	Baden-Baden	1903		3	2			Pester Comitat	Bis Mai in Siebenbürgen. Mitte November 2 Bataillone, 2 Grenadier-Compagnien in Ofen, 1 Bataillon in Stuhlweissenburg, Szolnok und Szigetvár. 14. December Marschbefehl nach Schlesien
	Botta	1160		3	2			Auf dem Marsche aus Slavonien nach Schlesien mit dem Gros im Neutraer Comitat	Bis gegen Ende August in Slavonien (Brod). Seit November in Schlesien.
	Browne	1535		3	2			Auf dem Marsche aus Slavonien nach Schlesien mit dem Gros im Trencsiner Comitat	Bis gegen Ende August in Slavonien (Rača). Seit November in Schlesien.
	Alt-Daun	1400		2 1	2	.		An d. steyrisch. Grenze im Eisenburger Comitate Contumaz. Carlstadt.	Bis Ende Mai in den Comitaten Pest, Stuhlweissenburg und Somogy Seit November in Steyermark. Am 14. December nach Schlesien bestimmt
	Goldy	950		2 1	 2	.		Arad. Comitat Bács	Im December 2 Bataillone in Szegedin.
	Grünne	1214		1 1 1	1 1			Ofen. Szegedin. Comitat Bács	Bis April theilweise in den Comitaten Heves und Csanád. Seit November in Böhmen. 17. December Marschbefehl nach Schlesien.
	Harrach	2075		3	2	.		Auf dem Marsche aus Siebenbürgen in Schlesien nahe dem Jablunka-Pass	Bis Ende Juli in Siebenbürgen Seit November in Schlesien
	Kolowrat	1265		2 1	2			Kaschau Temesvár	Bis Mai im Zempliner Comitat. Ende December in Mähren und Böhmen.
.	Lothringen Franz	1010		2 1	2	.		Comitat Sáros Leutschau.	15. October Marschbefehl nach Mähren; am 14. December nach Schlesien bestimmt.
.	Lothringen Carl	1105		1 1 1	1 1			Ofen Szegedin. Jazygier District	15. October Marschbefehl nach Böhmen, Mitte December dort eingerückt.
..	Schmettau	1087		2 1	2			Zipser Comitat. Arad	Mitte November auf dem Marsche in das Temeser Banat 11. December Marschbefehl nach Schlesien.
.	Seckendorf	1127		1 1 1	2			Comitat Bács „ Szabolcs Temesvár	Am 19. October in das Temeser Banat bestimmt.
.	Starhemberg	1763		1 1 1	2			Comitat Gran Komorn. Arad	Im December in Oesterreich ob der Enns.
.	Alt-Wolfenbüttel	1005		1 1 1	2 .			Comitat Sáros Munkács. Eperies	19. October soll auch Kaschau und Leutschau besetzen.
Cür.	Bernes	658	631		.	6	1	Comitat Bács	Bis April im Temeser Banat Am 19. October in die Comitate Gran, Stuhlweissenburg und Tolna bestimmt
..	Caraffa	806	751		.	6	1	Comitat Oedenburg	Bis April in Nieder-Oesterreich. Bis Mitte October in Steyermark.
	Diemar	860	794	.		6	1	Comitat Aba-Ujvár	Seit November in den Comitaten Bihar, Békés, Arad und Zarand
.	Hautois (vacant, seit November Birkenfeld)	860	738			6	1	Comitat Szathmár	Seit December im Temeser Banat. 31. December Marschbefehl nach Schlesien.
..	Hohenems	744	691			6	1	Comitat Zemplin.	7. December Marschbereitschaft nach Schlesien.
„	Hohenzollern	757	674			6	1	Comitat Borsod.	8. October in das Trencsiner Comitat bestimmt. 7. December Bereitschaft nach Schlesien. 31. „ Marschbefehl „ „
..	St. Ignon	738	763			6	1	Comitat Bihar	Ende December in Syrmien.
„	Lanthieri	775	747	.	.	6	1	Comitat Pressburg.	Bis August im Comitat Bars. 10. December Marschbereitschaft nach Böhmen
Cür.	Lubomirsky	870	809		.	6	1	Auf dem Pestcordon in den Comitaten Hont, Gomor, Neograd.	Seit December in den Comitaten Sáros und Zemplin
.	Carl Pálffy	815	799		.	6	1		Seit November in den Comitaten Hont, Bars und Sohl.
..	Johann Pálffy	596	534		.	6	1	Comitat Wieselburg.	
..	Podstatzky	860	771		.	6	1	Comitat Neograd	Bis September im Comitate Marmaros. 12. October: soll 3 Escadronen auch im Comitate Heves einlegen.
.	Scherr	733	721			6	1	Comitat Eisenburg.	Seit November 5 Compagnien im Comitate Oedenburg. 31. December Marschbefehl nach Schlesien.
Drag.	Batthyany	890	887		.	6	1	Auf dem Pestcordon zwischen Szony und der Drau.	Anfangs December im Pressburger Comitat. 17. December Bestimmung nach Böhmen. 31. December nach Olmütz
..	Khevenhüller	892	913			6	1	Comitate Pest u. Heves.	Seit Mitte November in den Comitaten Veszprim und Eisenburg.
.	Liechtenstein	947	918		.	6	1	Auf dem Marsche von Siebenbürgen durch die Zips nach Mähren und Schlesien i. Comitate Zemplin	Bis gegen Ende September in Siebenbürgen. Seit Mitte December in Mähren
..	d'Ollone	726	774		.	6	1	Comitate Békés, Arad und Zarand.	Ende December in den Comitaten Bács-Bodrog und Baranya.
..	Preysing	809	775			6	1	Auf dem Marsche aus dem Temeser Banate nach Slavonien i. Comitate Baranya.	Seit Ende November in Slavonien.
..	Württemberg-Neustadt	797	846	.		6	1	Auf dem Pestcordon zwischen Szóny und der Drau.	15. October Bestimmung in die Comitate Somogy und Zala
Hus.	Dessewffy	702	682		.	3½ 1½	.	Comitat Pest Jazygier District.	Seit November im Comitate Zemplin. Am 10. December nach Schlesien bestimmt
..	Károlyi	776	685		.	5½	.	Comitat Szábolcs.	15. October Bestimmung in die nordöstlichen Comitate.
..	Splényi	669	545	.		3 2		Theiss-Grenze Maros-Grenze.	10. December Marschbefehl nach Schlesien.
Inft.	Moltke	1031		1 1 1	1 1	.	. .	Comitat Beregh. Temeser Banat. Kopreinitz.	15. October Marschbereitschaft nach Slavonien.
..	Marulli	1610		1 1 1	2 . .	. .	.	Hajduken-Städte Temeser Banat Mitrowitz.	
..	Thüngen	1020		1 2	 2	.	.	Comitat Ungh. Temeser Banat.	19. October nach Slavonien bestimmt; während des Marsches dahin am 14. December Marschbefehl nach Schlesien.
Drag.	Savoyen	717	731		.	6	1	Temeser Banat (Werschetz).	Seit December in den Comitaten Pest, Csongrád, Csanád.
..	Philippi (seit Novemb.: Ballayra)	802	782		.	6	1	Temeser Banat.	15. October Bestimmung nach Siebenbürgen.
Hus.	Csáky	764	758			5	.	Warasdin u. Umgegend.	11. December nach Böhmen. 31. December nach Olmütz bestimmt.
Inft.	Bayreuth	834	.	1 2	. 2	. .	. .	Gradisca (Slavonien). Černek und Pakrac.	21. December Marschbereitschaft nach Ofen und Grosswardein.
..	Hessen-Cassel	1184		1 2	2	. .	. .	Carlowitz, Ilok. Peterwardein.	Seit Anfang November im Abmarsch aus Syrmien nach Böhmen: Ende December dortselbst
..	Wallis Wenzel (vacant, seit Novemb.: Leopold Daun)	1930	.	2 1	2 .	 .	. .	Esseg und Umgebung Rača.	Bis Juni in Siebenbürgen
..	Wurmbrand	1018		1 1 1	2 . .	 .	. .	Vukovár. Esseg Peterwardein.	12. November 1 Bataillon in das Warasdiner Generalat (Kopreinitz), der Rest nach Steyermark bestimmt.
Hus.	Ghilányi	699	642		.	5	.	Slavonien (längs der unteren Drau).	Seit Mitte November in Syrmien. 31. December Marschbefehl nach Schlesien.
	Siebenbürgen.								
Inft.	Platz	1173	.	1 2	1 1	.		Hermannstadt. Umgegend.	
..	Schulenburg	1264		3	2		.	?	Bis Juli in Slavonien.
..	Vasquez	2043		3	2	.		(Carlsburg?)	
..	Waldeck	1942		3	2	.		?	18. December nach Slavonien bestimmt
Cür.	Cordova	965	899	.	.	6	1	?	Seit November im Temeser Banat. 31. December Marschbereitschaft nach Schlesien.
.	Lobkowitz	969	913	.		6	1	?	
..	Portugal	975	939	.	.	6	1	?	
Drag.	Koháry	959	929			6	1	?	31. December Marschbefehl in das Temeser Banat
..	Römer	959	939	.		6	1	?	15. October in die Comitate Gomor, Torna und Borsod bestimmt 31. December Marschbefehl nach Schlesien.
Hus.	Pestvármegyey	740	686	.		5		?	
	Oesterreichische Niederlande.								
Inft.	Arenberg	1550		2 1	2	. .	 .	Mons. Brüssel.	
..	Heister	1011	.	1 1 1	1 1	. . .	 . .	Ath. Gent. Courtrai.	Bis Ende März im östlichen Ungarn.
Inft.	de Ligne Cl.	1205		3	2			?	
..	Prié	1542	.	3	2			?	
..	de los Rios	1380		3	2			?	
..	Wolfenbüttel Ludwig	1494		3	2		.	Theils in Brüssel, theils in Charleroi.	
.	O'Nelly	1384		1 2	2		.	Luxemburg (Festung). Luxemburg (Herzogth.)	Bis Juni in Ober-Ungarn
.	Salm	1299		1 2	 2	.	. .	Arlon. Luxemburg (Herzogth.)	Bis Mai 1 Bataillon in Freiburg i. B., Rest in West-Ungarn.
Drag.	de Ligne Ferd.	883	529			6	1	Mons, Brüssel, Oudenarde	
..	Styrum	679	396			6	1		
	Italien.								
Inft.	Deutschmeister	1875		2 1	1 1		. .	Pavia Mailand.	
.	Diesbach	1610		3	2		.	Piacenza.	
	Gyulay	1197		2 1	2	.		Parma. Piacenza	Bis Ende März in Ungarn und dem Temeser Banate.
.	Livingstein	1929		2 1	2	.	.	Como Arona	
..	Leopold Pálffy	1202		3	2			Lodi.	
..	Suckow (vacant)	1725		2 1	1 1		 .	Cremona. Mailand.	
..	Traun	1737		3	2			Parma.	
..	Vettes	1535	.	3	2		.	Cremona.	
.	Wachtendonk	1911		3	2			Piacenza	
..	Alt-Wallis	1863	.	3	2	.	.	Pavia	
	Hildburghausen	1948		3	2	.	.	Pisa, Livorno, Siena	
..	Neipperg	1954		3	2		.	Toscana	
..	Pallavicini	1916		3	2	.	.	Toscana.	
Cur.	Berlichingen	636 190	80 187	. . 	 .	3 2 1	 1	Cremona Parma. Pisa, Siena.	
..	Miglio	787	557	.		3 3	1	Piacenza. Parma, Colorno.	
Drag.	Sachsen-Gotha	1000	1009		.	2 2 2	 1	Pavia. Lodi. Cremona	
Hus.	Baranyay	731	697			2½ 1½ 2		Mantua Melegnano Vigevano.	
..	Hávor	746	759	.	.	1 ½ 1 1 1 ½		Voghera. Abbiate grasso Codogno Cremona Soncino Casal maggiore.	

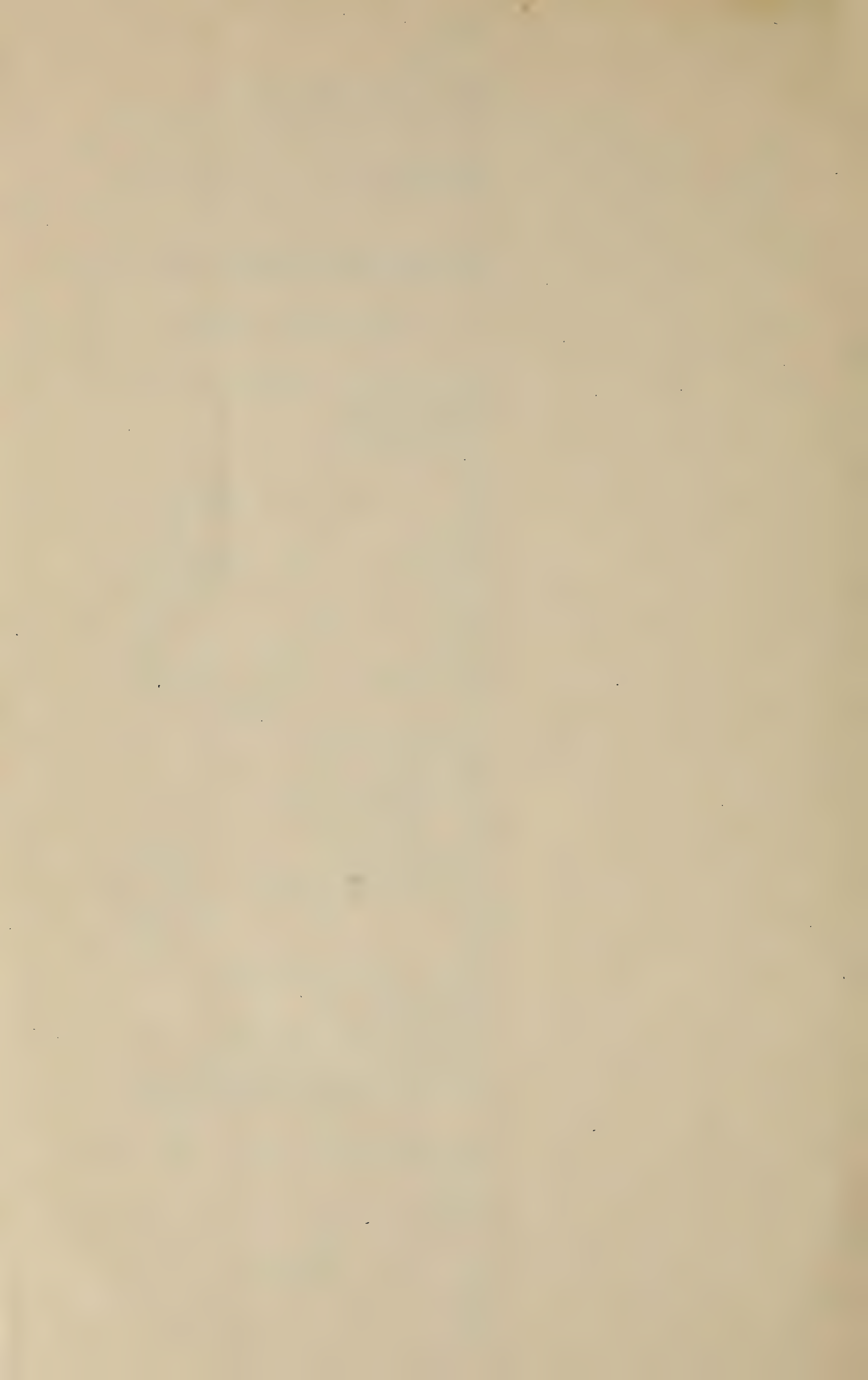
NB. In Mantua 1550 Commandierte von Alt-Wallis-, Livingstein-, Traun-, Diesbach- und Suckow-Infanterie.
In Sabbionetta 100 Commandierte von Traun-, Diesbach- und Wachtendonk-Infanterie.

Recapitulation.

Laut vorstehender Tabelle befanden sich um die Zeit des 20. October 1740:

in	Infanterie Bataillone	Infanterie Grenadier-Compagnien	Infanterie Mann	Schwere Reiterei Escadronen	Schwere Reiterei Carabinier-Grenadier-Compagnien	Cuirassiere Mann	Cuirassiere Pferde	Dragoner Mann	Dragoner Pferde	Husaren Escadronen	Husaren Mann	Husaren Pferde
Nieder-Oesterreich	.			6	1			858	861	.		
Inner-Oesterreich	3	2	1.112									
Böhmen	3	2	1.766									
Schlesien	3	2	1.539									
Vorder-Oesterreich	9	6	4.321									
Ungarn, Croatien Slavonien und dem Banat	63	12	27.226	126	21	10.072	9.423	6.580	6.626	25½	3.610	3.312
Siebenbürgen	12	8	6.422	30	5	2.908	2.751	1.918	1.868	5	740	686
den Niederlanden	24	16	10.865	12	2			1.462	925			.
der Lombardie	30	20	16.584	17	2	1.423	687	1.000	1.009	10	1.477	1.456
Toscana	9	6	5.818	1	1	190	187	.				
Totale	156	104	75.653	129	32	14.594	12.998	11.818	11.289	40½	5.827	5.454

232½ Escadronen, 32 Carabinier-Grenadier-Compagnien, 32.239 Reiter, 29.741 Pferde.



Die österreichischen Infanterie-Regimenter in den Jahren 1736 bis 1748.

(Im Anschlusse an Tabelle 22A im XX. Bande der „Fel[illegible] [illegible] nach ihrem Alter im [illegible] 1736)

A. Die regulären Regimenter.

Fortlaufende Zahl	Errichtet	1736	1737	1738	1739	1740	1741	1742	1743	1744	1745	1746	1747	1748	Anmerkung
1	1629	Seit 1717 FM [illegible] Graf Wallis	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 11
2	1642	Seit 1688 FM [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	FZM [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1809 aufgelöst als Nr. 13
3	1642	Seit 1732 FZM [illegible] Hildburghausen	[illegible] Hildburghausen	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	Hildburghausen	[illegible] Hildburghausen	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 8
4	1643	Seit 1744 FZM Carl [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	O'Gilvy	[illegible]	1748 aufgelöst
5	1647[1]	Seit 1726 FML [illegible] Wurmbrand	Wurmbrand	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	Wurmbrand	[illegible]	1809 aufgelöst als Nr. 50
6	1664 übernommen von Brandenburg	Seit 1730 FM [illegible] Königsegg	Königsegg	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	Alt-Königsegg	[illegible]	[illegible]	Alt-Königsegg	Alt-Königsegg	Alt-Königsegg	Alt-Königsegg	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 54
7	1662	Seit 1703 FM Max Graf Starhemberg	Max Starhemberg	Max Starhemberg	[illegible]	[illegible]	[illegible]	GFW. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible] Starhemberg	[illegible] Starhemberg	[illegible] Starhemberg	[illegible] Starhemberg	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 24
8	1672	Seit 1707 Ludwig Georg Markgraf von Baden-Baden	Baden-Baden	Baden-Baden	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	Baden-Baden	[illegible]	[illegible]	Baden-Baden	[illegible]	1809 aufgelöst als Nr. 23
9	1672	Seit 1731 FML Franz Carl Graf Wachtendonk	Wachtendonk	Wachtendonk	[illegible]	FZM Wachtendonk	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	FZM [illegible]	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 25
10	1674[2]	Seit 1703 Alex Herzog von Württemberg	Oberst [illegible] Graf Kolowrat-Krakowsky	GFW. Kolowrat	[illegible]	Kolowrat	FML Kolowrat	[illegible]	Kolowrat	Kolowrat	Kolowrat	Kolowrat	Kolowrat	Kolowrat	17
11	1681	Seit 1719 FML [illegible] Diesbach	Diesbach	Diesbach	Diesbach	Diesbach	[illegible]	Diesbach	Diesbach	GFW [illegible] Graf Wallis	Conrad Wallis	Conrad Wallis	Conrad Wallis	Conrad Wallis	20
12	1682	Seit 1711 FZM Heinrich Joseph Graf von und zu Daun [illegible]	Heinrich Jung-Daun	Heinrich (Jung-Daun)	Heinrich Jung-Daun	Heinrich Jung-Daun	FM Heinrich Daun	Heinrich Daun	Heinrich Daun	Heinrich Daun	Heinrich Daun	Heinrich Daun	Heinrich Daun	Heinrich Daun	1809 aufgelöst als Nr. 45
13	1682	Seit 1704 FM Joseph Graf Harrach	Harrach	Harrach	Harrach	Harrach	Harrach	Harrach	Harrach	Harrach	Harrach	Harrach	Harrach	Harrach	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 47
14	1682	Seit 1718 FML [illegible]	Hessen	Hessen	[illegible]					Hessen					1747 aufgelöst
15	1682	Seit 1731 GFW Franz Wenzel Graf von Wallis	Wenzel Wallis	Wenzel Wallis	vacant Wenzel Wallis	FM [illegible] Graf Daun, Fürst zu Thiano	Leopold Daun	Leopold Daun	Leopold Daun	Leopold Daun	FZM Leopold Daun	Leopold Daun	Leopold Daun	Leopold Daun	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 59
16	1682	Seit 1719 FZM Friedrich Heinrich Graf Seckendorff	FM Seckendorff	Seckendorff	Seckendorff	Seckendorff	Seckendorff	GFW Ernst Dietrich Freiherr von Marschall	Marschall	Marschall	FML Marschall	Marschall	Marschall	Marschall	18
17	1682	Seit 1707 FZM Olivier Graf Wallis (Alt-Wallis)	FM Graf Wallis Alt-Wallis	Alt-Wallis	Alt-Wallis	Alt-Wallis	Alt-Wallis	Alt-Wallis	Alt-Wallis	Alt-Wallis	vacant Alt-Wallis GFW Ignaz Frh. v. Hagenbach	Hagenbach	Hagenbach	aufgelöst	1748 aufgelöst
18	1682	Seit 1732 FZM Max Prinz von Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	FM. Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	Hessen-Cassel	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 27
19	1683	Seit 1730 FML [illegible] Frh. von Fürstenbusch	Fürstenbusch	Fürstenbusch	FML Carl August Fürst Waldeck	Waldeck	FZM Waldeck	Waldeck	Waldeck	Waldeck	Waldeck	FM Waldeck	Waldeck	Waldeck	35
20	1683	Seit 1718 FZM Franz Graf Wallis	GFW Max Ulysses Reichsgraf Browne de Camus	Browne	FML Browne	Browne	Browne	Browne	Browne	Browne	FZM Browne	Browne	Browne	Browne	36
21	1684	Seit 1699 FM Wirich Graf Daun [illegible] (Alt-Daun)	Alt-Daun	Alt-Daun	Alt-Daun	Alt-Daun	Alt-Daun FML Anton Ignaz Graf Merci-Argenteau	Merci-Argenteau	Merci-Argenteau	Merci-Argenteau	Merci-Argenteau	Merci-Argenteau	Merci-Argenteau	Merci-Argenteau	56
22	1685 übernommen von Würzburg	Seit 1734 FML Johann Graf O'Nelly	O'Nelly O'Nelly	O'Nelly	O'Nelly	O'Nelly	FZM O'Nelly	O'Nelly	FML Johann Friedrich Graf Gaisruck	Gaisruck	FZM Gaisruck	Gaisruck	Gaisruck	Gaisruck	42
23	1689	Seit 1734 FML Adam Sigmund Freiherr von Thüngen	Thüngen	Thüngen	Thüngen	Thüngen	FZM Thüngen	Thüngen	Thüngen	Thüngen	Thüngen GFW Joseph Freiherr von Andlau	Andlau	Andlau	Andlau	57
24	1691	Seit 1718 FZM Reinhard Graf Neipperg	Neipperg	Neipperg	Neipperg	Neipperg	FM Neipperg	Neipperg	Neipperg	Neipperg	Neipperg	Neipperg	Neipperg	Neipperg	7
25	1693	Seit 1733 FZM Samuel Frh. von Schmettau	Schmettau	Schmettau	Schmettau	Schmettau	aufgelöst								1741 aufgelöst
26	1694	Seit 1731 GFW Peter Baron Goldlin von Tieffenau	FML Goldlin Goldy	Goldy	Goldy	Goldy	Goldy GFW Carl Gustav Graf Kheul	Kheul	Kheul	Kheul	FML Kheul	Kheul	aufgelöst		1747 aufgelöst
27	1696	Hoch- und Deutschmeister 1732 bis 1761 Clemens August Churfürst von Cöln	Deutschmeister	Deutschmeister	Deutschmeister	Deutschmeister	Deutschmeister	Deutschmeister	Deutschmeister	Deutschmeister	Deutschmeister	Deutschmeister	Deutschmeister	Deutschmeister	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 4
28	1698	Seit 1716 FZM Leopold Philipp Herzog zu Arenberg	FM Arenberg	Arenberg	Arenberg	Arenberg	Arenberg	Alt-Arenberg	Alt-Arenberg	Alt-Arenberg	Alt-Arenberg	Alt-Arenberg	Alt-Arenberg	Alt-Arenberg	28
29	1701	Seit 1734 FZM Friedr. Markgraf von Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	Bayreuth	41
30	1701	GFW Lucas Joh. Conte di Pallavicini	Pallavicini	Pallavicini	Pallavicini	Pallavicini	FML Pallavicini	Pallavicini	Pallavicini	Pallavicini	FZM Pallavicini	Pallavicini	Pallavicini	Pallavicini	15
31	1702	FZM Gottfried E. Frh. v. Wutgenau	FML Friedr. E. Freiherr von Reitzenstein	Reitzenstein	FML Antoniotto Marchese Botta d'Adorno	Botta	Botta	Botta	Botta	Botta	FZM Botta	Botta	Botta	Botta	12
32	1702[3] ursprünglich Hajduken-Regiment	Oberst Stephan Graf Gyulay	Gyulay	Gyulay	Gyulay	Gyulay	GFW Gyulay	Gyulay	Gyulay	Gyulay	Gyulay	Gyulay	Gyulay	Gyulay	51
33	1703	Seit 1722 FZM Alexio Graf von Livingstein	Livingstein	Livingstein	Livingstein	Livingstein	Livingstein FML Christian M. E. Graf von Königsegg	Jung-Königsegg	Jung-Königsegg	Jung-Königsegg	Jung-Königsegg	Jung-Königsegg	Jung-Königsegg	Jung-Königsegg	16
34	1709	Carl Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	Herzog Wolfenbüttel	29
35	1709	Seit 1734 FML August Jacob Heinrich Frh. v. Suckow	Suckow	Suckow	Suckow	vacant Suckow	GFW Wilhelm Moriz Freiherr von Roth	Roth	Roth	Roth	FML Roth	Roth	Roth	GFW Jacob Ignaz Frh. von Hagenbach	22
36	1710	Seit 1712 FZM Otto Ferdinand Graf Abensberg-Traun	Traun	Traun	Traun	Traun	FM Traun	Traun	Traun	Traun	Traun	Traun	Traun	aufgelöst	1748 aufgelöst
37	1715	Seit 1734 FML Mathias Frh. v. Waschetitz	Oberst Leopold Anton Graf Platz	GFW Platz	Platz	Platz	Platz	Platz	FML Platz	Platz	Platz	Platz	Platz	Platz	1809 aufgelöst als Nr. 43
38	1715	Seit 1734 GFW Georg Anton Frh. v. Lindesheimb	Lindesheimb	Lindesheimb	FML Lindesheimb	GFW Ernst Ludwig Prinz zu Braunschweig-Wolfenbüttel	FML Ludwig Wolfenbüttel	Ludwig Wolfenbüttel	Ludwig Wolfenbüttel	Ludwig Wolfenbüttel	Ludwig Wolfenbüttel	FZM Ludwig Wolfenbüttel	Ludwig Wolfenbüttel	Ludwig Wolfenbüttel	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 10
39	1716 übernommen von Baden-Durlach	Seit 1724 FML Otto Graf Walsegg	Walsegg	Walsegg	Walsegg	Walsegg	FZM Walsegg	Walsegg	Walsegg FML Johann Leopold Freiherr von Bärnklau	Bärnklau	Bärnklau	Bärnklau	FML Carl Gustav Graf Kheul	Kheul	49
40	1716 übernommen von Trier	Carl Herzog von Lothringen	GFW Carl Lothringen	FML Carl Lothringen	Carl Lothringen	FM Carl Lothringen	Carl Lothringen	Carl Lothringen	Carl Lothringen	Carl Lothringen	Carl Lothringen	Carl Lothringen	Carl Lothringen	Carl Lothringen	3
41	1716 übernommen von Trier	Seit 1729 Franz Stephan Herzog von Lothringen	Franz Lothringen	GL Franz Lothringen	Franz Lothringen	Franz Lothringen	Franz Lothringen	Franz Lothringen	Franz Lothringen	Franz Lothringen	Franz Lothringen	Franz Lothringen	Franz Lothringen	Franz Lothringen	1
42	1717 übernommen von Anspach	Seit 1724 FML Heinr. Freiherr von Muffling	Muffling GFW Nicol. Graf Grünne	Grünne	Grünne	Grünne	FZM Grünne	Grünne	Grünne	Grünne	Grünne	Grünne	Grünne	Grünne	26
43	1721 übernommen von Spanien	Seit 1734 FZM Johann Jacob Graf Vasquez de Binas	Vasquez	Vasquez	Vasquez	Vasquez	FM Vasquez	Vasquez	Vasquez	Vasquez	Vasquez	Vasquez	Vasquez	Vasquez	1796 aufgelöst als Nr. 48
44	1721 übernommen von Neapel	Seit 1721 FZM Franz von Marulli	Marulli	Marulli	Marulli	Marulli	Marulli	Marulli	Marulli	FM Marulli	Marulli	Marulli	Marulli	Marulli	1751 aufgelöst
45	1725 niederländisch	Seit 1725 FML Claudius Fürst de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	Cl. de Ligne	1809 aufgelöst als Nr. 38
46	1725 niederländisch	Seit 1725 FML Johann Anton Prié-Turinetti v. Pancalieri	Prié	Prié	Prié	Prié	Prié	Prié	Prié	FZM. Prié	Prié	Prié	Prié	Prié	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 38
47	1725 niederländisch	Seit 1725 FZM Franz Marquis Los Rios	Los Rios	Los Rios	Los Rios	Los Rios	Los Rios	Los Rios	Los Rios	Los Rios	FM Los Rios	Los Rios	Los Rios	Los Rios	9
48	1733	Seit 1734 GFW Ludw. Graf zu Schulenburg	Schulenburg	Schulenburg	FML Schulenburg	Schulenburg	Schulenburg	Schulenburg	Schulenburg	Schulenburg	FZM Schulenburg	Schulenburg	Schulenburg	Schulenburg	21
49	1733	Seit 1733 GFW Nicolaus Leopold Rheingraf Salm-Salm	Salm	Salm	FML Salm	Salm	Salm	Salm	Salm	Salm	FZM Salm	Salm	Salm	Salm	14
50	1734	Seit 1734 GFW Wolfgang Sigmund Freiherr von Damnitz	FML Damnitz	Damnitz	Damnitz	Damnitz	Damnitz	Damnitz	Damnitz	Damnitz	FZM Damnitz	Damnitz	Damnitz	Damnitz	40
51	1734 ursprünglich Hajduken-Regiment	Seit 1734 Oberst Leop. Graf Pálffy	Leopold Pálffy	Leopold Pálffy	Leopold Pálffy	Leopold Pálffy	GFW Leopold Pálffy	Leopold Pálffy	Leopold Pálffy	Leopold Pálffy	Leopold Pálffy	Leopold Pálffy	Leopold Pálffy	Leopold Pálffy	19
52	1734 ursprünglich Hajduken-Regiment	Seit 1734 GFW Ladislaus Kökényesdi de Vettes	Vettes	Vettes	Vettes	Vettes	Vettes	FML Vettes	Vettes	Vettes	Vettes	Vettes	Vettes	Vettes	34
53	1741	–	–	–		–	Oberst Ignaz Graf Forgách	Forgách	Forgách	Forgách	GFW Forgách	Forgách	Forgách	Forgách	32
54	1741	–	–			–	Oberst Adam Baron Andrássy	GFW. Andrássy	Andrássy	Andrássy	Andrássy	Andrássy	Andrássy	Andrássy	33
55	1741	–	–		–	–	Oberst Ladislaus Baron Ujváry	Ujváry	Ujváry	Ujváry	GFW Ujváry	Ujváry	Ujváry	Ujváry	2
56	1741		–		–		Oberst Samuel Baron Hall	Hall	Haller	Haller	GFW Haller	Haller	Haller	Haller	31
57	1741	–	–		–	–	Oberst Thomas Szirmay	Szirmay	Oberst Joseph Graf Esterházy	Esterházy	Esterházy	Esterházy	GFW Esterházy	Esterházy	37
58	1741		–	–			Oberst Wolfgang Graf Bethlen	Bethlen	Bethlen	Bethlen	GFW Bethlen	Bethlen	Bethlen	Bethlen	52
59	1742 1. Wallonen-Regiment	–	–	–		–		Oberst Carl Anton Graf d'Arberg	d'Arberg	d'Arberg	GFW d'Arberg	d'Arberg	d'Arberg	d'Arberg	1809 aufgelöst als Nr. 55
60	1743 2. Wallonen-Regiment		–	–					Oberst Carl Prinz Arenberg	Jung-Arenberg	GFW Arenberg (Jung-Arenberg)	Jung-Arenberg	Jung-Arenberg	aufgelöst	1748 aufgelöst
61	1743 Graubündner	–	–	–	–	–			Oberst Simon Sprecher von Bernegg	Sprecher	GFW Sprecher	Sprecher	Sprecher	Sprecher	1749 aufgelöst
62	1744 ital. National-Regiment	–	–					–		Oberst Anton Georg Marchese di Clerici	Clerici	Clerici	GFW Clerici	Clerici	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 44
63	1745 Tyroler-Regiment		–				–			–	Tyroler Land- und Feld-Regiment Oberst Graf Spaur	Tyroler Land- und Feld-Regiment	Tyroler Land- und Feld-Regiment	Tyroler Land- und Feld-Regiment FZM Graf O'Gilvy	1809 aufgelöst als Nr. 46
64	1745 Panduren-Regiment	–	–							–	Oberst v. d. Trenck's Panduren-Regiment	Trenck's Panduren Regiment	Trenck's Panduren Regiment	aufgelöst (Panduren-Bataillon)	Jetzt Inf.-Reg. Nr. 53
		52	52	52	52	52	52 57	(57) 58	(58) 60	(60) 61	(61) 63	63	(63) 64	(64) 66	

1) Aus den Resten des 1647 errichteten Regiments des Thomas Henderson formiert.
2) 1685 [illegible] reorganisiert.
3) 1718 auf den deutschen Fuss gesetzt.

B. Grenz-Regimenter.

Fortlaufende Zahl	Errichtet	1736	1737	1738	1739	1740	1741	1742	1743	1744	1745	1746	1747	1748	Anmerkung
65	1745 im Warasdiner Generalate	–									Warasdiner später Kreutzer	Warasdiner später Kreutzer	Warasdiner später Kreutzer	Warasdiner später Kreutzer	1873 aufgelöst und mit dem Inf.-Reg. Nr. 16 vereinigt
66	1745 im Warasdiner Generalate	–	–								Warasdiner später Arnautz	Warasdiner später St. Georger	Warasdiner später St. Georger	Warasdiner später St. Georger	
67	1746 im Carlstädter Generalate	–										Oberst [illegible]	[illegible]	[illegible]	
68	1746 im Carlstädter Generalate	[illegible]										Oberst Carl [illegible]	[illegible]	[illegible]	1873 aufgelöst und an ihrer Stelle errichtet das Inf.-Reg. Nr. 79
69	1746 im Carlstädter Generalate	[illegible]										[illegible]	[illegible]	[illegible]	
70	1746 im Carlstädter Generalate	[illegible]										GFW [illegible]	[illegible]	[illegible]	
71	1747 in Slavonien												Broder	Broder	1873 aufgelöst [illegible] Nr. 7
72	1747 in Slavonien												Gradiskaner	Gradiskaner	[illegible] Nr. 8
73	1747 in Slavonien												Peterwardeiner	Peterwardeiner	[illegible] Nr. 9
													9	9	

[illegible]

[illegible]



Die österreichischen Cavallerie-Regimenter in den Jahren 1736 bis 1748.

(Im Anschlusse an Tabelle 22 B im XX Bande der „Feldzuge des Prinzen Eugen von Savoyen". – Geordnet nach ihrem Alter im Jahre 1736).

A. Cürassiere.

Fortlaufende Zahl	Errichtet in kaiserliche Dienste getreten	1736	1737	1738	1739	1740	1741	1742	1743	1744	1745	1746	1747	1748	Anmerkung
1	1619 übernommen von Florenz	Seit 1735 FML Franz Rudolf Graf Hohenems	Hohenems	Hohenems	Hohenems	Hohenems	G. d. C. Hohenems	Hohenems	Hohenems	Hohenems	FM Hohenems	Hohenems	Hohenems	Hohenems	Seit 1867 Drag. Rgmt. Nr. 8
2	1648	Seit 1707 G. d. C. Joh. Graf Hautois	Hautois	Hautois	Hautois	Hautois GFW. Wilhelm Prinz v. Pfalz Birkenfeld	Birkenfeld	Birkenfeld	FML Birkenfeld	Birkenfeld	Birkenfeld	G. d. C. Birkenfeld	Birkenfeld	Birkenfeld	1775 aufgelöst
3	1657	Seit 1722 GFW. Carl Graf Claviano	Wurmbrand GFW. Carl Graf Saint Ignon	St. Ignon	FML St. Ignon	St. Ignon	St. Ignon	St. Ignon	Carl St. Ignon	Carl St. Ignon	G. d. C. Carl St. Ignon	St. Ignon	St. Ignon	St. Ignon	1775
4	1663	Seit 1718 G. d. C. Andr. Graf Hamilton	Hamilton	Hamilton GFW. Josef Conte de Bernes	FML Bernes	Bernes	Bernes	Bernes	Bernes	Bernes	G. d. C. Bernes	Bernes	Bernes	Bernes	Seit 1867 Drag.-Rgmt. Nr. 7
5	1672	Seit 1727 G. d. C. Joh. Christoph Frh. Seherr von Thoss	Seherr	Seherr	FM Seherr	Seherr	Seherr	Seherr	FML Franz von Saint-Ignon	Franz St. Ignon	Franz St. Ignon GFW. Johann Graf Serbelloni	FML Serbelloni	Serbelloni	Serbelloni	Seit 1867 Drag.-Rgmt. Nr. 4
6	1672	Wolfenbüttel Bevern FM Theod. Fürst Lubomirski	Lubomirski	Lubomirski	Lubomirski	Lubomirski	Lubomirski	Lubomirski	Lubomirski	Lubomirski	Lubomirski FML Ludwig C. Freih. von Bretlach	Bretlach	Bretlach	Bretlach	Seit 1867 Drag.-Rgmt. Nr. 2
7	1682	Seit 1719 FM Dom Emanuel Infant v. Portugal	Portugal	Portugal	Portugal	Portugal	Portugal	Portugal	Portugal	Portugal	Portugal	Portugal	Portugal	Portugal	Seit 1867 Drag.-Rgmt. Nr. 9
8	1682	Seit 1720 G. d. C. Joh. Graf Lanthieri	Lanthieri	Lanthieri	Lanthieri	Lanthieri	Lanthieri	Lanthieri	Lanthieri	Lanthieri	Lanthieri GFW. Ludwig Graf Bentheim	Bentheim	Bentheim	Bentheim	1775 aufgelöst
9	1682	Seit 1720 G. d. C. Julius Graf Veterani	FML Ferdinand Heinr. Freiherr von Stein	Stein FML Johann Friedrich Freiherr v. Berlichingen	Berlichingen	Berlichingen	Berlichingen	Berlichingen	G. d. C. Berlichingen	Berlichingen	Berlichingen	Berlichingen	Berlichingen	Berlichingen	1767
10	1682	Seit 1700 FM Johann Graf Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	Johann Pálffy	1801
11	1682	Seit 1734 GFW. Carl Graf Pálffy	Carl Pálffy	Carl Pálffy	FML Carl Pálffy	Carl Pálffy	Carl Pálffy	Carl Pálffy	Carl Pálffy	Carl Pálffy	G. d. C. Carl Pálffy	Carl Pálffy	Carl Pálffy	Carl Pálffy	1775 „
12	1683	Seit 1716 G. d. C. Georg Fürst Lobkowitz	Lobkowitz	Lobkowitz	Lobkowitz	Lobkowitz	FM Lobkowitz	Lobkowitz	Lobkowitz	Lobkowitz	Lobkowitz	Lobkowitz	Lobkowitz	Lobkowitz	1801 „
13	1684	Seit 1707 FM Johann Graf Caraffa	Caraffa	Caraffa	Caraffa	Caraffa	Caraffa	Caraffa	Caraffa GFW. Josef Conte Lucchese	Lucchese	FML Lucchese	Lucchese	Lucchese	Lucchese	1767 „
14	1685 übernommen von Bamberg-Würzburg	Seit 1712 G. d. C. Friedr. Ludwig Fürst v. Hohenzollern-Hechingen	Hohenzollern	Hohenzollern	Hohenzollern	Hohenzollern	FM Hohenzollern	Hohenzollern	Hohenzollern	Hohenzollern	Hohenzollern	Hohenzollern	Hohenzollern	Hohenzollern	Seit 1775 Drag. Rgmt. 1801 aufgelöst als leichtes Drag.-Rgmt. Nr. 2
15	1701	Seit 1701 FM Philipp Prinz zu Hessen-Darmstadt	FML Franz G. Miglio	Miglio	Miglio	Miglio	Miglio	Miglio	Miglio	Miglio	Miglio GFW. Hannibal Freih. von Schmerzing	FML Schmerzing	Schmerzing	Schmerzing	Seit 1867 Drag. Rgmt. Nr. 6
16	1701	Seit 1730 FML Carl Graf Podstatzky	Podstatzky	Podstatzky	Podstatzky	Podstatzky	G. d. C. Podstatzky	Podstatzky	Podstatzky FML Theobald Graf Czernin	Czernin	Czernin	Czernin	Czernin	Czernin	1767 aufgelöst
17	1702	Seit 1735 FML Ernst Freiherr von Diemar	Diemar	Diemar	Diemar	Diemar	G. d. C. Diemar	Diemar	Diemar	Diemar	FM Diemar	Diemar	Diemar	Diemar	1801 „
18	1725 übernommen von Spanien	Seit 1726 G. d. C. Caspar Graf Cordova	Cordova	Cordova	Cordova	Cordova	FM Cordova	Cordova	Cordova	Cordova	Cordova	Cordova	Cordova	Cordova	Seit 1867 Drag.-Rgmt. Nr. 5
		18	18	18	18	18	18	18	18	18	18	18	18	18	

B. Dragoner.

Fortlaufende Zahl	Errichtet in kaiserliche Dienste getreten	1736	1737	1738	1739	1740	1741	1742	1743	1744	1745	1746	1747	1748	Anmerkung
1	1640	Seit 1731 FML Carl Joseph Fürst Batthyány	Batthyány	Batthyány	G. d. C. Batthyány	Batthyány	Batthyány	Batthyány	Batthyány	Batthyány	FM Batthyány	Batthyány	Batthyány	Batthyány	Jetzt Drag. Rgmt. Nr. 10
2	1672	Seit 1734 FML Otto Graf Limburg Styrum	Styrum	Styrum	G. d. C. Styrum	Styrum	Styrum	Styrum	Styrum	Styrum	Styrum	Styrum	Styrum	aufgelöst	1748 aufgelöst
3	1682	Seit 1685 G.L. Prinz Eugen von Savoyen	Savoyen	Savoyen	Savoyen	Savoyen	Savoyen	Savoyen	Savoyen	Savoyen	Savoyen	Savoyen	Savoyen	Savoyen	Jetzt Drag. Rgmt. Nr. 13
4	1682	Seit 1725 FML Joseph Wenzel Fürst Liechtenstein	Liechtenstein	Liechtenstein	G. d. C. Liechtenstein	Liechtenstein	Liechtenstein	Liechtenstein	Liechtenstein	Liechtenstein	FM. Liechtenstein	Liechtenstein	Liechtenstein	Liechtenstein	1775 aufgelöst
5	1683	Seit 1709 G. d. C. Franz Graf Jörger zu Tollet	Jörger	Jörger	Jörger FML Carl Joachim Frh. von Römer	Römer	Römer GFW. Philipp Baron Philibert	FML Philibert	Philibert	Philibert	Philibert	Philibert	Philibert	Philibert	1801 aufgelöst als leichtes Drag. Rgmt. Nr. 6
6	1688	Seit 1705 G. d. C. Gundacker Graf Althann	Althann	Althann	Althann	Althann	FM Althann	Althann	Althann	Althann	Althann	Althann	Althann	Erzherzog Joseph	Seit 1851 Uhlanen-Reg. Nr. 6
7	1688	Seit 1683 FM Carl Alex. Herzog von Württemberg-Neustadt	FM Carl Rudolph Herzog v. Württemberg-Neustadt	Württemberg Neustadt	Württemberg-Neustadt	Oberst Carl Eugen Landprinz von Württemberg	Württemberg	Württemberg	Württemberg	Carl Eugen Herzog von Württemberg	Württemberg	Württemberg	Württemberg	Württemberg	Jetzt Drag.-Rgmt. Nr. 11
8	1701	Seit 1727 G. d. C. Victor Graf Philippi	FM Philippi	Philippi	Philippi	Philippi FML Ludwig Graf Balayra	Balayra	Balayra	Balayra	Balayra	G. d. C. Balayra	Balayra	Balayra	Balayra	Seit 1873 Husaren-Reg. Nr. 15
9	1710 übernommen von Kur-Mainz	Seit 1727 G. d. C. Ludw. Andreas Graf Khevenhüller	FM Khevenhüller	Khevenhüller	Khevenhüller	Khevenhüller	Khevenhüller	Khevenhüller	Khevenhüller	FML Joseph von Holly	Holly	Holly	Holly	Holly	1801 aufgelöst als leichtes Drag. Reg. Nr. 5
10	1717 Geschenk von Kur-Bayern	Seit 1717 G. d. C. Ferdinand Prinz v. Bayern	FM Prinz Ferdinand von Bayern	Prinz Ferdinand von Bayern	Prinz Ferd. v. Bayern GFW. Ernst Freiherr von Preysing	Preysing	FML Preysing	Preysing	Preysing	Preysing	Preysing	Preysing	Preysing	Preysing	1750 aufgelöst
11	1718 übernommen von Anspach	Seit 1726 GFW. Johann Aug. Herzog v. Sachsen-Gotha	Sachsen-Gotha	FML Sachsen-Gotha	Sachsen-Gotha	Sachsen-Gotha	Sachsen-Gotha	Sachsen-Gotha	Sachsen-Gotha	Sachsen-Gotha	G. d. C. Sachsen-Gotha	Sachsen-Gotha	Sachsen-Gotha	Sachsen-Gotha	Seit 1851 Uhlanen-Reg. Nr. 8
12	1725 Niederländisch	Seit 1732 FML Ferd. Prinz de Ligne	Ferdinand de Ligne	Ferdinand de Ligne	Ferdinand de Ligne	Ferdinand de Ligne	Ferdinand de Ligne	Ferdinand de Ligne	Ferdinand de Ligne	G. d. C. Ferdinand de Ligne	Ferdinand de Ligne	Ferdinand de Ligne	Ferdinand de Ligne	Ferdinand de Ligne	Jetzt Drag.-Reg. Nr. 14
13	1733	Seit 1733 Oberst Andr. Graf Koháry	Koháry	Koháry	GFW. Koháry	Koháry	FML Koháry	Koháry	Koháry	Koháry	Koháry	Koháry	Koháry	Koháry	1767 aufgelöst
14	1733	Seit 1733 Oberst Alex. Graf d'Ollone	d'Ollone	d'Ollone	GFW. d'Ollone	d'Ollone	d'Ollone	d'Ollone	d'Ollone	d'Ollone	FML. d'Ollone	d'Ollone FM Ludwig Landgraf von Hessen-Darmstadt	Hessen-Darmstadt	Hessen-Darmstadt	1860 aufgelöst als Drag.-Reg. Nr. 4
15	1737		Prinz Ludwig von Württemberg	Ludwig Württemberg	Ludwig Württemberg	aufgelöst			—	—	—	—	—		1749 aufgelöst
16	1745		—		—				—	—	GFW. Viñals	aufgelöst	—	—	1746 aufgelöst
		14	15	15	15	(15) 14	14	14	14	14	14 (15)	(15) 14	14	14) 13	

C. Husaren.

Fortlaufende Zahl	Errichtet in kaiserliche Dienste getreten	1736	1737	1738	1739	1740	1741	1742	1743	1744	1745	1746	1747	1748	Anmerkung
1	1688	Seit 1724 G. d. C. Georg Emerich Graf Csáky	Csáky	Csáky	Csáky	Csáky	FM Csáky GFW. Franz Graf Nádasdy	Nádasdy	Nádasdy	FML Nádasdy	Nádasdy	Nádasdy	Nádasdy	Nádasdy	Jetzt Hus.-Reg. Nr. 9
2	1696	Seit 1735 GFW. Emerich Baron Dessewffy (Jung)	Jung-Dessewffy	Jung-Dessewffy	Jung-Dessewffy GFW. Johann Baron Baranyay	Baranyay	FML. Baranyay	Baranyay	Baranyay	Baranyay	Baranyay	Baranyay	Baranyay	Baranyay	„ „ 8
3	1702	Seit 1727 FML Stephan Freiherr von Dessewffy, Alt-Dessewffy	Alt-Dessewffy	Alt-Dessewffy	Alt-Dessewffy	Dessewffy	Dessewffy	Dessewffy FML Joseph Baron Festetics de Tolna	Festetics	Festetics	Festetics	Festetics	Festetics	Festetics	„ „ 3
4	1733	Seit 1733 GFW. Gabriel Baron Splényi	Splényi	Splényi	Splényi	Splényi	Splényi	FML. Splényi	Splényi	Splényi	Splényi	Splényi	Splényi	Splényi	1768 aufgelöst
5	1733	Seit 1733 GFW. Johann Nicolaus Graf Hávor	Hávor	Hávor	Hávor	Hávor	FML Hávor	Hávor	Hávor	Hávor GFW. Joseph Baron Dessewffy	Dessewffy	Dessewffy	Dessewffy	Dessewffy	Jetzt Hus.-Reg. Nr. 4
6	1734	Seit 1734 G. d. C. Alex. Graf Károlyi	Károlyi	Oberst Franz Graf Károlyi	GFW. Károlyi	Károlyi	FML Károlyi	Károlyi	Károlyi	Károlyi	Károlyi	Károlyi	Károlyi	Károlyi	„ „ „ 6
7	1734	Seit 1734 GFW. Johann Baron Ghilányi	Ghilányi	Ghilányi	Ghilányi	Ghilányi	FML Ghilányi	Ghilányi	Ghilányi	Ghilányi	Ghilányi	Ghilányi	Ghilányi	Ghilányi	1768 aufgelöst
8	1734	Seit 1734 GFW. Joseph Pestvármegyey	Pestvármegyey	Pestvármegyey	Pestvármegyey	Pestvármegyey	FML. Pestvármegyey	Pestvármegyey	Pestvármegyey GFW. Adolph Freiherr von Trips	Trips	FML Trips	Trips	Trips	aufgelöst	1748
9	1734 Illyrisch-Raizisches Husaren-Regiment	Oberst Marquis Freiherr von Heldorf	Rud. Fürst Cantacuzene	Cantacuzene	aufgelöst	—	—			—			—		1739
10	1741		—		—		Oberst Johann von Beleznay	Beleznay	Beleznay	FML Beleznay	Beleznay	Beleznay	Beleznay	Beleznay	Jetzt Hus.-Reg. Nr. 10
11	1742		—		—			GFW. Paul Anton Fürst Esterházy	Esterházy	Esterházy	Esterházy	Esterházy	FML Esterházy	Esterházy	1775 aufgelöst
12	1742		—					Siebenbürgisches Husaren-Regiment Oberst Adalbert Graf Kálnoky	Siebenbürgisches Husaren-Regiment (Kálnoky)	Siebenbürgisches Husaren-Regiment Kálnoky	Siebenbürgisches Husaren-Regiment GFW. Kálnoky	Siebenbürgisches Husaren-Regiment Kálnoky	Siebenbürgisches Husaren-Regiment Kálnoky	Siebenbürgisches Husaren-Regiment Kálnoky	Jetzt Hus.-Reg. Nr. 2
		9	9	9	(9) 8	8	(8) 9	9) 11	11	11	11	11	11	(11) 10	



Artillerie- und Zeugsvorräthe

in den festen Plätzen der k. k. Erblande mit Ausnahme von Luxemburg, Italien (ausser Mantua), Süd-Tyrol, Inner- und Vorder-Oesterreich um das Jahr 1740.

Festung	[illegible]	Anmerkung
Summe für die Niederlande (ohne Luxemburg)[5]	5 11 17 19 10 2 · 1 413 35 · 7 · 11 500 17 067	
Mantua[6]	11 37 50 [illegible] 51 67 2 1 027 · 2 455 2 10 7 8 548 11 094 4 761 548 24 523 72 016 · 9 313 23 813 40 731	

Recapitulation.

Land	Werte
Ungarn	9 170 302 520 512 172 · 1 26 341 · 348 · 6 796 · 2 2 70 26 10 4 · 6 818 · 51 79 221 · 59 602 · 22 481 20 111 2 831 · 80 961 · 1,216 [illegible] · 5 840 13 174 · 150 112 · 32 631 · 119 365 · 408 · 51 060
Böhmen	1 16 25 [illegible] 7 10 · [illegible] · 26 · 572 · 1 2 2 · 4 · 56 · 1 6 · 272 · 4 103 1 441 521 · 21 387 · 7 737 · 21 461 · 20 783 · [illegible] · 6 041
Schlesien	4 9 20 29 7 10 · [illegible] 927 · 71 · 485 · 1 · 2 2 16 · 251 · 2 183 840 2 015 · 9 453 · 118 000 · 269 [illegible] · 2 472 · [illegible] · 4 [illegible] · [illegible] · 5 274
Mähren	4 10 15 11 15 5 · [illegible] · 123 · [illegible] · 6 · [illegible] 1 1 4 12 · 2 977 · 2 741 1 116 675 · 11 555 · 8 354 · 16 960 · 16 521 · 22 · 3 114
Oesterreich unter und ob der Enns	22 76 [illegible] 15 [illegible] 59 1 · 426 089 · 97 · 2 2 17 22 1 1 10 792 · 2 19 27 78 · 11 215 · 9 470 5 916 977 · 10 419 · 132 [illegible] 487 1 532 · 11 170 · [illegible] · 26 511 · [illegible] · 13 031
Tyrol	4 · 11 338 · 1 22 2 · 2 494 · 2 890 380 · 5 971 · grosse Anzahl · 8 171
Platz [illegible]	8 9 12 21 9 · 104 183 · 12 · 161 · 10 7 · 16 [illegible] · 3 377 178 · 1 413 · 11 650 · 71 173 · 4 997 · 4 290
Niederlande	5 11 17 19 10 2 · 25 413 · 35 · 7 · 11 500 · 17 067
Mantua	11 37 50 [illegible] 51 67 · 2 1 027 · 2 455 · 2 10 7 · 8 548 · 11 094 4 761 548 · 21 323 · 72 016 · 9 313 · 23 813 · 40 731
Summe	27 258 310 521 854 743 304 · 1 454 662 · 702 · 11 207 · 5 6 89 · 53 16 8 · 20 566 · 3 86 159 842 · 135 277 · 58 339 34 156 6 868 · 195 518 · 1,539 258 32 596 27 572 · 242 308 · 517 420 · wenigstens gegen 250 000 · 800 · 93 951[6]

3 056 · 3758 Stücke (Kanonen) · 277 Haubitzen · 590 Böller (Mörser) · 4 625 Geschütze

[1] Bis hieher nach H. K. Arch. Hoffinanz 4. April 1742.
[2] Ebenda Ober-Oesterreich, [illegible] Februar 1741.
[3] [illegible] 1714 [illegible] Bayern [illegible] 1743 [illegible] Theil dieser Artillerie-Vorräthe wurde von FM. Seckendorff als [illegible] Eigenthum erklärt, worüber sich eine langere Controverse entspann.
[4] Bericht des FM. Herzog zu Arberg [illegible] (Brüssel) 22. März 1740. Staats-Archiv Belgien, Fasc. 7[illegible] roth.
[5] K. A. F. A. Italien 1742 [illegible] Extract [illegible] metallenen Stücken, Pöllern, Mortieren [illegible] was von Parma und Piacenza gekommen [illegible] in dem königlichen Haupt-Zeughause Mantova effective sich befinden (vom 14. April 1743.)
[6] Hiezu [illegible] K. A. H. K. R. 1740 [illegible] für die der Kosten [illegible] unbekannten Bauarti[illegible] in Vorder-Oesterreich, wovon Freiburg i. B. mit 85,2 fl., Constanz mit [illegible] fl., Bregenz mit [illegible] fl. und in Tyrol, mit zusammen 14 537 fl. [illegible] Gesammtbetrag [illegible] wobei die Kosten der Festungs-Artillerie in den Niederlanden, in Italien und Inner-Oesterreich, als gänzlich unbekannt, nicht mitgerechnet sind.

Bemerkungen zu vorstehender Tabelle.

1. In Wien vorhanden [illegible] Artillerie- und Zeugs[illegible]:

Metallene Stücke.

	Stücke	Kugeln
12[illegible]pfündiges türkisches ohne Montur	1	
96pfündiges türkische Karthaune mit Montur	1	
72pfündige Karthaunen mit der Montur	2	12
60pfündige türkische [illegible] Montur	1	293
48pfündige mit Montur et Ladzeug	6	2 60[illegible]
45pfündige türkische [illegible] Montur	1	—
40pfündige mit Montur et Ladzeug	2	1 [illegible]
24pfündiges detto	1	6 000
25pfündig detto	6	2 10[illegible]
24pfündige detto	65	[illegible]
24pfündiges kurzes	1	
24pfündige mit Montur et Ladzeug	2	[illegible]
22pfündige detto	3	603
20pfündige detto	2	2 [illegible]
18pfündige detto	4	4 [illegible]
16pfündiges spanische Schlange	1	
16pfündige mit Montur et Ladzeug	2	
12pfündige detto	11	61 200
12pfündige [illegible]	4	
10pfündige mit Montur et Ladzeug	1	8 [illegible]
8pfündige detto	2	7 700
7[illegible]pfündige [illegible]	1	[illegible]
6pfündige detto	13	33 [illegible]
6pfündige Kammerstücke mit Montur, wovon [illegible]	28	
5pfündige mit Montur et Ladzeug	2	600
4pfündige [illegible]	4	3 6[illegible]
4pfündige [illegible]	1	
4pfündige [illegible] mit Montur	2	
3pfündige [illegible] mit Montur	6	
3pfündige [illegible] mit Montur	11	11 200
[illegible]	10	
2[illegible]pfündige mit Montur et Ladzeug	2	—
2[illegible]pfündige detto	11	8 100
2pfündige detto	12	8 100
2pfündige [illegible]	8	—
1[illegible] mit Montur et Ladzeug	1	3 [illegible]
1[illegible] detto	1	3 [illegible]
1pfündige detto	16	[illegible]
[illegible]	2	
[illegible] mit Montur et Ladzeug	3	
24[illegible] detto	5	3 200
20[illegible] detto	1	[illegible]
[illegible] detto	15	
11 et 12löthige detto	9	11 200
[illegible] mit [illegible] Wechsel	2	
[illegible]	1	
[illegible]pfündige Kammerstücke [illegible]	34	
Summa	318	124 013

[illegible] der Erbfolgekrieg. I. Bd.

Eiserne Stücke.

	Stücke	Kugeln
4pfündige [illegible]-Stück	75	
24löthige detto	2	
12löthige detto	2	—
Summe	79	
Unbrauchbare eiserne Stücke im Stadel	18	

Metallene Haubitzen.

	Haubitzen	Haubitz-Granaten
400pfündige für [illegible] mit zwei Stiefeln	1	
40pfündige detto	1	—
35pfündige spanische mit Montur	1	
31pfündige mit Montur	1	
25pfündige mit Montur	2	—
17pfündige detto	3	665
15pfündige detto	5	9 009
12pfündige mit Montur	6	702
9pfündige detto	4	
8pfündige detto	12	365
4pfündige detto	1	—
2[illegible]pfündige detto	1	
2pfündige detto	3	
Summa	17	10 792

Metallene Böller.

	Böller	Bomben
[illegible]	1	
[illegible]	1	260
150pfündige detto	2	401
10[illegible]	12	6 032
10[illegible] Petrarı [illegible]	4	
60pfündige	21	8 200
100pfündiger	1	1 000
[illegible]	19	11 200
25pfündiger	1	—
20pfündiger	1	—
[illegible]	1	
10pfündige	28	15 160
[illegible]	1	
[illegible]	1	
[illegible]	9	
4[illegible]pfündige	5	
[illegible]	1	
10[illegible] [illegible]-Böller	1	
[illegible]	1	
[illegible]	1	
60pfündiger [illegible]	1	
12[illegible] von Nürnberg	1	
1[illegible]	1	
Summe	121	11 112
Handmörser [illegible]	6	
[illegible] Stangen und Schienen	63	

	Haubitzen	Haubitz-Granaten
Lustböller grosse und kleine	97	—
Metallene Petarden		2

Feuergewehre.

Doppelhacken mit Lunten-Schlössern	180
detto mit Flintenschlössern	6
Neue [illegible] Flinten	14 818
Reparierte detto	4 711
Alte [illegible]	2 888
Rommerte, worunter einige [illegible]	8 820
Flintenläufe vorrathig, darunter [illegible] unbrauchbare	7 615
Musketen mit Luntenschlössern	6 401
Wallmusketen	888
Scharfe Flintenpatronen	132 370
Flintensteine	1,772 556
Doppelhackensteine	40 000

Pulver.

Scheibenpulver	41 Pfunde
Reiterpulver	217 Centner 16
Stück- und Musketenpulver	8700

Blei.

Grosses Blei	3818 Centner
[illegible]löthige Kugelblei	[illegible]
[illegible] detto	77
Kartätschenblei	103
Lunten	[illegible]
Handgranaten theils gefüllt, theils leer	[illegible] 701 Stück

Schanzzeug.

Beschlagene Wasser- [illegible] Schaufeln	4.770 Stück
[illegible]	1 5[illegible]
Krampen	5 [illegible]
Pickel oder Hacken	3 [illegible]
Faschinenmesser	2 [illegible]
[illegible]	8 000
Schiebtruhen	120

u. s. w.

Kriegsrüstung.

Neue Cürass-Brustsstück	21 451 Stück
[illegible] Rückenstücke	20 949
[illegible]	13 215
[illegible]	4 978
[illegible] Cürass-Bruststück	410

2. Auffallend ist, dass zu vielen Geschützen sich gar keine oder nur sehr wenig Munition ausgewiesen findet.

3. Bei zahlreichen Geschützen ist angemerkt „Zur scharfen Operation unbrauchbar", oder „schadhafte Montur", „schlechte Fassung", „ohne Ladzeug", „alte Montur" mit [illegible] folgendem Gegensatz „gute Montur" etc. In Essegg [illegible] 25 [illegible]pfündigen Böllern nur ein Ladzeug vorhanden. [illegible] auffallend steht die Sache in [illegible] [illegible] sämmtliche [illegible] metallenen Stücke ist beigefügt: „Bei allen die Montur unbrauchbar et ohne Ladzeug" für die 16 Haubitzen: „Alle unbrauchbar Lafetten et Ladzeug", für die 19 Böller: „In alter Montur et Ladzeug abgängig".

Da bei der Beurtheilung der in den einzelnen Zeughäusern vorhandenen Geschützsorten keine einheitliche Terminologie angewendet wurde, so ist es schwierig die Zahl der brauchbaren Geschütze genau anzugeben; eine ungefähre Zählung ergibt jedoch schon, dass von den in den deutsch-böhmisch-ungarischen Ländern vorhandenen 3103 Stücken fast ein Fünftel, von den 177 Haubitzen ein Drittel [illegible] den 522 Böllern fast ein Viertel entweder ganz unbrauchbar oder doch nur bedingungsweise, nach Vornahme von Reparaturen und Ergänzungen brauchbar ist.

Unter den 3103 metallenen und eisernen Stücken befinden sich 190 vorwiegend einpfündige Tschaikerstücke.

[illegible] 800 Centr. Pulver werden als unbrauchbar oder verdorben angegeben, [illegible] eine Menge, die massenhaft auf [illegible] Lunten, denn sonderbarerweise in Gross-Glogau [illegible] Centner befinden, als in ganz Böhmen, Mähren und Oesterreich zusammen. Auch bei andern Sorten [illegible] ungleichmässige, der Bedeutung der Plätze oft nicht entsprechende Vertheilung auf.

4. Viele Handfeuerwaffen werden als verrostet, mit verdorbenen, oder [illegible] [illegible] oder sonst schadhaften Schäften versehen, [illegible]. Eine ausgleichende Gradation wie bei den Geschützen, nur dürftig verrechenbare Zeichnung ergibt an 20 000 unbrauchbare Feuergewehre.

5. Eiserne Ladstöcke zu Handfeuerwaffen sind kaum 7000 Stück, in Essegg, Peterwardein und Temeswar vorräthig.

6. Der Vorrath an Batteriesteinen für Flinten, Doppelhacken und Petrinal betrug Anfangs 1742 im Ganzen gegen [illegible] Millionen Stück, [illegible] an 20000 schlecht waren; [illegible] wurden [illegible] im demselben Jahre 1,000 000 Steine nachgeschafft.

7. Von den Hand-Granaten, unter denen sich noch eine geringe Zahl [illegible] und gläserner [illegible] sind an 7000 gefüllt und über 25 000 leere als schlecht oder unbrauchbar bezeichnet.

8. Die oben ausgewiesenen ärarischen Artillerie- und Zeugs-Vorräthe erhalten eine wesentliche Ergänzung für die damals noch zahlreich im Besitze von Städten, Klöstern und Adeligen befindlichen Vorräthe dieser Art.



XIV.

Stärke des brandenburgisch-preussischen Heeres [1])

a) im Jahre 1713 (Februar).

Nr.	Infanterie-Regimenter	Bataillone	Nr.	Infanterie-Regimenter	Bataillone
1	Weisse Garde	2	12	Arnim	2
2	Garde	3	13	Dönhof	2
3	Kronprinz	4	14	Oranien	2
4	Markgraf Albrecht	2	15	Varenne	1
5	„ Ludwig	2	16	Du Troussel	1
6	Anhalt	2	17	Grumbkow	1
7	Holstein	2	18	Truchsess	1
8	Lottum	2	19	Heyden	1
9	Dohna	2	20	Markgraf Heinrich	2
10	Erbprinz von Hessen-Cassel	1	21	Anhalt-Zerbst	1
11	Jung-Dohna	2			

Zusammen 21 Regimenter mit 38 Bataillons.

Regimenter zu Pferd.

Nr.	Regiment	Schwadronen	Nr.	Regiment	Schwadronen
1	Garde du Corps	4	6	Wartensleben	3
2	Gens d'Armes	1	7	Heyden	3
3	Leib-Regiment	3	8	Schlippenbach	3
4	Kronprinz	4	9	Bayreuth	3
5	Markgraf Friedrich	3	10	Katt	3

Zusammen 10 Regimenter mit 30 Schwadronen.

Dragoner-Regimenter.

Nr.	Regiment	Schwadronen	Nr.	Regiment	Schwadronen
1	Leib-Regiment	4	4	Dörfling	4
2	Markgraf Albrecht	4	5	Pannewitz	4
3	Anspach	4	6	Von der Albe	4

Zusammen 6 Regimenter mit 24 Schwadronen.

Garnisons-Truppen.

18 Garnisons-Compagnien von verschiedener Stärke und die sogenannte Land-Miliz in der beiläufigen Stärke von 5000 Mann. [2])

b) im Jahre 1740 (Mai).

Nr.	Infanterie-Regimenter	Bataillone	Grenadier-Comp.	Nr.	Infanterie-Regimenter	Bataillone	Grenadier-Comp.
1	Garde	3	3	18	La Motte	2	2
2	Kronprinz	2	2	19	Alt-Borcke	2	2
3	Markgraf Carl	2	2	20	Schwerin	2	2
4	Anhalt	3	3	21	Derschau	2	2
5	Glasenapp	2	2	22	Leps	2	2
6	Holstein	2	2	23	Markgraf Heinrich	2	2
7	Bredow	2	2	24	Anhalt-Zerbst	2	2
8	Flansz	2	2	25	Sydow	2	2
9	Prinz Dietrich	2	2	26	Prinz Leopold	2	2
10	Roeder	2	2	27	Dohna	2	2
11	Grävenitz	2	2	28	Jeetze	2	2
12	Wedel	2	2	29	Kalkstein	2	2
13	Marwitz	2	2	30	Jung-Borcke	2	2
14	Lehwald	2	2	31	Dossow	2	2
15	Doenhof	2	2	32	Kroecher	1	1
16	Glaubitz	2	2	33	Beaufort	1	1
17	Kleist	2	2				

Zusammen 33 Regimenter mit 66 Bataillons und ebensovielen Grenadier-Compagnien.

Regimenter zu Pferd.

Nr.	Regiment	Schwadronen	Nr.	Regiment	Schwadronen
1	Gens d'Armes	5	7	Bredow	5
2	Prinz Wilhelm	5	8	Alt-Waldow	5
3	Leib-Regiment	5	9	Gessler	5
4	Leib-Carabiniers	5	10	Markgraf Friedrich	5
5	Buddenbrock	5	11	Jung-Waldow	5
6	Katte	5	12	Prinz Eugen von Anhalt	5

Zusammen 12 Regimenter mit 60 Schwadronen.

Dragoner-Regimenter.

Nr.	Regiment	Schwadronen	Nr.	Regiment	Schwadronen
1	Schulenburg (Grenadiere zu Pferd)	10	4	Thymen (Thümen)	5
2	Bayreuth	10	5	Möllendorf	5
3	Platen	10	6	Sonsfeld	5

Zusammen 6 Regimenter mit 45 Schwadronen.

Husaren.

Nr.	Regiment	Schwadronen	Nr.	Regiment	Schwadronen
1	Preuss. Husaren-Corps (Bronikowski)	6	2	Berliner Leib-Corps Husaren (Wurm)	3

Zusammen 9 Schwadronen.

Artillerie.

1 Bataillon für den Dienst im Felde	6 Comp.	1 Bataillon für den Dienst in den festen Plätzen	4 Comp.

Garnisons-Truppen.

Garnisons-Bataillon l'Hopital in Memel mit 7 Compagnien.
„ „ Natalis „ Pillau „ 7 „
„ „ Sack „ Colberg „ 6 „
„ „ Persode „ Magdeburg „ 6 „ weiters

10 einzelne Garnisons-Compagnien in verschiedenen Plätzen des Reiches und 4 „neue Garnisonen", später „Landregimenter" genannt und zwar je eines in Berlin (mit 7 Compagnien), Stettin (mit 7 Compagnien), Königsberg (mit 4 Compagnien) und Magdeburg) (mit 4 Compagnien.). [3])

[1]) „Des Königs von Preussen Abhandlung von der preussischen Kriegsverfassung in den ältesten Zeiten bis zu Ende der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm". (Original [französisch] in den „Mémoires pour servi[r à l'h]istoire de Brandenbourg". Ausgabe 1767.) — „Die Kriege Friedrich des Grossen", I. Theil, Erster Band, Berlin 1890. — „Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine". 1892, Heft 2.

[2]) Gesammtstärke des Heeres Ende Februar 1713: 35.000 Mann.

[3]) Die Gesammtstärke dieser Truppen am 31. Mai 1740 betrug nach dem officiellen Rapporte, welchen der mit den Geschäften des General-Kriegs-Commissariates betraute General von Massow dem Könige Friedrich II [auf] Befehl am 10. Januar 1748 vorlegte und zwar an Feld-, Garnisons-Truppen und Personen des Unter-Stabes (1116 Köpfe) zusammengenommen, 83.468 Mann.



UEBERSICHT

der

preussischen Infanterie-Regimenter im December 1740.

Laufende Nr.	Name des Truppentheils	Standort vor dem Ersten Schlesischen Kriege	Anzahl der Batail.	Anzahl der Gren.-Compagn.
1	Regiment zu Fuss Glasenapp	Berlin	2	2
2	„ „ „ Roeder	Rastenburg, Schippenbeil, Gerdauen,	2	2
3	„ „ „ Anhalt	Halle	3	3
4	„ „ „ Groeben	Pr. Holland, Mühlhausen u. Liebstadt	2	2
5	„ „ „ Wedell	Magdeburg	2	2
6	Grenadier-Garde-Bataillon	Potsdam	1	1
7	Regiment zu Fuss Bredow	Stettin	2	2
8	„ „ „ Anhalt-Zerbst	Stettin	2	2
9	„ „ „ Leps	Hamm, Soest	2	2
10	„ „ „ Prinz Dietrich	Bielefeld, Herford	2	2
11	„ „ „ Holstein	Königsberg i. Pr.	2	2
12	„ „ „ Markgraf Heinrich	Prenzlau	2	2
13	„ „ „ Truchsess	Berlin	2	2
14	„ „ „ Lehwald	Bartenstein, Friedland, Heiligenbeil, Zinten	2	2
15	1740 Juni, Regiment des Königs, später 1. Bataillon Leibgarde 2. und 3. Bataillon Garde (Regt.-Garde)	Ruppin, Nauen und Potsdam	1 2	1 2
16	Regiment zu Fuss Flanss	Königsberg i. Pr.	2	2
17	„ „ „ la Motte	Cöslin, Rügenwalde	2	2
18	„ „ „ Derschau	Spandau	2	2
19	„ „ „ Markgraf Karl	Berlin	2	2
20	„ „ „ Graevenitz	Magdeburg	2	2
21	„ „ „ Marwitz	Halberstadt, Quedlinburg	2	2
22	„ „ „ Alt-Borcke	Stargard, Pyritz	2	2
23	„ „ „ Sydow	Berlin	2	2
24	„ „ „ Schwerin	Frankfurt, Fürstenwalde, Züllichau, Crossen, Münchenberg	2	2
25	„ „ „ Kalkstein	Berlin	2	2
26	„ „ „ Kleist	Berlin	2	2
27	„ „ „ Prinz Leopold	Stendal, Gardelegen	2	2
28	Füsilier-Regiment Alt-Dohna	Wesel	2	2
29	„ „ Jung-Borcke[1])	Wesel	2	2
30	„ „ Jeetze[1])	Anklam, Demmin	2	2
31	„ „ Dossow	Wesel	2	2
32	Feld-Bataillon Beaufort[2]) „ „ Kroecher[2])	Minden Geldern	1 1	1 1
33	Füsilier-Regiment Persode	Brandenburg	2	2
34	Regiment zu Fuss Prinz Ferdinand	Berlin	2	2
35	Füsilier-Regiment Prinz Heinrich	Magdeburg	2	2
36	„ „ Münchow	Potsdam	2	2
37	„ „ Camas	Potsdam	2	2
38	„ „ Jung-Dohna	Berlin	2	2
39	„ „ Braunschweig	Prenzlau, Mohrin	2	2
		Zusammen	79	79

[1]) Die Regimenter Jung-Borcke und Jeetze wurden noch im Laufe des Jahres 1740 Musketier-Regimenter.

[2]) Die Feld-Bataillons Beaufort und Kroecher waren selbstständig; im Jahre 1743 wurden sie als Füsilier-Regiment Jung-Schwerin zu einem Regimente vereinigt.

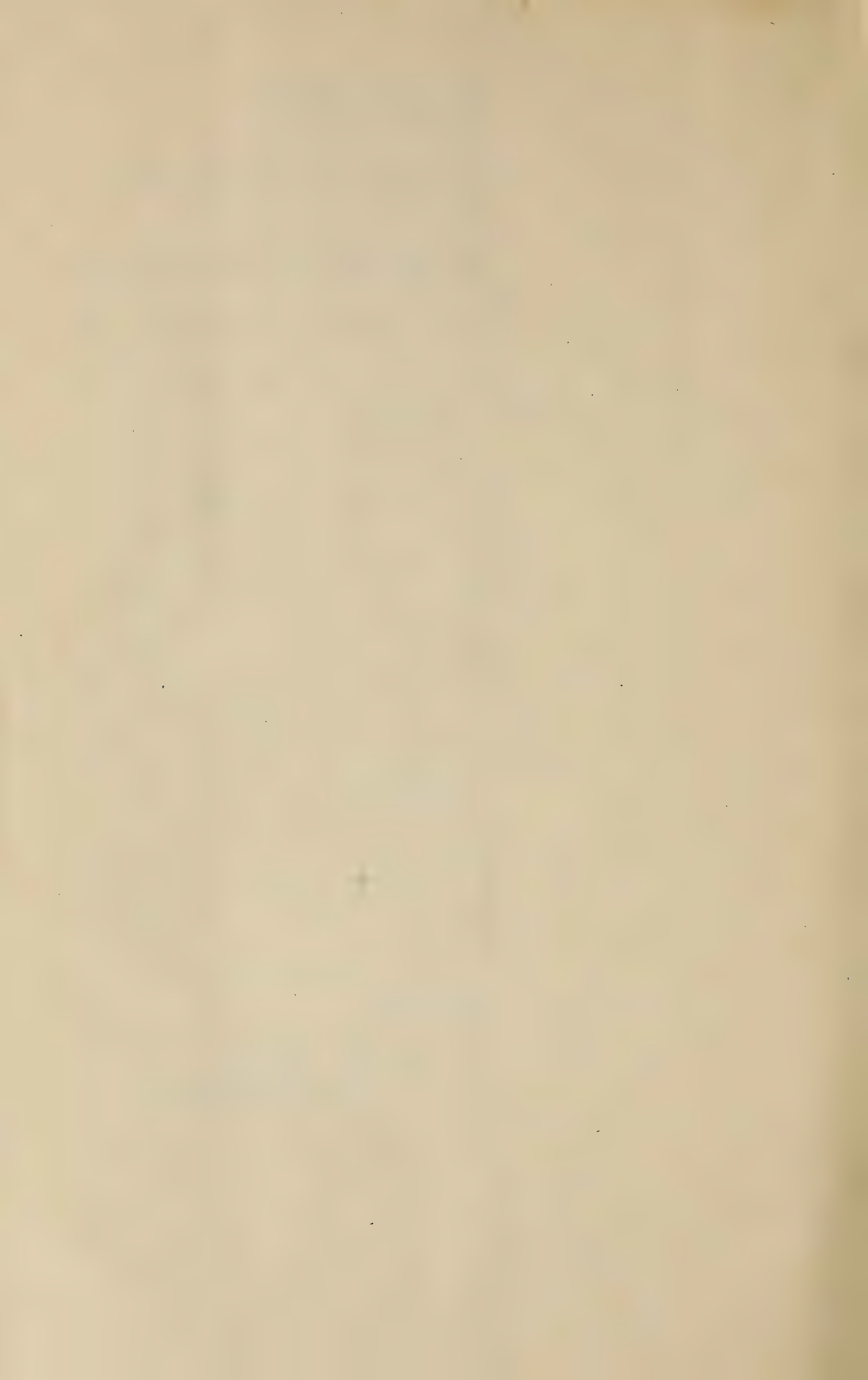


UEBERSICHT

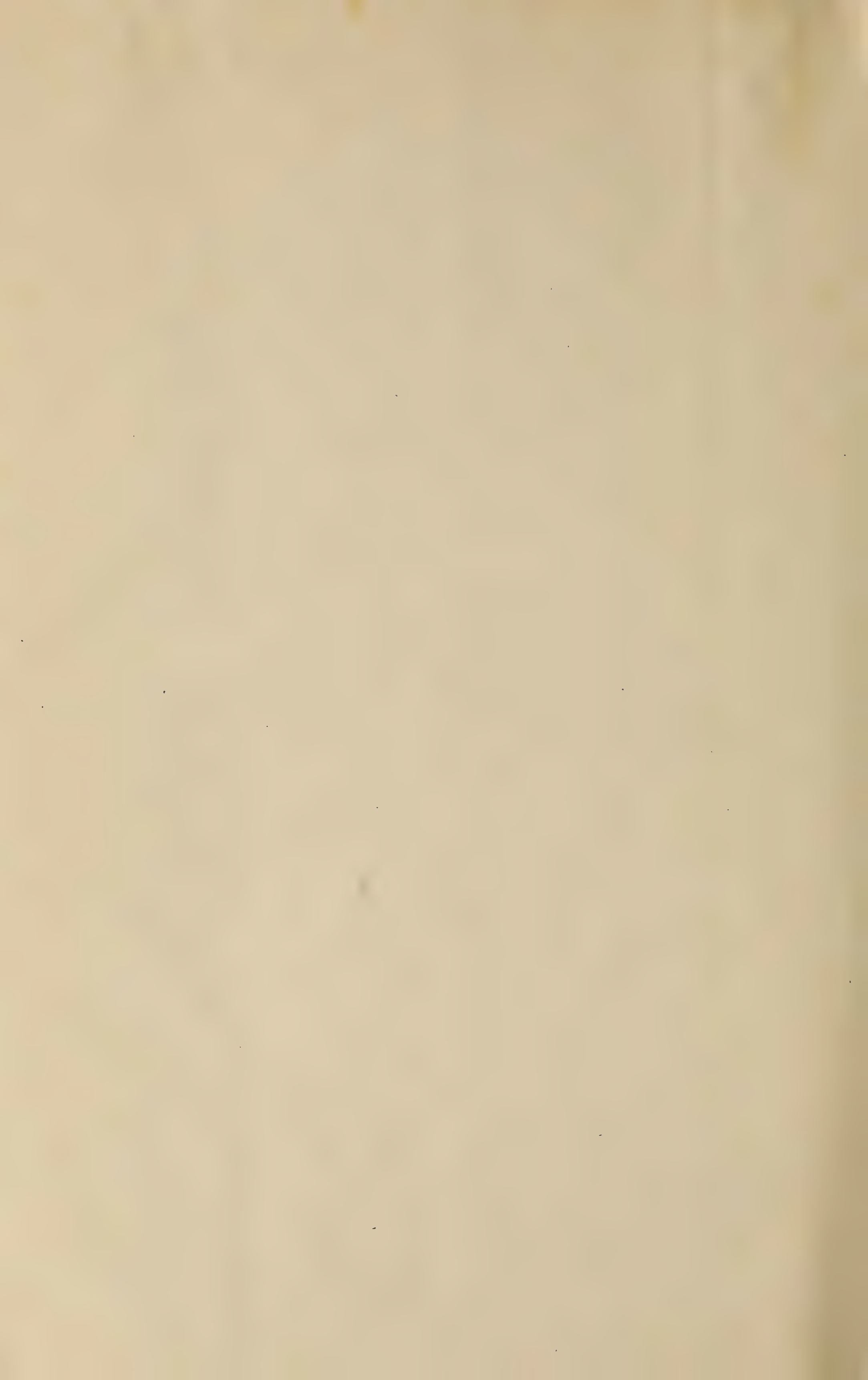
der

preussischen Cavallerie-Regimenter im December 1740.

Laufende Nr.	Name des Truppentheils	Standort vor dem Ersten Schlesischen Kriege	Anzahl der Escadrons
	Regimenter zu Pferde.		
1	Buddenbrock	Riesenburg, Marienwerder etc.	5
2	Prinz Wilhelm	Kyritz, Wusterhausen etc.	5
3	Leib-Regiment	Schönebeck, Hadmersleben etc.	5
4	Gessler	Mohrungen, Saalfeld etc.	5
5	Prinz Friedrich	Schwedt, Wrietzen etc	5
6	Prinz Eugen	Aschersleben	5
7	Bredow	Salzwedel, Tangermünde etc.	5
8	Jung-Waldow	Wehlau, Labiau etc.	5
9	Katte	Angerburg	5
10	Gensdarmes	Berlin	5
11	Leib-Carabiniers	Rathenow, Burg etc.	5
12	Alt-Waldow	Königsberg i Pr. etc.	5
13	Gardes du Corps	Charlottenburg	1
		Summe der Escadrons	61
	Dragoner-Regimenter.		
1	Platen	Belgard, Zanow etc.	15
2	Sonsfeld	Duisburg, Rees etc	5
3	Grenadiere zu Pferde Schulenburg	Landsberg a. W.	10
4	Bayreuth	Pasewalk, Garz etc.	10
5	Möllendorf	Insterburg, Darkehmen etc	10
6	Thümen	Tilsit	10
		Summe der Escadrons	60
	Husaren-Regimenter.		
1	Preuss. Husaren-Corps Bronikovski	Goldapp, Ragnit etc.	6
2	Berliner Leibcorps-Husaren	Berlin	3
3	Bandemer	Lyck, Johannisburg etc.	5
		Summe der Escadrons	14







XVIII.

Stand der französischen Armee im December 1740.[1])

Maison militaire du roi.

4	Compagnien Leib-Garde (Gardes du corps)	1.348
1	Compagnie schweizerische Hundert-Garden (cent gardes suisses)	100
1	„ Thorwachen (gardes de la porte)	50
1	„ Garden des Obersthofmarschallamts (garde de la prévôté de l'hôtel)	90
1	Compagnie Garde-Gendarmen (gendarmes de la garde)	210
1	„ leichte Garde-Reiter (chevaux-légers de la garde)	210
2	Compag. Garde-Musketiere (mousquetaires de la garde) à 198 Mann	396
1	„ königliche Grenadiere zu Pferd (grenadiers à cheval du roi)	130
1	Regiment französische Garden (gardes françaises)	3.630
1	„ Schweizer-Garden (gardes suisses)	2.323
	Summe der Mannschaften des „maison militaire du roi"	8.487

Gendarmerie.

10	Compagnien Gendarmen und 6 Compagnien leichte Reiter (chevaux-légers)	640

Französische und fremde Infanterie.

122	Regimenter mit 193 Bataillonen	102.950
1	Compagnie Arquebusierevon Roussillon, genannt Miquelets[2]) (arquebusiers du Roussillon, dits miquelets) in Corsica	60

Mannschaften der aufgestellt gebliebenen Milizen.

(Soldats de milices conservées)

100	Bataillone à 6 Compagnien à 50 Mann	30.000

Leichte französische und fremde Cavallerie.

60	Regimenter mit 164 Escadronen, einschliesslich der königlichen Carabiniers	17.056

Dragoner.

15	französische Regimenter mit 60 Escadronen	6.240
10	Infanterie-Frei-Compagnien	322
8	Dragoner- „ „	260
3	detachierte Schweizer-Compagnien (compagnies détachées suisses et grisonnes)	140
3	vormalige französische Infanterie-Frei-Compagnien (compagnies franches anciennes d'infanterie française)	160
177	Compagnien des königlichen Invalidenhauses (compagnies de l'hôtel royal des Invalides)	10.820
27	Compagnien zu Fuss und zu Pferd der Garden der Gouverneure und Statthalter der Provinzen (gardes de gouverneurs et lieutenants généraux des provinces)	2.188
1	Compagnie der Connétablie von Frankreich (de la connétablie de France)	48
31	Compagnien Landreiter des Königreiches (des maréchaussées du royaume)	2.915
1	Compagnie der Generalvorstehung der Landreiter von Frankreich	64
	Summe der Mannschaften des Landheeres	182.350
	Hiezu Officiere	16.642
	Gesammtsumme	198.992

Französische und fremde Infanterie.[3])

Stand.

99 französische Regimenter	5 Regimenter à 4 Bataillone	20	156 Bataillone
	13 „ à 3 „	39	
	16 „ à 2 „	32	
	65 „ à 1 „	65	
1 Regiment Royal-Artillerie			5 „
9 Schweizer-Regimenter, einschliesslich des Regiments Karrer, welches damals im Dienste der Marine in Rochefort stand		17	19 „
1 Regiment Graubündtner à 2 Bataillone		2	
5 deutsche Regimenter	1 Regiment à 2 Bataillone	2	6 „
	4 Regimenter à 1 Bataillon	4	
5 irländische Regimenter à 1 Bataillon			5 „
1 italienisches Regiment (Royal-Italien) à 1 Bataillon			1 „
1 corsisches Regiment (Royal-Corse) à 1 Bataillon			1 „
122 Regimenter			193 Bataillone.

Namen der Regimenter zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges.

1. Picardie.
2. Champagne.
3. Navarre.
4. Piémont.
5. Normandie.
6. La Marine.
7. Bourbonnais
8. Rohan.
9. Auvergne.
10. Tallard.
11. Marsan.
12. Le Roi.
13. Royal.
14. Poitou.
15. Lyonnais.
16. Dauphin.
17. Gondrin.
18. Tourraine.
19. Anjou.
20. Eu.
21. Noailles.
22. Montmorin.
23. Souvré.
24. La Reine.
25. Limousin.
26. Royal-Vaisseaux.
27. Orléans.
28. La Couronne.
29. Bretagne.
30. Le Perche.
31. Artois.
32. Rochechouart.
33. Ouroy.
34. La Sarre.
35. La Fère.
36. Alsace (allemand).
37. Royal-Roussillon.
38. Condé.
39. Bourbon.
40. Beauvoisis
41. Rouergue.
42. Bourgogne
43. Royal-la-Marine.
44. Vermandois.
45. Saxe (allemand).
46. Royal-Artillerie.
47. Royal-Italien.
48. May (suisse)
49. Seedorf (suisse).
50. Bettens (suisse).
51. Tschudy (suisse).
52. Languedoc.
53. Puyguyon.
54. Médoc.
55. Duras.
56. Senneterre.
57. Royal-Comtois.
58. Monconseil.
59. Provence.
60. Wilttemer (suisse).
61. La Cour-au-Chantre (suisse).
62. Mortemart.
63. Biron.
64. Nice.
65. La Mark (allemand).
66. Penthièvre.
67. Guyenne.
68. Lorraine.
69. Flandre.
70. Berry.
71. Béarn.
72. Haynault.
73. Boulonnais.
74. Angoumois.
75. Périgord.
76. Saintonge.
77. Bigorre.
78. Forez.
79. Cambrésis.
80. Tournaisis.
81. Foix.
82. Bresse.
83. La Marche.
84. Quercy.
85. Nivernois.
86. Brie.
87. Soissonnais.
88. Île-de-France.
89. Vexin.
90. Aunis.
91. Beauce.
92. Dauphiné.
93. Vivarais.
94. Luxembourg.
95. Bassigny.
96. Beaujolais.
97. Ponthieu.
98. La Vallière.
99. Montmorency.
100. Diesbach (suisse).
101. Courten (suisse).
102. Bulkeley (irlandais).
103. Clare (irlandais).
104. Dillon (irlandais).
105. Appelgrehen (allemand).
106. Rosnyvinen.
107. Chartres.
108. Blaisois.
109. Gâtinois.
110. Conty.
111. Auxerrois.
112. Agénois.
113. Santerre.
114. Deslandes.
115. Rooth (irlandais).
116. Berwick (irlandais).
117. Enghien.
118. Royal-Bavière (allemand).
119. Karrer (suisse).
120. Travers (grison).

Leichte französische und fremde Cavallerie.[4])

Stand.

37	Regimenter à 3 Escadronen	111 Escadronen
1	Regiment königliche Carabiniers	10 „
21	Regimenter à 2 Escadronen	42 „
1	Regiment Esterházy-Husaren	1 „
60	Regimenter	164 Escadronen

[1]) Pajol, Les guerres sous Louis XV. Tome VII, 299.
[2]) Gebirgsjäger.
[3]) Pajol, Les guerres sous Louis XV. Tome VII, 63, 64.
[4]) Pajol, Les guerres sous Louis XV. Tome VII, 298.

